This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

H. Beling und J. Sohnhorst

Unsere Pflanzen

25228.34.1.4

Harvard College Library

CHRISTO ECCLESIAE
VE RI
VE RI
VE RI

Unſere Pflanzen

nach

ihren deutſchen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geſchichte und Literatur.

Beiträge

zur Belebung des botaniſchen Unterrichts und zur Pflege ſinniger Freude in und an der Natur,

für Schule und Haus

geſammelt und herausgegeben von

H. Reling,
Königl. Präparandenanſtalts-Vorſteher in Wanderſleben,

und

J. Bohnhorſt,
Lehrer am Gymnaſium in Halberſtadt.

Vierte, vermehrte Auflage.

Gotha.
Verlag von E. F. Thienemann.
1904.

25228.34.1.4

HARVARD COLLEGE
JUN 2 1914
LIBRARY.
Gift of
Edwin S. Mullins

Vorrede zur ersten Auflage.

In dem vorliegenden Buche bieten die Herausgeber eine Gabe für Haus und Schule dar.

Wenn der Vater an einem heiteren Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar hinaus in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, da kümmert er sich wenig um die Anzahl der Staubgefäße dieser oder jener Blume, die am schmalen Rain zwischen den grünenden Fluren oder aus dem taufrischen Wiesengrunde ihr Köpfchen emporhebt, aber mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei ihrer schlichten Schönheit, und durch kurzen Hinweis sucht er auch in seinen Kindern Sinn und Verständnis dafür zu erwecken; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönsten von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingsstrauße für die daheim gebliebene Mutter einreiht. Dann erzählt der Vater auch wohl aus den eigenen, entschwundenen Jugendtagen und weiß auch manches über die gesammelten Blumen bezüglich ihrer Bedeutung und Verwendung in dem alten Volksglauben und der noch lebendigen Volkssitte zu berichten. Wie horchen da die jungen Herzen auf, und mit was für ganz anderen Augen betrachten sie die Blume, wenn sie gar eine liebliche Sage von derselben vernommen! Freilich, der Väter sind jetzt leider nur wenige, die aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerung derartiges mitteilen können, andere, die es gern möchten, haben wenig Gelegenheit zu solcher Sammlung und Erfahrung gehabt. Ihnen allen bieten wir im vorliegenden Buche für den Kreis ihrer Familie eine Gabe dar, bei deren Zusammenstellung uns die angedeuteten Erwägungen maßgebend gewesen sind.

Und neben dem Hause reichen wir unsere Arbeit der Schule dar. Wir haben kein methodisches Lehrbuch für den botanischen Unterricht liefern wollen, weder für Gymnasien noch Realschulen, weder für Seminare noch höhere Töchterschulen, weder für Mittel- noch Volksschulen; aber für alle genannten Schulen glauben wir zu den vorhandenen Lehrbüchern eine Ergänzung zu geben, und zwar nach der Seite der sinnigen Naturbetrachtung hin. Denn wir möchten gleich von vornherein der aufkeimenden Ansicht

begegnen, als ob wir vielleicht der Meinung wären, daß die botanischen Lehrstunden fortan nur zur Übermittelung der von uns gebotenen Mitteilungen benutzt werden sollten. Die deskriptive Naturbetrachtung hat ihre notwendigen Aufgaben, gegen deren Erreichung wir hier nicht polemisieren wollen; doch nehmen wir keinen Anstand, zu erklären, daß da, wo der Unterricht nur eine Beschreibung der Pflanze von ihren Wurzelfasern bis zur Bildung und Einhüllung der Frucht bietet, nach unserer Ansicht und Erfahrung für Erweckung des Interesses, für Pflege des Natursinns, für Förderung edler Freude in und an der Natur zuwenig gegeben wird; denn der Mensch ist nicht nur Verstand, er ist auch Gemüt, und gerade dem deutschen Volke ist seelenvolle Innigkeit und feinfühlige Sinnigkeit, die sich gern in das schaffende Walten und Weben der Natur versenken, in ganz besonderem Grade eigentümlich. Mag deshalb auch vor den nüchternen Augen eines stark realistisch angehauchten Kritikers, welcher bei den sich ihm darbietenden Objekten der Natur in erster Linie nur nach ihrem Nutzen und Schaden fragt, die Betonung und die Pflege dieser sinnigen und poetischen Gemütsrichtung keine Gnade finden, obschon sie wie ein zarter Hauch über dem Ganzen der Natur schweben sollte: so geben wir uns doch der Hoffnung hin, daß vielen Lehrern, die in ihrem Unterrichte neben sorgfältiger Anleitung zu genauer Kenntnis und scharfer Beobachtung auch darauf bedacht sind, die Pflanzenwelt dem gemütvollen Empfinden ihrer Kinder näher zu rücken, unsere Gabe nicht unwillkommen sein wird; sie werden aus dem gebotenen Stoff leicht für ihre Bedürfnisse eine Auswahl treffen können.

Was das Material selbst anbetrifft, so sei bemerkt, daß wir neben der Bedeutung der gebräuchlichsten Volksnamen vor allem die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Pflanzenwelt und Mythologie und Volksglauben, Sitte und Sage, Geschichte und Literatur berücksichtigt haben, und daß im Vordergrunde unseres Interesses besonders das deutsche Volk gestanden hat. Nur hier und da ist ein Blick auf andere Völker, zumeist auf die alten Griechen und Römer, geworfen worden.

Die volkstümlichen Namen, welche unsere Pflanzen oft führen, sind nicht das Ergebnis einer verstandesmäßigen Reflexion, sondern ein Zeugnis der sinnigen Naturauffassung unserer Vorfahren, die ihre ästhetischen Empfindungen oder frommen Gefühle in die Natur hinein verlegten. Aus diesem Grunde haben wir auch weniger Wert auf die philologische, resp. etymologische Bedeutung der Pflanzennamen gelegt (obschon diese Seite nicht unberücksichtigt geblieben ist), sondern haben überall in vorwiegender Weise die volkstümliche Auffassung betont.

Dasselbe gilt auch von den Sagen und Legenden, wie von den Beziehungen der Pflanzen zu den Sitten und Gebräuchen unseres Volkslebens, die nicht so ohne weiteres in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen zu werden verdienen, sondern die meist als beachtenswerte Denkmäler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung noch heute ein lebendiges Interesse für uns haben. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, leben sie, wenn auch in mannigfach veränderter Gestalt, noch heute im Volke fort und sprießen aus den Wurzeln einer alten Vergangenheit in jeder neuen Generation in unverwüstlicher Lebenskraft empor. Sie gleichen jenen Terebinthen im Haine Mamre — wo einst Abraham wohnte —, von denen ein Reisender des Morgenlandes erzählt, daß aus den alten Wurzeln der schon vor Jahrhunderten abgehauenen Stämme in jedem Frühlinge frische Schößlinge hervortreiben, obgleich die räuberischen Beduinen diese nie zu kräftiger Entwickelung kommen lassen. Den altertümlichen Volksglauben, wenn auch freilich oft in Aberglauben entartet, deshalb so ohne weiteres auszurotten, ist nicht wohlgetan. Als Bonifatius einst mit wuchtigen Hieben die Donareiche bei Geismar fällte, da übergab er das Holz derselben nicht dem Feuer, sondern verwendete es zum Bau einer Kapelle; — wir sollten meinen, daß dieses Beispiel auch für uns ein Wink sein könnte, die poetische und sinnige Auffassung der Natur des Pflanzenlebens unserer Vorfahren für höhere Zwecke zu benutzen und sie dem gesamten pädagogischen Interesse dienstbar zu machen. Auch hier gilt das bekannte Mahnwort: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin."

Und neben diese Mitteilungen, die uns oft aus grauester Urzeit überliefert worden sind, haben wir poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit gestellt, in denen die sinnige Auffassung unserer Pflanzenwelt zum Ausdruck gekommen ist. Die neuere Dichtung bietet des Schönen auf diesem Gebiete soviel, daß es wirklich beklagenswert wäre, wenn diese lieblichen Stimmen durch das wilde Getöse einer aufgeregten Zeitrichtung so ganz erstickt würden. Jeder wahre Dichter — und ihm sollten wir es alle gleichtun — hält es mit N. Lenaus schönen Worten:

„An Blumen freut sich mein Gemüte,
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah durch Duft und Blüte
Und durch ihr Schweigen doch so fern." —

Was wir in den uns zu Gebote stehenden Büchern an einschlägigen Mitteilungen gefunden, haben wir, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, in den nachfolgenden Skizzen zusammengestellt; besonders haben wir die Schriften von folgenden Autoren mit Dank benutzt: J. Grimm, Simrock,

Weigand, Andreſen, Wuttke, Hehn, Lennis, A. Ritter von Perger, Mannhard, M. v. Strantz, Grube, Maſius, Kummer, Wagener, Ruß, Roßmäßler, Funke, M. v. Nathuſius, P. Klein, Schleiden, Robolsky, Warnke, Pröhle, Schreiber, Schwab, Brand u. m. a.; auch die treffliche Zeitſchrift „Die Natur“ von Dr. Müller, welche beſonders in den letzten Jahren manche einſchlägige Mitteilung gebracht hat, möchten wir nicht unerwähnt laſſen.

An alle aber, die ſich für die Idee unſeres Buches intereſſieren, richten wir die herzliche Bitte, etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zuſendung bezüglicher Mitteilungen beſeitigen zu helfen. Wir verſichern im voraus unſere Dankbarkeit.

Und ſo ſchicken wir denn unſere Arbeit mit dem Wunſche hinaus in die Welt, daß ſie in recht vielen Herzen die gleiche Liebe für Gottes ſchöne Natur erwecken möge, die uns ſelbſt bei Abfaſſung unſeres Buches beſeelt hat.

D. H.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die erſte Auflage gefunden hat, iſt den Herausgebern Veranlaſſung geworden, die geſammelten Stoffe einer gründlichen Durchſicht zu unterwerfen, manches auszuſcheiden, anderes hinzuzufügen. Geäußerte Wünſche ſind nach Möglichkeit berückſichtigt. Bezüglich des Verlangens nach noch größerer Vollſtändigkeit in den Mitteilungen müſſen wir bemerken, das dieſelbe nicht in dem Plane des Buches liegt, und werden deshalb weitergehende Wünſche auf die im Text angeführten Quellen verwieſen.

Über die Tendenz des Buches gibt die Vorrede zur erſten Auflage ausführlichen Aufſchluß. Mit hoher Freude hat es uns erfüllt, daß unſere Beſtrebungen auch auf der XXVIII. Allgemeinen Deutſchen Lehrerverſammlung zu Augsburg durch den Schuldirektor Albert Richter in Leipzig einen ſo beredten Ausdruck gefunden haben. Nach dem Berichte der „Allgemeinen Deutſchen Lehrerzeitung“ äußerte ſich der rühmlichſt bekannte Schulmann in ſeinem Vortrage „Volkstum und Volksſchule“ in bezug auf die volkstümliche Geſtaltung der Naturgeſchichte: „Wir ſollten vor allen Dingen auch nicht unterlaſſen, mit unſeren Schülern davon zu reden, wie das Volk mit ſeinem Gemüte die Natur verklärt hat, wie es oft in einem einzigen Namen, mit dem es eine Pflanze benannte, ein Gedicht geſchaffen hat, wie es oft mit wunderbarer Schärfe der Beobachtung einem Naturweſen das Charakteriſtiſche ſeiner Erſcheinung oder ſeiner Lebensäußerungen abgelauſcht und in

dem Namen wiedergegeben hat, wie es Bäume und Blumen mit sinnigen Sagen umkleidet . . . . . Das Kind soll erfahren, welche Bedeutung eine Pflanze früher im Haushalte des Volkes, in seinen Gebräuchen und Sitten gehabt hat, wie diese oder jene Pflanze von den Vorfahren heilig gehalten wurde, wie diese oder jene ihnen ein Symbol der Freude, der Trauer, der Treue, der Unschuld usw. war, während eine andere ihnen als Abbild und Zeichen sittlicher Verwerflichkeit galt. Solchem Unterrichte werden die Schüler strahlenden Auges beiwohnen, sie werden fühlen, warum der Lehrer von solchen Dingen mit ihnen redet, und sie werden es dankbar empfinden. Ein verklärender Schein wird sich verbreiten über Dinge, die sie schon gewußt, aber nicht gewürdigt haben, und dieser verklärende Schein wird sich auch über die ausbreiten, von denen sie im Hause diese Kenntnis empfangen haben, sowie über die Vorfahren, von denen solche Kenntnis ererbt ist und von deren denkendem Geiste und sinnigem Gemüte sie Zeugnis ablegt."

Möge das Buch auf seiner neuen Wanderung in Schule und Haus zu den alten Freunden recht viele neue gewinnen!

D. H.

Vorrede zur dritten Auflage.

Im Vergleich zu der Bearbeitung der zweiten Auflage sind die Änderungen der gegenwärtigen nur gering. Einige Pflanzen sind neu hinzugekommen, und die poetischen Beigaben sind besonders durch die gemütvollen und sinnigen Blumengedichte von Joh. Trojan ergänzt worden.

Möge das Buch auch auf seiner neuen Wanderung zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur beitragen!

D. H.

Vorrede zur vierten Auflage.

Trotzdem in den letzten Jahren mehrere Bücher ähnlichen Inhaltes erschienen sind, ist die dritte Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit vergriffen. Bei der Bearbeitung der neuen Ausgabe sind außer vielfachen Ergänzungen einzelner Artikel besonders die poetischen Beigaben einer sorgfältigen Prüfung unterworfen, und manche älteren minderwertigen Gedichte durch bessere aus neuerer Zeit ersetzt worden.

D. H.

Unsere Pflanzen

nach

ihren deutschen Volksnamen, ihrer Stellung in Mythologie und Volksglauben, in Sitte und Sage, in Geschichte und Literatur.

Beiträge

zur Belebung des botanischen Unterrichts und zur Pflege sinniger Freude in und an der Natur,

für Schule und Haus

gesammelt und herausgegeben von

K. Reking,
Königl. Präparandenanstalts-Vorsteher in Wandersleben,

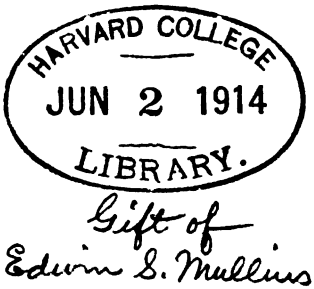
und

J. Bohnhorst,
Lehrer am Gymnasium in Halberstadt.

Vierte, vermehrte Auflage.

Gotha.
Verlag von E. F. Thienemann.
1904.

25228.34.1.4



Gift of
Edwin S. Mullins

Vorrede zur ersten Auflage.

In dem vorliegenden Buche bieten die Herausgeber eine Gabe für Haus und Schule dar.

Wenn der Vater an einem heiteren Frühlingstage mit seiner fröhlichen Kinderschar hinaus in die vom Lerchenjubel erklingende Natur zieht, da kümmert er sich wenig um die Anzahl der Staubgefäße dieser oder jener Blume, die am schmalen Rain zwischen den grünenden Fluren oder aus dem taufrischen Wiesengrunde ihr Köpfchen emporhebt, aber mit desto herzinnigerer Freude verweilt sein Blick bei ihrer schlichten Schönheit, und durch kurzen Hinweis sucht er auch in seinen Kindern Sinn und Verständnis dafür zu erwecken; sein munterer Knabe springt hierhin und dorthin, die schönsten von Floras Kindern zu pflücken und sie der sanfteren Schwester zu bringen, welche die holden Blumen dem schmucken Frühlingsstrauße für die daheim gebliebene Mutter einreiht. Dann erzählt der Vater auch wohl aus den eigenen, entschwundenen Jugendtagen und weiß auch manches über die gesammelten Blumen bezüglich ihrer Bedeutung und Verwendung in dem alten Volksglauben und der noch lebendigen Volkssitte zu berichten. Wie horchen da die jungen Herzen auf, und mit was für ganz anderen Augen betrachten sie die Blume, wenn sie gar eine liebliche Sage von derselben vernommen! Freilich, der Väter sind jetzt leider nur wenige, die aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerung derartiges mitteilen können, andere, die es gern möchten, haben wenig Gelegenheit zu solcher Sammlung und Erfahrung gehabt. Ihnen allen bieten wir im vorliegenden Buche für den Kreis ihrer Familie eine Gabe dar, bei deren Zusammenstellung uns die angedeuteten Erwägungen maßgebend gewesen sind.

Und neben dem Hause reichen wir unsere Arbeit der Schule dar. Wir haben kein methodisches Lehrbuch für den botanischen Unterricht liefern wollen, weder für Gymnasien noch Realschulen, weder für Seminare noch höhere Töchterschulen, weder für Mittel- noch Volksschulen; aber für alle genannten Schulen glauben wir zu den vorhandenen Lehrbüchern eine Ergänzung zu geben, und zwar nach der Seite der sinnigen Naturbetrachtung hin. Denn wir möchten gleich von vornherein der aufkeimenden Ansicht

begegnen, als ob wir vielleicht der Meinung wären, daß die botanischen Lehrstunden fortan nur zur Übermittelung der von uns gebotenen Mitteilungen benutzt werden sollten. Die deskriptive Naturbetrachtung hat ihre notwendigen Aufgaben, gegen deren Erreichung wir hier nicht polemisieren wollen; doch nehmen wir keinen Anstand, zu erklären, daß da, wo der Unterricht *nur* eine Beschreibung der Pflanze von ihren Wurzelfasern bis zur Bildung und Einhüllung der Frucht bietet, nach unserer Ansicht und Erfahrung für *Erweckung des Interesses*, für *Pflege des Natursinns*, für *Förderung edler Freude in und an der Natur* zuwenig gegeben wird; denn der Mensch ist nicht nur *Verstand*, er ist auch *Gemüt*, und gerade dem deutschen Volke ist *seelenvolle Innigkeit* und *feinfühlige Sinnigkeit*, die sich gern in das schaffende Walten und Weben der Natur versenken, in ganz besonderem Grade eigentümlich. Mag deshalb auch vor den nüchternen Augen eines stark realistisch angehauchten Kritikers, welcher bei den sich ihm darbietenden Objekten der Natur in erster Linie nur nach ihrem Nutzen und Schaden fragt, die Betonung und die Pflege dieser *sinnigen* und *poetischen Gemütsrichtung* keine Gnade finden, obschon sie wie ein zarter Hauch über dem Ganzen der Natur schweben sollte: so geben wir uns doch der Hoffnung hin, daß vielen Lehrern, die in ihrem Unterrichte neben *sorgfältiger Anleitung zu genauer Kenntnis* und *scharfer Beobachtung* auch darauf bedacht sind, die Pflanzenwelt dem *gemütvollen Empfinden* ihrer Kinder näher zu rücken, unsere Gabe nicht unwillkommen sein wird; sie werden aus dem gebotenen Stoff leicht für ihre Bedürfnisse eine *Auswahl* treffen können.

Was das Material selbst anbetrifft, so sei bemerkt, daß wir neben der Bedeutung der gebräuchlichsten Volksnamen vor allem die mannigfaltigen Beziehungen zwischen Pflanzenwelt und Mythologie und Volksglauben, Sitte und Sage, Geschichte und Literatur berücksichtigt haben, und daß im Vordergrunde unseres Interesses besonders das *deutsche Volk* gestanden hat. Nur hier und da ist ein Blick auf andere Völker, zumeist auf die alten Griechen und Römer, geworfen worden.

Die *volkstümlichen Namen*, welche unsere Pflanzen oft führen, sind nicht das Ergebnis einer verstandesmäßigen Reflexion, sondern ein Zeugnis der sinnigen Naturauffassung unserer Vorfahren, die ihre ästhetischen Empfindungen oder frommen Gefühle in die Natur hinein verlegten. Aus diesem Grunde haben wir auch weniger Wert auf die philologische, resp. etymologische Bedeutung der Pflanzennamen gelegt (obschon diese Seite nicht unberücksichtigt geblieben ist), sondern haben überall in vorwiegender Weise die volkstümliche Auffassung betont.

Dasselbe gilt auch von den Sagen und Legenden, wie von den Beziehungen der Pflanzen zu den Sitten und Gebräuchen unseres Volkslebens, die nicht so ohne weiteres in die Rumpelkammer der Vergessenheit geworfen zu werden verdienen, sondern die meist als beachtenswerte Denkmäler einer untergegangenen religiösen Weltanschauung noch heute ein lebendiges Interesse für uns haben. Von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, leben sie, wenn auch in mannigfach veränderter Gestalt, noch heute im Volke fort und sprießen aus den Wurzeln einer alten Vergangenheit in jeder neuen Generation in unverwüstlicher Lebenskraft empor. Sie gleichen jenen Terebinthen im Haine Mamre — wo einst Abraham wohnte —, von denen ein Reisender des Morgenlandes erzählt, daß aus den alten Wurzeln der schon vor Jahrhunderten abgehauenen Stämme in jedem Frühlinge frische Schößlinge hervortreiben, obgleich die räuberischen Beduinen diese nie zu kräftiger Entwickelung kommen lassen. Den altertümlichen Volksglauben, wenn auch freilich oft in Aberglauben entartet, deshalb so ohne weiteres auszurotten, ist nicht wohlgetan. Als Bonifatius einst mit wuchtigen Hieben die Donareiche bei Geismar fällte, da übergab er das Holz derselben nicht dem Feuer, sondern verwendete es zum Bau einer Kapelle; — wir sollten meinen, daß dieses Beispiel auch für uns ein Wink sein könnte, die poetische und sinnige Auffassung der Natur des Pflanzenlebens unserer Vorfahren für höhere Zwecke zu benutzen und sie dem gesamten pädagogischen Interesse dienstbar zu machen. Auch hier gilt das bekannte Mahnwort: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin."

Und neben diese Mitteilungen, die uns oft aus grauester Urzeit überliefert worden sind, haben wir poetische Erzeugnisse der neueren und neuesten Zeit gestellt, in denen die sinnige Auffassung unserer Pflanzenwelt zum Ausdruck gekommen ist. Die neuere Dichtung bietet des Schönen auf diesem Gebiete soviel, daß es wirklich beklagenswert wäre, wenn diese lieblichen Stimmen durch das wilde Getöse einer aufgeregten Zeitrichtung so ganz erstickt würden. Jeder wahre Dichter — und ihm sollten wir es alle gleichtun — hält es mit N. Lenaus schönen Worten:

„An Blumen freut sich mein Gemüte,
Und ihren Rätseln lausch' ich gern,
Wie sie uns nah durch Duft und Blüte
Und durch ihr Schweigen doch so fern." —

Was wir in den uns zu Gebote stehenden Büchern an einschlägigen Mitteilungen gefunden, haben wir, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, in den nachfolgenden Skizzen zusammengestellt; besonders haben wir die Schriften von folgenden Autoren mit Dank benutzt: J. Grimm, Simrock,

Weigand, Andreſen, Wuttke, Hehn, Leunis, A. Ritter von Perger, Mannhard, M. v. Strantz, Grube, Maſius, Kummer, Wagener, Ruß, Roßmäßler, Funke, M. v. Nathuſius, P. Klein, Schleiden, Robolsky, Warnke, Pröhle, Schreiber, Schwab, Brand u. m. a.; auch die treffliche Zeitſchrift „Die Natur“ von Dr. Müller, welche beſonders in den letzten Jahren manche einſchlägige Mitteilung gebracht hat, möchten wir nicht unerwähnt laſſen.

An alle aber, die ſich für die Idee unſeres Buches intereſſieren, richten wir die herzliche Bitte, etwaige Lücken und Mängel durch freundliche Zuſendung bezüglicher Mitteilungen beſeitigen zu helfen. Wir verſichern im voraus unſere Dankbarkeit.

Und ſo ſchicken wir denn unſere Arbeit mit dem Wunſche hinaus in die Welt, daß ſie in recht vielen Herzen die gleiche Liebe für Gottes ſchöne Natur erwecken möge, die uns ſelbſt bei Abfaſſung unſeres Buches beſeelt hat.

D. H.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche die erſte Auflage gefunden hat, iſt den Herausgebern Veranlaſſung geworden, die geſammelten Stoffe einer gründlichen Durchſicht zu unterwerfen, manches auszuſcheiden, anderes hinzuzufügen. Geäußerte Wünſche ſind nach Möglichkeit berückſichtigt. Bezüglich des Verlangens nach noch größerer Vollſtändigkeit in den Mitteilungen müſſen wir bemerken, das dieſelbe nicht in dem Plane des Buches liegt, und werden deshalb weitergehende Wünſche auf die im Text angeführten Quellen verwieſen.

Über die Tendenz des Buches gibt die Vorrede zur erſten Auflage ausführlichen Aufſchluß. Mit hoher Freude hat es uns erfüllt, daß unſere Beſtrebungen auch auf der XXVIII. Allgemeinen Deutſchen Lehrerverſammlung zu Augsburg durch den Schuldirektor Albert Richter in Leipzig einen ſo beredten Ausdruck gefunden haben. Nach dem Berichte der „Allgemeinen Deutſchen Lehrerzeitung“ äußerte ſich der rühmlichſt bekannte Schulmann in ſeinem Vortrage „Volkstum und Volksſchule“ in bezug auf die volkstümliche Geſtaltung der Naturgeſchichte: „Wir ſollten vor allen Dingen auch nicht unterlaſſen, mit unſeren Schülern davon zu reden, wie das Volk mit ſeinem Gemüte die Natur verklärt hat, wie es oft in einem einzigen Namen, mit dem es eine Pflanze benannte, ein Gedicht geſchaffen hat, wie es oft mit wunderbarer Schärfe der Beobachtung einem Naturweſen das Charakteriſtiſche ſeiner Erſcheinung oder ſeiner Lebensäußerungen abgelauſcht und in

dem Namen wiedergegeben hat, wie es Bäume und Blumen mit ſinnigen Sagen umkleidet . . . . . Das Kind ſoll erfahren, welche Bedeutung eine Pflanze früher im Haushalte des Volkes, in ſeinen Gebräuchen und Sitten gehabt hat, wie dieſe oder jene Pflanze von den Vorfahren heilig gehalten wurde, wie dieſe oder jene ihnen ein Symbol der Freude, der Trauer, der Treue, der Unſchuld uſw. war, während eine andere ihnen als Abbild und Zeichen ſittlicher Verwerflichkeit galt. Solchem Unterrichte werden die Schüler ſtrahlenden Auges beiwohnen, ſie werden fühlen, warum der Lehrer von ſolchen Dingen mit ihnen redet, und ſie werden es dankbar empfinden. Ein verklärender Schein wird ſich verbreiten über Dinge, die ſie ſchon gewußt, aber nicht gewürdigt haben, und dieſer verklärende Schein wird ſich auch über die ausbreiten, von denen ſie im Hauſe dieſe Kenntnis empfangen haben, ſowie über die Vorfahren, von denen ſolche Kenntnis ererbt iſt und von deren denkendem Geiſte und ſinnigem Gemüte ſie Zeugnis ablegt."

Möge das Buch auf ſeiner neuen Wanderung in Schule und Haus zu den alten Freunden recht viele neue gewinnen!

D. H.

Vorrede zur dritten Auflage.

Im Vergleich zu der Bearbeitung der zweiten Auflage ſind die Änderungen der gegenwärtigen nur gering. Einige Pflanzen ſind neu hinzugekommen, und die poetiſchen Beigaben ſind beſonders durch die gemütvollen und ſinnigen Blumengedichte von Joh. Trojan ergänzt worden.

Möge das Buch auch auf ſeiner neuen Wanderung zur Pflege ſinniger Freude in und an der Natur beitragen!

D. H.

Vorrede zur vierten Auflage.

Trotzdem in den letzten Jahren mehrere Bücher ähnlichen Inhaltes erſchienen ſind, iſt die dritte Auflage in verhältnismäßig kurzer Zeit vergriffen. Bei der Bearbeitung der neuen Ausgabe ſind außer vielfachen Ergänzungen einzelner Artikel beſonders die poetiſchen Beigaben einer ſorgfältigen Prüfung unterworfen, und manche älteren minderwertigen Gedichte durch beſſere aus neuerer Zeit erſetzt worden.

D. H.

Übersicht des Inhaltes.

			Seite
I. Der deutsche Wald		A. Becker	1
	Gruß an den Wald	F. M. Buthmann	5
	Im deutschen Wald	H. Behr	5
	Ich sah den Wald sich färben	E. v. Geibel	5
1.	**Die Eiche**		6
	Ja, dich nennt man mit Recht	W. Osterwald	6
	Aus den Gärten komm' ich	J. Hölderlin	6
	Wohl klingt die alte Weise	?	8
	Ich trat in einen hehren	N. Lenau	13
	Der schönste Schmuck	K. Pöls	13
	Wie ihr zu dem Wahn	Fr. Rückert	13
2.	**Die Buche**		13
	Im Buchenwald bei Sonnenschein	Fr. Adler	17
	Die schöne Buche	E. Mörike	17
3.	**Die Linde**		18
	Sei mir gegrüßt, o Lindenbaum	Fr. Oser	27
	Wo du auch stehst	W. Osterwald	27
	Die deutsche Linde	K. Hoffmann v. Nauborn	27
	Nachbar Helm und seine Linde	F. C. Honcamp	28
4.	**Die Birke**		29
	Birke mit dem weißen Stamme	Joh. Trojan	35
	Die Schönste	Joh. Trojan	36
	Der Hausvater und die Birke	G. Pfarrius	36
5.	**Der Ahorn**		37
	Ahornbäume im Gadmental	A. Knapp	38
	Ahornblätter	F. Schanz	39
6.	**Die Esche**		39
7.	**Die Ulme**		42
	Die Ulme zu Hirsau	L. Uhland	44
	Unter der Ulme	J. Wolff	45
8.	**Die Zitterpappel**		45
	Als den Herrn ans Kreuz	Fr. Rückert	47
	Einst ging der Herr	E. Kauffer	47
9.	**Der gemeine Vogelbeerbaum**		48
	Du standst im Lenzes Sonnenglanz	Joh. Trojan	49
10.	**Die Tanne**		49
	Auf des Berges hoher Spitze	F. Freiligrath	55
	Tanne, Tanne, o du kühne	Ferd. Bäßler	56
	Schlanke Tanne	Müller	56
	Tanne mit den dunklen Zweigen	K. Stelter	57

			Seite
11.	**Die Föhre**		58
	Der Föhrenbaum	H. Hölty	60
	Waldeinsamkeit	H. Lingg	60
12.	**Die Eibe**		60
	Der Eibenbaum	A. Tennyson	64
13.	**Der Wacholder**		64
14.	**Der Weißdorn**		66
	Weißdornbüschlein	J. G. Fischer	68
	Graf Eberhards Weißdorn	L. Uhland	68
	Blühender Rotdorn	Th. Amilius	69
	Kreuzdorn	W. Kritzinger	69
15.	**Der Haselstrauch**		69
	Es wollt' ein Mägdlein	Volkslied	73
	Zart mit purpurnen Fädchen	Krummacher	73
	Mit Eis bedeckt	Joh. Trojan	73
	Zwischen Blättern	K. Hoffmann v. Nauborn	73
	Die Haselrute	Br. Grimm	74
16.	**Die Stechpalme**		74
	Ein Stechpalmreis	J. V. v. Scheffel	75
17.	**Die Mistel**		76
18.	**Der Efeu**		82
	Da, wo der Efeu	W. v. Goethe	83
	Efeu und ein zärtlich Gemüt	W. v. Goethe	83
	Efeu, Efeu, Wintergrün	Krummacher	84
	Efeublüte	Joh. Trojan	84
19.	**Das Christophskraut**		84
20.	**Die Maiblume**		85
	Wie schlägt im Busch	Martin	86
	Maienglöcklein	Hoffmann v. Fallersleben	87
	Es kommt der Mai	Joh. Trojan	87
	Dich schuf voll reinster Lust	Joh. Trojan	87
	Rätsel	?	87
21.	**Die Erdbeere**		87
	Die Entstehung der Erdbeere	Fr. Rückert	89
	Die Erdbeere	A. Pöls	89
22.	**Das Lungenkraut**		90
23.	**Der Waldmeister**		90
	Im Walde grünt	J. Wolff	91
	Maitrank	H. Seidel	92
24.	**Die Schlüsselblume**		92
	Liebliche Blume	N. Lenau	95
	Hier an besonnter Halde	K. Gerok	95
25.	**Die Anemonen**		95
	's war in März	J. V. v. Scheffel	97
26.	**Die Akelei**		97
	Zum Blumenpflücken	Joh. Trojan	98
27.	**Der Kreuzenzian**		98
	Die Entstehung der Gentianen		99
28.	**Der Diptam**		100
29.	**Die Glockenblume**		101
	Blaue Blumen	K. Gerok	101
	Sie schweben und schwanken	R. Dietz	102
30.	**Der Frauenmantel**		102
	Tauschüsseli	Joh. Trojan	103

Seite

31. **Die Bibernelle** 103
32. **Der gemeine Dosten** 104
33. **Das Tausendgüldenkraut** 106
Wenn das Tausendgüldenkraut . . F. Rückert 106
34. **Der Aarousstab** 106
35. **Der gemeine Sauerklee** 107
36. **Der Seidelbast** 108
Blüten schmücken dich schon . . . J. Muth 108
So eilig hat's . . . . . Joh. Trojan 108
37. **Die Tollkirsche** 108
38. **Der Türkenbund** 109
39. **Der rote Fingerhut** 110
Fingerhut . . . . . Joh. Trojan 110
40. **Die Farnkräuter** 111
41. **Der Bärlapp** 115
42. **Die Schwämme** 116
43. **Die Moose** 117
Willst du stille Wunder . . . E. Schemel 118
Das bescheiden und still . . . L. W. Büschenthal 118
Jesus und das Moos . . . . H. v. Chezi 119
Das Moos und die Bäume . . . G. Pfarrius 121

II. **Feld und Flur** 122
Das Kornfeld . . . . . H. Masius 122
Was ist schöner als das Feld . . Joh. Trojan 125
44. **Der Roggen** 125
Es regt auf dem reifenden . . . J. Hammer 129
Es schläft die Luft . . . . . W. Stamm 130
Laß stehn die Blume . . . . . A. Kopisch 131
Dem dunkeln Schoß . . . . . F. v. Schiller. 132
Zwischen den Halmen . . . . . J. Sturm 132
Rätsel . . . . . ? 132
Es wallt das Korn . . . . . G. Keller 132
Die Kornähre . . . . . Br. Grimm 133
45. **Der Weizen** 133
Die Aussaat . . . . . H. Kletke 135
Die Ähren . . . . . W. Risch 136
Das Weizenfeld . . . . . H. Zeise 136
46. **Die Gerste** 136
47. **Der Hafer** 139
48. **Die Kartoffel** 140
Kartoffelblüte . . . . . K. Gerok 144
Neue Kartoffeln . . . . . Joh. Trojan 144
49. **Der Buchweizen** 145
50. **Der Flachs** 145
Lob des Flachses . . . . . J. Kerner 151
Der blühende Flachs . . . . . Krummacher 151
Rätsel . . . . . ? 152
51. **Der gemeine Hanf** 152
52. **Der Färberwaid** 154
53. **Der Kümmel** 156
54. **Die Kornblume** 157
Ein Blümlein kenn' ich . . . . A. H. Francke 159

			Seite
	Kornblume ſchlicht	M. Greif	159
	Biſt du die goldne Ähre nicht	O. Wildermuth	160
	Kornblumen flecht' ich	E. v. Geibel	160
	In der Saat	Joh. Trojan	160
55.	**Der Feldritterſporn**		160
56.	**Der Mohn**		162
	Wie dort gewiegt	L. Uhland	163
	Spielend wiegſt du	A. Pichler	163
	Blühender Mohn	K. Gerok	163
57.	**Die Ackerwinde**		164
	Winde, welches Glutverlangen	A. Kopiſch	164
58.	**Sommer-Adonisröschen**		165
59.	**Der Gauchheil**		166
60.	**Natternkopf und Steinſame**		166
61.	**Der Stechapfel**		167
62.	**Das Bilſenkraut**		168
	Bilſenkraut war's	J. Wolff	170
63.	**Der gefleckte Schierling**		170
64.	**Der gute Heinrich**		171
65.	**Der Vogelknöterich**		172
66.	**Der große Wegerich**		172
	Ich armes Kraut	Fr. Rückert	173
67.	**Die Wegewarte**		174
	Es wartet ein bleiches Jungfräulein	J. Wolff	174
	Wegewarte	Joh. Trojan	176
68.	**Das Johanniskraut**		176
69.	**Die Schafgarbe**		178
70.	**Die Diſtel**		178
	Die Eberwurz	O. S.	181
	Das Diſtelſtöckchen	Fr. Rückert	181
71.	**Die Königskerze**		182
	Königskerz' auf der Heide	Joh. Trojan	183
	Oberon, der Elfenkönig	Fr. Rückert	183
72.	**Die Wucherblume**		184
73.	**Der Feldthymian**		184
	Nun iſt's genug geſtiegen	K. Gerok	186
74.	**Der gemeine Erdrauch**		186
75.	**Das gemeine Hirtentäſchelkraut**		187
76.	**Das Labkraut**		187
77.	**Das Kreuzkraut**		189
78.	**Gemeines Berufskraut**		189
79.	**Der Storchſchnabel**		190
80.	**Das Eiſenkraut**		191
	Träne der Iſis	K. P. Conz	193
81.	**Der Beifuß**		193
82.	**Die Malve**		194
	Wieder hab' ich dich geſehen	L. Uhland	195
83.	**Das Heidekraut**		195
	In dem duft'gen Nadelwalde	Joh. Trojan	196
	Die Heide blieb braun	Joh. Trojan	197
	Rötlich Kraut bedeckt	H. Gäde	197

			Seite
	Nichts Hübsch'res kenn' ich	Joh. Trojan	197
	Die Alpenrose	Ferd. Löwe	198
84.	**Der Ginster**		198
	O die Ginsterblum'	M. Howitt	199
85.	**Die Kronsbeere**		200
86.	**Das Ruhrkraut**		201
	Das Edelweiß	G. Scherer	201
	Hoch auf Felsen	H. Lingg	201
III.	**Der Garten**	Nach H. Jäger	203
	Zum Heiligtum wird uns der Garten	F. Bodenstedt	205
87.	**Der Apfelbaum**		205
	Apfelblüte	F. Freiligrath	210
	Der Apfelschnitz	Simrocks Rheinsagen	210
	Einkehr	L. Uhland	211
	Die Apfelbäume	J. Sturm	211
	Aus „Weisheit des Brahmanen"	Fr. Rückert	211
88.	**Der Birnbaum**		212
	Der blühende Birnbaum	F. Kirchner	215
	Der Birnbaum auf dem Walserfeld	A. v. Chamisso	216
	Vorzeitiger Frühling	O. F. Gruppe	216
89.	**Der Sauerkirschenbaum**		216
	Der Kirschbaum	F. Ad. Krummacher	219
	Vom Kirschbaum	Ferd. Avenarius	219
90.	**Der Pflaumenbaum**		220
	Der Pflaumenregen	F. Güll	220
91.	**Die falsche Akazie**		220
	Akazien, ihr schönen	Petöfi	221
92.	**Die Kornelkirsche**		221
93.	**Die Aprikose**		222
	Im Blumengarten	R. v. Gottschall	223
94.	**Der Walnußbaum**		223
	Volksrätsel		225
	Es grünt ein Nußbaum	J. Mosen	225
95.	**Der Lebensbaum**		225
	Als Adam lag	Fr. Rückert	226
96.	**Der Holunder**		227
	Getreue Nachbarn	Volksblatt für St. u. L.	232
	Der Holunder	W. Osterwald	232
97.	**Die Roßkastanie**		232
	Wie viel funkelnde Lichter	W. Osterwald	233
	Die Roßkastanie hat	Fr. Rückert	233
98.	**Der Flieder**		233
	Willst du an mir dich freun	Joh. Trojan	234
	Der Frühling kam	Börries, Frhr. v. M.	234
99.	**Die Traubenkirsche**		235
	Das Frühlingsmahl	W. Müller	235
100.	**Der Maulbeerbaum**		236
	Vom neuen hatteſt du	R. Waldmüller	237
101.	**Die Zypresse**		237
	Die Zypresse ist der Freiheit Baum	F. Bodenstedt	237
	Matt erscheinst du	Aus „Im Grünen"	239
102.	**Die Nießwurz**		239
	Tochter des Waldes	Ed. Mörike	240
	Die Weihnachtsrose	Joh. Trojan	240

			Seite
103.	**Das Schneeglöckchen**		240
	Der Lenz will kommen	G. Scheuerlin	242
	Eh' noch erklang	Joh. Trojan	242
	Welch' ein Wunder ist's	Joh. Trojan	243
	Auf den Fluren ausgebreitet	K. Stelter	243
104.	**Der Safran**		243
	Krokus, Sproß des Morgenlandes	J. V. v. Scheffel	244
105.	**Die Hyazinthe**		244
	Schlank auf schlankem Blütenstengel	J. N. Vogl	246
106.	**Die Narzisse**		246
107.	**Die Tulpe**		248
	Andere mögen andre loben	A. v. Platen	250
	Von einer Tulpenzwiebel	A. Grün	250
108.	**Die Kaiserkrone**		251
	Frühlingsbotin, Kaiserkrone	Ferd. Bäßler	252
	Liebe Mutter, Kaiserkrönchen	Ag. Franz	253
109.	**Das Veilchen**		253
	Sei mir gegrüßt	J. C. Biernatzki	258
	Veilchen, unter Gras versteckt	Hoffmann v. Fallersleben	259
	Die blauen Frühlingsaugen	H. Heine	259
110.	**Das Stiefmütterchen**		259
	Als euch der Frühling lud	Joh. Trojan	261
111.	**Die Rose**		261
	Der Ursprung der Rose	Fr. Rückert	277
	An die Rose	J. Chr. F. Hölderlin	277
	Dornröschen	K. Gerok	277
	Die Monatsrose	Fr. Rückert	278
	Hagerose	Joh. Trojan	278
	Die weiße Rose	K. Pöls	278
	Geduld bringt Rosen	W. Wackernagel	279
	Die halboffne Rose	Ad. Stöber	279
	Lebensworte	A. E. Fröhlich	280
	Rätsel		280
	Elisabeths Rosen	L. Bechstein	280
	Rose im Staube	K. Gerok	280
112.	**Die Myrte**		281
	Der Brautkranz	G. Jahn	283
113.	**Der gemeine Buchsbaum**		284
	Eine häufige Art	Joh. Trojan	284
114.	**Die Lilie**		285
	Du schöne Lilie auf dem Feld	A. J. Ph. Spitta	288
	Ich leid' es wohl	Martin (M. Lange)	288
	Nur wenig Müh' braucht's	Joh. Trojan	289
	Die Todeslilie zu Korvei	L. Wiese	289
115.	**Die Schwertlilie**		290
	Die Entstehung der Schwertlilie	F. Günther	291
116.	**Das gebräuchliche Seifenkraut**		292
	Brennende Liebe	J. Mosen	292
117.	**Die Nelke**		292
	O Nelke, die noch gestern	Fr. Rückert	295
	Felsennelke	K. Gerok	295
118.	**Die Putenje**		296
119.	**Der Goldlack**		296
	„Goldlack", das klingt	Joh. Trojan	297

			Seite
120.	**Die Levkoje**		297
	Gefüllte Blumen	Joh. Trojan	298
121.	**Die Reseda**		298
	Dein Duft ist süß und mild	J. F. Schink	299
122.	**Der Rosmarin**		299
	Aus des stillen Gärtchens Frieden	L. Brachmann	301
123.	**Braut in Haaren**		301
	Es ist eine Blume weit bekannt	Joh. Trojan	303
124.	**Das Löwenmaul**		303
	An Blumen freut sich mein Gemüte	N. Lenau	304
125.	**Das Geißblatt**		304
	An eine Geißblattranke	Graf A. v. Platen	305
126.	**Die Nachtviole**		305
	Warum bist du aufgewacht	L. Pfau	305
	In dunklen Nächten haucht	W. Kilzer	306
127.	**Der Eisenhut**		306
	Rätsel	K. Fulda	307
128.	**Die Ringelblume**		307
	Die Ringelblume lieb' ich sehr	Joh. Trojan	307
129.	**Die Sonnenblume**		308
	Du Sonnenblume dort oben	G. Scheuerlin	309
	O Rosen, die mit Ruhme	E. v. Geibel	309
	Im Dorf auf dem Gemüseacker	Joh. Trojan	309
130.	**Die Georgine**		310
	Warum so spät erst, Georgine	Herm. v. Gilm	311
	Wie schön dich deine Farben kleiden	Joh. Trojan	311
131.	**Die Aster**		311
	Lieb ist mir gar manche Blume	Fr. Rückert	312
	Sterne sind Blumen	K. Gerok	313
132.	**Das Singrün**		313
133.	**Der Weinstock**		314
	Rebe und Rose	W. Wackernagel	323
	Rätsel	K. Simrock	323
	Weinrebe	Zusner	323
	Dionysos und seine Rebenzucht	F. Bodenstedt	323
	Die wandernde Traube	J. Sturm	324
134.	**Die Johannisbeere**		325
135.	**Die Erbse**		326
136.	**Die Bohne**		328
	Bohnenblüte	K. Gerok	331
	Zierbohne	Joh. Trojan	331
137.	**Die Linse**		332
138.	**Sellerie und Petersilie**		333
139.	**Der Dill**		334
140.	**Der Lattich**		334
141.	**Der Rhabarber**		335
142.	**Der Lauch**		335
	Rätsel		340
143.	**Die Möhre**		340
144.	**Der Rettich**		341
145.	**Der Kohl**		342
	Das Krautsammeln	E. Jg. Freunthaller	346
	Rätsel	K. Simrock	346

Seite

146. **Der Hopfen** 347
Die Hopfenernte . . . . . K. Hoffmann v. Nauborn . 349
147. **Der Kürbis** 349
Kürbis und Eiche . . . . . A. E. Fröhlich 350
148. **Die große Brennnessel** 351
Wenn ihr an Nesseln streifet . . . Fr. Rückert 353
Als unverträglich muß sie gelten . Joh. Trojan 353
149. **Der gemeine Andorn** 353
150. **Der Nachtschatten** 354
151. **Die Zaunrübe** 355
152. **Das Schellkraut** 357
153. **Der Löwenzahn** 358
Lichter und Sterne . . . . . K. Gerok 358
154. **Gemeiner Hauslauch** 359
155. **Der Salbei** 360

IV. **Die Wiese** 362
Die Heuernte . . . . . G. Schwab 364
Das erste Sommergras . . . . M. Greif 365
Duftkräuter . . . . . F. Schanz 365
156. **Die Weide** 365
Laub und Zweig und Äste . . . A. Kopisch 366
Die Trauerweide 369
Horch, die Erinnerung . . . . . Wolfgang Müller 370
Ich grüne, wie die Weide . . . . W. Wackernagel 371
Als des Schöpfers Allmachtsruf . Chr. Hackenschmidt 371
Lieber, schlanker Baum . . . . Carmen Sylva 371
157. **Die Pappel** 372
Da stehen sie am Wege nun . . . Fr. Rückert 373
158. **Die Erle** 374
159. **Das Gras** 375
160. **Die Blumenbinse** 379
161. **Roter Wiesenklee** 380
Rätsel . . . . . ? 383
Herrgottsbrot . . . . . K. Gerok 383
Das Vierblatt . . . . . H. Allmers 384
162. **Sumpfdotterblumen. Wiesenschaumkraut** 384
163. **Die Feigwurz** 385
164. **Die Herbstzeitlose** 385
Blühst du wieder . . . . . K. Gerok 386
Blattlos in des Herbstes . . . . Joh. Trojan 386
Die letzte von den tausend . . . E. F. Kastner 386
165. **Die Orchideen** 387
166. **Der Teufelsabbiß** 391
167. **Der Gundermann** 391
168. **Der Sonnentau** 392
169. **Der Ehrenpreis** 394
Ehrenpreis ist eine Pflanze . . . Fr. Rückert 395
170. **Der Alant** 395
171. **Der Baldrian** 396

			Seite
172.	**Das Vergißmeinnicht**		397
	Ich kenn' ein Blümchen	W. Henſel	401
	Freundlich glänzt	C. Müchler	401
	Es blüht ein ſchönes Blümchen	Hoffmann v. Fallersleben	401
	Das Kindlein ſchleicht	K. Gerok	401
173.	**Das Marienblümchen**		402
	Es blüht ein ſchönes Blümelein	E. M. Arndt	404
	Dort wo dein Aug'	Joh. Trojan	405
	Ihr Sternlein weiß	K. Gerok	405
174.	**Augentroſt**		405
	Tauſend Blumen auf der Heide	Joh. Trojan	406
175.	**Die Waſſerpeſt**		406
176.	**Die Seeroſe**		408
	Die ſtille Waſſerroſe	E. v. Geibel	409
	Schwanenweiß der Flut	Herzog Eugen v. Württemberg	411

I. Der deutsche Wald.

Im Wald, im Wald!
Im frischen, grünen Wald!

Der deutsche Wald! Wen mutet nicht das Wort schon an, wen überkommt nicht schon beim bloßen Namen die Sehnsucht nach grüner Einsamkeit, nach der märchenduftigen Welt und den romantischen Schauern aller Jugendträume!

Waldmeister und frühlingsheiterer Drosselschlag im lichtgrünen Hag, schattiges Mooslager und duftige Beeren unter sommerlichem Blätterdach, und dann über dem weiten Forst, vom Schuß des Jägers und Hundegebell durchhallt, herbstliche Farbenpracht — das sind schöne, verlockende Bilder! Nicht minder einsames Wandern im frischen, grünen Wald, bis dahin, wo der Rauch des Kohlenmeilers langsam über den Bäumen aufsteigt und uns an so manche Kindergeschichte erinnert, bis die plötzlich aus dem Dickicht tretende Gestalt eines Köhlers, eines Schützen uns an die Erscheinung Rübezahls oder des wilden Jägers gemahnt; wandern, bis der Mond seinen Silberglanz durch die Blätter und Zweige auf das gluckernde Wasser des Waldbachs wirft, daß wir im leisen Wellengemurmel den Sang der tanzenden Elfen zu vernehmen glauben, — oder wandern bis in das dichteste Laub- und Nadelgehege, wo die Waldfee ungesehen ihre Fäden spinnt und schaurig-süße Sagen und Märchen in den Hag hineinflüstert, daß aus Farn- und Heidekraut, aus Moos und allen Stauden die sagenhaften, kleinen Leute des Waldes, die Moosjungfern, Heidefrauen und Waldweibchen, die Häupter recken, um dem geheimnisvollen Singen und Sagen zu lauschen. Ja, es ist schön im Walde.

Der Wald ist der Erde treuestes Kind! Wo der Wald ihr geblieben, fehlt es ihr nicht an Frische, Blüte und nährender Kraft. Er ist nicht nur der Stolz der guten Mutter, deren Schoß er entstammt, sondern auch ihr Schirm und Schutz, ihr freundlicher Ernährer. Mit seinem starken Körper wehrt er am Meere dem Vordringen des verzehrenden Dünensandes, mit seinen kräftigen Gliedern stemmt er sich im Hochgebirge dem zerstörenden Bergrutsch entgegen und fängt mit tausend Armen die Lawinen auf, um sie mitten in ihrem verheerenden Laufe zu hemmen, zu bannen. Mit seinen Fingern zieht er den tränkenden Schatz der eilenden Wolke herab, pocht an die vollen Wasserschläuche, bis sie reißen,

ſammelt ihren Inhalt und ſendet ihn durch hundert Quellen und Bäche zur Labung der Lande hinaus; und unſere herrlichen Ströme, der Stolz unſeres Vaterlandes, preiſen vielleicht, im Wogenſchwall des Meeres ſich verlierend, noch den heimatlichen Wald, wo ſie als kleine Bergquellen, mit den Blumen ſpielend, jene Kraft ſammelten, mit der ſie, groß geworden, durch die Lande rauſchen: Segen bringend, Schiffe tragend und die Schönheit der Landſchaft und das Leben des Volkes in ihren Fluten ſpiegelnd. Wenn die hohen Maſten und Schiffsplanken auf dem Weltmeere empfinden könnten, wie oft möchten ſie in der Welle, von der ſie umſchwebt werden, — einen Freund aus der Heimat ahnen, der ihnen von den Wundern des Waldes zuflüſtert, welchem ſie gemeinſam entſtammen. Unſere Vorfahren wußten, was ſie an ihren Wäldern hatten, unter deren Schatten ſie wohnten. In heiligen Hainen empfanden ſie die Nähe ihrer wohltätigen Gottheit, die ſie im Säuſeln des Laubes und in dem Toben einer Sturmnacht vernahmen. Immer noch waltet dort die ſchirmende, erhaltende Naturkraft in ihrem ſchöpferiſchen Segen am ſichtbarſten. Als eine Schutzmauer des Landes ſteht der Bergwald, daß die zerſtörende Wut der Stürme ſich an ihm breche. Aber die trocknen, verſengenden Winde durchtränkt er mit ſeinem feuchten Atem. Und in den vorüberſauſenden Luftſtrom haucht er aus ſeinen friſchen Gründen, aus ſeinen Millionen grüner Blätter und Nadeln heilſamen, ſtärkenden Lebensſtoff, der draußen ſo manches ſterile Gebiet erfriſcht, die Dünſte der Ebene verdrängt, luftreinigend und ſegenträufelnd über die Häuſermaſſe der Städte wogt, und noch die bleichen Wangen ihrer Bewohner erquickend anweht. So wirkt der Bergwald noch in weite Ferne. Wehe aber dem Volke, das ſeine Wälder nicht ehrt! Wehe dem Lande, das ſich ſeiner Forſte beraubt! Der Fluch der Verödung ruht auf ihnen.

Noch grünen und rauſchen in Deutſchland die Forſte, in der Ebene und auf den Höhen, — man hat gelernt, ſie zu ehren und zu ſchützen. Stolz ſieht das Vaterland auf ſeine herrlichen Bergwälder, die unſere reizenden Mittelgebirge ſchmücken, — und ſelbſt wo unſer Auge ſich nicht an ihrer Friſche zu weiden vermag, ſingen wir noch begeiſtert in unſeren Konzertſälen:

„Wer hat dich, du ſchöner Wald,
Aufgebaut ſo hoch da droben?
Wohl den Meiſter will ich loben.“

Wohl gedenken wir dabei der erhabenen Ruhe, der feierlichen Stille auf der grünen Höhe, wo wir einmal zwiſchen Eichen und Tannen hoch am Felſenrand hingewandert, wo weithin vor unſeren trunkenen Augen das Waldgebirge ſich breitete, Rücken an Rücken, Kuppe an Kuppe, ein grünendes, wogendes Meer, deſſen Wellen erſtarrt ſcheinen, deſſen Rauſchen aber wie Muſik des Weltgeiſtes heraufrauſcht. Fernab in blauer Weite verdämmernd, verſchollen, wie ein vergeſſenes Kindermärchen liegt das ebene, bewohnte Land. Nur da und dort aus verborgenen Talgründen drängen ſich Laute, die an das Menſchentreiben in der Tiefe erinnern — ein fernes Wagenraſſeln, ein pochender Hammer, eine rauſchende Mühle, ein einzelner Ruf oder Hundegebell, aber alles wirr und dumpf.

„Tief die Welt verworren ſchallt, oben einſam Rehe graſen.“ Oben einſam Rehe graſen — dort, wo der Sauerklee, die Kreuzblume oder der Waldmangold am duftigſten blühen — auf der Bergwieſe, die unter dem Kuß der Morgenſonne am lieblichſten erglüht, und auf welche die Sterne am freundlichſten blicken, wenn die Vögel in den Zweigen ſchlummern und träumend zwiſchen dem Laube ſitzen, wenn alles zur Ruhe geht, bis die Einſamkeit des Gebirges gleich einer Ahnung der Ewigkeit unſer Gemüt beſchleicht und ein leiſer Sehnſuchtston unſere Seele anklingt:

„Über allen Gipfeln iſt Ruh'!“

Kein anderes Volk wie das deutſche empfindet ſo die Poeſie des Waldlebens, ſagt und ſingt ſoviel von Jagd und Wald. Kein anderes fühlt ſich ſo innig hingezogen, findet in ſeinem innerſten Weſen ſoviel der Natur des Waldes Verwandtes. Im Schoße ſeiner Urwälder wuchs das Volk der Germanen heran, hier holte es ſich die unbezwingliche Kraft, mit welcher es in Jugendfriſche plötzlich aus dem Waldesdunkel auf den Schauplatz der Geſchichte hervortrat, um ſeinen weltumgeſtaltenden Beruf zu erfüllen. Heute noch umſchattet unſer Bergwald die geheimnisvollen Denkmale der dunkeln Vorzeit. In ſeinem grünen Schoße ſpielten ſich aber auch die bedeutſamſten Momente unſerer älteren Geſchichte ab, ſeit die Waldgründe der weſtfäliſchen Berge heißes Römerblut tranken, und die Schluchten des Thüringer Waldes und Moore der Rhön vom Franken- und Sachſenblute dampften, bis zu jenem geſegneten Tage, wo ein Jäger im Harzwalde die deutſche Krone gewann, die er ſiegreich zu tragen wußte. Kein Wunder, wenn des Volkes Seele wie der Vogel am liebſten durch Wald und Hain ſchwebt, wenn Dichtung und Sage ihre ſchönſten Blüten um den deutſchen Bergwald rankt. Das Nibelungenlied ſingt vom wildreichen Speſſart, und wie Siegfried auf der Jagd am Brunnen im dunkeln Odenwald erſchlagen ward, daß des Waldes „Blumen allenthalben vom Blute waren naß“. Wie lieblich tönen ſpäter die Lieder Herrn Walters von der Vogelweide vom Walde, ſeinen Vögeln und Blumen! Und ſeitdem klingt das Volkslied in hundert Weiſen von Wald und Jagd durch die deutſchen Gaue, und die Dichter ſingen ihm nach und haben die Poeſie des Waldes noch lange nicht ausgeſungen. Als ein Meiſter der Töne die deutſche Volksoper ſchaffen wollte, wovon ſang er? Von den Freuden und Schauern des Waldes und der Jägerei, — er ſang den „Freiſchütz“.

Vorzüglich ſind es die Wälder des deutſchen Mittelgebirges, um welche Lied und Sage des Volkes ſich ſchlingen und durch die der volle Strom der Dichtung brauſt. Dort grünt noch allenthalben der Bergwald, ſo mannigfach in ſeiner Erſcheinung, wie das Weſen unſeres Volkes ſelbſt. Noch rauſchen die dunkeln Hage des Soonwaldes und auch des Speſſarts als der Schauplatz unſerer Robin Hoods. Noch umſchatten die Tannen des Schwarzwaldes die heimlichen Gründe, von welchen alte und neue Geſchichten gehen. Der urwüchſige Böhmerwald birgt die tiefen, ſtillen Waldſeen, in denen das Märchen ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen, und durch den Thüringer Wald wallen die Schatten der Minne-

ſänger zur Wartburg und der edle Tannhäuſer, magiſch angezogen vom Zauber der Göttin im Hörſelberg. In den Forſten des Rieſengebirges ſchreitet Rübezahl neckend einher, und in den Wäldern des Harzes waltet Prinzeſſin Ilſe oder tobt der greuliche Hexenſpuk der Walpurgisnacht. Den Odenwald durchjohlt der Rodenſteiner, und die Waldſchluchten und Felſenklüfte des Wasgaus durchzieht der Lindenſchmit als Kriegs- und Friedenskünder. Und allenthalben, wo wir wandern im deutſchen Bergwald, werden wir heute noch an Donars und Wodans Eichen erinnert; die Raben umfliegen noch den wettergezeichneten Baum, und der vom Thron geſtürzte Gott iſt noch immer nicht aus unſeren Forſten gewichen. Als wilder Jäger durchſtreift er einſam den Hag, im Sturm führt er die wütende Jagd durch den Bergwald, daß die Rieſenbäume ächzen, und der Forſt erbrauſt und ſchwankt und wallt wie ein aufgeregtes Meer, wenn die Mooszungfern, Wald- und Heidefrauen der Sage durch das Gebüſch fliehen und auf die mit Kreuzhieben gezeichneten Wurzelblöcke flüchten. Der verwegene Jäger oder Wildſchütz ſchleicht ſich aber dann in das Grauen des Waldes, verſchreibt ſich dem wilden Geiſt der Wälder und bringt ihm frevle Opfer dar, um zu den geheimen Künſten zu gelangen, nach denen der Jägerglaube ſich ſehnt.

Wenn dann aber der Winterſchauer über den Wald kommt, die ſtarre Froſtnacht alles überreift, die Gründe und Schluchten in Schnee begraben liegen, vor Kälte der Fuchs heult, und die Rinde der Eichen berſtet, dann iſt der Wald nicht tot für uns, das Füllhorn ſeines Segens nicht geleert. Wir durchſtreifen dann allerdings nicht mehr ſeine ſtillen Hallen; daheim jedoch im traulichen Zimmer erinnert uns jede Diele, jeder Schemel an ſein wohltätiges Eingreifen in unſere Kultur und unſer Leben von der Wiege bis zum Sarge. Wie mild weht uns noch ſein Atem an, wenn im Kamine die Scheite praſſeln, die Flamme leuchtet und die Glut kniſtert! Mag die Steinkohle mehr heizen, — nur die Spende des Waldes wärmt zugleich Körper und Gemüt. Wie gern blicken wir mit den Kleinen des Hauſes, die ſich an unſere Knie ſchmiegen und Waldmärchen hören wollen, in die lichte Glut! Mit märchenhaftem Karfunkelglanz leuchtet uns die Kohle an, und die roſige Glut auf dem eigenen Herde wird uns dann zu jenem glückbringenden Karfunkel, von dem die Wunderſage zu erzählen weiß.

Für den Weihnachtsabend ſchenkt uns dann der Wald noch das Tannenbäumchen, und all die ſüßen Schauer, die ihn bewegten, ziehen nun vereint durch ein wonnevolles Kinderherz. Wie in einem Märchentraum blicken die Kleinen in all den Glanz und ſehen das Hollenbäumchen erſtanden, unter das Aſchenbrödel mit ſeinen Wünſchen tritt und in ſtrahlender Pracht von ihm wegſchreitet. Auf uns ſelbſt aber fallen goldene Träume und Erinnerungen nieder, das Glück der Kindheit und alle Wonnen der Jugendzeit ſchauern uns an; der grüne Tannenzweig wird zum frühlingsfriſchen Wald, den wir mit leichtem Schritt durchwandert, als die Blumen noch ſo duftig blühten, die Vögel noch ſo hell jubelten, die Blätter uns tauſend Grüße zuflüſterten, die Welt ſo reich vor uns lag, und die Ideale noch unverblichen uns im Herzen lebten.

Ja, der Wald iſt ſo friſch und wurzelkräftig, ſo bewegt und ſtillſinnig, ſo nutzbringend und dichteriſch durchweht, ſo mitteilſam und wirkungsreich, ſo belebend, ſtärkend, erhebend — wie der echte Menſch, deſſen Herz nicht an der Selbſtſucht krankt, unter deren Wirkung die beſten Triebe abſterben und ein Menſchenherz zur kahlen Steppe wird.

A. Becker.

Gruß an den Wald.

Ich grüße dich mit deinem Schweigen,
Du tiefe Waldeseinſamkeit!
Nur leiſe flüſtert's in den Zweigen,
Wie Geiſteshauch, vom Bann befreit.
O Waldesgrün, o Waldesluſt,
Wie hebſt du höher mir die Bruſt!

Hier will ich ruh'n auf grünen Matten,
Vergeſſen jeden Erdenſchmerz,
Hier ſoll in deinem kühlen Schatten
Geſunden mein bedrücktes Herz.
O Waldesgrün, o Waldesluſt,
Wie ſenkſt du Frieden in die Bruſt!

Du ſollſt zur Andacht mich erheben,
Du ſollſt mein Buch des Lebens ſein,
Dich Wald, mit deinem reichen Leben,
Will ich zu meinem Tempel weihn!
O Waldesgrün, o Waldesluſt,
Wie füllſt mit Andacht du die Bruſt!

Hier will ich deiner Stimme lauſchen,
Du großer Geiſt, der Welten ſchuf,
Hier dringe in der Wipfel Rauſchen,
Zu mir dein leiſer Liebesruf.
O Waldesgrün, o Waldesluſt,
Wie ahnungsvoll hebſt du die Bruſt!

Nimm ſtets mich auf in deinen Frieden,
Du ſchöner Wald, du ſtiller Wald;
Gib friſche Kraft dem Kampfesmüden
Durch deiner Majeſtät Gewalt.
O Waldesgrün, o Waldesluſt,
Dich preiſt mein Lied aus voller Bruſt!

J. M. Buthmann.

Im deutſchen Wald.

Wie iſt der deutſche Wald ſo ſchön!
Der Buchenhain an Bergeshöh'n!
Der ſtarken Eiche Stolz und Macht!
Der ſchlanken Birke Wipfelpracht!
Wie rauſcht es in den Kronen ſtolz!
Wie flüſtert's hold im Unterholz!
Wie rinnt ſo hell
Der muntre Quell
Und hüpft aus Waldesdunkel
Mit Murmeln und Gefunkel!

Wie biſt du, deutſcher Wald, ſo ſchön,
Du heil'ger Wald im Frühlingswehn,
Wenn es in allen Wipfeln ſchallt
Von Liebesluſt und Lenzgewalt,
Von Finkenruf und Amſelſchlag,
Von Stimmen all im Blätterdach!
O Widerhall
Im Waldesſaal!
O grüne Wipfellieder,
Wie traut tönt ihr hernieder!

H. Behr.

Ich ſah den Wald ſich färben.

Ich ſah den Wald ſich färben,
Die Luft war grau und ſtumm;
Mir war betrübt zum Sterben,
Und wußt' es kaum, warum.

Durchs Feld vom Herbſtgeſtäude
Hertrieb das dürre Laub;
Da dacht' ich: deine Freude
Ward ſo des Windes Raub.

Dein Lenz, der blütenvolle,
Dein reicher Sommer ſchwand;
An die gefrorne Scholle
Biſt du nun feſtgebannt.

Da plötzlich floß ein klares
Getön in Lüften hoch:
Ein Wandervogel war es,
Der nach dem Süden zog.

Ach, wie der Schlag der Schwingen,
Das Lied ins Ohr mir kam,
Fühlt' ich's wie Troſt mir dringen
Zum Herzen wunderſam.

Es mahnt aus heller Kehle
Mich ja der flücht'ge Gaſt:
Vergiß, o Menſchenſeele,
Nicht, daß du Flügel haſt!

E. v. Geibel.

1. Die Eiche.

(Quercus.)

Wenn einem Baume der Titel „König des Waldes" zukommt, ſo iſt es unſere Eiche. Sie iſt von der Natur mit den Zeichen des Herrſchers beſchenkt und bildet das Gegenſtück zur Linde, dem Baume, der in allen ſeinen Teilen das Gepräge des Weichen und Lieblichen an ſich trägt. Die Eiche iſt das Sinnbild der Kraft, die dem feindlichen Elemente ſiegreich trotzt. In ihr vereint ſich Schönheit mit Stärke und faſt unvergänglicher Dauer; in ihr lebt eine Rieſenkraft, die ſich zwar langſam, aber ſicher und majeſtätiſch entwickelt. Der kurze, aber mächtige Stamm mit der zerriſſenen Borke, die knorrige Aſtbildung, das harte Laub und das eiſenfeſte Holz verleihen unſerer Eiche das majeſtätiſche Anſehen. Gar ſchön ſingt in dieſem Sinne W. Oſterwald:

„Ja, dich nennt man mit Recht des Waldes Königin, Eiche,
Unter den Bäumen iſt herrlicher keiner als du.
Wer dich ſchauet, der fühlt: zur Herrſchaft biſt du geboren,
Und die Söhne des Waldes beugen ſich willig vor dir,
Weichen dir weithin aus; nur ſelten wagt in die Nähe
Deines gewaltigen Stammes trotzig ein anderer ſich.
Weithin greifeſt du aus mit deinen Wurzeln und Äſten
Tief in die Erde hinein, weit in die Lüfte hinaus."

Und nicht minder ſchön hat F. Hölderlin in den nachſtehenden herrlichen Verſen den Charakter der Eiche erfaßt und zum Ausdruck gebracht:

„Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
Aus den Gärten; da lebt die Natur geduldig und häuslich,
Pflegend und wiedergepflegt, mit dem fleißigen Menſchen zuſammen.
Aber ihr, ihr Herrlichen, ſteht wie ein Volk der Titanen

In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
Untereinander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
Eine Welt ist jeder von euch; wie die Sterne des Himmels
Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen."

Aus dem fernsten Altertum sowohl der klassischen Völker als auch der Germanen haben wir die Kunde, daß der Mensch die Eiche mit Achtung und Ehrfurcht angeschaut hat. Auch der Name, althochdeutsch eih, mittelhochdeutsch eich, bezieht sich auf die Verehrung, welche unsere Altvordern diesem Baume zollten. Man leitet ihn ab von dem altindischen igjâ = Verehrung.

Bei den Griechen und Römern war die Eiche dem Jupiter geweiht. Im Eichenhaine zu Dodona, dem hochberühmten Orakel des Zeus im alten Epirus am Tomarus, lauschten die Priester auf das Rauschen ihrer Zweige, um aus demselben die Kundgebungen Jupiters zu erfahren. Minerva soll den Helden auf der Argo zum Mastbaume des genannten Schiffes eine Eiche aus dem heiligen Haine von Dodona geschenkt haben. Sobald die kühnen Schiffer diesen heiligen Baum um Rat fragten, sagte er ihnen, was sie tun sollten. Auch auf das Totenreich hatte die Eiche Beziehung, indem Hekate, die Göttin der Unterwelt, und die drei Parzen mit Eichenlaub umkränzt waren. Eine der ehrendsten Auszeichnungen bestand bei den Römern in der Erlangung der Bürgerkrone. Dieselbe wurde dem zuteil, der einem römischen Bürger im Kriege das Leben dadurch rettete, daß er dessen Feind tötete. Diese Krone war aus Eichenlaub geflochten und trug die Aufschrift: Ob civem servatum, d. h. Wegen Erhaltung eines Bürgers. Betrat ein mit dieser Krone geschmückter Bürger eine Versammlung, so erhoben sich alle Anwesenden, selbst die Senatoren, von ihren Plätzen. Ferner war der Besitzer dieses ehrenvollen Kranzes von allen bürgerlichen Abgaben befreit. Auch darin sah man eine Bevorzugung der Eiche seitens Jupiters, daß sein Blitz in einem aus Eichen und Buchen gemischten Walde zehnmal eher in Eichen als in Buchen einschlagen sollte, eine Erscheinung, die neuerdings von Humboldt und Lichtenstein bestätigt ist.

Wir sind in der Gegenwart gewohnt, die Eiche als einen spezifisch deutschen Baum anzusehen, als den Baum, in welchem sich der Charakter des deutschen Volkes am besten ausprägt, und der deshalb unser Symbol, Stolz und Vorbild, ja gleichsam unser Wappen ist; so ist es uns von Kindheit vorgesagt und vorgesungen, und wir haben es auf Treu und Glauben angenommen. Doch wenn wir meinen, daß das deutsche Volk immer dieser Ansicht gewesen sei, so befinden wir uns im Irrtum. Unseren Ahnen ist er nicht der ihnen innerlich entsprechende Baum gewesen, ihr Herz hing an der Linde, von der ihre Dichter am

liebsten träumten und sangen, von der sie sich in den Sagen unterhielten und in deren Anschauen sie sich erwärmten und erfreuten, weil sie eben in dem gemütlichen Charakter der Linde sich selbst wiederfanden. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu ist die Eiche vormals betrachtet worden, doch zum spezifisch deutschen Volksbaum ist sie erst im achtzehnten Jahrhundert erklärt. In den deutschen Liedern lebt sie erst seit Klopstock, erst seit diesem sind die Dichter voll von Huldigungen und Lobsprüchen gegen sie, und erst seit dieser Zeit hat sie auch Verwendung bei allen Feiern und Festen gefunden.

Zur Zeit des germanischen Heidentums war die Eiche dem sich in Donner und Blitz offenbarenden Donar geweiht. Ihm allein stand das Recht zu, sie mit seinem allgewaltigen Hammer zu zerschmettern und zu vernichten. Bei Verlust des Lebens und des Eigentums durfte kein Uneingeweihter den heiligen Eichenhain betreten. Unter den Eichen opferten die alten Germanen den Göttern. Die Schädel der geopferten Tiere, besonders der Pferde, befestigten sie an den Stämmen der heiligen Bäume. Unter den Eichen versammelten sich aber auch die Männer, wenn es galt, wichtige Beschlüsse über Krieg oder Frieden zu fassen. Wenn manche uralte Eiche reden könnte, wie würde sie erzählen von so mancher Versammlung, der sie als stummer Zeuge beigewohnt, von so mancher Tat, die in ihrem Schatten ausgeführt! Wie würden unsere Ohren lauschen bei der Wiedergabe der Gespräche und Reden, die einst unter ihr sind gehalten worden! Wohl rauscht und raunt es geheimnisvoll in ihren Zweigen; doch nur der Dichter vermag ihr Lispeln und Wehen zu verstehen und uns zu deuten:

„Wohl klingt die alte Weise
Mir ewig noch im Ohr,
Die hohe bärtige Greise
Mir einst gesungen im Chor.

Es ziehn die alten Gedanken
Wie Nebel durch mein Geäst
An Opfer, die mir sanken
Beim Sonnenwendenfest!

An die Zeit, da im Kreise geschlossen
— Jetzt sind es tausend Jahr' —
Sie Met mir ausgegossen,
An die Zeit, der ich heilig noch war.

Einst sah ich Krieger kommen,
Sie hatten die Decke dem Bär
Für ihre Schultern genommen
Und dem Ur der Stirne Wehr.

Und einen meiner Äste
Der Herzog schnitt entzwei,
Daß er der Stiel in die beste
Von seinen Lanzen sei.

Danach, als sie kehrten mit Wunden,
Haben sie mein Laub gepflückt,
Sie haben's zu Kränzen gewunden
Und ihre Schläfen geschmückt.

Sie haben Speere geschwungen
Und brachten Gefangne mir dar;
Sie haben Lieder gesungen
Auf Thors blitztragenden Aar."

Als später das Christentum in Deutschland Eingang fand, und die alten Götter aus den heiligen Eichenhainen vertrieben wurden, machte der Volksglaube sie zum Aufenthaltsorte des Teufels und der Hexen. So schaukelten sich z. B. nach dem Glauben des Volkes auf einer Eiche

in Oberfranken am Walpurgistage die Hexen. An einem andern Orte sollte einst eine solche Hexeneiche gefällt werden, aber ihr Holz war so fest, daß alle Werkzeuge stumpf wurden. Endlich gelang es einem Schmiede, das Eisen einer Axt so zu härten, daß die Eiche damit gefällt werden konnte. Doch die Eiche schien stets nach der Seite fallen zu wollen, auf der der Eigentümer derselben stand. Beim Abendläuten vernahm man ein so furchtbares unterirdisches Getöse, daß der Besitzer der Eiche vor Angst und Schrecken davonlief und schwer erkrankte. Erst nach sieben Tagen warf ein heftiger Sturm die Eiche zu Boden.

In der Nähe von Hildburghausen befindet sich eine Eiche, die unter dem Namen „große Mehleiche" bekannt ist. Abergläubische Leute wollen nachts unter ihr eine totenbleiche Frau mit einem schweren Mehlsack gesehen haben. Diese Frau war eine Müllerin, welche die Leute unbarmherzig betrog. Zur Strafe dafür findet sie im Grabe keine Ruhe und muß so lange wandern, bis ihr von einer andern Person der schwere Sack abgenommen wird. Mitunter will man auch einen starken Lärm in alten Eichen gehört haben. Man schreibt denselben dem Teufel zu, der ihn zum Andenken an den ehemaligen Götzendienst vertreibe.

Wie es Hexeneichen gab und gibt, so anderseits auch Marieneichen, die der heiligen Maria geweiht waren. In katholischen Gegenden trifft man kaum eine einzeln stehende große Eiche, die nicht mit einem Marienbilde geschmückt wäre. Manche Kirche oder Kapelle hat von diesen Marieneichen ihren Namen. So steht z. B. bei Horn in Unterösterreich die „Marienkirche zu den drei Eichen".

Auch in mancherlei Krankheiten suchte man bei der Eiche Hilfe und Genesung. Gepulverte Eichenblätter sollten Wunden zusammenziehen. Manche Krankheit konnte man sogar an die Eiche nageln. Zu diesem Zwecke berührte man mit einem alten Sargnagel den leidenden Teil eines Kranken. Der Kranke stellte sich dann barfuß vor den Eichenbaum, und indem man einen Zauberspruch hersagte, schlug man den Nagel nahe über dem Kopfe des Leidenden in den Stamm. Aus diesem Grunde findet man in alten hohlen Eichen mitunter Nägel, Werg und dergleichen als Überreste solcher Zaubereien. Brüche und Gicht wähnte man damit heilen zu können, daß man den Kranken durch eine aus zwei miteinander verwachsenen Eichenästen gebildete Öffnung kriechen ließ. Da aber derartige Zweigbildungen selten sind, so stellten die Leute eine solche Öffnung künstlich dar, indem sie eine junge Eiche spalteten, die Hälften oben wieder aneinander banden und den Kranken durch die so gebildete Spalte zogen. Goldschmidt berichtet über solche Wunderkuren aus Mecklenburg: In der Johannisnacht werden die Kinder, die an Brüchen leiden, durch einen vom Blitz gespaltenen Baum gezogen. In anderen Gegenden wird in der besprochenen Nacht ein junger Eichbaum eigens zu dem Zweck gespalten und das Kind, den Kopf voran, durch diese Spalte im Namen des Vaters usw. gezogen, natürlich unter dem strengsten Schweigen. Es müssen bei dieser Handlung drei Johanns tätig sein: zwei, die den Baum halten, und ein dritter, der das Kind in Empfang nimmt. Nach Beendigung dieser Zeremonie wird der Baum höchst sorgfältig wieder

verbunden, und wenn er verwachſen iſt, iſt auch der Bruchſchaden geheilt. Verwächſt die Spalte des Baumes nicht wieder, ſo war die Handlung ohne Heilwirkung.

Von einer ganz beſonders zauberkräftigen Eiche erzählt Brockmüller; er ſchreibt: In dem Törberſchen Holze bei Rehna in Mecklenburg findet man eine Doppeleiche, die von Leidenden aller Art aus weiter Umgegend beſucht wird, um von ihr Heilung zu holen. Es ſind zwei Eichen, die etwa 50 cm voneinander abſtehen, in einer Höhe von 1 m aber dergeſtalt miteinander verwachſen ſind, daß ſie wie ein Baum erſcheinen. Die Kranken gehen unter Beobachtung von mancherlei Gebräuchen hindurch, vergeſſen aber niemals zu bezahlen, indem ſie irgend eine Münze an den Fuß der Eiche legen oder auch in die Rinde ſtecken.

Wie uns die Eiche in mannigfacher Weiſe an den alten Götterdienſt und den Aberglauben erinnert, ſo knüpft ſich auch manche Sage an dieſelbe. So ſollen z. B. die Ausbuchtungen der Eichenblätter vom Teufel herrühren. Der Teufel hatte einſt mit einem Bauer den Vertrag geſchloſſen, daß er deſſen Seele holen dürfte, ſobald die Eiche, deren Blätter zu jener Zeit noch ganzrandig waren, das Laub verloren hätte. Seiner Beute gewiß, freute er ſich ſchon auf den nächſten Herbſt. Doch während die übrigen Bäume ihr Laub verloren, behielt die Eiche den ganzen Winter hindurch die welken, dürren Blätter. Im nächſten Frühjahr fielen endlich zu des Teufels Freude einzelne Blätter zur Erde. Als nun der Teufel ſein Recht geltend machen wollte, zeigte ihm der ſiegesfrohe Bauer die bereits kommenden neuen Blätter. In ſeiner Wut fuhr der betrogene Teufel mit ſeinen Krallen in die Blätter, die ſeit dieſer Zeit ausgebuchtet ſind.

Nach einer andern Sage erbat ſich der Teufel einſt vom Herrn die Herrſchaft über den Wald. Der Herr gewährte ihm ſeine Bitte mit der Bemerkung, daß er ſein Regiment erſt antreten könnte, wenn alle Bäume ohne Laub ſtünden. Es war die Eiche, welche dem Teufel einen Streich ſpielte und ihn verhinderte, die Herrſchaft anzutreten. Eine Reihe anderer Sagen beſtätigt, daß die Eichen verkrüppeln oder aufhören, Früchte zu tragen, ſobald eine böſe Tat unter ihnen verübt wird. Bei Hanau befindet ſich ein Eichenwald, der keine Früchte trägt, weil einſt die Leute beim Einſammeln der Eicheln ſo neidiſch aufeinander wurden, daß ſie ſich gegenſeitig verwünſchten. In einem Walde unweit Stettin ſtanden in einem Eichenwalde vier Eichen, die in ihrem Wachstum gegen die umſtehenden Bäume ſehr zurückgeblieben und verkrüppelt waren. Unter ihnen hatten ein Jäger und ein Wilddieb aufeinander geſchoſſen; erſt im Sterben erkannten ſie ſich als Brüder.

Neben den obenerwähnten Hexen- und Marieneichen verdienen auch einige Dichtereichen genannt zu werden. Bei Hamburg erinnert eine Eiche an Hagedorn, den Dichter von „Johann, der muntere Seifenſieder“, und bei Wöbbelin in Mecklenburg liegt der jugendfriſche Sänger von „Leier und Schwert“, Theodor Körner, in dem dunkeln Schatten einer ehrwürdigen Eiche begraben.

Als hiſtoriſch berühmte Eiche iſt noch die Wallenſteineiche bei

Stralſund hervorzuheben. Unter dieſer Eiche ſaß einſt der große Feldherr bei der Belagerung jener Stadt, als eine Kugel ihm ein Glas voll Wein vor dem Munde zerſchlug. Hierin ſah der abergläubiſche Mann ein Zeichen, daß er die Stadt nicht erobern werde, und hob infolgedeſſen die Belagerung auf.

Humoriſtiſch iſt die Sage von der Eiche zu Kierhard in Mittelfranken. An dieſem Baume hing eine ungeheure Keule. Wenn ein Mann von ſeinem Weibe geſchlagen worden, holten die Nachbarn dieſen großen Knüttel und lehnten ihn an des Geſchlagenen Haustür. Das hatte dann eine wenigſtens zeitweilige Verſöhnung zur Folge, die von dem befriedigten Manne mit einer Weinſpende an die Nachbarn gefeiert werden mußte.

Das Holz der Eiche zeigt eine faſt wunderbare Dauerhaftigkeit und Widerſtandsfähigkeit gegen äußere Einflüſſe. Als Nero Claudius Druſus im letzten Jahrzehnt vor Chriſto die römiſchen Feldzeichen nach Weſtdeutſchland trug, wurde eine große Heerſtraßenbrücke über den Rhein gebaut, um die Hauptfeſte castrum Moguntiacum mit dem am jenſeitigen Ufer liegenden castellum Trajani zu verbinden. Die Wogen der Weltgeſchichte und die Fluten des Vater Rhein haben jenes Bauwerk längſt untergehen laſſen, keine hohe Säule zeugte von verſchwundener Pracht, ja man wußte nicht einmal genau die Stelle, wo es geſtanden. Zur größten Freude der Geſchichtsforſcher und Archäologen fand man indes bei Gelegenheit eines Brückenbaues bei Mainz die tief im Bett des Stromes verſenkten Überreſte des alten Römerwerkes auf; ſie beſtanden aus einer großen Anzahl Eichenpfähle von 8 m Länge und 50 cm Dicke, deren Kern trotz der neunzehn Jahrhunderte ſehr gut erhalten war, nur wenige Zentimeter ſogenannter Erdverkohlung brauchten entfernt zu werden, und der einſt von den Legionen des Druſus gefällte deutſche Eichenſtamm präſentierte ſich in ſeiner ganzen Kraft und Schönheit. Von dieſem hiſtoriſchen Holz hat eine Pianofortefabrik (Bieſe, Berlin) einige 100 Ztr. erworben und aus demſelben Mitte April 1883 vier Inſtrumente fertig geſtellt, deren Wohllaut jedes muſikaliſche Ohr entzückt.

Die Eiche gehört zu unſeren Baumgreiſen. Sie wächſt ſehr langſam, ſo daß ein Knabe noch eine Eiche von 20 Jahren mit ſeiner Hand umſpannen kann. Erſt nach 200 Jahren iſt ſie ausgewachſen. Sie ſoll ein Alter von 1000 bis 1500 Jahren und darüber erreichen. Deshalb erſcheint uns ein alter Eichbaum mit ſeiner rauhen, geborſtenen, von Moos durchfurchten Rinde inmitten der jungen, ſchnelllebenden Baumwelt wie ein greiſer Erzvater unter ſeinen Kindern, Kindeskindern und Urenkeln. Geſchlechter auf Geſchlechter ſind entſtanden und vergangen wie eine Blume des Feldes, aber der Alte iſt im Sturm der Jahrhunderte unerſchüttert geblieben, eine wunderbare Gotteskraft hat ihn erhalten zum lebendigen Zeugnis einer längſt entſchwundenen Zeit, von welcher nur die Sage berichtet.

Als die älteſte Eiche Europas führt Humboldt eine Eiche bei Saintes in Frankreich an. Dieſelbe beſitzt am Boden einen Durchmeſſer von

8 m; da, wo die Hauptzweige anfangen, ist sie 2 m dick. In dem abgestorbenen Teil ihres Stammes ist ein Zimmer hergerichtet, das 4 m breit und 3 m hoch ist. In demselben ist aus dem Holz des Stammes eine Bank ausgeschnitten. Ein Fenster bringt Licht in die Stube, deren Wände mit lebenden Farnkräutern und Flechten geziert sind.

Die merkwürdigsten und sehenswertesten Eichen in Deutschland findet man zurzeit nach einer Mitteilung der „Gartenlaube“ in dem Hasbruch, einem ehrwürdigen, heiligen Haine der Vorzeit. Derselbe liegt nicht weit von dort, wo die Oldenburger Geest in der Nähe der alten Zisterzienserabtei Hude an die Marsch grenzt. Für weitere Kreise des Publikums wurde der Hasbruch erst gegen die Mitte vorigen Jahrhunderts entdeckt. Kohl erzählt darüber folgende hübsche Geschichte: Der oldenburgische Maler Willers hatte nach Studien aus dem Hasbruch gemalte Eichenbilder in München ausgestellt, wo sie der König Ludwig sah; dieser wollte durchaus nicht glauben, daß solche fabelhafte Eichen in Wirklichkeit noch vorkämen. Die Sache interessierte ihn aber doch so, daß er seinen Hofmaler dorthin schickte, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und dieser mußte die Angaben Willers' bestätigen. Seitdem wurde der Hasbruch zu einem vielbesuchten Punkte. Der gewaltigste Baum des Haines ist die „dicke Eiche“. Ihr Umfang beträgt 10 m; von den Ästen könnte jeder wieder als respektabler Baum gelten, und als einmal einer herunterbrach, hatten vier Pferde Mühe, ihn vom Platz zu bringen. Der Baum ist durch eine Hecke eingehegt, und nebenan sind Sitzplätze angebracht; denn der Hasbruch ist das beliebte Ziel der Bremer Sonntagsausflüge. Doch gibt es noch eine stattliche Reihe von Bäumen, welche diesem an Umfang nahekommen. Die schönste von allen Hasbrucheichen, die imposanteste und malerischste ist die „Amalieneiche“, so benannt nach der Prinzessin des großherzoglichen Hauses, der nachmaligen Königin von Griechenland.

Neben den kraftstrotzenden Bäumen aber stehen die Stumpfe sterbender und abgestorbener voll melancholischer Poesie. Gleich dem Menschen, welcher die sterblichen Überreste der Seinigen mit Blumen zu schmücken pflegt, hat die Natur ihre modernden Kinder mit einem lieblichen Geranke von Efeu, wilden Rosen, Brombeergebüschen und Farnkräutern umwoben.

Auch als Witterungsprophet stand die Eiche ehedem in Ansehen. Wenn die Eichen viel Mast haben, so pflegt um Weihnachten viel Schnee und ein harter Winter zu kommen. Schneidet man die Eichäpfel um Michaelis durch und findet sie leer und naß, so soll ein nasses Jahr und kein kalter Winter kommen; sind sie um diese Zeit dürr und eingeschrumpft, so folgt ein dürres Jahr und ein kalter Winter; wachsen sie früher als um Michaelis und in großer Menge, so kommt ein früher Winter vor Weihnachten mit viel Schnee. —

Gar gewaltig redet der Eichenwald zu dem Gemüte des Naturfreundes und erfüllt das Herz mit frommem Schauer und süßem Grauen; in tiefster Seele vermögen wir es dem Dichter nachzuempfinden, der sich in ihm seinem Gotte näher glaubt.

Ich trat in einen hehren, düstern
Eichwald, da hört' ich leis' und lind
Ein Bächlein unter Blumen flüstern
Wie das Gebet von einem Kind.

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
Es rauscht' der Wald geheimnisvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das doch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh' — und wurde still.

N. Lenau.

Der deutsche Baum.

I.

Der schönste Schmuck im deutschen Haine,
Die Eiche ist's, wer stimmt nicht bei?
Daß Deutschland nur in allem andern
So wie in diesem einig sei.

Sie paßt so recht zum deutschen Herzen,
Sie strebt so mächtig himmelan;
Geheimnisvoll wölbt sie den Tempel,
In ihrem Schatten betet man.

Sie mahnet an vergangne Tage,
Sie zählet nach Jahrhunderten;
Wieviel der Wandrer sinnend standen,
Die ihre Kraft bewunderten!

Wie manchen Sturm sie überdauert —
Weissagend überkommt es mich —
Herr, sei dem Vaterlande gnädig,
Bei seinen Eichen bitt' ich dich!

K. Pöls.

II.

Wie ihr zu dem Wahn gekommen,
Deutsche, daß für euren Baum
Ihr die Eich' habt angenommen,
Zu begreifen weiß ich's kaum.

Sie ein Bild von eurem Reiche?
Welch ein krüpplig Jammerbild!
Denn verkümmert wie die Eiche
Wächst kein Baum im Lenzgefild.

Warum nicht, die höher strebet,
Buche, mit dem Riesenschaft;
Oder die so zierlich schwebet,
Birke, säuselnd geisterhaft?

Beide, die dem Blick zum Troste,
Schmückt der Lenz mit frühstem Laub,
Das nicht zittert vor dem Froste,
Dem die Eiche wird zum Raub.

Und dann nagt der Maienkäfer
Scharf dem Maienfroste nach:
Und dem armen deutschen Schläfer
Bleibt ein spärlich Schattendach,

Wo im hohen Sommergrase,
Hohes träumend, er sich streckt,
Bis im Herbstwind, auf die Nase
Fallend, ihn die Eichel weckt.

Fr. Rückert.

---

2. Die Buche.

(Fagus silvatica.)

Der Name Buche, althochdeutsch buocha, mittelhochdeutsch buoche, stimmt nach den Gesetzen der Lautverschiebung mit dem lateinischen Namen fagus überein, der sich auf die eßbaren Früchte des Baumes bezieht. In der Hainleite in Thüringen wird dieselbe das Buch ge-

nannt, sonst aber Ecker oder zur Unterscheidung von der Frucht der Eiche, welche ebenfalls Ecker bezeichnet wird, Buchecker. Ecker vom gotischen akran, d. h. Frucht. Ist die Buche auch nicht wie mancher andere Baum mit den Leiden und Freuden unseres Volkes vertraut und verwachsen, steht sie an majestätischer Kraft und Fülle auch der knorrigen Eiche nach, so kann sie sich in bezug auf Festigkeit des Holzes und Schönheit und Herrlichkeit im Bau doch mit allen messen. Sie ist entschieden unser schönster Waldbaum, in ihr vermählt sich die männliche Kraft der Eiche mit der weiblichen Anmut der Linde; auf dem hohen, schlanken, astfreien Stamm mit glatter, silbergrauer Rinde wölbt sich die dichte, domförmige Krone, deren Laub in der ersten Hälfte des Mais das schönste Waldgrün bildet. Die Buchenwälder waren deshalb schon bei den alten Deutschen beliebt und sind von den mittelalterlichen Dichtern oft besungen worden. Die Gegend um Fulda hieß im germanischen Altertum Buchonia, d. i. Buchenland. Die heidnischen Altvordern benutzten die Zweige der Buche, welche wegen ihrer Eckern zu den fruchttragenden Bäume gehörte, zur Weissagung. Nachdem auf die einzelnen Stücke eines Zweiges die zu Los- und Weissagung gebrauchten geheimnisvollen Runenzeichen eingeritzt waren, wurden die Stäbchen aufs Geratewohl über ein ausgebreitetes weißes Gewand gestreut. Bei einer öffentlichen Beratung sprach sodann der Priester, bei einer Privatangelegenheit der Familienvater ein Gebet, und nun wurden die Zeichen unter Aufblick zum Himmel aufgehoben und gedeutet, indem man aus ihnen, in der Reihe wie sie aufgelesen, ein Wort zusammensetzte oder den Namen jedes Zeichens einen Bezug zu dem fraglichen Gegenstand gab. In späterer Zeit, als man die Holzschneidekunst zur Vervielfältigung von Heiligenbildern und Karten benutzte, gebrauchte man hierzu mit Vorliebe das feste Holz der Buche. Auch Gutenberg stellte die ersten Versuche der Buchdruckerei mit Lettern aus Buchenholz geschnitzt an. So ist es zu erklären, daß die Schriftzeichen für die Laute nach unserm Baume den Namen „Buchstaben" erhalten haben; auch das Wort „Buch" hängt mit dem Namen desselben zusammen.

Mitunter findet man auf einem Buchenblatte ein *T* gebildet. Dasselbe war das alte Runenzeichen für den Donnergott Thor, Donar, und ein solches Blatt wies nach damaliger Anschauung deutlich auf diesen Gott hin. Wer so glücklich war, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, hatte einen Schatz; denn er schützte den Besitzer und sein Haus vor Schäden und Bezauberung. Hiermit hängt vielleicht auch der Glaube zusammen, daß der Blitz nie in eine Buche einschlage. Die Erfahrung freilich bestätigt die Annahme nicht.

In einem großen Teile Süddeutschlands, besonders in Schwaben, ist für die Kornhändler die Buche der interessanteste Baum, weil sie wähnen, daß die genaue Beobachtung derselben im Frühjahre sie in den Stand setze, erfolgreich zu spekulieren, sei es „auf Aufschlagen oder Abschlagen der Früchte". Fängt nämlich die Buche an, zuerst unten auszuschlagen oder zu grünen, so schlägt's auf; grünt sie zuerst oben, so sinken die Kornpreise.

Von einem gar eigenen Brauch der östlichen Steiermark, in welchem die Buche eine Rolle spielt, weiß P. R. Rosegger in seinem Volksleben der Steiermark zu berichten. Ist nämlich in einer dortigen Gemeinde ein Jahr vorbeigegangen, ohne daß einer aus der Gemeinde geheiratet hat, so müssen die jungen Burschen am Ostermontag in den nächstgelegenen Wald ziehen, einen großen und schweren Buchenstamm entwurzeln und ihn dann an einer langen Kette mit vielen Querbalken, an denen sie sich einjochen, unter Geschrei und Gehetze zur Buße und Strafe ins Dorf ziehen. Dabei fehlt es nicht an allerlei Vermummungen und übermütigen Späßen. Auf dem Dorfplatz hält der Zug an; ein Kapuziner springt auf den Brunnentrog und hält die Bußpredigt. Darauf wird der Baum versteigert und der Erlös zur Abhaltung einer fröhlichen Musik verwandt.

In ganz besonderem Ansehen standen bei dem Volke die „Blutbuchen"; bis in die neuere Zeit erhielt sich eine solche bei Irchel im Kanton Zürich. Die „Blutbäume" waren heilige Bäume, und die Ursachen ihrer Verehrung reichen bis in die Zeit des Heidentums zurück. Sie waren zugleich Opferbäume, und an ihnen wurden die Schädel und Felle der geschlachteten Tiere aufgehängt. In dem Laube rauschte der Gott, und die Priester deuteten aus demselben die Zukunft. Damit die altehrwürdigen Stämme nicht abstarben, wurden sie bei den Galliern mit dem Blut der Opfertiere begossen, und nach späterer Überlieferung sollen den Bäumen bei einer Verletzung blutige Tränen entfließen; sie hießen deshalb auch „gefeite" Bäume. An einer Stelle vor der mittelitalienischen Stadt Benevent, die noch lange nach dem höchsten Gott der Germanen Wodan den Namen Wodam führte, stand ein solcher Blutbaum, an welchem Häute aufgehängt waren, durch welche die Vorüberreitenden ihre Speere warfen. Bei gewissen Festlichkeiten wurde er von den Langobarden mit solcher Wildheit umritten, daß die Rosse von den Spornhieben bluteten. Der heilige Barbatus ließ ihn im siebenten Jahrhundert umhauen, weil das Volk, obschon es getauft war, von dem alten Baumdienst nicht lassen wollte.

Von einer Blutbuche berichtet auch eine Sage aus Schlossau im Badischen. Einst ging ein Mann um 1 Uhr nachts in den Wald von Rodenberg, um von einer Buche Holz zu Fackeln zu holen. Kaum hatte er den ersten Axtschlag getan, so entstand ein fürchterliches Jagdgetöse, das bei den folgenden Schlägen immer näher und näher kam und jedenfalls von der wilden Jagd des Hackelberend herrührte. Der Mann erkannte, daß jene Buche ein „gefeiter" Baum sei, er ließ von seinem Vorhaben ab, und der wüste Lärm verlor sich in der Ferne.

An der Blutkapelle bei dem Kloster Geresheim stand die sogenannte heilige Buche oder Wunderbuche auf einem Kieshügel in schönster Fülle ihrer Laubzweige erweislich schon im sechsten Jahrhundert. Die Äste breiteten sich so dicht und zu einem solchen Umfang aus, daß mehrere Wallfahrerzüge vor dem heftigsten Regen darunter Schutz fanden. Dieser stattliche Baum sollte in gewissen Nächten wie mit Lichtern bedeckt und erleuchtet sein. In seiner Nähe sollte in der Mainacht ein Feuer

brennen; wer eine Kohle daraus hervorholte, der hatte einen Goldklumpen erlangt.

Das Kloſter Reinhardsbrunn bei Friedrichroda wurde neben einer Buche erbaut, die man nächtlich mehrmals erleuchtet geſehen hatte. Noch von mehreren Orten weiß die Sage zu berichten, daß an der Stelle der jetzigen Kirche ehemals eine Buche ſtand. Wo das Wallfahrtskirchlein „Mariabuchen“ bei Lohr ſteht, da wuchs einſt eine Buche. Ein vorübergehender Jude ſtieß frevelnd ſein Meſſer in den Baum. Da drang Blut heraus, und etliche Chriſten, die das Wunder bemerkten, zeigten es dem Biſchof Johann von Brun an. Der ließ die Buche an der Stelle anſchneiden, und es fand ſich das Bild der ſchmerzhaften Mutter Gottes eingewachſen, an dem noch Blutstropfen hingen. Alsbald ward an der Stelle eine Kapelle erbaut.

In Schleswig-Holſtein ſtand eine Buche, auf welcher ein Adler horſtete. Sie hieß deshalb die „Ares-böch“ oder Adlerbuche. Einſt ſchwebte das Bild der heiligen Jungfrau glänzend über dem Baume, welches Wunder Veranlaſſung zu einer Wallfahrt und zur Entſtehung des Ortes Aresböch gab.

Zu erwähnen wären auch die Buchen bei Kopenhagen, unter welchen einſt Klopſtock ſo gern gewandelt und welche nach Matthiſſons Zeugnis als ein heiliges Andenken an den frommen Sänger des Meſſias betrachtet wurden. Auch die Lutherbuche in der Nähe des Schloſſes Altenſtein in Thüringen dürfte bemerkenswert ſein. Sie iſt freilich auch bereits dem Zahne der Zeit verfallen, ein Sturm am 18. Juli 1841 hat ſie umgeworfen und zerſtört; in ihrer Nähe ward am 4. Mai 1521 der große Reformator aufgehoben und nach der Wartburg gebracht.

In dem Huy, einem der nördlichen Vorberge des Harzes, in der Nähe von Halberſtadt, der mit herrlichen Buchen beſtanden iſt, befindet ſich, umgeben von alten, ehrwürdigen Stämmen, ein Denkſtein mit folgender Inſchrift:

„Mit Ehrfurcht, Wandrer, zieh den Hut,
Denn unterm Dome dieſer Buchen
Hat Schatten, ſo wie Du, zu ſuchen,
Held Guſtav Adolf einſt geruht!“

Die zuerſt kegel-, ſpäter beſenförmigen Kronen der Buchen wölben ſich zuletzt domförmig ab, und ein alter Buchenbeſtand gleicht deshalb einem auf hohen, ſchlanken, runden Säulen ruhenden grünen Spitzbogengewölbe. Nur hier und da ſpielen die Lichter der Sonne durch das dichte Blätterdach und werfen glänzende Strahlen durch die traute Dämmerhelle, welche den Wanderer umgibt. Die ſtimmungsvolle Umgebung erfüllt ihn mit träumeriſchen Sinnen, und im Geiſt glaubt er in einem alten, gotiſchen Münſter zu weilen, zu dem der Buchenwald vielleicht einſt Vorbild und Muſter geweſen. Die glatten, ſilbergrauen Stämme gleichen den ſchlanken, leicht nach oben ſtrebenden Pfeilern, die ſich in den ehrwürdigen Domen in unendlicher Perſpektive vor uns

auszudehnen ſcheinen, und ſie leiten des Wanderers Blick und Herz nach oben.

Waldesdom, in deinen Hallen
Meine Seele ſteigt nach oben;
Andachtsvoll muß ich hier wallen
Und den ew'gen Schöpfer loben.

G. Chr. Dieffenbach.

Unter Buchen.

Im Buchenwald bei Sonnenſchein —
Es kann kein ſchöneres Wandern ſein:
Der Moosgrund weich, der Schatten dicht,
Nur überflutet von Tupfen Licht.

Die hellen Stämme hoch und ſtark
Und feſtgewurzelt bis in das Mark,
Ein Rieſenheer, das ernſte Wacht
Hält in der ſtillen Waldesnacht.

Welch ſtolzer Anblick ringsherum!
Da ſieh, ein Baum ganz eigen krumm;
Auf einen Fels geſtellt, umſpannt
Den Stein er rings gleich einer Hand.

Inmitten ins Geröll vertrug
Den jungen Keim des Windes Flug.
Und da das Bäumchen Boden fing,
Schlug's eben Wurzel, wie es ging!

Mein Auge labt ſich an der Kraft,
Die gerade aufſteigt reckenhaft.
Jedoch mein Herz erfreut der Baum,
Der im Geſtein ſich brach den Raum.

Fr. Adler.

Die ſchöne Buche.

Ganz verborgen im Wald kenn' ich ein Plätzchen, da ſtehet
Eine Buche: man ſieht ſchöner im Bilde ſie nicht.
Rein und glatt, im gediegenen Wuchs erhebt ſie ſich einzeln,
Keiner der Nachbarn rührt ihr an den ſeidenen Schmuck.
Rings, ſo weit ſein Gezweig der ſtattliche Baum ausbreitet,
Grünet der Raſen, das Aug' ſtill zu erquicken, umher;
Gleich nach allen Seiten umzirkt er den Stamm in der Mitte;
Kunſtlos ſchuf die Natur ſelber dies niedliche Rund.
Zartes Gebüſch umkränzt es erſt; hochſtämmige Bäume,
Folgend im dichten Gedräng', wehren dem himmliſchen Blau.
Neben der dunkleren Fülle des Eichbaums wieget die Birke
Ihr jungfräuliches Haupt ſchüchtern im goldenen Licht.
Nur wo, verdeckt vom Felſen, der Fußſteig jäh ſich hinabſchlingt,
Läſſet die Hellung mich ahnen das offene Feld.
Als ich unlängſt einſam, von neuen Geſtalten des Sommers
Ab von dem Pfade gelockt, dort im Gebüſch mich verlor,
Führt' ein freundlicher Geiſt, des Hains auflauſchende Gottheit,
Hier mich zum erſtenmal plötzlich, den Staunenden, ein.
Welch Entzücken! Es war um die hohe Stunde des Mittags,
Lautlos alles, es ſchwieg ſelber der Vogel im Laub,
Und ich zauderte noch, auf den zierlichen Teppich zu treten;
Feſtlich empfing er den Fuß, leiſe beſchritt ich ihn nur.

Jetzo gelehnt an den Stamm (er trägt sein breites Gewölbe
Nicht zu hoch), ließ ich rundum die Augen ergehn,
Wo den beschatteten Kreis die feurig strahlende Sonne,
Fast gleich messend umher, säumte den blendenden Rand.
Aber ich stand und rührte mich nicht; dämonischer Stille,
Unergründlicher Ruh' lauschte mein innerer Sinn!
Eingeschlossen mit dir in diesem sonnigen Zauber-
Gürtel, o Einsamkeit, fühlt' ich und dachte nur Dich!

E. Mörike.

---

3. Die Linde.

(Tilia).

Schon der weiche, elegische Klang des Namens, der den Charakter der Milde und Zartheit, Anmut und Zierlichkeit, welcher dem Baum eigen, andeutet, zieht unser Herz zu demselben, noch mehr aber das zarte Grün der breiten, herzförmigen Blätter, die schützende laubreiche Krone, in der es zur Zeit der Blüte, wenn die Lüfte ringsumher mit süßem Wohlgeruch erfüllt sind, summt und surret, schwirret und tönet von Tausenden von fleißigen Bienen.

Der Name Linde ist sehr alt und nach Weigand dunkeln Ursprunges. J. Ihre meint, daß der Baum von dem uralten Gebrauch, den Bast zu Stricken, Seilen usw. zu verwenden, den Namen habe, da im Schwedischen und Dänischen linda eine Binde heißt und auch winden, wickeln bedeutet; danach besagt die Bezeichnung Linde soviel wie Bastbaum. Nach Adelung ist der Name Linde mit den Adjektiven linde und gelinde verwandt, da das Holz des Baumes weich und gelinde ist.

Unsern Altvordern war die Linde ein heiliger Baum; sie war der Frigga geweiht; bei den slawischen Völkern ist unser Baum mit seinen süß duftenden Blüten der Liebesgöttin Krasogani geweiht, und da Frigga als die nordische Venus aufgefaßt werden kann, so stimmen die beiden Völker in dem Kultus der Linde überein. Wälder bildend ist sie in Deutschland wohl nie gewesen, doch waren in den heiligen Hainen die Wallfahrtsgänge mit Linden bepflanzt, und in dem dunkeln Schatten der dichten Kronen waren die Zeichen der Götter aufgestellt. Mit Scheu und Ehrfurcht wurde deshalb die Linde von jung und alt betrachtet, sie mutwillig zu beschädigen, galt für einen großen Frevel, und in dem Glauben des Volkes spielte sie eine nicht unbedeutende Rolle. Nach Einführung des Christentums schnitzte man aus Lindenholz die Heiligenbilder und nannte dieses Holz deshalb lignum sacrum (heiliges Holz). Das älteste Marienbild am Nonnenberg in Salzburg ist aus Lindenholz gearbeitet.

Als ein der Frigga geweihter Baum war sie gegen den Blitz

gefeit. Unſere Vorfahren ſuchten deshalb unter der Linde Schutz beim Gewitter. Dies bewog auch Karl den Großen, die Anpflanzung dieſes Baumes in den Dörfern, auf den Marktplätzen und um die Kirchen zu befehlen. Dieſe Sitte hat ſich bis in unſere Zeit erhalten. Nach einem Gewitterregen eilte man unter die Linde, um von den herabfallenden Tropfen benetzt zu werden; denn dieſes Waſſer ſchützte nach der Meinung des Volkes gegen mancherlei Krankheit und Unfall. Rührt man Lindenſproſſen zu dem erſten Brei, den ein Kind ißt, ſo ſoll es nie Zahnſchmerz bekommen. Auch gegen Kopfſchmerz bot die Linde ein Mittel; Lindenblätter um das Haupt gebunden ſollten denſelben vertreiben. Wer auf zauberiſche Weiſe Ungeziefer auf ſeinem Acker erhalten, konnte dasſelbe durch Streuen von Lindenaſche leicht vertreiben. Der Lindenbaſt war ein treffliches Schutzmittel gegen die böſen Geiſter und den heimtückiſchen Zauber der Hexen. Schon die Ärzte der Alten benutzten den Baſt und das Holz mit Vorliebe als Verbandmittel zur Schienung gebrochener oder gekrümmter Gliedmaßen. Von dem griechiſchen Dichter Cineſios wird in Beziehung hierauf berichtet, ſein gebrechlicher Körper hätte nur durch eine vollſtändige Umſchienung mit Lindenholz aufrechterhalten werden können, weshalb ihn Ariſtophanes ſpottend den „lindenen“ nannte. Die getrockneten Lindenblüten werden von der Volksheilkunde noch in der Gegenwart ſehr geſchätzt, der ſüßliche, ſchweißtreibende Tee iſt ein viel gebrauchtes Hausmittel.

Mit dem Leben unſeres Volkes, mit ſeiner Liebe in Luſt und Leid, in Jubel und Trauer, in Scherz und Ernſt iſt kein Baum ſo innig und traut verbunden, wie die Linde. Die Linde, welche ja ſchützend den Blitzſtrahl abwendete, war der Baum der Wohnlichkeit und des deutſchen Hauſes. Karl der Große empfahl ihre Anpflanzung, und über das Dach mancher Hütte und Burg hat ſie ſchirmend und ſchützend ihr dichtes Gezweige gebreitet. Der Baum oder doch ſein Blatt finden ſich darum auch auf vielen Wappen und Siegeln, wie der Name Linde auch aus vielen deutſchen Ortsnamen herausklingt, wie aus Lindenthal, Lindeck, Hohenlinden. Anderen Ortsnamen liegt der ſlawiſche Name des Baumes Lipa zugrunde, wie Leipzig, der „freundlichen Lindenſtadt“. Die Linde iſt derjenige Waldbaum, der bis in die Neuzeit Aufnahme und Pflege in den großen Städten erfahren hat. Berlins berühmteſte und weltbekannteſte Straße iſt nach dem Lindenbaum benannt worden, und nicht mit Unrecht erfreut ſie ſich dieſes Rufes; denn um die Zeit der Sonnenwende, wenn die Knoſpen der Linden nach und nach anfangen aufzubrechen, bildet jeder Baum einen lebenden Strauß, deſſen Duft die Luft mit dem mildeſten Wohlgeruche erfüllt, daß man ſchier wähnen könnte, die Strecke vom Denkmale Friedrichs des Großen bis zum Brandenburger Tor ſei ein Würzgarten.

Gegen das Mittelalter freilich hat die Linde an Bedeutung verloren; denn in jener Zeit war ſie vor den Toren faſt einer jeden Stadt und in der Nähe der Kirchen in herrlichen Exemplaren zu finden.

Die Zierde und der Stolz der Bewohner war aber die Linde in des Dorfes Mitte. Auf den alten Bänken, die unter dem breiten

Blätterdach angebracht waren, verſammelten ſich die Alten zu ernſter Beratung und ſorgfältiger Erwägung der Angelegenheiten der Gemeinde. Am Sonntagnachmittag aber verſammelte ſich unter derſelben die blühende Dorfjugend zu Spiel und Tanz. Wie jauchzte alt und jung, wenn der Lenz gekommen und Wald und Feld, Wieſ' und Au' im neuen, herrlichen Schmucke prangten! Da ertönten dann die herrlichen, wunderſamen Weiſen unſerer Volkslieder vom Scheiden und Meiden, vom Wiederſehen und Wandern, von der Treue und Untreue; da klang es: „Innsbruck, ich muß dich laſſen" oder: „Es ſtund eine Linde im tiefen Tal". Die Knaben und Mädchen lauſchten den lieblichen, trauten Klängen und nahmen ſie auf in ihre junge Bruſt. Zwar ſie ſind ſchon längſt geſchwunden, dieſe alten Sitten und Gebräuche, unſerer nüchternen und realiſtiſchen Zeit ſind ſie faſt völlig fremd. Nur in Gegenden, die das nimmer ruhende, ſchnaubende Dampfroß noch nicht ſtündlich durcheilt, und die der Strom der modernen, auflöſenden Kultur nur erſt ſchwach durchpulſt, haben ſie noch ein Heim. In Thüringen und Schwaben werden noch zum Teil die Kirchweihfeſte unter der Linde gefeiert. Sie iſt gleichſam der Mittelpunkt des Feſtes; unter ihrem ſchützenden Dache verſammelt ſich die Blüte des Dorfes, und die ſchlanken Burſchen drehen die ſchmucken Mädchen in wildem Tanze. Das fröhliche Leben und Treiben, welches Goethe in ſeinem Fauſt ſchildert, wiederholt ſich in dieſen Orten noch alljährlich:

„Der Schäfer putzte ſich zum Tanz
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.

— — — — — — — — —
Schon um die Linde war es voll,
Und alles tanzte ſchon wie toll.

Und von der Linde ſcholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!"

Und wie die Linde der Frühlings- und Freudenbaum für die Gemeinde in ihrer Geſamtheit und Vereinigung, ſo iſt ſie auch der Liebesbaum für die einzelnen Mitglieder geweſen. Sie hat den heimlichen Ort geboten, wo ſich die Liebenden zu trautem Geſpräch und ſüßem Gekoſe getroffen. Ja ſie iſt der Baum der Liebe und Treue, und ihr Gaſt iſt die holde Nachtigall, der Vogel der Minne Luſt und Leid. Kein Baum iſt darum auch ſo oft in den deutſchen Volksliedern erwähnt wie ſie. Schon Walter von der Vogelweide beginnt eins ſeiner ſchönſten Minnelieder:

„Unter den Linden auf der Heide,
Wo ich mit meinem Trauten ſaß."

Und aus der ſpätern Zeit können wir mit Recht bei jedem Liede, das in den erſten Zeilen die Linde erwähnt, ſchließen, daß wir ein Liebeslied vor uns haben. Statt vieler Beiſpiele ſei nur an das innige Lied von W. Müller erinnert:

„Am Brunnen vor dem Tore,
Da ſteht ein Lindenbaum."

Vor allem bezeugen es auch die Lieder in „Des Knaben Wunderhorn", von dem H. Heine deshalb ſagt: „Dies Buch enthält die holdſeligſten Blüten des deutſchen Geiſtes, und wer das deutſche Volk von ſeiner liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der leſe die Volkslieder. In dieſem Augenblicke liegt dieſes Buch vor mir, und es iſt mir, als röche ich den Duft der deutſchen Linde. Die Linde ſpielt nämlich eine Hauptrolle in dieſen Liedern, in ihrem Schatten koſen des Abends die Liebenden, ſie iſt ihr Lieblingsbaum, und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menſchenherzens hat."

„Sieh das Lindenblatt, du wirſt es
Wie ein Herz geſtaltet finden,
Darum ſitzen die Verliebten
Auch am liebſten unter Linden." H. Heine.

Mit Vorliebe iſt die Linde als Baum der Liebe auch auf Friedhöfen angepflanzt und hat ſo auf den Gräbern der Geliebten einen würdigen Platz gefunden. Hierhin gehört ſie auch nach ihrem ganzen Weſen. Der Baum trägt ein lyriſches Moment in ſich, das unwillkürlich weich ſtimmt. Ihr Anblick erhöht bei dem Beſuche des Gottesackers unſere Wehmut und Trauer. Unter den vielen Gedichten, die uns den Baum in dieſer ernſten Umgebung vorführen, ſei nur an das eine von J. G. Jakobi erinnert: „Die Linde auf dem Kirchhofe". Es hebt an:

„Die du ſo bang den Abendgruß
Auf mich herunterweheſt,
Zur Wolke ſchwebſt und mit dem Fuß
Auf Totenhügeln ſteheſt:
O Linde! manche Träne hat
Den Boden hier benetzet
Und Menſchenjammer, blaß und matt,
Auf ihn ſein Kreuz geſetzet. —
— — — — — — — — —
O Linde, gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferſtehen."

Aber nicht nur mit der Liebe des deutſchen Volkes in Freud' und Leid iſt die Linde auf das innigſte verwachſen, ſondern auch mit ſeinem Rechte; ſie iſt darum auch der alte Rechts- und Dingbaum. Unter ihrem dichten Gezweige wurden beſonders in ſächſiſchen Landen die wichtigſten Beratungen und Beſchlüſſe der Gemeinde beſorgt und auch die Rechtsurteile über Leben und Tod geſprochen. Ebenſo tagten die Femgerichte unter derſelben, wie die beiden Dortmunder, von Freiligrath beſungenen Femlinden bezeugen:

„Dies ſind die Linden; — beide morſch und alt!
Rechts die zerbarſt: — ſie klafft mit jähem Spalt

Auf von der Wurzel bis zur Splitterhaube.
Weit aber greift sie mit den Ästen aus;
Fast wie die Schwester prangt sie grün und kraus
Und schmückt die Stirn mit frühlingsfrischem Laube."

Sie stehen auf einem Erdhügel zwischen den beiden benachbarten Bahnhöfen der Bergisch-Märkischen und der Köln—Mindener Bahn. Als zwei ernste Zeugen der geschichtlichen Vergangenheit ragen sie stumm in das lärmende Treiben der Gegenwart. Wie F. v. Köppen im „Daheim" mitteilt, sollte das uralte Lindenpaar, als der Plan zum Bahnhof der Köln—Mindener Bahn entworfen war, den Neubauten und Schienensträngen weichen. König Friedrich Wilhelm IV. rettete jedoch die historischen Femlinden durch Erlegung des hohen Lösegeldes, welches die Bahnverwaltung forderte, und als bei der Eröffnung der Bahn der erste Dampfzug vorüberbrauste, stand der königliche Herr zufrieden lachend unter dem schattigen Laubdache derselben.

Noch in mehreren Orten finden sich Linden, unter denen nachweislich Recht gesprochen worden ist, so in Bordesholm und Pinneberg in Holstein, bei Göttingen und anderwärts. In mittelalterlichen Urkunden kommen darum auch die Ausdrücke: „gegeben unter der Linde", „unter den Linden vor der Kirch" oder „bei der Kirchen unter den Linden" häufig vor.

Neben den historischen Femlinden kennt die Sage auch „Blutlinden". Schon bei der Buche sprachen wir von den sogenannten „Blutbäumen" und deuteten auf die Gründe dieser Erscheinung hin. Der Glaube an blutende Bäume war im Mittelalter nicht selten. In bezug auf die Bäume der schweizerischen Bannwälder sagt Schiller im Tell:

Walter: Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume bluten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt —
Tell: Wer sagt das, Knabe? —
Walter: Der Meister Hirt erzählt's; die Bäume seien
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Eine solche „Blutlinde" findet sich zu Frauenstein, einem Dörfchen des Mittelrheins. Sie steht vor der Kirche des Ortes, ein „tausendjähriger" Riesenstamm mit mächtiger Krone, den vier Männer kaum umspannen können und dessen Äste selbst wieder Stämme bilden. Über ihren Namen weiß die Sage folgende Erklärung zu geben: Vor langen Jahren kam ein junger Mann in ritterlicher Tracht in das enge Tal. Der hatte eine Frau mit sich, schön und zart, aber, wie es schien, vom langen Weg ermüdet. Bleich waren ihre Wangen, und ihr Haupt hing auf des Führers Schulter. Scheu blickte der Geleiter um sich, und er schien jeden Menschen zu fürchten. Doch ihn jammerte des Mägdleins, und er wollte es zu einer sicheren Hütte führen, wo die zarten Füße ausruhen könnten. Unter der efeubewachsenen Burg von Frauenstein stand ein einsames Haus, dem alten Burgherrn gehörig. Dahin wankte der

Arme mit seiner teuren Last. Der Mann des Hauses nahm ihn freundlich auf. In der Stube aber saß der Burgherr, der faßte mit scharfem Blicke den Eintretenden ins Auge, stand dann schleunig auf und winkte seinem Dienstmanne hinaus. Der Fremde, nichts Gutes ahnend, wollte weiter, aber die halb ohnmächtige Gefährtin bat ihn, daß er bleibe. Da trat der Wirt mit freundlichem Gesicht wieder herein, bot den Labetrunk und erquickte das Herz der beiden Ermatteten. Mit einem „Vergelt dir's Gott" wollten sie am Abend weiter; aber draußen vor der Tür standen des Burgherrn Geharnischte, die beide ergriffen und auf die Feste führten. „Willkommen", schrie dem Gefesselten der tückische Burgherr entgegen, „willkommen, du Räuber! Führt ihn hinab und richtet ihn! Meines Bruders Tochter hat er entführt; doch ich hatte Kunde von seiner Gestalt und Kleidung, ehe er hierher kam!" Da ward der edle Jüngling fortgeführt, und da, wo jetzt die Linde wurzelt, floß sein Blut. Das Fräulein ging ins Kloster, ließ aber auf das Blut ihres Geliebten, ehe sie schied, die Linde pflanzen. Seitdem ist es, als ob ein Leben in dem Baume wäre, das nicht ersterben kann, und niemand wagt es, ein Ästlein abzuschneiden oder eine Blüte zu brechen, weil er fürchtet, es würde Blut herausfließen. — Diese Sage hat wenigstens das eine für sich, daß sie kein neuerfundenes Märchen der Jetztzeit ist; ihre Überlieferung ist schon ebenso alt wie eine andere Tradition, wonach der verstoßene Sohn des ehemaligen ritterbürtigen Besitzers des nahebei liegenden Grorober Hofes hier an dem in Blut gepflanzten Baume den Vater und dessen Verzeihung wiederfand. Tatsache ist, daß die kleine Gemeinde Frauenstein hier unter der Linde zu „dingen" pflegte und daß sie sich hier noch sonntäglich nach dem Gottesdienst zu versammeln liebt, um ihre gemeinlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Steht die Linde der königlichen Eiche auch an Größe und Kraft nach, in bezug auf Alter und Umfang kann sie sich mit jedem heimischen Baume messen. Die älteste und größte Linde ist wohl zu Neustadt am Kocher; sie war schon 1229 ein stattlicher Baum, und im Jahre 1408 hieß es von ihr:

„Vor dem Tor eine Linde staht,
die siebenundsechzig Säulen hat."

Zur Unterstützung ihrer Äste ließ im Jahre 1558 Herzog Christoph einen vierfachen Gang von hundertundfünfzehn Steinsäulen erbauen. Jetzt hat der Stamm einen Umfang von zweiunddreißig und einen Astraum von vierhundert Fuß. Unter der Linde von Linn im Aargau soll schon der heilige Gallus gepredigt haben. Wenn einst der Schatten derselben bis auf die Habsburg reicht, wird die Welt untergehen.

Die „Gartenlaube" berichtet von einer merkwürdigen Linde, welche bei Puch in Baiern steht. Im Jahre 1875 ist an dieser Linde ein Schild mit folgender Inschrift angebracht worden:

„Tausendjährige Linde,

in deren Stamme die selige Edigna, Tochter des Königs Heinrich von Frankreich, 35½ Jahr lang ein Gott geweihtes Einsiedlerleben führte

und am 26. Februar 1109 ſtarb. Ihre Gebeine ſind in dieſer Kirche zur Verehrung aufbewahrt."

Von dieſer Königstochter wird erzählt, daß ſie die Reichtümer und Ehren dieſer Welt verlaſſen habe, um unter dieſem ihr von Gott angewieſenen Baume ihr Leben in Armut und Entſagung zuzubringen. Natürlich war dieſer Baum nach dem Tode der Einſiedlerin mit Wunderkräften begabt. Es heißt, ein heilſames Öl ſei aus dieſer Linde gefloſſen, welches als „ein allgemeines Mittel für unterſchiedliche Umſtände" nützlich geweſen ſei, aber dasſelbe ſei, „wegen dem Geize derjenigen, die ſelbiges verkauft haben", ausgeblieben.

Der bekannte deutſche Schalksnarr Till Eulenſpiegel, der, von früher Jugend loſe Streiche ſpielend, unſtet ganz Deutſchland durchzogen, ruht zu Mölln (geſtorben 1350) in dem Schatten einer großen Linde.

An die Linde auf dem Stuckenbergsanger am Unterharz knüpft ſich, wie Pröhle berichtet, folgende Sage: Einſt ſtanden ſich auf dem Stuckenbergsanger zwei Heere im Streite gegenüber; auf beiden Seiten ward tapfer und ausdauernd gekämpft, und lange ſchwankte die Entſcheidung. Es ſenkte ſich der Abend hernieder, und noch immer war die Schlacht unentſchieden. Endlich mußte ſie der Finſternis wegen unterbrochen werden. Da ſtieß der Feldherr der weſtlichen Krieger ſein Schwert in den Boden und rief: „Wenn bis morgen früh das Schwert zu einem Baum wird, iſt der Sieg unſer!" Am Morgen ſah man anſtatt der Waffe eine Linde, deren Blätter fröhlich im Winde rauſchten. Durch ihren Anblick wurden die Krieger ſo begeiſtert, daß ſie das öſtliche Heer beſiegten und vollſtändig in die Flucht ſchlugen.

Eine Sage von den drei Linden auf dem Kirchhof des Hoſpitals zum heiligen Geiſt in Berlin lautet: Es wurde einmal von drei ſich herzlich liebenden Brüdern einer eines Mordes beſchuldigt und trotz der Beteuerung ſeiner Unſchuld zum Tode verurteilt. Da bekannten ſich die zwei anderen Brüder des Mordes ſchuldig, der Beklagte nun aber ebenſo, um ſeine Brüder zu retten. Da ſollte ein Gottesurteil entſcheiden. Es mußte jeder der Brüder eine Linde mit der Krone in die Erde ſetzen, ſo daß die Wurzeln nach oben ſtanden, und der, deſſen Baum verdorren würde, ſollte als der Schuldige erkannt werden. Aber ſieh da! alle drei Bäume bekamen friſche Triebe und wuchſen heran, und ſo war durch das göttliche Wunder die Unſchuld aller drei Brüder erwieſen.

An eine alte Linde zwiſchen Leuchtenberg und Bohenſtrauß knüpft ſich eine Sage, ähnlich der vom Birnbaum auf dem Walſerfeld: Wenn einſt ein Aſt an ihr ſtark genug ſein wird, um einen geharniſchten Reiter ſamt dem Roß zu tragen, ſo wird mit eindringenden Feinden eine große blutige Schlacht geſchlagen werden und ein neues Geſchlecht entſtehen. Dieſe Linde heißt „der kalte Baum".

Eine andere Sage bringt unſern Baum in enge Verbindung mit dem Urſprung eines bekannten Wallfahrtsortes. In der Stadt Raſtenburg war einſt ein Angeklagter zum Tode verurteilt worden. Am Tage vor der Hinrichtung erſchien ihm die heilige Jungfrau, tröſtete ihn und gab ihm ein Stück Holz und ein Meſſer mit dem Auftrag, etwas zu

ſchnitzen. Er ſchnitzte darauf ein Marienbild mit dem Chriſtuskind auf den Armen. Als die Gerichtsherren das Bild ſahen und von der Erſcheinung der heiligen Jungfrau hörten, erachteten ſie es als einen Wink von oben und ſetzten den Verurteilten in Freiheit. Dieſer aber trug das Bild nach einer Linde und ſtellte es in derſelben auf, und ſeitdem verlor der Baum ſeine Blätter nicht mehr und blieb immer grün. Wegen ſolchen Wunders holten die Raſtenburger das Bild von ſeinem Platze und trugen es in ihre Kirche; da es aber am andern Morgen wieder in der Linde ſtand, baute man unter derſelben eine Kapelle. So entſtand der Wallfahrtsort Heiligenlinde.

In Ankershagen ſteht eine der älteſten und dickſten Linden Mecklenburgs. Von ihr erzählt eine Sage, ein armer Fiſcher an einem der benachbarten Seen verſchrieb in der Not der Armut dem Teufel ſeine Seele, um durch ihn in eine beſſere Lage zu kommen. Der Termin nahte heran, an dem er dem Böſen verfallen ſein ſollte. Da, am Abend vor der verhängnisvollen Nacht band er ſich an ſeinen Anker in der Hoffnung, der Teufel werde ihn mit dem nicht aufheben können. Doch er täuſchte ſich; mit Leichtigkeit trug ihn der Teufel ſamt dem Anker davon. Da hemmte die Linde ſeinen Flug, der Anker drang in den Stamm, und wie ſich auch der Teufel abplagte, er konnte ihn nicht losmachen. Der Morgen brach an, und der Fiſcher war gerettet. Das Loch, das der Anker in die Linde ſchlug, iſt noch zu ſehen. Zum Andenken wurde ein Anker an der Kirchtür angebracht, und auch der Name des Dorfes ſoll daher ſtammen.

In der herrlichen Sage von Siegfried iſt die Linde der einzige Baum, der erwähnt wird. „Ein Lindenblatt, gar breit" war es, welches der Wind während des Bades im Blute vom erſchlagenen Drachen dem herrlichen Siegfried auf die Schulter wehte und jene verwundbare Stelle ſchuf, die ſpäter Hagens verräteriſcher Speer am Brunnen, vom Lindenbaum beſchattet, durchbohrte.

Ebenſo iſt die Erinnerung an einige vaterländiſche Dichter mit der Linde verbunden. Der fromme Sänger der Meſſiade, F. G. Klopſtock, der in ſeinen Oden ſo oft die Eiche gefeiert und verherrlicht hat, ruht unter Linden zu Ottenſen. Nicht kräftige Eichen ſtrecken ſchützend ihre knorrigen Äſte über das Grab, ſondern dunkle Linden, gepflanzt von den Schweſtern ſeiner früh verſtorbenen Gattin Meta, grünen und blühen daſelbſt und ſtreuen ihre Düfte, und Nachtigallen ſingen in den Zweigen ihre wehmutsvollen Lieder. Und bei Stuttgart heißt eine große Linde, in der ſchönen Promenade aufwärts nach der Höhe, die Uhlandslinde. Eine Gellertlinde, unter welcher der fromme Dichter das ſchöne Morgenlied „Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank" gedichtet hat, iſt leider im Jahre 1838 bei einem Neubau niedergelegt worden. Es war 1767, als der körperlich leidende Dichter, als Gaſt des Grafen von Eickſtedt in Großwöllkau weilte, um ſich zu erholen. Gern und oft ſaß er in Gemeinſchaft des Ortspredigers Heyer unter einer ſchattigen Linde, welche vor dem Pfarrhauſe ſtand. Hier erwartete er auch an einem Sonntagmorgen ſeinen vom Filialdorfe Krenſitz heimkehrenden Freund;

er empfing ihn mit freudeſtrahlendem Geſicht und reichte ihm ein Blatt mit den Worten: „Auch ich habe meine Morgenandacht gehalten unter dieſer Linde und meinen Gefühlen Ausdruck in dieſen Worten gegeben". Es war das ſchon genannte Morgenlied, welches Heyer in Händen hielt. Seit jener Zeit aber nannte man den Baum die „Gellertlinde".

In Schweden, wo die Namen mehrerer Familien von einem heiligen Baume bei ihrem Stammhofe hergenommen ſind, erinnert eine Linde an den berühmten Linné. Wie Mannhardt berichtet, heißen die drei Familien Linnaeus (Linné), Lindelius und Tiliander angeblich nach einem und demſelben Baume, einer großen Linde mit drei Stämmen, welche zu Jonsboda Lindegard in Hvitarydſſoeken, Landſchaft Finveden, wuchs. Als die Familie Lindelius ausſtarb, vertrocknete einer der Hauptäſte der alten Linde; nach dem Tode der Tochter des großen Botanikers Linné hörte der zweite Aſt auf, Blätter zu treiben, und als der Letzte der Familie Tiliander ſtarb, war auch die Kraft des Baumes erſchöpft; aber der erſtorbene Stamm der Linde ſteht noch und wird hoch in Ehren gehalten. Es erinnert dies an die früher übliche Sitte, einem einzelnen Menſchen wie auch einer Familie oder einer ganzen Ortſchaft einen ſogenannten Schickſalsbaum zu pflanzen. Das Gedeihen oder Abſterben dieſer Bäume war bedeutungsvoll für ein günſtiges oder ungünſtiges Schickſal der betreffenden Menſchen. (Vgl. Walnuß.)

Auch die Baumſitze auf hohen, alten Lindenbäumen, die oft ganze Galerien bildeten, oft nur neſtartige Plätzchen waren und dem Mittelalter entſtammen, erſcheinen bemerkenswert. Es liebte die Romantik, ſich in den Gipfeln rieſiger Bäume ein ſtilles Heim zu erbauen. Neben der Linde waren es beſonders Eiche und Ahorn, in welchen man das Gerüſt aufſchlug und ſich eine Art Sommerhaus oder auch nur einen Sitz bereitete, vor allem mit ſchöner Ausſicht. Oft waren dieſe Baumlauben ſo großartig, daß man darin ſchmauſte und trank, oft auch ſprachen aus dem Gipfel der Bäume Prediger zum Volke herab, das ſich um den Stamm verſammelt hatte. In „Frau Aventiure" von J. V. von Scheffel ſingt der Vogt von Tenneberg:

„Ich bin der Vogt von Tenneberg,
Den Minne nie befangen,
Im Lindenwipfel ſtreck' ich mich
Und laſſ' die Beine hangen".

Wälder bildend iſt die Linde, wie ſchon im Eingang erwähnt, in Deutſchland nicht; doch in den oberen Stromgebieten des Dnjepr bedecken prachtvolle Lindenwälder den Boden, und der Monat ihrer Blüte (Juli) heißt Lindenmonat.

O Lindenduft! o Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindestraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es ſtand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde!

Die Linde.

I.

Sei mir gegrüßt, o Lindenbaum,
Wie glücklich du vor allen,
Du blühst, wenn längst jedwedem Baum
Die Blüten sind entfallen.

Wann glühend brennt der Sonne Strahl
Und schon die Früchte schwellen,
Da spendest du ins weite Tal
Der Düfte reiche Wellen.

O könnt', wann längst der Jugend Blust
Verstoben von dem Winde,
Auch ich noch blühn zu aller Lust
Wie du, süßduft'ge Linde!

Fr. Öser.

II.

Wo du auch stehst: im off'nen Gefild, in der Enge des Tales,
Oder auch mitten im Wald, wie ein verirretes Kind,
Überall seh' ich mit Freuden dich an, doch seh' ich am liebsten
Mitten im Dörflein dich, liebliche Linde, gedeihn,
Wo du den Rasen beschattest, der Kinder geliebtesten Spielplatz,
Denen du manchmal wirfst Blüten ins blühende Haar.
Das ist Leben und Lust! Das singet und schwirret und surret,
Lieblich verwirrend den Sinn, unten und oben zugleich:
Unten der spielenden Kinder Geschwätz, in den Zweigen die Vöglein
Und ringsum in der Luft goldener Bienen Gesumm!

W. Osterwald.

Die deutsche Linde.

An ihrem Stamme kühn
Da hat voreinst beraten
Mit seinem Volk Armin
Die mächt'gen Heldentaten.
Dort zechten sie beim Mahl
Nach heiß erkämpftem Siege,
Dort schliffen sie den Stahl
Zum neuen Römerkriege.

Als in des Waldes Nacht
Nicht mehr der Deutsche wohnte,
Als Deutschlands Kraft und Macht
Hoch auf dem Felsen thronte:
Da aus dem öden Wald,
Gleich einem lieben Kinde,
Enthob man auch gar bald
Die dunkelschatt'ge Linde.

Auch pflanzte man ihn ein,
Den Baum, in Dorfes Mitte,
Ein Hüter mocht' er sein
Der alten deutschen Sitte;
In seinem Schatten dicht,
Da saßen sie, die Alten,
Und haben recht Gericht
Und klugen Rat gehalten.

Die Ritter schlugen gern,
Wenn schlief das Schwert, das scharfe,
Als liederreiche Herrn,
Am Lindenbaum die Harfe;
Dort klangen Jahr um Jahr
Beim Erntefest die Geigen
Und tanzte manches Paar
Den ländlich frohen Reigen. —

Noch ragt die Linde zwar
In Deutschlands Süd und Norden,
Doch ihrer Schwestern Schar,
Wie ist sie klein geworden!
Wo man die Linde sah,
Sieht heute man Kastanien;
Es stehen Pappeln da
Aus Welschland und aus Spanien.

Und wie man sie verbannt,
Und wie man sie beschnitten,
So schwanden aus dem Land
Auch unsre alten Sitten,
Und Fremdes drang herein:
So in Manier als Trachten,
Bald hielt man für gemein,
Was unsre Väter dachten.

Schau' ich dich, Linde, an,
Du Baum aus alten Tagen,
Dann bricht mein Lied sich Bahn
In Zorn und Schmerz und Klagen.
Ich möcht' von Strand zu Strand
Der Linde Preis verkünden
Und singen rings im Land:
O pflanzet wieder Linden!

Konrad Hoffmann von Nauborn.

Nachbar Helm und seine Linde.

Im Häuslein gegenüber, da wohnt ein Zimmermann,
Heut' vor dem Haus die Linde hub er zu fällen an;
Ich sprach: „Gott grüß' euch, Nachbar! Doch sagt, was ihr beginnt?
Der Baum beschützt das Häuslein vor Wetter doch und Wind!"

Da hielt er ein und schaute von seiner Arbeit auf
Und sah mich an und blickte zur Linde hoch hinauf;
Dann legt' er beide Hände still auf sein Arbeitszeug,
Lehnt' an den Baum und sagte: „Nachbar, ich danke euch!

Die Linde pflanzt' mein Vater, als ich geboren war,
Sie grünt und blüht alljährlich schon über siebzig Jahr;
Mein Weib am Hochzeitstage — sie war ein junges Blut —
Stak mir von diesem Baume ein Zweiglein an den Hut.

Viel Gäste tät ich laden, zu enge ward das Haus,
Hier unter dieser Linde, da hielten wir den Schmaus;
Ein Sohn ward uns geboren, da gab sich's viel zu freun,
Und seinen Namen grub ich in diese Linde ein.

Die Linde wuchs und prangte, der Knabe ward ein Mann;
Bei Leipzig in der Eb'ne stand er im Heeresbann.
Zum Kampfe ziehend trug er zwei Lindenzweig' am Hut;
Bei Leipzig, an den Wällen, verrann sein junges Blut.

Nun hängt in unsrer Kirche die Tafel an der Wand,
Da steht: ‚Franz Helm, gestorben für König und Vaterland'.
Mein Weib und ich, wir weinten viel um den guten Franz,
Wir wanden um die Tafel frisch einen Lindenkranz.

Seht, unsre besten Tage, die waren nun dahin;
Der Franz lag meiner Alten zu sehr in Herz und Sinn;
Sie konnt' sich nicht mehr freuen, ich konnt' es auch nicht mehr,
Gott hat sie heut' erlöset von Jammer und Beschwer.

Seht, Nachbar, nun beginn' ich die Linde umzuhaun;
Ich will für meine Alte draus einen Sarg erbaun.
Ich hab' den Baum gemessen, wohl hält er Holz zu zwei'n;
Bald zimmr' ich auch den andern, und ihr — legt mich hinein."

F. C. Honcamp.

4. Die Birke.

(Betula alba.)

Der Name Birke, althochdeutsch piricha, pircha, mittelhochdeutsch birche und bircke, soll von der silberglänzenden Rinde des Baumes entnommen und mit dem altindischen bhary = glänzen urverwandt sein. Bhurja, d. i. „Hellschimmerer" nannte das alte Sanskritvolk diesen Baum und nicht nur im Deutschen, sondern auch im Polnischen, Russischen und Böhmischen sollen die Bezeichnungen hiervon abgeleitet sein. Nach Pritzel stammen die Namen Birke, Barke, Borke von dem Worte bergen = umhüllen, so genannt nach der weißborkigen Rinde, welche einen Stoff zu wasserdichten Gefäßen liefert.

Unsere Vorfahren nannten das zaubermächtige Runenzeichen B nach der Birke, und die alten isländischen Priester riefen den wunderwirkenden Baum in ihren Zaubersprüchen an. Ein altes Runenlied der Angelsachsen singt:

„Birke ist früchtelos,
Trägt eben wohl
Zweige ohne Samen.
Ist in Ästen schön;
Doch in der Spitze
Rauscht sie, lieblich
Bewachsen mit Blättern,
Von der Luft bewegt."

Nach einer altnordischen Sage findet die letzte Weltschlacht an einem Birkenbaum statt. Wie K. Ruß in ausführlicher Weise schildert, steht einsam auf einer weiten Halde des nordwestlichen Deutschland eine alte, alte Birke. Ihre verworrenen, von langem, grauem Moose überzogenen Äste rauschen schauerlich in dem sich erhebenden Ost, gleich als wollten sie künden, daß aus seiner Heimat ein verheerender Sturm hereinbrechen werde. Und wirklich: zahlreiche Haufen schwerbewappneter Reisigen ziehen heran; ihnen folgen unabsehbare Horden roher, wilder Völker, und alles vor sich her zerstörend und verheerend, erfüllen sie alle Welt mit Schrecken und Entsetzen. Nichts vermag ihnen zu widerstehen, keine Macht kann ihren furchtbaren Anprall aufhalten. Endlich aber ermannen sich die in den Staub geworfenen Völker wieder und stellen sich auf der Halde der einsamen Birke dem Feind entgegen. Und viele, viele Tage lang tobt die Schlacht. Es ist ein Kampf der Bildung gegen die Roheit, des Lichtes gegen die Finsternis, des guten Wesens gegen das böse. Nachdem viele der Edelsten und Besten des Menschengeschlechts hingeopfert worden, nachdem Tausende von Männern ihr Leben gelassen und ungeheure Blutströme geflossen — da endlich entscheidet der Sieg. Die wilden Rotten und rohen Horden werden teils vernichtet, teils zurückgeworfen in ihre Steppen, und Ruhe und ewiger Friede mit allen ihren Segnungen und ihres Glückes Fülle kehren dann für immer ein auf dieser schönen Erde.

Was die Linde im Mittelalter einst dem deutschen Volke gewesen,

das war und ist die Birke für die Bewohner des Nordens noch heute. Sie ist nicht nur mit dem Leben des Volkes auf das innigste als treuer Begleiter und stummer Zeuge verwachsen, sie ist auch ein großer Segenspender, der in allen seinen Teilen benutzt wird, und der in Wohnung und Kleidung, Beschäftigung und Nahrung treu im Dienste seiner Pfleger steht. Neben der Tanne ist die Birke überhaupt der einzige Baum des Nordens, und sie ist es allein, die dem Bewohner die Lust und Freude des wiederkehrenden Lenzes nahe bringt. Daher begibt sich aber auch jung und alt in den lieben Birkenwald, sobald sich aus den Knospen das duftende Laub entfaltet, um unter seinen Zweigen das langersehnte Frühlingsfest zu feiern. Und am Abend ziehen sie, mit Birkenzweigen geschmückt, unter fröhlichen Volksweisen heim in die niederen Häuser, die statt der Ziegel mit unverweslicher Birkenrinde gedeckt sind. Durch den langen, bangen Winter hindurch scharten sie sich um den mit Birkenholz geheizten Ofen, und wenn das Enkelchen schrie, ergriff Großmütterchen einen Strick, der von der Decke der Stube herabhängt und einen aus Birkenreisern geflochtenen Wiegenkorb trägt. Das obere Ende des Strickes umschlingt die Spitze eines jungen Birkenstammes, der wagerecht an der Decke befestigt ist und durch dessen Bewegung der Wiegenkorb auf und ab geschaukelt wird.

Und wie die Birke hilft, das unzufriedene Kind zu beruhigen und einzuwiegen, so ist sie auch gern bereit, das schon älter und größer gewordene zu einem nützlichen und brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Gegen Ungehorsam und Trotz, Leichtsinn und Übermut liefert die Birke die Rute. Die Zeit liegt noch nicht so weit hinter uns, wo einst bei uns fast in jedem Hause die Rute warnend hinter dem Spiegel steckte und gleichsam als ein Schutzgeist über Sitte und Ordnung im Hause wachte. Darum heißt es auch in einem Lied aus dem 16. Jahrhundert:

„Grüß dich, du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt,
Beugst ihren stolzen, wilden Mut.
Nicht besser Holz wird gefunden,
Erfahrung bringen tut."

Die Birke ist der Nationalbaum der Finnen, Litauer und Polen. Den Monat, in welchem der Saft in den Birken steigt, nennen sie den Birkenmonat. Die Finnen verehren die Birke als den weltschöpferischen Baum. Als ihr Nationalheld Wäinämöinen den Wald ausrodet, um Ackerland zu schaffen, läßt er nur die Birke stehen,

„Als ein Rastplatz den Vögeln,
Wo der Kuckuck rufen könnte".

Als nun die ganze Erde überflutet ist, rastet der Weltgeist als Adler auf der Birke, und zum Dank dafür, daß Wäinämöinen die Birke schonte,

nimmt er dieſen Helden, der bereits mehere Tage hilflos umherſchwamm, auf ſeinen Rücken, um ihn zu retten und der Erde zu erhalten. Eines Tages ging der Held, der ſeine Harfe aus Hechtgräten verloren hatte, traurigen Herzens durch einen Wald und hörte eine Birke weinen und klagen. Er fragte nach der Urſache ihres Schmerzes, und ſie erzählte ihm, was ſie dulden müſſe:

„Oft zu mir, der armen Birke,
Kommen Kinder in dem Frühjahr,
Schlitzen mit dem ſcharfen Meſſer
Aus der Bruſt mir meine Säfte;
Böſe Hirten ziehen ſommers
Ab mir meinen weißen Gürtel,
Machen Schalen, machen Scheiden,
Machen daraus Beerenkörbchen.
Mädchen, die am Stamme ſitzen,
Schneiden Laub mir von der Krone,
Binden Zweige feſt zu Beſen.
Winde führen fort den Laubpelz,
Dort den Reif der ſchönen Kleidung,
Daß ich arme, ſchwache Birke
Unbekleidet hier verbleibe,
In der ſtrengen Kälte zittre,
In dem Froſte heftig klage."

Der Held hat Mitleid mit ihr und verfertigt aus ihr ſeine Zauberharfe, die er mit dem Haare einer Sängerin bezieht, und mit der er Menſchen, Tiere, Bäume und Felſen bezaubert und die Schöpfung zu einem wohlgeordneten Ganzen aufbaut.

Erfreut ſich die Birke auch in Deutſchland nicht einer ſolchen Verehrung wie bei den ſlawiſchen Völkern, mit Pfingſten, „dem lieblichen Feſte der Maien", iſt ſie doch auf das innigſte verbunden. Noch aus der heidniſchen Zeit rührt die Sitte, einen Maibaum aus dem nahen Walde zu holen und ihn im Dorfe aufzupflanzen. Die Birke war ein heiliger Baum der Frigga, und ihre grünen Zweige heftete man an Tor und Fenſter und ſchmückte die Eingänge der Wohnungen mit ihnen als Zeichen der Liebe und Freude. Vergebens haben Bonifatius, Ludgerus und andere dagegen geeifert, vergebens ſind in ſpäterer Zeit in Süddeutſchland von weltlichen Fürſten ſtrenge Verordnungen dagegen erſchienen — die Sitte beſteht noch heute. Nur iſt ſie vielfach von dem 1. Mai auf das Pfingſtfeſt verlegt worden. Auch in den Maibäumen iſt an vielen Orten ein Wechſel eingetreten. In früherer Zeit war es meiſt eine hohe, ſchlanke Tanne oder Fichte, deren Gipfeläſte ſtehen blieben, während man den Stamm glatt abſchälte, die von den jungen Burſchen in das Dorf geholt und dort aufgerichtet wurde. Die Krone wurde mit Bändern, Tüchern, ſelbſt mit Wurſt und Schinken geſchmückt, welche demjenigen Burſchen als Preis zufielen, der den glatten Baum bis zum Gipfel erkletterte. Die Kletterſtangen, welche ſich zur Freude der Knaben noch

jetzt auf vielen Kirchweihen, Schützen- und Volksfesten finden, erinnern uns an diese Sitte.

In der Gegenwart hat die liebliche Birke die ernste Tanne als Maibaum vielfach verdrängt, und sie führt deshalb auch den Namen „Maie"; ihre maigrünen Zweige schmücken in gar vielen Orten Wohnhäuser und Kirchen am fröhlichen Pfingstfeste; sie sind zugleich die Zeichen eines freundlichen Grußes und festlichen Empfanges für den Frühling, der nun endlich mit all seiner Blumenpracht und seinem Blütenduft, mit seinem Sonnenschein und Vogelsang bei uns eingekehrt. Aber das sinnige Gemüt des deutschen Volkes wußte mit den Maien noch mehr zu verbinden, als nur die Freude an der wiedererwachten, in frischem Grün prangenden Natur. Freudig erregt schlug das Herz einer erblühenden Jungfrau am Pfingsttag höher, wenn sie die stattliche Maie, aufs Hoftor gepflanzt, erblickte, welche der treue Verehrer im Dunkel der Nacht herbeigeschafft, der züchtigen Bewohnerin zur Freude und Auszeichnung vor vielen anderen. Voll Mitleid blickte die also Beglückte wohl nach dem Tor des Nachbars, wo der Tochter des Hauses ein solcher Liebesgruß nicht geworden war, und voll Entsetzen gewahrte sie, wenn sie zeitig genug ausschaute, bevor man den Schimpf beseitigt, wie auf dem einen Tor die Burschen des Dorfes dem in dem Hause wohnenden Mädchen ihre Verachtung zu erkennen gegeben hatten durch das Aufstecken eines Holunder- oder Dornenzweiges, eines stumpfgekehrten Besens oder durch das Streuen von Häckerling. In dem frohen Bewußtsein, geliebt zu sein, nahm sie sich vor, am Johannistag dem maiensteckenden Geliebten einen ähnlichen Gruß zu entbieten und an ihrem Hause den schönsten Johanniskranz aufzuhängen, auch Thymian und Lavendel als Kräuter von günstigster Bedeutung für zwei Liebende in denselben zu flechten. An die Sitte, zu Pfingsten das Haus der Geliebten mit einer Maie zu schmücken, erinnert auch der Dichter Hoffmann von Fallersleben, wenn er in einem Liede zum Abschiede singt:

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein;
Traurig ziehn wir unsre Straße,
Lebe wohl, gedenke mein; —
Übers Jahr, zur Zeit der Pfingsten,
Pflanz' ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß!"

Wie die Bedeutung der Maien in alter Zeit eine sinnigere war, so war auch das Holen derselben im Walde mit einer Menge sinniger Gebräuche verknüpft. Für manche Stadt, die jetzt ihren Bedarf an Maien durch prosaischen Einkauf auf dem Markte deckt, war das Maienholen ein poesiereiches Volksfest, das freilich nicht immer mit dem Pfingstfest zusammenfiel, sondern an vielen Orten am 1. Mai, am Walpurgistag, gefeiert ward. In Erfurt gab es den sogenannten Walperzug. Am Walpurgistag, von dem der Zug seinen Namen hat, zogen die Bürger zu

Pferd und zu Fuß nach der Wagweide, einem kurmainzischen Gehölz. Fahnenträger und Spielleute zogen voran, und vier Walperherren, aus jedem Stadtviertel einer, gingen, bekränzte Stäbe tragend, im Zuge. Die Jugend sang:

„Willst du mit nach Walpern gehn?
Willst du mit, so komm!“

Nachdem man den Tag fröhlich im Walde zugebracht, bewegte sich der Zug, grüne Maien tragend, die man im Wald geschnitten, nach der Stadt zurück. Zwei Knaben aber, die man mit goldenen Ketten und anderm Geschmeide geschmückt hatte, führte man zu Pferde jubelnd in die Stadt ein. Die Sage berichtete über den Ursprung dieser Sitte, die Edelleute des Schlosses Dienstberg auf der Wagweide seien Raubritter geworden, Rudolf von Habsburg aber sei am 13. Mai 1289 mit den Erfurtern hinausgeritten, habe alles erschlagen und die Burg zerstört. Da habe die Edelfrau ihre zwei jungen Söhne mit all ihrem Geschmeide behängt, sei herausgekommen und habe vor dem Kaiser um der Kinder willen einen Fußfall getan. Die Bitte sei gewährt, und die Edelleute seien zu Pferde nach Erfurt gebracht worden.

In Wahrheit mag der Walperzug von Anfang an auf eine Eroberung ausgegangen sein, aber die Besiegten waren nicht Raubritter, sondern Winterunholde, denen der freundliche Sommer abgenommen wurde. Die zwei reichgeschmückten Knaben, die man mit Maibüscheln jubelnd in die Stadt geleitete, waren ursprünglich nicht Söhne der Edelfrau, sondern Träger des einkehrenden Frühlings. (Vgl. Wiesenschaumkraut und Schwertlilie.)

Im alten Fürstbistum Hildesheim bestand ehedem ein Fest, welches der Mairitt hieß, und wozu der Magistrat einen besonderen Maigrafen erwählte. Man sandte einen mit vier Pferden bespannten Wagen in den Wald hinaus, um soviel Birkenzweige zu holen, wie die Pferde ziehen konnten. Kam diese reichbeladene grüne Fuhre aus dem Holz heraus, so wurde sie von dem Maigrafen und seinem Gefolge, lauter berittenen Personen, feierlichst empfangen und von den hinzukommandierten Stadtsoldaten mit Gewehrschüssen begrüßt. Ein Frühstück folgte, und nach demselben zog man mit Musik und Freudengeschrei, untermischt von Knalleffekten aus den Flinten, in die Stadt hinein. Hier verteilte der mit einem Kranze geschmückte Maigraf die Birkenzweige an alle Honoratioren und ließ auch die Kirchentüren mit denselben verzieren. Für diese seine Spende belohnte ihn dann der Magistrat; er wurde bei Trompeten- und Paukenschall in den Ratskeller geführt und aufs beste bewirtet.

Über die Entstehung der Trauerbirke erzählt eine schlesische Sage:

Als die Freunde Jesu den heiligen Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In tiefstem Schmerze saß sie da, die Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohn ins bleiche

Antlitz, auf dem der fahle Schein des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit ihr, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchdrang.

Die Birke besonders, unter der die Mutter Gottes saß, zeigte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Äste und Zweige tief herabhängen bis auf den Leichnam des Erlösers.

Seit jener Zeit gab Gott allen Birken dieser Gattung das Merkmal, daß sie ihre Zweige zur Erde hernieder beugen. Auch führten sie von da ab den Namen Trauerbirken.

Auch mit dem Aberglauben des deutschen Volkes ist die Birke verknüpft. In vielen Gegenden legt man Maienzweige auf den Flachs, damit derselbe feiner röste, und in Böhmen steckt man zu Pfingsten eine Birkenrute in den Flachs, damit er hoch wird. In der Oberpfalz herrscht der Glaube, daß man die Birke nicht in die Nähe der Häuser pflanzen dürfe, da sie den Blitz anziehe. Im Gegensatz zu der Esche, welche nach altem Glauben von den Schlangen gemieden wird, lieben es nach O. Magnus diese gefährlichen Tiere, unter den Birken zu nisten, da das harte Laub derselben die Strahlen der Sonne durchläßt, und die Wärme von den kaltblütigen Schlangen geliebt wird. War der Kohl voll Raupen, so nahm man einige Birkenzweige, umging den Kohlgarten dreimal und rief:

„Raupen, packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt!“

und die Raupen sollten von dem Kohl verschwinden. Wenn in Niederbayern die Kühe im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben werden, bindet man Birkenzweige mit Eichenlaub und Holunder zu einem Busch und treibt die Tiere damit an; denn die Birke deutet auf Fruchtbarkeit und Gesundheit. Auch zu Gichtkuren, wie Pfarrer Kolbe im „Daheim“ berichtet, wird die Birke benutzt. „Zur Zeit des letzten Mondviertels ziehen oft ganze Scharen Gichtkranker auf den Marburg benachbarten Neuhof. Dort werden die Kranken vor Sonnenaufgang in den Birkenwald geführt, jeder an einen andern Baum, und alsdann wird der Spruch gesagt:

‚Ich stehe hier vor Gottes Gericht
Und verknüpfe meine Gicht,
Und meine Krankheit am Leibe
Soll in dieser Birke verknüpft bleiben‘.

Dabei knüpft der Heilkünstler einen Knoten in einen Birkenzweig.“

Unter den Holzgewächsen gibt es eine Anzahl von Pflanzen, die, wie C. Sterne in „Fels zum Meer“ ausführt, man wahrhaft als Mauerbrecher bezeichnen kann, indem sie ihre Wurzeln mit unwiderstehlicher Gewalt in die Fugen der Steine treiben und sie auseinander sprengen. In den Mittelmeerländern, in Kleinasien bis nach Indien verrichtet diesen Dienst Schiwas des Zerstörers der wilde, unfruchtbare Feigenbaum, von dem schon Martial nicht ohne Hohn über die Eitelkeit der Schöpfungen des Menschen jubelt:

„Feigen zersprengen den Marmor Messalas . . . . “.

Eine Illustration zu diesen Versen bietet ein anspruchsvolles Grabmal auf dem sogenannten Gartenkirchhof in Hannover, dessen gewaltige Quadern samt dem darauf ruhenden schweren Steinsarkophag von den Wurzeln einer zwischen den Steinen gekeimten Birke — welche bei uns vielfach die Rolle der wilden Feige übernommen — gehoben und auseinander gerissen sind, wie zum Hohn auf die an dem Sarkophag befindliche Inschrift vom Jahre 1782: „Dieses auf ewig erkaufte Begräbnis darf nie geöffnet werden." —

Die geflügelten Samen der Birke werden von dem Winde leicht auf die Türme und auf die höchsten Mauerteile getragen; und da sich der Baum mit merkwürdig wenig Erde und Feuchtigkeit begnügt, so sehen wir ihn oft in luftiger Höhe grünen und gedeihen. Man hat deshalb die Birke im Scherz einen „kecken und vorwitzigen Baum" genannt, während sie mit ihrem melancholisch niederhängenden Gezweige und der zierlichen Gitterfilhouette Tausenden alter Ruinen als ein den Schmerz über den Verfall verklärendes Symbol dient.

Die Birke bildet in unseren Breiten keine Wälder; doch auf sandiger Heide oder an lichten Waldrändern steht sie in kleinen Beständen zusammen, und es gewährt einen eigentümlichen Reiz, dieselben in mondheller Nacht zu durchschreiten. Die Kronen, nicht dicht und undurchdringlich wie die der Linden, lassen das sanfte Silberlicht des Mondes hindurch, und es schimmert und flimmert um uns wie in einem Zauberschlosse. Die Birken stehen da wie „weiße Frauen mit grünen Schleiern" (Fouqué) und wiegen und biegen sich, rauschen und raunen zu uns hernieder.

„Ich sah in bleicher Silbertracht
Der Birken Stämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen."

N. Lenau.

Die Birke.

Birke mit dem weißen Stamme,
Wie dein Anblick mich entzückt,
Wenn du dich, du Wundersame,
Mit dem ersten Grün geschmückt!
Wenn die Vöglein aus der Ferne
Sind zurückgekehrt zum Nest,
Unter dir viel bunte Sterne
Neuer Lenz erblühen läßt.

Birke, in des Herbstes Tagen
O, wie bist du schön und hold!
Denn als Schmuck seh' ich dich tragen
Blättchen aus dem reinsten Gold.
Also prangst du an den Wegen,
Bis der Frost dich hat entlaubt;
Nieder fällt ein goldner Regen
Wenn ein Lüftlein wiegt dein Haupt.

Birke, du anmutig Schlanke,
Mit dem lieblich weh'nden Haar,
Stets mit Freude und mit Danke
Nimmt dich Wandrers Auge wahr.
Weißt dich immer hübsch zu kleiden,
Einem schmucken Mägdlein gleich,
Sommers Nahn und Sommers Scheiden
Wird durch dich an Reizen reich.

Joh. Trojan.

Die Schönſte.

Wenn der Winter von dannen ſcheidet
Und die Blumen im Graſe blühn,
Wer iſt lieblicher gekleidet
Als die Birke in lichtem Grün?
Alles hat ja zur Frühlingsfeier
Schön geziert ſich, Baum und Kraut,
Aber die Birke in zartem Schleier
Iſt die Schönſte, ſie iſt die Braut.

Joh. Trojan.

Der Hausvater und die Birke.

„Dich pflanzt' ich ein zu des Hofes Zier;
Nun ſprich, o Birke, was ſchenkſt du mir?"

„Ich ſchenke dir einen grünen Strauß,
Den trägt zur Maienluſt dein Haus." —

„Der grüne Strauß gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Ich ſchenke dir eine ſchwanke Rute,
Die deinen Kindern kommt zugute." —

„Die ſchwanke Rute gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Ich ſchenke dir einen Beſen rauh,
Den führt mit Fleiß im Haus die Frau." —

„Der rauhe Beſen gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Ich ſchenke dir einen Peitſchenſtiel,
Den ſchwenkſt du über den Roſſen viel." —

„Der Peitſchenſtiel gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Ich ſchenke dir einen zähen Aſt,
Damit du den Reif zum Weinfaß haſt." —

„Der zähe Aſt gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Ich ſchenke dir auch den Wein dazu;
Laß träufeln mein Blut, ſo haſt du Ruh'." —

„Der Birkenſaft gefällt mir ſehr;
Doch, Birke, was ſchenkſt du mir noch mehr?"

„Nachdem ich alles gegeben dir,
Bleibt nichts als das nackte Leben mir;

Doch um nicht zu leben mir ſelbſt zur Pein,
So komm' ich noch und heize dir ein."

G. Pfarrius.

5. Der Ahorn.

(Acer.)

Der Name Ahorn erinnert unwillkürlich an Horn, und man ist leicht zu der Annahme geneigt, daß er etwa mit Rücksicht auf die hornartige Härte des Holzes gegeben sei; doch er entspringt aus dem lateinischen Adjektiv acernus und bezieht sich auf die geflügelten Früchte des Baumes.

Der Ahorn kommt bei uns in mehreren Arten vor, eine derselben ist der Feldahorn oder Maßholder (A. campestre). Der erstere Name ergibt sich aus dem Standort des Baumes, man trifft denselben häufig am Rande der Felder; der zweite rührt von der schön gemaserten Wurzel her und bedeutet einen Baum mit schönen Masern, denn der oder ter ist die altdeutsche Bezeichnung für Baum. Die Masern der Wurzeln lieferten das Material zu den früher sehr beliebten Ulmer Pfeifenköpfen.

Eine andere Art ist der spitzblättrige Ahorn (A. platanoides), der wegen seines zuckerhaltigen Saftes auch deutscher Zuckerahorn genannt wird. Er erinnert an eine in Nordamerika wachsende Art, den Zuckerahorn, der den sogenannten Ahornzucker liefert. Zur Zeit der Napoleonischen Kontinentalsperre versuchte man aus dem deutschen Zuckerahorn Zucker herzustellen. Doch da der Ertrag nicht lohnend genug war, hat man die Ahornzuckerfabrikation in Deutschland wieder aufgegeben.

In der Schweiz wird der stattliche Baum mit den Zwergen in Verbindung gebracht, deren Schar häufig aus den Flühen herab ins Haslital sich begab und sich entweder hilfreich oder doch zuschauend den arbeitenden Landleuten zugesellte, „namentlich zur Zeit des Mähens im Heuet" (der Heuernte). Da setzten sie sich dann wohlvergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahornbaumes ins schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, daß er nur noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Zweig vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und schrien:

„O, wie ist der Himmel so hoch,
Und die Untreu' so groß,
Heut' hierher und nimmermehr!"

Sie hielten denn auch Wort und ließen sich im Lande niemals wieder sehen.

Auch mit einer „verwünschten Jungfrau" bringt die Volkssage den Ahorn in Zusammenhang. So erzählt Schreiber in seinen Sagen aus dem Rheingau von einem solchen Baum, welcher in der Ruine von Altenburg am Frumensberge stand, daß, als ihn einst ein Bauer umhauen wollte, diesem eine Jungfrau erschien, die ihn befragte, was er aus dem Holz des Baumes zu fertigen beabsichtige. „Tische und Stühle", antwortete er, „denn ich gedenke zu Martini meine Braut heimzuführen." Da erwiderte die Jungfrau: „Dieser Ahorn widersteht jedem Axthieb,

ſolange ihn meine Hand nicht berührt. Willſt du aber eine Wiege für deinen Erſtgeborenen daraus zimmern, ſo berühre ich ihn, damit du ihn erlegen kannſt.“ Da der Mann ſah, daß Widerſtreben vergeblich ſein werde, erklärte er ſich bereit und gelobte, daß ſein Kind in der Ahornwiege liegen ſolle. Nach dieſem Gelöbnis ſtürzte der Baum unter den erſten Axthieben krachend zuſammen. Der Bauer heiratete, erhielt einen Sohn und legte ihn, ſeinem Verſprechen getreu, in die aus dem Ahorn gefertigte Wiege. Einige Zeit danach aber erſchien die Jungfrau, erklärte ſich durch die Handlungsweiſe des Bauern erlöſt und beſchenkte den Knaben mit einem Reis, das ihn glücklich und alle ſeine Handlungen wohl gelingen machte.

Eine andere Sage berichtet ebenfalls von einer Jungfrau, die in einen Ahornbaum verwandelt wurde. Ein vaterloſes Mädchen liebte einen Soldaten. Weil aber die Mutter hierüber ſehr erboſt war, verwandelte ſie das Mädchen durch ihren Fluch in einen Ahornbaum. Als ſich einſt ein Spielmann von dem Baume einen Zweig zu einem Bogen abſchnitt, quoll Blut aus der Wunde hervor, und eine Stimme ſprach: „Mein Blut iſt verſöhnet, ſchneide dir einen Bogen und ſpiele mir mit demſelben ein Grablied. Dann gehe zu meiner Mutter und geige ihr ein Stücklein und ſage, daß der Bogen von ihrem Kinde ſei.“ Als die Mutter das wunderſame Spiel mit dieſem Bogen hörte, ward ſie gerührt und verſöhnt, ſie verzieh ihrem Kinde, und dieſes fand nun Ruhe.

In Polen, wo ſich der Ahornbaum großer Verehrung zu erfreuen ſcheint, fährt zur Weihnachtszeit ein verkleideter Schulknabe ein ſogenanntes Kripplein herum, bei deſſen Vorzeigung er folgendes Lied vorträgt:

In Hofes Mitte ſteht ein Ahornbaum,
Hei Lalujah!
Auf dem Ahorn goldner Blüten Flaum,
Hei Lalujah!
Paradiesvögel kamen hingeflogen,
Abbeutelnd goldenen Blütenflaum.
Ein ſchmuckes Mädchen eilt herbei,
Aufbindend ihre weiße Schürze,
Und ſammelt den goldenen Blütenflaum
Und ſprang damit zum Goldſchmiedlein.
„Goldſchmiedlein, Goldarbeiterlein,
Gieß mir daraus einen goldnen Becher.“
„Und wer wird dir den Becher füllen?“
„Herr Jeſus ſelbſt mit ſeinen Engeln,
Maria ſelbſt mit ihren Jungfrau'n,
Schmuck Mägdelein mit ſeinen Rittern.
Hei Lalujah!“

Ahornbäume im Gadmental.

Auf Alpenhöh'n zu ſteigen,
Sind Wanderer bereit;
Da rauſcht's von ſtolzen Zweigen
Herab voll Herrlichkeit.

Denn hier im Gadmentale
Stehn Rieſenbäume da,
Wie ich im Gottesſaale
Der Schweiz noch keine ſah.

Ob ſolchem Ahornſtamme
Und ſeinem Blätterthron
Erglänzt des Tages Flamme
Wohl tauſend Jahre ſchon.

Er hat als tapfrer Ritter
Schon manche Sternennacht
Und viele Sturmgewitter
Mit Ehren durchgemacht.

Noch geht ihm nicht zur Neige
Die prächtige Geſtalt;
Es bilden ſeine Zweige
Schier einen ganzen Wald.

So ſteht in dieſem Grunde
Beiſammen Stamm an Stamm,
Und ragt in trautem Bunde
Hochherrlich, wonneſam.

Sie brauſen und ſie ruhen,
Gekrönt mit altem Preis,
In ew'ger Alpenfluhen
Koloſſenhaftem Kreis.

Da ſteht ein Wandrer ſinnend
Im Rieſenſchatten ſtill
Und lauſcht, was herzgewinnend
Sein Gott ihm ſagen will:

Sieh dieſe Bäume ragen,
Darunter du zur Raſt
Dein Lager aufgeſchlagen
Als müder Wandrer haſt!

Stehn wie Reformatoren
Sie nicht auf Gottes Wort,
Ihr Wachstum unverloren
In dieſem Alpenort?

Wer will dir Beſſ'res künden,
So weit die Sonne geht,
Als was in dieſen Gründen
Durch Ahornwipfel weht?

A. Knapp.

Ahornblätter.

Meine Schulter ſtreift Gefieder,
Meine Seele grüßt ein Bote. — —
Ahornblätter wehen nieder,
Goldengelbe, goldenrote.

Um die lila Aſterbeete,
Um die Ranken, taubeladen,
Wehn zerriſſene, verwehte,
Zitternde Erinn'rungsfaden.

Aus den tränenſchweren Lüften
Lautlos leiſes Niedertropfen,
Bang und heimlich, wie an Grüften
Müder Finger Einlaß klopfen.

Auf die trauervolle Leere
Meines Pfads ſtreut mir ein Bote
Abſchiedsblätter, regenſchwere,
Goldengelbe, goldenrote.

Frieda Schanz.

---

6. Die Eſche.

(Fraxinus excelsior.)

Der Name dieſes Baumes wird auf verſchiedene Weiſe erklärt. Die einen leiten das Wort von Aſche ab, weil die Rinde des Baumes eine aſchgraue Farbe hat, und ſchreiben demgemäß auch Aſche. Nach anderer Erklärung ſoll es mit dem gotiſchen Wort asks, d. i. Speer, zuſammenhängen; das ſchlanke Holz des Baumes iſt nachweislich zu Speeren benutzt worden. Auch liegen nach anderen Etymologen hiſtoriſche Zeugniſſe dafür vor, daß die wenigen Kulturfelder der Germanen eingezäunt waren.

Ein ſolches umfriedetes Grundſtück hieß Eſch, und da für dieſen Zweck vorzugsweiſe dieſer Baum, als Hecke gehalten, benutzt wurde, ſo nannte man ihn Eſchbaum, d. i. Grenzbaum. In manchen Gegenden Deutſchlands dient er zu dieſem Zwecke noch heutiges Tags. Dasſelbe beſagt das Wort Fraxinus. Es iſt griechiſchen Urſprungs und drückt aus, daß aus dem Holze dieſes Baumes gute Pfähle und Zäune zur Bezeichnung der Grenze hergeſtellt werden. Die Bezeichnung Wundbaum, welche die Eſche im Elſaß führt, erklärt ſich daraus, daß man meinte, ihr Holz, welches unter Zauberſprüchen in der Johannisnacht geſchnitten wurde, heile Wunden und ſtille das Blut.

Die Verwendung der Eſche zu Speeren findet ſich bei den Griechen bereits zur Zeit des Trojaniſchen Krieges. Im zweiten Geſang der Iliade heißt es:

„Raſch ihm folgte ſein Volk mit rückwärtsfliegendem Haupthaar,
Schwinger des Speers, und begierig mit ausgeſtreckter Eſche
Krachend des Panzers Erz an feindlicher Bruſt zu zerſchmettern.“

Auch ſonſt redet Homer von der eſchenſchäftigen Lanze und verwendet im 13. Geſange den Baum zu einem ſchönen Vergleich:

„.... Da taumelt er (Imbrios) hin wie die Eſche,
Welche hoch auf dem Gipfel des weitgeſehenen Berges
Abgehaun mit dem Erz ihr zartes Gezweig hinabſtreckt:
So ſank jener, umklirrt von dem Erz der prangenden Rüſtung.“

Nach Plinius iſt der aus der Eſche gepreßte Saft getrunken und auf die ſchwellende Stelle des Biſſes gelegt, das beſte Mittel gegen Schlangengift. Die Wirkung ſei ſo groß, daß jede Schlange die Eſche von weitem fliehe und ihren Schatten ſelbſt dann vermeide, wenn er morgens und abends am längſten ſei. Plinius begrüßt es deshalb als eine große Wohltat der Natur, daß die Eſchen früher blühen, als die Schlangen erſcheinen, und daß ſie nicht eher die Blätter abwerfen, als bis die Schlangen zur Winterruhe gegangen ſind. Nach Beobachtungen von Lenz ſcheuen die deutſchen Schlangen nicht vor dem Laube dieſes Baumes; doch finden ſich Anklänge an die Worte des römiſchen Naturforſchers im deutſchen Volksglauben.

Die Eſche iſt der wichtigſte Baum der nordiſchen Mythologie. Es ſind beſonders zwei mythologiſche Züge, welche dieſelbe vor den übrigen Bäumen hervorheben. Einſt befanden ſich die drei Söhne des Rieſen Bör am Ufer des Meeres, als ſie daſelbſt im Waſſer zwei Holzſtämme ſahen. Sie beſchloſſen, aus dieſen die erſten Menſchen zu erſchaffen. Der eine dieſer Stämme war ein Eſchenſtamm, aus ihm wurde der erſte Mann, Askr, d. i. Eſche, genannt, geſchaffen, aus dem andern Stamme ſchufen ſie die Frau Embla, d. i. Erle. Damit nun auch die erſten Menſchen ihren Schöpfern gleichen möchten, beſchenkten ſie dieſelben mit herrlichen Gaben. Sie erhielten eine Seele, Verſtand und Kraft zur Bewegung, ein blühendes Antlitz und kluge Rede.

Eine noch wichtigere Stellung nimmt aber die Eſche in der Mytho-

logie als allnährender Welt- und Lebensbaum Yggdrasil ein. Es ist der Baum der Erkenntnis und des Lebens, der Schmerzen und des Verhängnisses, der Baum des Raumes und der Zeit: ein Sinnbild des Alls. Er umspannte das blaue Himmelsgewölbe und die grünende Erde. Er streckte seine Wurzeln in die trüb sich dahinwälzenden Quellen des Urlebens hinab. Die in seinen mächtigen Zweigen unablässig rauschende Bewegung ist ein Wiederklang der ruhelosen Tätigkeit des Volksstammes, dem diese Mär entsproß. Von den Blättern des Wipfels nährte sich eine Ziege, die den im ehrlichen Kampfe Gefallenen in Walhalla stets frischen Met spendete. Außer dieser Ziege zehrten fünf Hirsche von dem Laube der Weltesche. Auf den Zweigen derselben saß der vielwissende Adler, und ein munteres Eichhörnchen hüpfte in ihren Ästen umher. Ein tiefer Sinn liegt ferner in der Bezeichnung der drei Wurzeln dieses Baumes. Die eine ging nach den Wohnungen der Menschen; es saßen hier drei Nornen: die Vergangenheit, Gegenwart und die Zukunft. In ihrem Schoße lag das Geschick der Menschen verborgen. Die drei Göttinnen der Zeit und des Schicksals begossen die Wurzel der Weltesche mit dem Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit. Die zweite Wurzel zog sich hinab in das Land der Riesen. Ihre Nahrung empfing sie aus einem Wunderquell, dessen Genuß eine Fülle von Weisheit und Kenntnis der Zukunft verschaffte. Die dritte Wurzel aber ging nach dem Reiche der blassen Totengöttin. Doch hier drohte dem Baum Gefahr, denn an dieser Wurzel nagte die schreckliche Schlange Nidhöggr. Das vorhin erwähnte Eichhörnchen lief den Baum hinauf und hinunter, um die Worte des Zankes von dem vielwissenden Adler auf dem Gipfel zu der Schlange in der Tiefe zu tragen. Die eine Seite des Baumes begann bereits infolge des Nagens der Schlange zu faulen. Hierdurch sollte die Vergänglichkeit, welcher alles in dieser Welt unterworfen ist, ausgedrückt werden. In dem großen Weltbrande dereinst sollte der ganze Baum bis auf einen Klotz verbrennen.

In der Deutung der vorstehenden Sage meint Kuhn, daß die Lehre vom Weltbaum möglicherweise zuerst aus einer Betrachtung der Wolkenbildung entstanden sei, indem namentlich nach Sonnenuntergang die Wolken die Gestalt eines Baumes mit ausgebreiteten Zweigen annehmen. In Norddeutschland nennen die Landleute noch heute solche Wolken einen Wetterbaum und sprechen von seiner „Blüte", als auf Regen hinweisend. In einigen Gegenden nennt man ihn den Adamsbaum: eine Bezeichnung, die vielleicht aus Odens- oder Wodansbaum entstanden ist, mit der der Weltbaum auch benannt wurde.

Von der Wertschätzung der Esche im germanischen Altertum zeugt auch ein Alphabet in angelsächsischer Sprache. Es sagt:

„Esche ist überhoch, den Menschen wert,
Fest im Grund, hält recht stand,
Wenngleich sie anfallen viele Männer."

Gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß Eschen lange nicht von gleicher Dauer wie Linden und Eichen sind, sondern höchstens 200 Jahre alt

werden. Bei Genkingen auf der Schwäbiſchen Alb ſteht eine hohle Eſche, ihr großes Loch könnte bei Regen Schutz bieten, aber es wagt ſich niemand hinein, denn drinnen hauſt ein Geſpenſt.

In der früheren mythologiſchen Stellung der Eſche finden auch wohl einige abergläubiſche Meinungen und Gebräuche ihre Erklärung. In einigen Gegenden iſt die Anſicht verbreitet, daß ein unter einer Eſche ſtehendes Haus vor Schlangen geſichert ſei. Desgleichen könne man eine giftige Schlange dadurch unſchädlich machen, daß man mit einem Eſchenſtab einen Kreis um ſie ziehe. In Böhmen iſt man der Meinung, daß die Eſche ihre nächſte Umgebung vor dem Blitze ſchütze. Hexen bedienten ſich der Eſchenzweige, um ein ſchweres Gewitter zu brauen. Einſt hatte eine Hexe einen ſolchen Eſchenzweig verloren. Ein Mädchen fand denſelben und nahm ihn, nichts Böſes ahnend, mit. Unterwegs kam ſie an ein Waſſer, in welchem ſich Fröſche und Wegnarren, das ſind Erdſalamander, befanden. Um die Tiere zu erſchrecken, ſchlug ſie mit der Eſchenrute in das Waſſer. Aber kaum hatte ſie dasſelbe berührt, ſo zog ein ſchweres Unwetter mit Hagel und Blitz herauf, welches viel Verheerung anrichtete. In der nördlichen Vorderrhön beſtimmt man nach der Blütezeit der Eſche die Witterung der beſſeren Jahreszeit; es gibt dort den Spruch:

„Blüht die Eſche vor der Eiche, ſo gibt's eine Bleiche,“

und umgekehrt:

„Blüht die Eiche vor der Eſche, ſo gibt's eine Wäſche.“

Beſondere Aufmerkſamkeit verdient noch die unſere Friedhöfe ſchmückende Trauereſche. Nach einer Sage konnte ein Bauer in Thüringen die Zwerge, die auf ſeinem Acker ihr Weſen trieben, nicht leiden und drohte, ſie mit der Ritte zu verjagen. Die hierüber erboſten Zwerge ſteckten ihm das Feld voll Eſchenruten, damit er nach einer ſolchen nicht zu ſuchen brauche. Vergebens hatte ſich der Bauer lange Zeit bemüht, einen Zwerg in ſeine Gewalt zu bekommen; endlich gelang es ihm, einen zu erhaſchen; zur Strafe und Warnung für alle erſchlug er ihn. Die trauernden Zwerge mieden fortan die Gegend und ließen aus den eingepflanzten Ruten Trauereſchen erwachſen.

Das Eſchenholz zeichnet ſich durch große Zähigkeit aus, daher eignet es ſich am beſten zur Anfertigung von Reckſtangen und Barren. In Weſtpreußen herrſcht die Redensart: Er iſt ſo zäh wie Eſchenholz.

7. Die Ulme.

(Ulmus campestris.)

Die Ulme führte im Keltiſchen den Namen elm und heißt auch in der Gegenwart noch in vielen Gegenden Elme und Ilme; der Stamm und die Grundbedeutung ſind unbekannt. Der Baum trägt auch ziemlich

allgemein den Namen Rüſter, welchen M. Höfer von rüſten ableitet, weil das Holz wegen ſeiner Härte und Feſtigkeit zu verſchiedenen Rüſtungen (z. B. beim Bau eines Gebäudes als Rüſtbaum) verwandt wurde; nach Adelung ſoll das Wort von rieſen abſtammen, d. h. ſich emporheben und ſich auf das ſchnelle und hohe Wachstum beziehen.

Den Alten war die Ulme ein Bild des Todes und der Trauer, ſie war dem Gott der Träume, Morpheus, geweiht. Von Homer wird ſie mehrfach erwähnt, ſo im 6. Geſang der Iliade, als er von dem Tode des Eetion zu Theben ſpricht:

„Man verbrannte den Held mit dem künſtlichen Waffengeſchmeide,
Häufte darauf ihm ein Mal; und rings mit Ulmen umpflanzten's
Bergbewohnende Nymphen."

Unter einem Ulmenbaum beweinte der göttliche Sänger Orpheus den Tod ſeiner geliebten Eurydice.

Nach Plinius hat während des Cimbriſchen Krieges eine Ulme dem römiſchen Volke den Sieg prophezeit. Sie ſtand zu Nuceria im Hain der Juno; da ſie umfiel, hieb man ihr den Wipfel ab, welcher auf dem Altar lag. Aber ſie richtete ſich von ſelbſt wieder empor und trieb auch gleich Blüten. Von dieſer Zeit an erhob ſich, wie Plinius hinzufügt, auch das durch Niederlagen ſchwer gebeugte römiſche Volk wieder zu Glanz und Würde.

In Oberitalien pflanzte und pflanzt man neben die Ulme die Weinrebe. Columella, der um das Jahr 50 n. Chr. über Landwirtſchaft geſchrieben hat, gibt über ein ſolches „Vermählen" beider Gewächſe genaue Anweiſung. Er mahnt, vor allem dafür zu ſorgen, daß die Pflanzen an Alter gleich ſeien. Die Rebe zog man an dem Stamm der Ulme empor und ſchützte ſie durch eine Einzäunung gegen das Wild.

Mich, die erſtorbene Ulm', umkleidet jetzt die grüne
Rebe, die ich erzog, als ich noch grünte wie ſie;
Jetzt leiht ſie mir Blätter. O Wandrer, tue dem Freunde
Gutes; er lohnt dir einſt noch im Grabe mit Dank. —

J. G. Herder.

Die Ulme erreicht ein ſehr hohes Alter und verträgt das Kürzen, Köpfen und Beſchneiden faſt in jeder Jahreszeit; mehrere alte Bäume haben deshalb einen bedeutenden Umfang und eine gewiſſe hiſtoriſche Berühmtheit erlangt. So ſtand früher am Genfer See ein Ulmenbaum, deſſen Stamm unter der Krone 11 m Umfang hatte, während der ſtärkſte Aſt 5 m maß, und jeder der übrigen 44 Äſte 3 m im Umfang hatte. Unter einer Ulme, welche in der Nähe von Brignoles im Departement des Var ſteht, gab König Karl IX. 1564 einen ſeiner glänzendſten Hofbälle. Der Baum bildet jetzt nur noch eine Ruine mit wenig Laub tragenden Äſten. Vor Worms befindet ſich eine alte Ulme, Effe genannt, unter welcher bereits Luther gepredigt hat. Eine andere an Luther erinnernde Ulme ſteht bei Pfeddersheim. Als Luther 1521 ſeinen Einzug in Worms halten wollte, kam ihm eine Schar Edler entgegen, unter denen auch der alte Oberſt Frundsberg war. Dieſer fragte den in ſeinem

Rollwäglein sitzenden kühnen Mönch: „Herr Doktor, banget Euch nicht vor dem Reichstag?“ Hierauf antwortete Luther: „Und wenn so viel Teufel zu Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, doch wollt' ich hinein!“ Und auf ein schwaches Bäumchen am Wege deutend, setzte er hinzu: „So wahr dies Reislein zum Baum erwächst, so werden sie meine Lehre nicht dämpfen!“ Aus diesem Reise ist die Lutherulme herangewachsen. In gar manchem Dorfe hat die Ulme die Stelle der Linde eingenommen und dient als Versammlungs- und Freudenort der Gemeinde.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Ulme der Freiheitsbaum. Dr. Th. Bodin schreibt hierüber in der „Natur“: Es war im Jahre 1785, als nicht lange vor Ausbruch des nordamerikanischen Freiheitskrieges der von dem englischen Minister Grenville ernannte Richter Oliver alle Anstalten traf, um sein neugeschaffenes Amt als Stempelmeister in Boston anzutreten. Kaum hatte er aber ein Stempelbureau eröffnet, als dieses dem Volksunwillen zum Opfer fiel. In der Nacht des 13. August begaben sich Volksmassen in aller Stille zu einer majestätischen Ulme, hingen Olivers Bild mit den Emblemen Grenvilles und seines Kollegen Bute dran und weihten so den Baum zum Freiheitsbaum, indem sie ausriefen: „Das soll der Baum der Freiheit sein! Wir wollen und zahlen keine Stempel! Dieser Baum bleibe das Denkzeichen unserer Freiheit! Verflucht sei, wer ihn umhauet!“ Bald stand die Ulme nicht allein. An unzähligen öffentlichen Plätzen, Kreuzwegen und ähnlichen in die Augen fallenden Punkten erhoben sich mit Zauberschnelle solche Bäume — viele Tavernen nannten sich „Zum Baum der Freiheit“. Am Abend des 14. August wurde das Bild vom Baume genommen, auf eine Bahre gelegt, mit welcher die Menge, „Freiheit, Eigentum und keine Stempel!“ ausrufend, vor Olivers Bureau zog. Im Nu war dieses zerstört, die Trümmer schleifte man vor seine Wohnung, sie dienten als Scheiterhaufen für sein Bild. Oliver selbst rettete nur sein Leben, indem er den Gebühren entsagte und auf sein Amt verzichtete.

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Enge
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken klimmt.

Wenn dort im grünen Tale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Wipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich ſah ihn oft erglühen
Im erſten Morgenſtrahl;
Ich ſah ihn noch beleuchtet,
Wann ſchattig rings das Tal. —

Zu Wittenberg im Kloſter
Wuchs auch ein ſolcher Strauß
Und brach mit Rieſenäſten
Zum Kloſterdach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringeſt
Hinab in jede Gruft!
O Geiſt der Welt, du ringeſt
Hinauf in Licht und Luft!

L. Uhland.

Unter der Ulme.

Wie überall in deutſchen Landen
Die Linde ſeit uralter Zeit
Beim Volk in höchſter Gunſt geſtanden
Als Malſtatt jeder Feſtlichkeit,
Juſt ſo im Süden Frankreichs hegte
Die Ulme man als Lieblingsbaum,
Um den das Leben ſich bewegte,
Als wär' es ein geweihter Raum.
Sie ſtand in jedes Dörfleins Mitte,
Und unter ihren Zweigen pflag
Man feierlich nach Brauch und Sitte
Rechtſprechung und Gemeindetag.
Da hielt der Mönch die Wanderpredigt,
Da ſang und tanzte man im Takt,
Dort abgeſchloſſen und erledigt
Ward Erbvertrag und Ehepakt.
Wenn Liebe ſcheu nach Liebe fragte,
Wenn Kauf und Handel man beglich,
Der eine zu dem andern ſagte:
„Unter der Ulme wart' auf mich!"
Sie ſtand im Burghof und im Garten
Des Schloſſes, wo in Glück und Not
Die Hörigen und Mannen harrten
Im Hof auf ihres Herrn Gebot.
Der Marſchall und die Vögte nahmen
Dort Zoll und Zehnten an gelind,
Und abends lauſchte wunderſamen
Geſchichten dort das Burggeſind.
Im Garten doch die Damen ſchufen
An Stickereien flinker Hand
Zu Teppichen für Altarſtufen,
Zu Wappenrock und Meßgewand.
Oft ſaßen ſie Gedanken ſpinnend
Bis zu des Sommertages Reſt
Am Ulmenſtamm und horchten ſinnend
Aufs Zwitſchern hoch im Vogelneſt.

J. Wolff. Aus „Aſſalide".

---

8. Die Zitterpappel.

(Populus tremula.)

Die Namen Zitter-, Flitter-, Flatter-, Rauſch- und Bäberpappel oder -eſpe und -eſche beziehen ſich auf die zitternde Bewegung der langſtieligen, verhältnismäßig großen und ſchweren Blätter, welche durch den geringſten Windhauch verurſacht wird. Auch die Bezeichnung Eſpe, althochdeutſch aspa, mittelhochdeutſch aspe, nimmt hierauf Bezug. Im Volksmund iſt der letztere Name vielfach mit Eſche vertauſcht worden.

Im Aberglauben des Volkes findet dieſer Baum vielfach Verwendung. In Oſtpreußen benutzt man ihn, um den unbekannten Dieb zu beſtrafen.

Legt man einen zufällig geretteten Teil des gestohlenen Gutes unter die Herdziegel und brennt Donnerstag abends Espenholz darauf, so wird dadurch der Dieb selbst gebrannt. Oder man keilt auch das Gut in ein in eine Espe gebohrtes Loch, dann muß der Missetäter zittern wie Espenlaub. In Bayern vergraben Fieberkranke abgeschnittene Fingernägel unter der Zitterpappel, um dadurch Heilung zu erlangen. Wie bei vielen sympathetischen Kuren, so leitet auch hier der Gedanke, daß das Übel durch Ähnliches vertrieben wird; similia similibus curantur. Espenruten werden in Böhmen am Karfreitag geschnitten und in die Felder gesteckt, um die Maulwürfe daraus zu vertreiben.

Auch im Volksmunde lebt die Espe. Das Sprichwort: „Er zittert wie Espenlaub", ist in seiner Anwendung auf furchtsame und allzu ängstliche Menschen sehr verbreitet. Über die Ursache, warum das Laub unseres Baumes zittert, wenn selbst im schwülen Sommer kein Lüftchen sich zu regen scheint, erzählt C. Weisflog folgende Sage:

In der verhängnisvollen Stunde, in der unser Herr am Kreuze hing, und die Sonne den Trauerflor um sich hüllte, ging ein Zagen durch die ganze lebende Natur. Der Mensch, erschrocken und still, erwartete mit banger Seele den Ausgang des Ungewöhnlichen, Nieerlebten. Die Tiere des Waldes verkrochen sich und wagten sich nicht aus ihren sicheren Höhlen. Keine Grille zirpte, keine Fliege summte, kein Vogel zwitscherte. Alles war stumm, schwül und trauernd. Nur die Blumen, die Sträucher und Bäume murmelten noch in ihrer Sprache und erzählten sich die Geschichte der hochheiligen Zeit. Die hohen Zedern auf Libanon rauschten in dumpfem, schauerlichem Chor hoch in den Lüften, und dunkleres Grün, fast wie Nacht, umzog den Hain.

„Ach, nun ist er dahin", lispelte leise die Tränenweide von Babylon — und tief herab hing sie die trauernden Zweige in den Euphrat. Der Winzer ging durch den Weinberg und sah, wie die Rebe weinte. Und als nun die Frucht gereift und der Most gekeltert war, nannten sie es Tränen Christi. Aber um Golgatha erhob sich ein süßer Duft. Ihn schickte die Viole der Nacht herauf zur Kühlung dem leidenden Gottessohne, und die Iris sprach zur Schwester Zypresse: „In Trauer will ich mich kleiden von nun an", — „und ich", erwiderte die Zypresse, „will wohnen an den Gräbern, zum Denkmal dieser Stunde." Da erhob sich ein leises Wehen durch die schwüle Dämmerung. Es war der Todesengel Astaroth, der daherzog am Kreuze. Und als es nun von da herabstöhnte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!", zitterten alle Zweige, alle Blätter und alle Blumen.

Nur die Espe, ein stolzer, hoher, kalter Baum, stand ungerührt an Golgatha. „Was kümmert uns", sprach sie, „dein Leiden? Sind wir doch rein, wir Bäume, Blumen und Pflanzen, und haben nicht gesündigt!"

Aber Astaroth, der Todesengel, nahm die schwarze Schale mit des Erlösers Blut und goß sie aus an der Wurzel der stolzen Espe. Da erstarrte der unglückliche Baum. — Seine Blätter senkten sich. Nimmermehr kam Ruhe in seine Zweige, und wenn alles still ist, selig und ruhig, zagt und zittert sie und heißt Zitterpappel bis auf den heutigen Tag.

Die Espe.

I.

Als den Herrn ans Kreuz geſchlagen
Nun des Waldes Bäume ſahn,
Kam ein Zittern und ein Zagen
Allen fernen, allen nah'n;
Nur der Eſpe Krone
Ließ die Blätter ohne
Beben in die Lüfte ragen,
Gleich als ging' ſie das nichts an.

Damals ward der Fluch geſprochen,
Und ihn hörte Berg und Kluft:
„Daß dir ſei dein Stolz gebrochen,
Zittre künftig jeder Luft!
Andre Bäume zittern
Nur in Ungewittern;
Zitternd ſoll dein Herz dir pochen,
Wenn im Wald ein Vogel ruft.

Zittre, wo im Erdenkreiſe
Künftig du entkeimſt dem Staub!
Jedes Blatt ſoll zittern leiſe,
Bis es wird des Herbſtwinds Raub,
Und in allen Tagen
Wird man hören ſagen
Dir zur Strafe ſprichwortweiſe:
Zittre wie ein Eſpenlaub!"

Fr. Rückert.

II.

Einſt ging der Herr durch Feld und Tal
Und heilte die Kranken und Krüppel zumal.

Da kam er in einen grünen Wald,
Und alle Blümlein erkannten ihn bald

Und neigten ſich vor dem Heiland tief,
Der jedes bei ſeinem Namen rief.

Die Eſpe nur blieb aufrecht ſtehn,
Ließ unbegrüßt ihn vorübergehn.

Sie ſah ſein Antlitz, das glänzte ſo rein
Wie Mondesſtrahlen, wie Sonnenſchein.

Sie hörte ſein Wort, das ſchallte ſo traut
Wie Liebeswerben mit koſendem Laut.

Der Wald rings betete ſtill entzückt,
Sie aber ſchwieg, vom Stolz berückt.

Da ſprach der Herr Jeſus: „Es ſei fortan
Mit ewigem Zittern dir angetan,

Daß doch dein Hochmut den erkennt,
Den alles Meiſter und Heiland nennt!

Die müden Lüftchen halten Raſt:
Du ſollſt dich bewegen in fiebernder Haſt,

Sollſt zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und Nacht, ohne Raſt, ohne Ruh'."

Der Herr ging fürbaß — und ſeit der Zeit
Die Eſpe wiſpert voll Schuld und Leid.

Die müden Lüftchen halten Raſt:
Sie muß ſich bewegen in fiebernder Haſt,

Und zittern und zagen und klagen dazu
Bei Tag und bei Nacht ohne Raſt, ohne Ruh',

Muß ſchauern und trauern zum ſchweren Entgelt
Für ihren Stolz bis ans Ende der Welt.

E. Kauffer.

9. Der gemeine Vogelbeerbaum.

(Sorbus aucuparia.)

Der gemeine Vogelbeerbaum hat seinen Namen von dem prächtigen scharlachroten Fruchtbehang, der für viele Vögel eine beliebte und gesuchte Nahrung ist. Nach seiner Ähnlichkeit in der Belaubung mit der gemeinen Esche (Fraxinus excelsior) heißt er Eber-, das ist gleichbedeutend mit Aber- oder falscher oder Scheinesche. Andere Namen desselben sind: Queckenbom, Quickenbaum, Quitschbeerbaum, Quitsche u. m. a. Der Stamm dieser Bezeichnungen ist das alte Wort quick in der Bedeutung von lebendig, frisch (vgl. Wacholder und Quecke), in Beziehung auf die große Keimfähigkeit des Samens, der mit dem Mist der Vögel eine weite Verbreitung findet.

Wegen der roten Beeren war der Baum in der alten Zeit dem rotbärtigen Donar geweiht, der ihn einst im Strom erfaßte und sich daran festhielt. Wie J. Grimm mitteilt, glaubt man in Schweden noch heute, daß ein Stab von dem rönn, wie unser Baum daselbst genannt wird, gegen Zauber sichere; und am Schiff hat der gemeine Mann gern irgend etwas von Rönnholz gemacht zum Schutz gegen Sturm und Wassergeister.

Auch in Deutschland galt und gilt noch vielfach heute die Ebersche für eine sehr zauberkräftige Pflanze. Wie Dr. Beyer aus Mecklenburg berichtet, pflegte man am Walpurgisabend Quitschensträuche an die Stalltüren zu stecken und am andern Morgen das Vieh damit zu streichen, damit es reichlich Milch gäbe. Auch am Niederrhein werden nach Montanus in der Mainacht die Zweige vor den Ställen aufgepflanzt und sichern vor Drachen, wonach der Baum daselbst Drachenbaum genannt wird. Allgemein ist der Glaube, daß die Ebersche wegen ihrer Beziehung zum Donnergotte Schutz gewähre gegen die Gewitter, und in Oldenburg erzählt man, daß sie in der Johannisnacht ihre Blütenknospen verliere, da dieselben von den Hexen verspeist würden. Am Niederrhein wird die Rindertaufe mit einem Zweig unseres zaubermächtigen Baumes vollzogen. Montanus schreibt hierüber:

Das jährige Rind oder die Stirke, welche zur Milchkuh erzogen wird, muß am Maimorgen einen Namen erhalten. In aller Frühe, ehe der Tag graut, geht der Hirt auf die Stelle des Berges oder Waldes, wohin die ersten Sonnenstrahlen fallen. Dort schneidet er das Reis eines Vogelbeerbaumes, sobald es vom ersten Sonnenstrahle beschienen wird, mit einem scharfen Schnitt ab. Im Hofe versammeln sich die Hausbewohner und Nachbarn. Das Rind wird in die Mitte des Hofes geführt, und der Hirt schlägt es dreimal mit dem Vogelbeerzweige auf den Rücken, wobei er spricht:

„Quick! Quick! Quick!
Bringt Milch wohl in die Stirk.
Der Saft kommt in die Birken,
Ein'n Namen geb' ich der Stirken,
Der Saft kommt in die Buchen,
Das Laub kommt auf die Eichen,
N. sollst du heißen!"

Vogelbeerbaum.

Du ſtandſt im Lenzes Sonnenglanz
Mit weißen Blumen ſchön geſchmückt;
Von roten Früchten einen Kranz
Hat Herbſt dir jetzt aufs Haupt gedrückt.

Und mit der roten Beeren Laſt,
Die deine Zweiglein niederziehn,
Scheinſt du dem Blick noch ſchöner faſt,
Als da du prangteſt weiß und grün.

Doch damals war noch jung belaubt
Der Wald, es klang des Vogels Lied. —
Ach, trügeſt du auf deinem Haupt
Das Weiß noch, das ſchon längſt verblüht!

Joh. Trojan.

---

10. Die Tanne.

(Picea excelsa.)

Die Tanne oder Fichte iſt ein altdeutſcher Nadelbaum. Ihr Name ſtammt vielleicht von den „Tangeln", wie die Nadeln in manchen Gegenden genannt werden, ab; er wird aber auch wegen des leicht brennbaren Holzes von dem Worte tan = Feuer abgeleitet. Der Name Fichte, althochdeutſch fiuhta, deutet auf den reichlichen Harzgehalt des Baumes; fiuhti = Feuchtigkeit. In Süddeutſchland, wo neben Picea excelsa auch Abies pectinata vorkommt, unterſcheidet das Volk ſie ſtets ſo, daß der erſtere Baum Fichte und der letztere Tanne genannt wird.

Den Charakter der Tanne, wie überhaupt der Nadelhölzer, hat Grube vortrefflich geſchildert; er ſagt: „Du Baum des Nordens, des rauhen, kalten und harten Nordens, du biſt in der Tat ein nordiſches Weſen voller Kraft und Macht, rauh und ſtolz, kalt und finſter blickend, aber eine geſunde, unverwüſtliche Kreatur, von unveränderlicher Friſche in der Glühhitze deines kurzen Sommers wie in dem eiſigen Froſte deines langen Winters. Wie bei dem nordiſchen Menſchen birgt deine rauhe, abſtoßende Außenſeite ein reiches inneres Leben; ſo finſter das Grün der Blätter, ſo rauh die Rinde deines Stammes, ſo voll Wärme und Licht ſind die Zellen deines Holzes. Du biſt ein ſtattlicher Baum. Wenn du im Walde daſtehſt, hoch und ſchlank in geſchloſſenen Gliedern, ſo gleichſt du der feſten Schlachtordnung jener Cimbern und Teutonen, vor deren gewaltigen Rieſenleibern die kleinen Römer erſchraken. In deinen Wäldern leideſt du nicht gern fremde Bäume, denn du biſt, wie die altdeutſche Tapferkeit, dir ſelber genug. Trittſt du aber einzeln heraus aus der dichtgedrängten Reihe deines Volkes, ſo ſtehſt du nur um ſo größer und ſtattlicher da, und deine Zweige entfalten um ſo herrlicher ihre dunkelgrüne Pyramide. Dich ziert kein hellfarbiges Blätterkleid, kein buntes Blütengewand, und doch biſt du mehr als alle übrigen Bäume ein Lichtfreund, von Gott geſchaffen, die dunklen Tage und langen Nächte des kalten Nordens zu erleuchten und zu erwärmen.

Das Licht, welches die Sonne ſpendet, ſaugſt du begierig ein und kochſt mit ihm deinen Lebensſaft zum flammenden Harz und zur brennenden Fackel. Wenn der alles erſtarrende Winterfroſt auf die Pflanzenwelt einſtürmt, um die Blüten zu knicken, die Blätter zu vernichten, das Lebensgrün zu verwiſchen und alles mit ſeinem weißen Todeskleide zu überziehen, dann grünſt du fort und fort, inmitten von Schnee und Eis. Dein grünes Nadelkleid iſt ein rechtes Hoffnungsgrün, wie ein Gnadenbrief des allgütigen Vaters im Himmel, der auch den kalten Gürtel der Erde mit ſeiner Liebe umfaßt und das Leben vor der Erſtarrung ſchützt."

Schon bei den Griechen und Römern ſtanden die immergrünen Nadelhölzer in hohem Anſehen. Wie wir aus Schillers allbekannter Dichtung erfahren, war die Fichte dem Meeresgott Poſeidon geweiht, und ein Fichtenkranz ſchmückte die Stirn des Siegers in den Korinthiſchen Spielen. Die Fichte war auch der heilige Baum der phrygiſchen Berg- und Naturgöttin Cybele und ſollte aus dem Blute des von ihrem Vater Meon getöteten Lieblings Atys entſtanden ſein. Bei dem Frühlingsfeſte der großen Naturgöttin brachte man die mit Veilchen geſchmückte Fichte in den Tempel. Bei den Römern war die Tanne ein Baum des Todes. Wie Plinius mitteilt, gebrauchte man ſie bei Leichenfeierlichkeiten, indem man ſie als Zeichen eines Trauerfalles vor die Tür ſtellte und mit ihren friſchen Zweigen den Scheiterhaufen ſchmückte.

Die Tanne iſt der „deutſche Lebensbaum" genannt worden, und das mit Recht. Wenn in der ungaſtlichen Jahreszeit draußen auch der letzte Schimmer eines lebensvollen Grüns erſtorben iſt, dann prangt ſie inmitten der toten Natur im Hoffnungskleide. Darum hat auch das ſinnige Gemüt des Deutſchen ſeit jeher ſich zur Tanne hingezogen gefühlt. Schon bei unſeren germaniſchen Vorfahren ſtand dieſelbe in Ehren. Einem beſonderen Gotte wie bei den Griechen ſcheint ſie nicht geweiht geweſen zu ſein; doch hielt man vorzugsweiſe in ſolchen Gegenden, in denen die Eiche fehlte, beſonders ſchöne und große Tannen für den Wohnſitz der Götter. Das Sauſen und Brauſen in ihren Zweigen war dem Germanen der vieltauſendſtimmige Geſang der Geiſter in Wodans Heer. Tannenſchmuck bereitete das Haus zum feſtlichen Empfange der Götter und Ahnen in der Julzeit zu. Auf dem Herde wurde dann der Julklotz, das Wurzelende eines ſtarken Fichtenſtammes, entzündet.

Gleich den heiligen Eichen galten die den Göttern geweihten Tannen für gefeit und gebannt, und als ſpäter die chriſtlichen Sendboten dieſelben umhauen wollten, widerſetzten ſich die Alten dem ebenſo wie dem Fällen der ſogenannten Donnereichen. So ſtand zu Ettenheimsmünſter eine uralte Tanne. Als der heilige Tandolin ſie gefällt und aus dem Holz derſelben ein Kreuz gezimmert hatte, wurde er von den Heiden für dieſen Frevel erſchlagen. Ähnliches erlebte der heilige Martin bei der Chriſtianiſierung Schwedens. Als er einſt mit ſeinen Anhängern einen Götzentempel niederriß, ließen die Heiden dasſelbe ruhig geſchehen, als er aber ſeine Axt an die danebenſtehende Tanne legte, widerſetzte ſich das Volk mit aller Kraft.

Manche Sage umſchwebt die Tanne. Ihre quirlförmig ſtehenden Zweige bilden kleine Kreuze. Dieſelben ſollen entſtanden ſein, weil das Kreuz des Herrn aus dem Holz einer Tanne gefertigt wurde. Das immergrüne Kleid der Tanne hat in der Sage eine zweifache Erklärung gefunden. Nach der einen Sage iſt es die Wirkung und Folge des Blutes Chriſti, welches an dem Stamm des Kreuzes niedergefloſſen iſt; nach der anderen ging der Herr einſt bei Regen durch den Wald. Er ſuchte unter verſchiedenen Bäumen Schutz; doch alle hatten ihre Zweige und Blätter geſenkt und ließen Regen auf ihn niederträufeln; nur die Tanne breitete ſchützend ihre Zweige über ihm aus. Zum Lohn ließ der Herr von nun an ihr Laub im Winter und Sommer fröhlich grünen. Aus dieſem Grund iſt uns auch die Tanne ein Sinnbild der Hoffnung und Beſtändigkeit.

In Öſterreich erzählt man von der „Frau Fichte", die Unſchuldige begabt, Schuldige neckt. In der ſtolzen Fichte hauſte dieſe gnädige Fee, die auch einmal, um die Gemüter der Vorübergehenden zu erforſchen, in der Geſtalt eines ſteinalten Weibes unter dem Baume ſaß und bettelte. Nun wohnte in der Nachbarſchaft ein reicher Bauer, der ein abſcheulicher Geizhals war. Alle Morgen kam er mit ſeiner Dienſtmagd, einer blutarmen Waiſe, an der ſtolzen Fichte vorüber, ſein Feld zu bauen. Mitleidig wie das ſchöne Mädchen war, konnte es nicht umhin, täglich mit der vermeintlich armen Frau ſein karges Frühſtück zu teilen. Als das der filzige Bauer merkte, ſchnitt er dem Mädchen ſein Brot kleiner und kleiner, und weil das gute Kind doch noch teilte, gab er ihm zuletzt gar nichts mehr zum Morgenbrot. Oft mußte das liebe Mädchen weinen, wenn es vorüberging, weil es nichts mehr mitzuteilen hatte, und manchmal fanden die Arbeitsleute, die hinter ihm gingen, die ſchönſten Perlen auf dem Wege liegen. So ſtanden die Dinge, als einſtmals der Bauer auf ein benachbartes Dorf zur Hochzeit geladen wurde. Es verſteht ſich, daß er nicht unterließ zu kommen, und weil es auf anderer Leute Unkoſten ging, verſäumte er nicht, wacker zuzugreifen und Beſcheid zu tun, und machte ſich erſt gegen 12 Uhr nachts auf den Heimweg. Als er aber in die Nähe der ſtolzen Fichte kam, war es ihm, als hätte er den Weg verfehlt, denn anſtatt der Fichte glaubte er einen herrlich erleuchteten Palaſt vor ſich zu ſehen, aus dem ihm Kirchenmuſik entgegenſchallte und ein Riſcheln und Raſcheln wie von tanzenden Paaren vernommen ward. Holla, dachte der betrunkene Bauer, die Fee gibt uns heute was zum beſten, da muß ich auch dabei ſein, und ging damit in den erleuchteten Palaſt. Aber du meine Güte, was ſah er? Eine Menge kleinwüchſiger Zwerge um die Fee herum beim Schmauſe ſitzen. Und die Fee war auch gleich ſo gütig, den Bauer dazu einzuladen. Dieſer ließ ſich denn nicht lange nötigen, ſondern gebrauchte weidlich ſein Mundwerk und ſchob dabei von dem Schmauſe heimlich ſo viel in ſeine Taſchen, daß ſie wie Mehlſäcke von ihm abſtanden. Nach dem Eſſen begab ſich die Fee mit der Schar ihrer Zwerge in den Tanzſaal; der Bauer aber beurlaubte ſich, denn er war ſchwer beladen und bepackt und kein Freund vom Tanzen. Er ſchlenderte alſo gleich heim, um das von

der Feentafel wegſtibitzte „Beſcheideſſen“ noch friſch gebacken zur Beköſtigung der Seinen verwenden zu können. Aber da kam er ſchön an; denn als er es aus der Taſche hervorholte, hatte es ſich unterdes in lauter ſtinkende Roßballen verwandelt. Da hätte er vor Bosheit platzen mögen. Unwillig warf er den Unrat ſeinem Dienſtmädchen mit den höhniſchen Worten hin: „Da haſt du's und magſt es meinetwegen mit dem Bettelweib teilen.“ Beſtürzt ging das arme Mädchen damit in den Hof und wollte es in die Miſtgrube werfen; aber da hörte es bei jedem Schritt und Tritt einen Kling und Klang und ſah in der Schürze ein Schimmern und Flimmern, und als es recht zuſieht, liegt eine ſchwere Menge blitzfunkelnagelneuer Dukaten darin. Außer ſich vor Freuden lief es gleich bei anbrechendem Tage zum Flecken hinaus, der guten Fee zu danken, die, wie es ſonnenklar war, den Schatz ihr hatte zukommen laſſen wollen. Das erſte aber, was ihr da in die Augen fiel, war wieder das ſteinalte Weib, und das gutherzige Mädchen konnte ſich nicht enthalten, der vermeinten Armen die Hälfte ſeines Schatzes zu ſchenken. Da erſchien ihr die Fee, von ihrer Güte gerührt, in ihrer wahren Geſtalt, fügte noch viele andere Gaben hinzu und verlieh ihr ſolche Schönheit, daß es die vornehmſte Prinzeſſin ausgeſtochen hätte. Auch ſtand es kaum ein Vierteljahr an, ſo kam ein bildſchöner junger Fürſt und machte ſie zu ſeiner gnädigen Frau. Der geizige Bauer aber iſt zurückgegangen und bald darauf geſtorben vor lauter Neid über das Glück ſeiner Dienſtmagd.

Der berühmte Alchimiſt Paracelſus kam in Appenzell zu einer Tanne, in welcher der Teufel mittels eines Zäpfchens verkeilt war. Paracelſus verſprach, ihn zu befreien, wenn er ihm die Goldtinktur verſchaffe. Als aber der Teufel frei war und groß vor dem Chemiker ſtand, ſtellte ſich dieſer verwundert, wie ein ſo großer Geiſt in dem kleinen Loch der Tanne habe Platz finden können, und der Teufel, um ihm zu zeigen, wie das möglich, verwandelte ſich in eine Spinne und kroch in das Loch, welches Paracelſus ſogleich wieder verſpundete. So ſteckt denn der Teufel noch heute in der Tanne zu Appenzell.

In Unterfranken iſt die Erſcheinung der ſogenannten ſchönen Frau bekannt. Sie begegnete einſt drei Handwerksburſchen, welche um eine Gabe baten. Da brach ſie von einer naheſtehenden Fichte drei Äſte ab und gab jedem einen mit der Mahnung, ſie wohl aufzubewahren; denn es ſeien Glückszweige. Zwei der Burſchen warfen ſie bald weg, ſie wollten von der Hexe nichts haben; der dritte aber ſagte, es ſei dieſe Frau für eine Hexe viel zu ſchön geweſen, und er wollte den Zweig ihr zu Ehren tragen, und ſteckte ihn an den Hut, wo er ſich in Gold verwandelte. Nun liefen die anderen, ihre Zweige wieder zu ſuchen, aber ſie fanden dieſelben nicht, und noch jetzt ſieht man ſie nachts am Berg bei der Ruine Neuenburg umherwandeln.

Von allen deutſchen Sitten, die mit der Tanne in irgendwelcher Beziehung ſtehen, iſt die ſinnigſte die des Anzündens eines Chriſtbaumes am heiligen Weihnachtsabend. Deutſche Gemütsinnigkeit und deutſche Geiſtestiefe haben dieſen Brauch zu einem allein in Deutſchland

allgemein verbreiteten gestaltet. Deutschen ist der Christbaum über Gebirge und Meere in ferne Welten gefolgt, aber doch hat er sich bei keinem andern Volksstamm einzubürgern vermocht. Nach England kam die Sitte allerdings durch den Prinzgemahl Albert, nach Frankreich durch die Herzogin Helene von Orleans; aber nur vereinzelt trifft man sowohl in England wie in Frankreich den Weihnachtsbaum an. Nur bei uns Deutschen ist der Brauch seit Jahrhunderten heimisch. Man hört manchmal sogar die vorschnelle Behauptung, dieser Brauch sei uralt und heidnischen Ursprungs; doch läßt sich diese Meinung in keiner Weise historisch begründen und belegen. Sie findet ihre Erklärung nur in dem Wunsche, die Sitte des lichterstrahlenden Christbaumes in die uralte Zeit zurückzuverlegen, weil wir uns ein Weihnachtsfest ohne dieselbe gar nicht mehr vorstellen können.

Die mittelalterlichen Dichter, welche uns das Leben und Treiben, alle Einrichtungen und Gewohnheiten ihrer Tage mit minutiösester Genauigkeit schildern und beschreiben, erwähnen des Christbaumes mit keinem Worte. Wohl findet sich in dem prächtigen Roman „Ekkehard" (Kapitel 10) von Scheffel der Weihnachtsbaum; doch unter den 285 gelehrten Belegstellen, die derselbe seinem Roman beigefügt hat, findet sich keine, die diesen uns so lieben Brauch als nachweisbar im 10. Jahrhundert bezeugt. Die erste bestimmte Andeutung davon gibt ein französisches Gedicht des 13. Jahrhunderts. In Deutschland war auch zur Zeit der Reformation die häusliche Weihnachtsfeier noch ohne Weihnachtsbaum üblich. Wir besitzen zwar von Goethes Freunde Schwertgeburt in Weimar ein berühmtes und sehr bekanntes Lutherbild, welches uns den großen Reformator im Kreise seiner Familie unter dem Weihnachtsbaum darstellt, doch ist diese Idee vom Künstler frei erfunden, in Luthers Schriften findet sich keinerlei Hinweis hierauf. Die erste klare Erwähnung des Christbaumes in Deutschland findet sich in der „Katechismusmilch" des Straßburger Professors Dannhauer aus dem 17. Jahrhundert. Derselbe eifert dagegen mit folgenden Worten: „Unter anderen Lappalien, damit man die frohe Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begehet, ist auch der Weihnachtsbaum oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen oder Zucker behängt und ihn hernach schütteln und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht, ist ein Kinderspiel, doch besser als andere Phantasie und Abgötterei, so man mit dem Christkind pfleget zu treiben und also des Satans Kapelle neben die Kirche bauet und den Kindern eine solche Opinion beibringt, daß sie ihre inniglichen Kindergebetlein vor dem vermummten und vermeinten Christkind fast abgöttischer Weis ablegen."

Selbst aus dem achtzehnten Jahrhundert hört man nur ausnahmsweise von dem Christbaum reden. Goethe fand ihn in Leipzig im Hause von Theodor Körners Großmutter, Minna Stock, im Jahre 1765. Schleiermacher in seiner 1805 zuerst erschienenen „Weihnachtsfeier" und Tieck in der Novelle „Weihnachtsabend" erwähnen ihn noch nicht als Bestandteil der Festfeier in Berlin. 1815 brachten

ihn preußiſche Offiziere nach Danzig. Die Vertiefung des religiöſen Lebens nach den Freiheitskriegen beförderte vor allem ſeine Ausbreitung, ſo daß er bald in dem proteſtantiſchen Norddeutſchland als der ſchönſte Schmuck zu der Weihnachtsfeier gehörte. Er iſt ſeitdem das echte Symbol deutſchen Gemütes und deutſcher Geiſtestiefe, ein Gegenſtand heißer Sehnſucht der ſeligen Kinderſcharen ſchon Monate vorher; durch ihn iſt unſer Weihnachtsfeſt zum ſchönſten auf dem weiten Erdenrund geworden.

Auch an manche andere, noch in unſerem Volksleben lebendige Sitte erinnert die Tanne. Es iſt eine allgemein verbreitete Sitte, beim Richten eines Hauſes einen Mai- oder Tannenbaum auf den Giebel desſelben zu nageln. Aus der Gegend von Osnabrück wird dieſe Sitte in folgender Weiſe geſchildert: Wenn der Hausgiebel aufgerichtet iſt, folgt die feierliche Umführung des Kranzes, die Befeſtigung am Giebel und der Meiſterſpruch. Die Geſellen haben nämlich den Nachbarstöchtern und Mägden einen hübſchen Tannenbaum übergeben und dieſe ihn mit Schnüren von bunten Eiern, Bändern und Fähnchen ſtattlich ausgeſchmückt. Seine Hauptzierde bildet ein Kranz, der auf vier kreuzweiſe gebundenen und im Baume befeſtigten Stäben ruht. Wenn nun die Haushebung vollendet und dieſes durch weithin ſchallendes Kettengeraſſel von dem Boden des neuen Hauſes der Geſellſchaft angezeigt iſt, gehen die Geſellen hin, fordern den Kranz von den Mädchen und einen mit dem Trinkgelde gefüllten Krug von dem Bauherrn. Nachdem die Mädchen die Mützen der Zimmergeſellen ebenfalls mit grünen Tannenſträußen geſchmückt haben, bewegt ſich der feſtliche Zug mit einem Muſikkorps und dem von den Kranzjungfern getragenen Kranze voran, welchem zunächſt der Zimmermeiſter mit voller Flaſche in der Hand und zuletzt alle bei der Haushebung beſchäftigten Perſonen folgen, über die Straße des Dorfes. Der Zimmermeiſter teilt fleißig den Umſtehenden von dem Inhalte ſeiner Flaſche mit. Sobald der lärmende Zug nach dem neuen Hauſe zurückgekehrt iſt, wird der Kranz oben am vorderen Giebel desſelben befeſtigt, und der Altgeſell ſteigt mit dem mit Geld und Bier gefüllten Kruge hinan und hält die Meiſterrede, in der er mit L. Uhland ſpricht:

Das neue Haus iſt aufgericht't,
Gedeckt, gemauert iſt es nicht,
Noch können Regen und Sonnenſchein
Von oben und überall herein!
Drum rufen wir zum Meiſter der Welt,
Er wolle von dem Himmelszelt
Nur Heil und Segen gießen aus
Hier über dieſes offne Haus.
Zu oberſt woll' er gut Gedeihn
In die Kornböden uns verleihn,
In die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
In die Küche Maß und Redlichkeit,
In den Stall Geſundheit allermeiſt,
In den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
Die Fenſter und Pforten woll' er weihn,
Daß nichts Unſeliges komm' herein,
Und daß aus dieſer neuen Tür
Bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauret aus,
Der Segen Gottes iſt im Haus!

Die geſchmückte Tanne oder, wie in vielen Gegenden nur noch Sitte iſt, der geſchmückte Kranz ſollen von dem neuerbauten Hauſe

Blitz und Sturm fernhalten und das Haus bis auf Kindeskind grünend und blühend erhalten. Die Richttanne stellt den Genius des Wachstums dar, der als guter Hausgeist allzeit über der neuen Wohnstätte walten möge.

Eine liebliche Sitte herrscht nach W. Meyer-Markau bei der Feier von Hochzeiten im Drömling, im Hansjochenwinkel, im Hannoverschen Wendlande bei Lüchow und in anderen Gegenden. Wenngleich die leidige Neuerungssucht durch künstliche Blumengestelle hier und da hierbei die Tanne, ja selbst ihre Nachfolgerinnen, Rosmarin und Myrte, schon verdrängt hat, so findet man sie dort doch noch oftmals als „Brautlicht". Eine junge Edeltannenkrone in der Höhe von etwa 0,80 Metern ist, wie der Christbaum am heiligen Weihnachtsabend, mit Lichtern geschmückt. Je zwei größere Kerzen sind auf verlängerten Zweigen, die einen unten, die andern oben, daran angebracht. Führt nun das Brautpaar zur Trauung nach dem meistens etwas entfernteren Kirchdorfe, so werden diese Brautlichter hinter Braut und Bräutigam von zwei Mädchen aus nächster Verwandtschaft emporgehalten. Während der Trauung stehen die Lichterträgerinnen zu beiden Seiten des Altars, was einen wahrhaft feierlichen Eindruck hervorbringt. — Bei der Mahlzeit werden die Brautlichter hinter dem neuen Paar auf einem besonderen Tisch aufgestellt. Nach der Mahlzeit folgen die „Ehrentänze", wobei alle geladenen männlichen Gäste ohne Rücksicht auf Alter mit der Braut einen Reigen wagen. Die Lichterträgerinnen tanzen dann abwechselnd hinter der Braut her, wobei zwar die Kerzen erlöschen, aber immer von neuem angezündet werden.

Zu Thann im Elsaß werden am Vorabend des Theobaldstages geweihte Tannen angezündet, und das Volk sammelt herabfallende Splitter, weil diese eine wunderbare Heilkraft besitzen.

In der Gegend des Welzheimer Waldes in Schwaben pflanzt man in der Pfingstnacht oder am Pfingstmorgen vor jedem Haus, in welchem Pferde sind, Tannen, und zwar so viele, als Pferde sind; sie werden heilig gehalten und nicht berührt, bis sie ganz verdorren.

In Wandersleben, einem thüringischen Orte unter dem sagenberühmten Schlosse Gleichen, wird keine Hochzeit gefeiert, ohne daß zum Zeichen frohen Grüßens und herzlichen Wünschens ein paar stattliche Tannenbäume vor das Haus der Braut gesetzt würden. Wie das Grün der Tanne treu und beständig ist, so soll auch im neu zu gründenden Heimwesen das Glück steter Gast und Begleiter sein.

Die Tanne.

I.

Auf des Berges hoher Spitze
Steht die Tanne schlank und grün,
Durch der Felswand tiefste Ritze
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenballen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Als ob sie die vogelschnellen
Mit den Armen wollte greifen.

Ja, der Wolken vielgeſtalt'ge
Streifen, flatternd und zerriſſen,
Sind der Edeltann' gewalt'ge,
Regenſchwang're Nadelkiſſen. —

Sie vernimmt mit leiſen Ohren,
Wie die Vögel ſich beſprechen;
Keine Silbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der ſtille
Haushalt da der wilden Tiere,
Welcher Friede, welche Fülle
In dem ſchattigen Reviere!

Menſchen fern; — nur Rotwildſtapfen
Auf dem moosbewachſ'nen Boden!
O, wohl magſt du deine Zapfen
Freudig ſchütteln in die Loden!

O, wohl magſt du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niederſprengen
Und dein ſtraffes, grünlich ſchwarzes
Haar mit Morgentau behängen!

O, wohl magſt du lieblich wehen!
O, wohl magſt du trotzig rauſchen!
Einſam auf des Berges Höhen
Stark und immer grün zu ſtehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauſchen!

F. Freiligrath.

II.

Tanne, Tanne, o du kühne,
Prangeſt hehr in ew'ger Grüne!
Ob des Waldes Blätter fallen,
Totenbleich im Wind verwallen:
Dich im Winter wie im Lenze
Schmücken friſche Lebenskränze.
Sag', was gibt dir ſolche Tugend
Immergrüner Kraft und Jugend?

„Ich bin jener Baum geweſen,
Welchen Gott der Herr erleſen
Seinem Sohn zum Kreuzesſtamme,
Zum Altar dem Gotteslamme.
Weil ich dieſe Frucht getragen,
Darf an mich kein Tod ſich wagen.
Herbſthauch kann mich nicht entfärben,
Winterfroſt mich nicht verderben:

Denn mich hat das Blut getränket,
Welches ew'ges Leben ſchenket."

Tanne, Tanne, deine Kunde
Macht, daß mir das Herz geſunde.
Deine Kreuzesfahne walle
Einſt auf meines Grabes Walle.
Laß den bleichen Tod erkennen:
Hier iſt nichts, was ſein zu nennen!
Weil ich Chriſti Blut genoſſen,
Werd' ich, nun dem Staub entſproſſen,
Wachſen aus der Nacht der Grüfte
In die lichten Himmelslüfte
Und in unverwelkter Krone
Prangen vor dem Gottesſohne.

Ferd. Bäßler.

III.

„Schlanke Tanne, trägſt den Gipfel
Zu den Wolken hoch und hehr
Und bewegeſt deine Wipfel
Stolz im Winde hin und her." —

„Wohl darf ich das Haupt erheben
Über andre Bäume ſtolz;
Denn ich bin fürs Menſchenleben
Ein gar vielbedeutend Holz.

Denn mein Gipfel gibt die Wiege
Für ein neues Menſchenkind;
Darum ſchaukle, darum biege
Ich ſo luſtig ihn im Wind.

So ein Holz, das Stürme ſchaukeln,
Taugt vor allem gut dazu;
Träume werden es umgaukeln,
Wiegen ein in ſüße Ruh'.

Und mein Stamm, der feſt und ſtille
In die Erde bohret ſich,
Gibt die Bretter zu der Hülle
In dem kühlen Grab für dich.

Denn im Herzen ſtill bewahre,
Was du haſt an mir geſehn;
Denke, daß oft Wieg' und Bahre
Nahe beieinander ſtehn." —

Müller.

IV.

Tanne mit den dunklen Zweigen,
Schüttelst du dein altes Haupt,
Schüttelst es mit ernstem Schweigen,
Weil der Wald um dich entlaubt?
Weil du einsam von den Bergen
Blickst in das beschneite Tal?
Kannst du deinen Schmerz nicht bergen,
Daß die Welt um dich so kahl?

Tanne mit den dunklen Zweigen,
Freu' dich über dein Gewand,
Kannst du doch den Menschen zeigen
Von der Ewigkeit ein Pfand.
Bist du in des Winters Wildnis
Doch schon Zukunftskünderin,
Und im Sommer lenkt dein Bildnis
Auf des Lebens Ernst den Sinn!

Tanne mit den dunklen Zweigen,
Ewig gleich, unwandelbar,
Wirst in wechselvollen Reigen
Selbst den Wechsel nicht gewahr.
Könnt' ich so wie du das Leben
Kalt und unerschüttert sehn,
Könnt' ich so das Haupt erheben,
So den Lebenskampf bestehn!

K. Stelter.

Der Baumstamm — ein Stammbaum.

Geh' ich an einer Schneidemühle vorüber, wo die kräftigen Säulen des Waldes zum Schlachten hingeschleift sind, so kann ich gar nicht anders, ich muß die unteren Abschnittsflächen einiger Stämme ansehen, um auf ihnen die Geschichte des Gefällten zu lesen. Da nun ein Baum keine einzelne Pflanze, wie ein Hund ein einzelnes Tier ist, sondern ein hundertjähriger Staat, der zum Fallen kam, so ist mir sein Baumstamm immer sein Stammbaum.

Das ist er freilich nur dann, wenn ich die hieroglyphischen Ringe seiner Abschnittsfläche zu deuten verstehe.

Seht, hier liegt ein schlanker Fichtenstamm, der auf dem Abschnitte von beträchtlichem Durchmesser nur 40 Jahresringe zählt. Einer ist so breit wie der andere, und jeder bildet um die übrigen einen schönen, regelmäßigen Reif. Du hast 40 behagliche Jahre durchlebt; du Schlanker, an Jahren fast noch ein Baumjüngling! du standest auf nahrhaftem Boden im Kreise zahlreicher Genossen, und eure Wipfeläste verschränkten sich zum schattenden Dache.

Dein Leben war geschirmt vor der Wucht des Sturmes, die häßlichen Borkenkäfer zehrten nicht an deinem Lebensmark, und deiner Wurzel fehlte nie das erquickende Naß. Das alles sagen mir die breiten, gleichen Jahresringe deines Innern. Daß du nicht einsam standest, sondern in dichtem Schluß — wie der Förster sagt — mit deinen Brüdern, das sehe ich aus der Glätte und Astlosigkeit deines Schaftes, der nur oben einen kurzen Kronenwipfel quirlförmiger Äste hatte.

Jetzt komme ich zu dir, alter Knabe aus dem edlen Geschlechte der langnadeligen Kiefern. Du hast ein bewegteres Leben geführt. Ich zähle über 200 Jahre, darunter Jahre des Hungers und Jahre des üppigsten Genusses. Ich sehe deutlich, daß du im dürren Jahre 1842 auch Mangel littest, denn dein Ring von jenem Jahre ist sehr, sehr ärmlich. Du hast dich dein Leben lang viel umgeschaut. Standest du auf einer Feldkuppe als treuer Hüter der Ernte oder auf kahlem Felsrande? Frei standest du — denn schon unten sehe ich die Stellen, wo die starken Äste ab-

gehauen sind —, und zuletzt auch einsam, nachdem du fast 200 Jahre einen treuen Gefährten dicht an deiner Seite hattest. Vor acht Jahren riß man ihn von dir. Hat es der Sturm getan oder die Axt deines Herrn? Seitdem standest du ganz allein und streckte deine knorrigen Äste hinaus in die warme Maienluft, die mit deinen Nadeln koste, wie in den rauhen Nord, der deine Krone durchwühlte. Als dir der Nahrungssaft kärglich zufloß, kamen wahrscheinlich auch die Schnitter bangen Herzens auf ihren Acker, denn die Halme waren dünn und die Ähren klein. Die alten Wirtschaftsbücher jenes Gutes, auf dessen Fluren du standest, würden ohne Zweifel ebenso sprechen wie diese kümmerlichen Jahresringe deines Holzes. Oder war es der häßliche Vielfraß, die Kiefernraupe, welche deine Nadeln fraß und also dich der schaffenden Hände beraubte, welche die Jahresringe bereiten? Willst du wissen, wer mir es sagte, daß du vor acht Jahren deinen alten, treuen Gefährten verloren hast, der seine Wurzel mit der deinigen verflocht? ja daß du überhaupt einen solchen hattest? Du selbst hast mir's gesagt. Deine letzten acht Jahresringe sind zwar schwach, denn du bist alt geworden, und es strömt nicht mehr üppig schaffendes Leben in deinem Leibe, aber sie sind ringsherum von gleicher Breite. Alle übrigen jedoch sind nach der einen Seite hin viel schmäler, als nach der andern, wodurch dein Mark sehr weit seitlich liegt. An dieser Seite stand dein Nachbar, der dich hinderte, ringsherum gleichmäßig anzubauen. Als er beseitigt war, hinderte dich nichts mehr daran.

Seht, ihr mächtigen Stämme, so gibt mir jeder von euch seine Geschichte zu lesen, so seid ihr mir die Stammbäume eures Geschlechts.

E. Roßmäßler.

11. Die Föhre.

(Pinus silvestris.)

Der Name Föhre, althochdeutsch foraha, mittelhochdeutsch vorhe, scheint sich auf den reichen Kiengehalt dieses Nadelbaumes zu beziehen. Da sich für fohre auch feure findet, wird man an Feuer erinnert, wie denn aus der Föhre das feuerfangende Pech und Harz rinnt. Als eine Verkürzung der Bezeichnung Kienföhre sieht man den Namen Kiefer an.

Während Fichte und Tanne vorwiegend dem Gebirge angehören, herrscht der Kiefernwald mehr auf unfruchtbarem Sandboden. Masius schildert die traurige Stimmung, die ein Föhrenwald hervorruft, mit folgenden Worten: „Hier singt kein Vogel, keine Quelle springt, selbst die Luft steht still und schwül, und jede Vegetation muß in dem mit Nadeln übersäten Sand ersterben. Nur das Heidekraut strickt unermüdlich sein dürres Büßergewand über das kraftlose Erdreich. Es ist gleichsam ein einziger großer ‚Waldkirchhof', zwischen dessen kahl aufragenden Säulen das Auge umsonst nach Leben sucht, bis es zuletzt müde auf der heißen Sandlinie des Pfades haftet, in dem schwarze Ameisenkarawanen hin und her ziehen und Zikaden schwirrend sich sonnen. Der Eindruck der Sterilität und der Verlassenheit überfällt in seiner ganzen Schwere den Sinn."

Bei Alt-Landsberg in der Mark ſteht auf einem Berg einſam eine Kiefer. Dieſelbe hat die nicht gerade ſelten vorkommende Eigentümlichkeit, daß ſie eine vollſtändig krauſe Krone trägt. Von dieſem Baum erzählt die Sage, ein des Kindesmordes beſchuldigtes Mädchen habe denſelben umgekehrt gepflanzt und dabei geſagt, ſie ſei unſchuldig, ſo gewiß jene Kiefer wachſen werde. — Wenn das Feuer von Kiefernholz auf dem Herde tüchtig kniſtert, ſo pflegt man daraus auf nahe bevorſtehenden Beſuch zu ſchließen.

Der gelblich gefärbte Blütenſtaub der Kiefer hat auch die Veranlaſſung zu Erzählungen von wunderbarem Schwefelregen gegeben. Wenn der Wind zur Blütezeit über die Nadelwälder hinwegſtreicht, ſo können ungeheure Maſſen von Blütenſtaub in die Luft geführt werden. Regnet es dann in der Gegend, wo die Atmoſphäre von Blütenſtaub gefüllt iſt, ſo wird letzterer von den Regentropfen mit fortgeriſſen und fällt zu Boden. War ſehr viel Blütenſtaub in der Luft, ſo wird die ganze Oberfläche des Bodens mit einem gelblichen Überzuge bedeckt werden und ausſehen, als ob gelbe Flocken aus der Luft herabfielen. Ein ſolcher Blütenſtaubregen iſt ſchon im Altertum wiederholt beobachtet worden. Man hielt damals und noch im Mittelalter, ja auch ſpäter ſogar die herabfallenden gelben Flocken für Schwefel und nannte deshalb die Erſcheinung Schwefelregen.

Von einer „Föhre“ ganz eigener Art wird uns aus China berichtet; es iſt die Bücklingsföhre im Hofe des Tſcheitaitempels unweit Peking:

„Neig' dich vor dieſem Baum, und augenblicks
Stehſt du vor einem wunderbaren Falle:
Er wird erwidern höflich deinen Knix!
Die Bücklingsföhre nennen ihn drum alle.
Er neigt den Kopf vor allen tief zur Flur,
Die unter ſeinem dunklen Schatten ſchweben,
Und rührt ihn deine Fingerſpitze nur,
Wird gleich von der Berührung er erbeben.“

Weiter bemerkt der Dichter:

„Was ich erzählt, es iſt kein Dichtertraum,
Wer je den Baum ſah, ſtimmt mit mir, ich ſchwöre!“

Und der engliſche Überſetzer G. C. Stent fügt hinzu: „Viele Fremde haben den Baum geſehen und können die Tatſache bezeugen, daß er ſich bewegt, wenn man ihn anrührt“.

Eine Verwandte unſerer Weimutskiefer (P. Strobus) hat nach den Unterſuchungen von Göppert den Hauptbeſtand der einſtigen Bernſteinwälder gebildet, deren verſteinertes Harz, Bernſtein genannt, ſchon zu Plinius' Zeiten ſehr geſchätzt und zu Schmuck- und Putzſachen verarbeitet wurde. Der Ausfluß des Bernſteinharzes muß ſeinerzeit in großer Menge erfolgt ſein; das größte in Preußen gegrabene Stück Bernſtein wiegt 19 Pfund und iſt im Beſitze des Mineralogiſchen Muſeums in Berlin. Im Bernſtein befinden ſich Pflanzenreſte aller Art,

Bruchstücke von Ästchen, Blättern, Blüten, Samen, Insekten der verschiedensten Ordnungen, Spinnen, Ameisen, Federn, Haare und sogar eine 1¼ Zoll lange Klettereidechse eingeschlossen. Göppert hat versucht, aus diesen Resten und aus der Lagerung des Bernsteins ein Bild des Bernsteinwaldes zu entwerfen. Es muß ein dichter Kiefernwald gewesen sein mit eingesprengten Beständen von Fichten und Tannen, an den lichten Rändern und in lockeren Beständen ein üppiges Unterholz von Wacholder, Zypressen und ähnlichen Formen.

Der Föhrenbaum.

Dort auf der Heide stehet
Träumend ein Föhrenbaum,
Drin sitzt ein junger Vogel,
Der singt ihn aus dem Traum.

„Was schwatzest du mir, Vogel,
Vom fernen, grünen Rhein?
Von Traubenglut und Minne,
Gesang und Sonnenschein?

Ich möchte dort nicht weilen,
Ist Heide grau und trüb,
Die alte, heil'ge Mutter,
Ich hab' sie gar zu lieb."

Hermann Hölty.

Waldeinsamkeit.

Rötlich schimmern durchs Tannengrün
Ragende Stämme der Föhren;
Fern die Berge, die duftenden, glühn,
In den Lüften läßt sich hören
Eines Falken heller Schrei,
Und summende Bienen schwärmen vorbei.

Horch! was donnert und stört den Traum
In der Friedensstille mitten? —
Es fiel des Waldes höchster Baum,
Die Säge hat ihn durchschnitten.
Drüben aber am Bergeshang,
Da schallt des Hirten froher Gesang.

H. Lingg.

---

12. Die Eibe.

(Taxus baccata.)

Der Name Eibe ist ein sehr altes Wort, welches im Angelsächsischen als iv, im Althochdeutschen als iwa und im Mittelhochdeutschen als iwe vorkommt. Das angelsächsische iv ist zugleich der Name für Efeu, und da beide Gewächse Sommer und Winter ihr grünes Kleid behalten, so ist die Annahme wohl richtig, daß die Eibe den Namen von ihrem grünen Blätterschmuck erhalten hat.

Trotzdem die Eibe ein echt deutscher Waldbaum, ist sie doch in der Gegenwart wegen ihres seltenen Vorkommens fast nur dem Förster, Botaniker und Gärtner bekannt. Mit Recht sagt man daher von ihr, sie sei ein Einsiedler unter unseren Nadelbäumen. Früher war das Gegenteil der Fall. Im deutschen Urwalde bildete sie, überragt von riesigen Tannen und Eichen, ein gewaltiges Unterholz. J. Cäsar erwähnt in der Geschichte des Gallischen Krieges, daß in Gallien sowohl

als in Germanien der Taxus, wie die Römer die Eibe nannten, in großer Menge wachse; er erzählt von einem König der Eburonen, Cativolcus, der sich, um den Römern nicht lebendig in die Hände zu geraten, mit Taxus vergiftet habe.

Wegen der dunkelgrünen Färbung der Nadeln, welche dem Baum ein düsteres Aussehen verleihen, war die Eibe den Alten ein den Göttern der Unterwelt geweihter Baum. Bei Trauerfällen trugen die Griechen Kränze aus den schwarzgrünen Zweigen desselben im Haar, die Furien hielten Fackeln von Eibenholz in der Hand, und im inneren Heiligtum von Eleusis bekränzten sich die Priester mit Taxuszweigen und Myrten. Den Römern galt die Eibe für überaus giftig. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, daß die Ausdünstung des Taxus in der Blütezeit todbringend sei, und daß derjenige sterben müsse, der unter einem Eibenbaume schlafe. In Gallien habe man sogar bemerkt, daß aus Taxusholz gefertigte Weinbecher den Tod bringen könnten. Im übrigen, so fügt er treuherzig hinzu, hat man die Erfahrung gemacht, daß der Baum sein Gift verliert, wenn man einen ehernen Nagel in ihn schlägt. In bezug auf die giftigen Eigenschaften sei bemerkt, daß die Gefährlichkeit des Schattens der Eibe sich als ein Märlein erweist, auch die roten Beeren sind ohne Nachteil von Kindern gegessen worden; doch zeigt sich das Laub für manche Tiere, wie Ziegen und Schafe, als gefährlich und nach reichlichem Genuß als tödlich.

Auch bei den alten Germanen stand die Eibe in Ansehen. Nach der Edda war der Markt der Götterstadt Asgard mit Eiben bepflanzt. Der zähe Eibenzweig lieferte den Bügel ihrer Bogen, wie auch der Bogen ihres Jagdgottes Uller aus Eibenholz gefertigt war. In der Nähe der Burgen zog man früher Eibenbäume, um Bogen aus ihnen zu schneiden, daher finden sich noch jetzt nicht selten an solchen Orten alte Bäume dieser Art vor.

Daß die Eibe in der Gegenwart im Aussterben begriffen erscheint, findet seine Begründung in verschiedenen Ursachen. Sie ist ein Baum, der ungemein langsam wächst, und der sich deshalb für die neuere Forstwirtschaft nicht eignet. Mit den alten Waldbeständen sind auch die alten Eiben geschlagen und durch Bäume ersetzt, die schneller einen Nutzen liefern. Dazu liebt der Baum Schutz und Schatten und geht, wenn ihm diese durch Wegschlagen des Holzes in seiner Umgebung genommen werden, leicht ein. Wie sehr die Eibe einst in Deutschland verbreitet war, beweisen die Namen mancher Ortschaften und Forstreviere, wie Eibenstock, Ibenhain, Ibenhagener Revier in Thüringen und Ibenforster Revier am Kurischen Haff, auch die alte englische Verordnung spricht dafür, daß die Rügen und Pommern besuchenden Schiffe tüchtige Eibenstöcke heimbringen sollten, damit die Bogenschützen nicht in Verlegenheit kämen.

Der Schriftsteller Johannes Trojan, welcher von seinem Elternhause in Danzig ein Interesse für die Eibe mitgenommen hat, „weil er mit dem dunklen Laub dieses Baumes immer das Bild seines Vaters umkränzt sah", hat zahlreiche alte Eibenbäume aufgesucht und ist zurzeit der gründlichste Kenner dieses seltenen Baumes. Wir folgen in den Angaben

über das Vorkommen von alten Eiben in Deutſchland ſeinen Mitteilungen, die durchweg durch eigene Anſchauung gewonnen ſind.

Mecklenburg hat mehrere alte Bäume. Der eine ſteht im Dorfe Mönkhagen, 8 km von Roſtock entfernt und nahe dem Rande der Roſtocker Heide und hat bei 12 m Höhe einen Stammumfang von 2 m. Ein anderer, der wie ein großer Buſch gewachſen iſt, befindet ſich in der Roſtocker Heide ſelbſt, im Revier Meierhausſtelle. Der ſtärkſte Stamm dieſes Buſches mißt im Umfange 70 cm. Eine dritte anſehnliche Eibe befindet ſich in einem Garten der Stadt Ribnitz; ſie iſt 8—9 m hoch und hat in Bruſthöhe einen Umfang von 1,44 m. In Frankfurt a. M. ſteht im botaniſchen Garten des Senckenbergiſchen Stifts nahe der Mauer an der Stiftsſtraße und neben dem Bibliotheksgebäude ein alter Baum, deſſen Stamm in mittlerer Höhe 2,20 m im Umfang mißt. Er ſollte vor einigen Jahren wegen notwendig gewordener Vergrößerung der Bibliothek gefällt werden. Zum Glück konnte J. Trojan einen angeſehenen Bürger der Stadt für ihn intereſſieren, und durch den Einfluß dieſes Fürſprechers iſt das Todesurteil aufgehoben worden.

In Schleſien, im Fürſteiner Grunde bei der alten Schweizerei, ſteht ein Eibenbaum, der 1 m über dem Boden 2,30 m Umfang hat.

Eine größere Anzahl von ehrwürdigen alten Eiben ſteht im Bodetal im Harz in den Forſtorten Heuſcheune und Badersrücken. Nachdem hier im Anfang dieſes Jahrhunderts 900 ſtarke Bäume gefällt worden ſind, iſt noch ein Beſtand von etwa 600 Stück geblieben, unter denen ſich ſehr alte Exemplare in großer Zahl befinden. Alle ſind überſtändig und im Eingehen. Zum größten Teil ſtehen ſie auf der ſteilabfallenden Felswand des rechten Bodenufers ungefähr auf der Hälfte des Weges zwiſchen Thale und Treſeburg, etwas oberhalb gegenüber von den Gewitterklippen. Der ſtärkſte Baum beſitzt einen Umfang von 3,17 m. Er iſt ganz hohl, und ſeine Höhlung iſt ſo groß, daß darin bequem ein Menſch ſtehen kann. Dabei iſt er noch lebendig und grün.

In Dermbach auf der Vorderrhön ſtehen im Forſtort Ibengarten etwa 600 Stück im Buchenholz auf Kalk. Die ſtärkſte Eibe hat einen Durchmeſſer von 52 cm; alle Bäume befinden ſich im beſten Vegetationsſtand. Ganz junge Eibenbäume findet man übrigens in den Beſtänden nirgends. Dieſen Mangel an jungem Nachwuchs erklären die Forſtleute dadurch, daß das junge Eibenlaub von Rehen und Haſen begierig gefreſſen werde, obgleich es für zahmes Vieh, wie man allgemein behauptet, Gift iſt.

Der ſtärkſte Eibenbeſtand in Deutſchland iſt im Eisbuſch (Eis iſt das polniſche Wort für Eibe) bei Lindenbuſch in der Tucheler Heide in Weſtpreußen. Er zählt über 1000 Stämme. Die Fortdauer dieſes Beſtandes, der mitten in dem 23 Quadratmeilen großen Staatsforſt der Tucheler Heide liegt, iſt geſichert.

Außer an dieſen aufgeführten Standorten kommt die Eibe noch hier und da in Deutſchland ſowohl in kleineren Beſtänden, wie am Veronikaberge bei Martinroda in Thüringen, als auch in einzelnen geſchonten und gepflegten Exemplaren vor.

Übrigens empfiehlt es sich, Nachrichten über alte Eibenbäume mit Vorsicht aufzunehmen. In einigen Gegenden heißt Ibenbaum oder Iper auch die Ulme, und das kann Mißverständnisse und Verwechselungen zur Folge haben. So liest man in den „Deutschen Pflanzensagen" des Ritters von Perger, daß bei der Stiftskirche zu Dietmarschen in der Grafschaft Bentheim eine Eibe von 10 Fuß Umfang stehe und da schon gestanden habe 1152, als die Kirche erbaut worden sei. J. Trojan ermittelte zuerst, daß der Ort nicht Dietmarschen, sondern Wietmarschen heißt und ferner, daß daselbst zwar ein alter und starker Baum gestanden hat, doch wäre es keine Eibe, sondern eine Iper, das ist Ulme, gewesen. Schon vor Jahren wäre aber diese Iper vom Sturm umgebrochen worden, sie existiere nicht mehr.

Über das Alter der Eibe hat Professor Conwentz sehr eingehende Studien gemacht. Er hat an Abschnitten von gefällten Eibenstämmen die allergenauesten und sorgfältigsten Messungen, sowie auch Zählungen der Jahresringe angestellt und ist dadurch zu dem Ergebnis gekommen, daß das Verhältnis der Zahl der Jahresringe zum Umfang des Stammes bei verschiedenen Eibenstämmen ein ganz außerordentlich verschiedenes ist.

Standort und Bodenbeschaffenheit haben einen so großen Einfluß auf das Wachstum der Bäume, daß man mit der Altersschätzung sehr vorsichtig sein muß. Die stärkste Eibe im Eisbusch in der Tucheler Heide hat einen Umfang von 156 cm. Auf Grund der Untersuchungen des Professors Conwentz ist für diesen Baum ein Alter von mindestens 300 und höchstens 900 Jahren anzunehmen.

Häufiger noch als in Deutschland trifft man in England und Schottland alte Eiben, die sich meist in Klostergärten und auf Friedhöfen finden. Auf dem Kirchhof zu Crowhurst in der Grafschaft Surrey steht eine Eibe, deren Alter man auf 1400 Jahre schätzt, in der Abtei Fontaine eine andere, die schon 1133 wegen ihres Alters berühmt war. Das Alter einer Eibe zu Derbyshire hat man auf mehr als 2000 Jahre berechnet.

In den Gartenanlagen, die Le Nôtre für Ludwig XIV. in Versailles schuf, und die später an allen Höfen Europas Nachahmung erfuhren, war die Eibe ein unentbehrliches Gewächs. Sie verträgt fortgesetztes Beschneiden, da sie aus altem Holze wieder ausschlägt und sich auf diese Weise voll erhält. Man zog damals aus der Eibe Hecken mit Fenstern und Türmen und gab den einzelnen Sträuchern die Gestalt von Tieren, Kugeln usw.

Wie die Eibe einst von den Alten als Baum des Todes in den dunklen Schatten der Unterwelt versetzt wurde, so knüpfte auch an ihn der deutsche Volksglaube an und erteilte ihm eine nicht unbedeutende Rolle. Vor allem Zauber der Hexen sollte man sich durch nichts sicherer bewahren können als durch ein Stückchen Eibenholz, welches man auf dem bloßen Leibe trägt, wie denn im Spessart auch der Spruch lautet:

„Vor den Eiben
Kann kein böser Zauber bleiben".

Aber umgekehrt wurde die Eibe auch zur Zauberei benutzt. Zu den Dingen, welche die Hexen in Shakespeares Macbeth in den Kessel werfen und zusammenbrauen, gehören auch:

„Eibenzweige, abgerissen
In des Mondes Finsternissen."

Der Eibenbaum.

O alter, düstrer Eibenbaum,
Der du im Schutze moos'ger Steine
Um Schädel ohne Hirn und Traum
Die Wurzel schlägst, und um Gebeine!

Ein jeder Lenz bringt Blumenduft,
Bringt Erstlinge der Herde,
Dieweil die Glocke dort zur Gruft,
Zum Abschied ruft von dieser Erde.

Dir gilt es gleich; nicht Sonnenglut,
Noch frühlingskündendes Gefläster,
Noch Wintersturm, noch Regenflut
Rührt an dein tausendjähr'ges Düster.

Und seh' ich dich so mannhaft stehn,
Achtlos um alles rings auf Erden,
Da mein' ich, in dich aufzugehn
Und, harter Baum, du selbst zu werden.

Alfred Tennyson.

---

13. Der Wacholder.

(Juniperus communis.)

Der Name Wacholder ist altdeutschen Ursprungs. Er ist zusammengesetzt aus wach, welches in der allgemeinsten und ältesten Bedeutung lebendig, munter heißt, und aus der oder ter = Baum, Strauch; das ol dazwischen ist Ableitungsendung. Demnach bedeutet Wacholder einen immer lebendigen oder immer grünen Baum. In der Tat mußte dieser Strauch durch sein selbst zur Winterszeit frisches Aussehen in die Augen fallen, zumal da er auf der Heide und in anderen öden Gegenden, welche die Natur nur spärlich mit frischem Grün geschmückt hat, zu der toten Umgebung einen wohltuenden Gegensatz bildet. Dazu kommt noch, daß Holz, Blätter und Früchte von einem angenehmen Dufte durchdrungen sind. Es kann uns deshalb nicht wundernehmen, wenn der Wacholderstrauch sich der Liebe unserer Vorfahren in ganz besonders hohem Grad erfreute. Selbst noch heutigestags stehen die beerenartigen Früchte dieses Strauches bei dem Volke als unentbehrliches Hausmittel bei den verschiedensten Zufällen in hohem Ansehen. Nach ihnen führt er die Namen Kranewit, d. h. Beerenstrauch, Kranewitstaude, Kranewete, Krannwit, Frau Kranewit u. a. Der Bezeichnung Wacholder begegnen wir auch in den Formen: Macholder, Machandelbom, Macholler, Recholder, Rechbaum, Queckholder u. v. a. Dunkel ist die Bedeutung von Kabdig, Kabdichneſtrauch, Kattick und auch von Knirk, Knickel, Kniel.

Bei den alten Germanen gehörte der Wacholder zu den geheiligten Hölzern, die bei der Verbrennung der Toten und beim Opfern

verwendet wurden; mehrfach hat man auf den Begräbnisplätzen der alten Germanen Kohlen von Wacholderholz vorgefunden. Als später das Christentum das Heidentum verdrängte, gebrauchten die Priester die Wacholderbeeren zum Räuchern bei der Messe; hierin ist der Grund zu suchen, daß die Wacholderbeeren in Westfalen noch heute im Munde des Volkes den Namen „Weyeckeln", d. i. Weihbeeren, führen. Auch in den Marienkultus ist der Wacholder aufgenommen, man setzt in manchen Gegenden der heiligen Maria einen immergrünen Kranz von Wacholderzweigen auf, um dadurch ihre Ewigkeit anzudeuten.

Es gibt nur wenige Pflanzen, die sich so wie der Wacholder rühmen können, in dem Rufe gestanden zu haben, gegen ein wahres Heer von Krankheiten helfen zu können. Litt z. B. jemand an den Pocken, so tauchte er einen Saphir in Wacholderöl und zog um die Pocken einen Kreis; hierdurch sollte das Pockengift auf diesen kleinen Kreis beschränkt sein. Auch Leichdorne und Warzen glaubte man mit Hilfe des Wacholders vertreiben zu können. Wollte man Warzen vertreiben, so ging man unter Mittag nach einem Wacholder, schnitt drei kleine Zweige ab, legte dieselben auf die Erde und beschwerte jeden Zweig mit drei Kieselsteinen. So wie die Zweige verdorrten, sollten auch die Warzen verschwinden. Um Hühneraugen zu vertreiben, brauchte man die Zweige an dem Strauche nur zu knicken, so daß sie vertrockneten. Wenn kleine Kinder kränkelten, so steckten die Eltern Wolle und Brot in den Wacholderbusch einer anderen Feldflur und sprachen dabei:

„Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch was zu spinnen
Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen."

Man ging hierbei von der Ansicht aus, daß in einem Wacholderbusch die Kobolde und Geister wohnten, die das Kind quälten. Auch gegen böse Geister und Hexen schützte der Wacholder. Der Fuhrmann wählte zum Peitschenstiel gern einen Wacholderstock, damit niemand die Pferde festbannen könne; die Bauersfrau nahm zum Buttern am liebsten einen Wacholderstab, und der Bauer rauchte mit Vorliebe aus einer Pfeife vom Wacholderholze.

Man schrieb dem Wacholder sogar die Macht zu, Diebe zwingen zu können, das Gestohlene wieder zurückzubringen. Zu diesem Zweck ging man vor Sonnenaufgang zu einem Wacholder, bog seine Zweige mit der linken Hand nach Osten hin bis auf die Erde nieder und legte einen Stein darauf, damit sie nicht wieder emporschnellten. Dann sprach man: „Wacholderstrauch, ich tu dich bücken und drücken, bis der Dieb dem N. N. sein gestohlenes Gut wiedergebracht hat." Sobald der Dieb das fremde Gut dem Eigentümer zurückgegeben hatte, mußte man den Stein genau wieder dahin legen, woher man ihn genommen hatte.

Ganz eigen war der Glaube, daß ein auf seiner Reise ermüdeter Wanderer nur kurze Zeit unter einem Wacholderstrauche zu schlafen

brauche, um mit neuen Kräften wieder aufzuwachen. Aus diesem Grunde übersetzt Luther 1. Könige 19, 4. 5 ein Wort, welches eigentlich eine auf dem Horeb wachsende Ginsterart bezeichnet, mit Wacholder. „Elias setzte sich und schlief unter einem Wacholder."

Als ein Strauch, in dem auch gute Geister hausten, durfte der Wacholder nicht abgehauen werden. Montanus berichtet vom Niederrhein, es gibt noch viele abergläubische Waldbesitzer, die es für einen Frevel und ihrer Waldung für nachteilig halten, die zwischen den Buchen hochaufgewachsenen Wacholdertürme zu fällen. Obgleich es jedem unbefangenen Blick sogleich einleuchten muß, daß unter dem dichten Wacholderreisig kein Waldsamen emporsprießen kann, hört man doch alte Leute für die Schonung des Wacholders den Grund anführen, daß die Buche in seiner Nähe vorzüglich gut gedeihe und ohne ihn verkrüppeln oder gar absterben würde.

Aus den Beeren bereitete man im Mittelalter ein Getränk, das stark machte und gegen alle Einflüsse böser Mächte sicherte und den Blick in die Zukunft eröffnete. Wer die Kunst versteht, sich unsichtbar zu machen, verwandelt sich nach altem Glauben in einen Wacholderstrauch, den alsdann niemand berühren darf. Nur die Hunde werden durch diese Verwandlung nicht getäuscht, können aber dem Strauche durch Beißen nichts anhaben, sondern umschnüffeln nur brummend die also Verkappten.

Nach Birlinger findet der Wacholder in Schwaben auch bei einer uralten Volkssitte, dem sogenannten „Pfeffern", Verwendung. Am dritten Weihnachts- oder Kindleinstag gehen die Kinder von Haus zu Haus, bestreichen die Leute mit einer Wacholderrute und sprechen:

„Pfeffer, Nussa, Küechlen r'ouß
Oder i laß da Mader ins Hünerhous!"

Sehr alt ist auch die Sitte, kleine Zweige des Wacholders zur Ausschmückung des Zimmers auf den Boden zu streuen. F. W. Weber verlegt diesen Brauch bereits in die Vorzeit, wenn er in „Dreizehnlinden" singt:

„Zierlich mit Wacholdernadeln
Überstreut des Saales Boden;
Herber Walddust quoll erfrischend
Durch die Fenster aus den Loden."

Wie A. Treichel aus Westpreußen mitteilt, übt man daselbst diesen Brauch noch heute. Auch schmückt man zur Osterzeit in Ermangelung anderer grüner Zweige die Stube mit Wacholderbüschen.

---

14. Der Weißdorn.

(Crataegus oxyacantha.)

Dieser schöne Frühlingsstrauch, dessen Name keiner weiteren Erklärung bedarf, stand in früherer Zeit in weit höherem Ansehen als in

der Gegenwart, in der er nur als Hecken- oder Zierſtrauch Verwendung findet.

Bei den alten Griechen war der Weißdorn das Sinnbild ehelicher Vereinigung, Liebe und Treue; ſeine Blüten brachten Glück. Am Hochzeitstage trugen die Brautleute Weißdornzweige in den Händen, und mit brennenden Fackeln aus Weißdornholz führte man das junge Ehepaar nach dem Hausaltar, an dem es das Gelübde der Treue und Liebe nochmals erneuerte. Noch heute ſoll in Griechenland die Sitte herrſchen, die Braut und den Traualtar mit Weißdornblüten zu ſchmücken. Auch bei den alten Römern herrſchte ein ähnlicher Brauch. Das Hochzeitshaus wurde mit Weißdornzweigen bekränzt, und junge Mädchen überreichten der Braut einen mit Weißdornblüten gefüllten Korb, welche das junge Ehepaar vor jedem Ungemach ſchützen ſollten.

In Frankreich ſteht der Weißdorn bei dem Volke ſeit langer Zeit in hohem Anſehen. Er hat den Namen „noble épine“. Man war nämlich der Meinung, die Marterkrone des Herrn ſei aus Weißdornzweigen geflochten. Auch herrſcht hier bei den Landleuten der Aberglaube, der Weißdorn gebe in der Nacht vom grünen Donnerstag zum ſtillen Freitag Klagelaute von ſich, um alle Jahre von neuem die Chriſtenheit an den Tod des Herrn zu erinnern. Ferner wird erzählt, daß man nach dem furchtbaren Blutbad in der St. Bartholomäusnacht auf einem Pariſer Kirchhof einen Weißdorn habe plötzlich in voller Blüte ſtehen ſehen. Beide Parteien ſahen hierin ein günſtiges Zeichen für ſich; während die Katholiken in demſelben eine göttliche Sanktionierung ihres tückiſchen Verrats erblickten, erklärten die Hugenotten, der Strauch blühe zu Ehren der unſchuldigen proteſtantiſchen Opfer.

In England ſpielte der Weißdorn eine nicht minder wichtige Rolle. Er hatte den Ruf eines heiligen Baumes. Nach uralten Sagen ſoll er aus dem Blitz entſtanden ſein und infolgedeſſen heiliges Feuer in ſeinen Zweigen bewahren. Eine beſondere Art des Weißdorns, die nur in England wächſt, ſoll mitten im Winter blühen. Eine Sage erklärt dieſe Naturmerkwürdigkeit auf folgende Weiſe: Einſt kam der heilige Joſeph von Arimathia mit einigen Begleitern nach England, um hier das Evangelium zu verkündigen. Um den Heiden einen Beweis ſeiner göttlichen Miſſion zu geben, ſteckte er ſeinen dürren Weißdornſtab in die Erde, der ſich ſogleich mit Zweigen, Blättern und Blüten ſchmückte. Es war gerade der Weihnachtstag, an dem dies Wunder geſchah, und zur Erinnerung hieran blüht dieſer Strauch alle Jahre zur Winterzeit. Jene Weißdornſträucher, die jetzt noch ihre naturwidrige Blütezeit im Winter haben, ſollen Nachkommen dieſes berühmten Strauches ſein.

Auch in Deutſchland ſchreibt der Aberglaube dem Weißdorn manche geheime Kraft zu. Gleich den erſten drei Roggenähren, welche man im Jahre findet, ſchützen die erſten drei Weißdornblüten gegen das Fieber. Zwiſchen dem Weißdorn und dem Schwarzdorn oder der Schlehe ſoll eine ſo große Feindſchaft herrſchen, daß, wenn beide neben einander gepflanzt werden, der Schwarzdorn ſtets verdorren muß. Da nun der Schwarzdorn häufig zu böſem Zauber verwendet wurde, ging

die Meinung, man könne ſolchen Zauber durch Weißdornzweige leicht aufheben.

Die fromme Sage bringt den Schwarzdorn mit dem Leiden Jeſu in Beziehung. Nach derſelben ſträubten ſich die Dornzweige, als die Kriegsknechte ſie brachen und zur Dornenkrone für Chriſtum winden wollten; allein vergeblich. Da erfüllte den Dornſtrauch tiefes Leid, und er neigte traurig ſeine Zweige. Der Herr aber erkannte des Strauches Unſchuld und ſchmückte ihn zum Zeichen derſelben mit kleinen weißen Blüten. Forſteneichner erzählt dieſe Sage alſo: „In der Nacht, als der Herr ſeinen Leidensweg antrat, durchbebte tiefer Schmerz ſelbſt die Natur; denn wie der Gottesſohn an dem wilden Dornbuſch vorbeiging, da liſpelte Ach und Weh durch deſſen grüne Zweige, weil er der Stirn des Heilandes ſo tiefe Wunden reißen ſollte. Der Herr aber wandte ſeinen Blick zu ihm und ſprach: ‚Was kannſt du dafür, wenn rohe Hände einen Kranz von deinen Zweigen flechten, ihn mir aufs Haupt ſetzen und die ſpitzen Dornen in Stirn und Schläfe treiben! Zum Zeichen deiner Unſchuld ſollen dich die Engel umkleiden mit einem weißen Blütenkleide, heute und wenn der Gedächtnistag an meine Leiden jährlich wiederkehrt.‘ Dann ſtreckte der Herr ſeine Segenshand aus, und der düſtere Schlehdorn ſchimmerte hell auf in weißer Blütenpracht.“

Weißdornbüſchlein.

Helles Büſchlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Sommerlüfte und Sonnenſchein
Mögen dich treulich behüten.

Wie ſo ſtille in deinem Schoß,
Zwiſchen der Dornen Spitzen
Neugeboren, im weichen Moos
Schlafende Vöglein ſitzen.

Nacktes Häuflein, in Schlummer und Traum!
Leben ſo zärtlich gewoben!
Hüpfender Atem, keimender Flaum!
Köpfchen ſo bittend erhoben!

Öffnet euch leiſe und duftet lind,
Wonneheimliche Zweige,
Daß mit klopfendem Herz mein Kind
Wundernd hinab ſich neige.

Dann ums Büſchlein am grünen Rain,
Glänzend von Blättern und Blüten,
Lagert euch, Lüfte und Sonnenſchein,
Es zu beſchützen, zu hüten!

J. G. Fiſcher.

Graf Eberhards Weißdorn.

Graf Eberhard im Bart
Vom Württemberger Land,
Er kam auf frommer Fahrt
Zu Paläſtinas Strand.

Daſelbſt er einſtmals ritt
Durch einen friſchen Wald:
Ein grünes Reis er ſchnitt
Von einem Weißdorn bald.

Er ſteckt' es mit Bedacht
Auf ſeinen Eiſenhut,
Er trug es in der Schlacht
Und über Meeresflut.

Und als er war daheim,
Er's in die Erde ſteckt',
Wo bald manch neuen Keim
Der milde Frühling weckt.

Der Graf, getreu und gut,
Besucht' es jedes Jahr,
Erfreute dran den Mut,
Wie es gewachsen war.

Der Herr war alt und blaß,
Das Reislein war ein Baum,
Darunter oftmals saß
Der Greis in tiefem Traum.

Die Wölbung, hoch und breit,
Mit sanftem Rauschen mahnt
Ihn an die alte Zeit
Und an das ferne Land.

L. Uhland.

Blühender Rotdorn.

Du standest gewappnet von Kopf bis zu Fuß
Ein trutzig zäher Geselle.
Aufs Fähnlein schriebst du: „Wer's wagen mag, tu's,
Daß ich gründlich die Lust ihm vergälle."
Das las Junker Lenz und lachte: „Ach, Witz!"
Und packte dich keklich beim Schopfe.
Drob fuhr's durch die Glieder dir wie ein Blitz,
Und puterrot stieg dir's zu Kopfe.
Doch schau! Dein Zürnen ward blühende Pracht,
Ist das noch Unterliegen?
Mich dünkt, was Lenz, dich bezwingend vollbracht,
Gedieh dir zu schöneren Siegen.

Th. Aemilius.

Kreuzdorn.

Kreuzesdorn, so grün und frisch
Und voll Purpurblüten,
Schienst von fern wie hold Gebüsch,
An dem Rosen glühten.

Dorn! und tatest einst doch weh
Unserm Herrn, dem Guten,
Ließt die Stirn, die rein wie Schnee,
Durch die Stacheln bluten.

Dorn, das Blut hat dir geschafft
Mildes Rosenglühen,
Ja, sein Blut hat Wunderkraft,
Macht selbst Totes blühen.

W. Kritzinger.

---

15. Der Haselstrauch.

(Corylus avellana.)

Wohl kaum ein zweiter Strauch hat eine solche Bedeutung im Volks- und Aberglauben aufzuweisen wie der Haselstrauch. Vielleicht waren es die eigentümlichen Blüten, die zu einer Zeit erscheinen, in der die übrige Pflanzenwelt noch im Winterschlafe liegt, die langen, glatten, rutenförmigen Zweige und die eigen verwahrten Früchte des Strauches,

welche zu einer besonderen Beachtung von seiten der Menschen anregten. Der Name Hasel, althochdeutsch die hasala und der hasal, hasil, hasul, hasel, mittelhochdeutsch die hasel, ist nach Grimm, wie der Name des Hasen, von dem altindischen çaç = springen abgeleitet. Es würde diese Bezeichnung Bezug nehmen auf die Verwendung der Hasel als Wünschel- oder Zeigrute (vgl. unten). Andere behaupten, der Name komme von der alten Wurzel kas = weiß oder grau, mit Beziehung auf die Behaarung des jungen Holzes und der Früchte. Corylus stammt ab vom griechischen korys = Helm, Haube. Es bezieht sich auf die grüne Schale, welche die Frucht haubenartig umgibt.

Die Hasel kommt ursprünglich in verschiedenen Arten in Deutschland und dem größeren Teile von Europa vor; unter den Einflüssen der Kultur ist im Laufe der Zeit eine große Anzahl von Sorten entstanden, von denen die Lamberts- und Zellernüsse die beliebtesten sind. Der Name der ersteren ist aus Longobard entstellt und weist auf die Lombardei als den Ausgangspunkt dieser Haselnußform hin. Andere sind der Ansicht, daß die Bezeichnung von der langen, die Nuß oft weit überragenden, bärtig geschlitzten Fruchthülle (Langbart) genommen sei. Die Lambertsnuß wurde schon von den alten Römern angebaut. Durch Mönche kam sie wahrscheinlich von Italien nach Deutschland, zunächst nach Franken, wo ihr Anbau später bei dem Kloster Zell bei Würzburg in ausgedehntem Maße betrieben wurde.

Schon zur Zeit des germanischen Heidentums fand die dem Donnergott Donar geweihte Hasel im Totenkultus Anwendung. Es wurden in den Händen alter Skelette, die man in Pommern und Franken ausgegraben, Haselnüsse gefunden, während andere Gräber Haselstäbe enthielten. Ebenso finden sich Haselnüsse fast in allen germanischen Pfahlbauten. Die Hasel war in der alten Zeit das Symbol des Frühlings, des Lebens und der Unsterblichkeit. Ein langer Haselstock, auf welchen ein Pferdeschädel gesteckt, diente als Notstange. Als später das Christentum in Deutschland Eingang gefunden hatte, blieben im Volksleben noch eine Menge heidnischer Sitten und Gebräuche, die sich an die Hasel knüpften, als Reste der alten Religion zurück. Zum Schutz gegen das versammelte Volk wurden die alten Gerichtsstätten während eines Gerichts durch Haselgerten abgegrenzt, weil dieser Strauch dem Donar, der auch als Schutzherr des Gerichts verehrt wurde, geweiht war. Vielleicht ist hierin auch der Grund zu sehen, daß gerade die Haselgerten bei körperlichen Züchtigungen gebraucht wurden und werden.

Abgesteckt durch Haselgerten
War ein Ring mit rotem Faden,
Mehr geschützt vor Volkes Andrang
Als durch feste Eisenschranken,
Denn geheiligt war die Hegung.

J. Wolff.

Im Schwarzwalde trugen die Hochzeitsleute eine Haselrute. Vor dem wütenden Heere Wodans, der wilden Jagd, schützte ein Haselstab, der

mit einem Holunderzweig über Kreuz gebunden war. Auch auf die Ernte war die Haſel von Einfluß; denn wenn man drei Kreuze von Haſelzweigen auf den Boden einer Scheune legte, ehe die Frucht eingeerntet war, ſo war das Getreide vor allem Schaden geſichert. Der Landmann brachte Haſelzweige in die Viehſtälle, um ſeinen Viehſtand zu beſſern.

Selbſt gegen Blitz ſollte der Haſelzweig ſchützen; denn der Blitz durfte weder den Haſelſtrauch ſelber, noch den unter ihm Schutz Suchenden treffen. Es ging hierüber die Sage, daß die heilige Maria, als ſie über das Gebirge ging, um ihre Freundin Eliſabeth zu beſuchen, unterwegs von einem heftigen Gewitter überraſcht wurde. Ein Haſelſtrauch jedoch gewährte ihr den gewünſchten Schutz. Seit dieſer Zeit iſt die Haſel vor dem Blitze ſicher. In manchen Gegenden Tirols werden deshalb am Tage der Heimſuchung Mariä Haſelzweige geſchnitten, die dann zum Schutz gegen den Blitz vor die Fenſter oder auch in das Bett geſteckt werden. Auch legt man, um das Haus vor dem Blitz zu ſchützen, drei Haſelzweige in das Gebälk des Hauſes.

Eines ganz beſonderen Rufes erfreute ſich der Haſelſtrauch, auf dem eine Miſtel wuchs. Unter einem ſolchen Strauche wohnte der Haſelwurm. Darunter verſtand man eine weiße Schlange von etwa 1 m Länge, die an Feſttagen eine Krone trug. Ihre Nahrung beſtand in Blättern des Strauches. In jedes Blatt biß ſie ein rundes Loch. Sie war von ſolcher Kraft, daß ſie durch den dickſten Eichbaum fahren konnte. Wer in dem Beſitze eines ſolchen Haſelwurms war, konnte ſich glücklich ſchätzen; denn alle böſen Geiſter blieben ihm fern; er konnte ſich unſichtbar machen und war unverwundbar; auch konnte er von niemand gefangen genommen werden, denn mit Hilfe des Haſelwurms ging er durch verſchloſſene Türen. Von einem 4 m langen Haſelwurm erzählt man, daß er einſt zwei Männer verzehrt habe.

Von einer hochberühmten und ſehr alten Haſelſtaude weiß die böhmiſche Sage zu berichten. Um das Jahr 831 herrſchte in Böhmen Libuſſa, die Tochter des Königs Krog. Auf das Drängen ihres Volkes beſchloß ſie endlich, ſich zu vermählen, und ſandte einen Schimmel aus und gelobte, demjenigen die Hand zu reichen, den das Pferd aufſuchen und wiehernd begrüßen werde. Das edle Roß eilte unaufhaltſam weit davon aus der alten Königsburg und ſtand unweit des Dorfes Czochau in der Nähe der Stadt Auſſig bei einem jungen Landmann ſtill, der ſein Feld mit dem Pfluge beſtellte. Darauf kamen Libuſſas Diener zu dieſem Landmann, namens Premyſl, brachten ihm Krone und Purpur und begrüßten ihn als den Erwählten ihrer Herrin. Dem Premyſl erſchien die Botſchaft ſo unglaublich, daß er den alten Haſelſtecken aus ſeinem Pfluge zog, in die Erde ſtieß und rief: „So wenig ich glaube, daß dies dürre Reis Wurzeln und Blätter treiben kann, ſo wenig glaube ich eure Mär!“ Aber der Haſelſtock wurzelte, ward grün und gedieh, wie das Geſchlecht der Premyſliden. Ja, er überdauerte es weit. Die Früchte des rieſenhaften Strauches mußten bis ins vorige Jahrhundert hinein an die kaiſerliche Tafel nach Wien abgeliefert werden. Erſt in den fünfziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts ist der Strauch infolge einer Überschwemmung zerstört und eingegangen.

Eine wunderbare Kraft schrieb man der Hasel in Beziehung auf Hiebe zu. Diese Kraft erstreckte sich so weit, daß man sogar einen Abwesenden mit einer Haselgerte durchprügeln konnte. Um dieses Kunststück zu bewerkstelligen, mußte man am Karfreitag vor Sonnenaufgang den Haselstock im Namen des dreieinigen Gottes stillschweigend, das Gesicht nach Osten gewendet, mit drei Schnitten abschneiden. Schlug man mit einem solchen Stocke irgend ein altes Kleidungsstück, über das man den Namen desjenigen, dem die Prügel zugedacht waren, aussprach, so empfand der Genannte, und wenn er auch noch so weit entfernt war, die Schmerzen der unsichtbaren Hiebe. Hierzu erzählt man folgende Geschichte: Einst begegneten mehrere Soldaten einem Hirten, der, auf seinen Stab gelehnt, träumerisch in die Ferne schaute. Einer dieser Soldaten, ein übermütiger Bursche, aber geübter Schütze, zerschoß den Stab des Hirten, so daß dieser unter dem Hohngelächter der Zuschauenden zur Erde fiel. Der Hirt ertrug dies stillschweigend. Als sich aber die Soldaten entfernt hatten, zog er seinen Kittel aus und schlug denselben derb mit seinem Haselstock durch. Eine Viertelstunde weit soll man das Geschrei des vor so kurzer Zeit noch so übermütigen Schützen gehört haben.

Die ohne Zweifel merkwürdigste Verwendung fand die Hasel als Wünschel- oder Zeigrute. Mit Hilfe einer solchen konnte man unterirdische Schätze, besonders Erzadern heben, Hexen bannen, Wasserquellen auffinden, Dieben und Mördern nachspüren und anderes mehr. Die Wünschelrute wird verschieden beschrieben; sie war entweder ein Gabelzweig oder ein einfacher, gerader Haselstab, der genau die dreifache Länge eines Zeigefingers haben mußte. Der Gabelzweig mußte so getragen werden, daß die beiden Enden mit den Händen gefaßt wurden, und daß die Verbindungsstelle der Zweige nach oben gerichtet war. Fand sich in der Erde der gesuchte Gegenstand, so schlug die Rute nach unten. Die gerade Wünschelrute ließ man beim Suchen auf dem Zeigefinger oder Daumen balancieren. Einjährige Triebe waren zu solchen Zeigeruten am geeignetsten, weil sie von ihrer geheimen Kraft durch den Einfluß der Witterung noch am wenigsten eingebüßt hatten. Das Schneiden solcher Rute geschah auf genaue vorgeschriebene Weise. Sie durfte weder mit einem Messer, noch mit einem anderen metallenen Instrument geschnitten, sondern mußte mit Hilfe eines scharfen Feuersteines losgetrennt werden. Die Lostrennung vom Stamme mußte rasch erfolgen, damit der Strauch nicht Zeit habe, die geheimnisvolle Kraft aus dem Zweig herauszuziehen. Auch der Tag, an dem die Wünschelrute geschnitten wurde, war nicht gleichgültig. Am liebsten wählte man dazu die Johannis-, Christ- oder Karfreitagsnacht oder den Tag der heiligen drei Könige. Bei Neumond mußte sie gesucht und unter Hersagung gewisser Zaubersprüche vor Sonnenaufgang geschnitten werden. Der abergläubische Gebrauch solcher Wünschelruten hat sich lange im Volk erhalten und besteht in manchen Gegenden noch heute. Im Lechrain spricht man beim Schneiden der Wünschelrute:

„Ich ſchneide dich, liebe Rute,
Daß du mir ſollſt ſagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich ſo lang nit rühren,
Bis du die Wahrheit tuſt ſpüren.“

Als ein heiliger Strauch, der ehemals mit den Göttern in Beziehung geſtanden, wird die Haſel in alten Volksliedern mit „Frau“ angeredet.

Es wollt' ein Mägdlein tanzen gehn,
Sucht' Roſen auf der Heide;
Was fand ſie da am Wege ſtehn?
Eine Haſel, die war grüne.

„Nun grüß' dich Gott, Frau Haſelin!
Von was biſt du ſo grüne?“
„Nun grüß' dich Gott, fein's Mägdelein!
Von was biſt du ſo ſchöne?“

„Von was daß ich ſo ſchöne bin,
Das will ich dir wohl ſagen:
Ich eſſ' weiß' Brot, trink' kühlen Wein,
Davon bin ich ſo ſchöne.“

„Ißt du weiß' Brot, trinkſt kühlen Wein
Und biſt davon ſo ſchöne,
Auf mich ſo fällt der kühle Tau,
Davon bin ich ſo grüne.“

„Hüt' dich, hüt' dich, Frau Haſelin,
Und tu' dich wohl umſchauen!
Ich hab' daheim zween Brüder ſtolz,
Die wollen dich umhauen.“

„Und hau'n ſie mich im Winter ab,
Im Sommer grün' ich wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den find't ſie nie mehr wieder!“

Volkslied.

Der Haſelſtrauch.

I.

Zart mit purpurnen Fädchen erblüht ſchon im Winter der Nußſtrauch;
Blattlos und dürr von Geſtalt, hält er die Blätter geheim.
Langſam erzeugt er die Frucht nun, die ſüße, verſteckt und verwahrt ſie;
Danach zur herbſtlichen Luft gibt er den Kindern ſie hin.
Haſel, du warſt mir einſt die verhaßteſte unter den Stauden;
Aber nun ſeh' ich's, fürwahr, haſt es doch herzlich gemeint.

Krummacher.

II.

Mit Eis bedeckt iſt noch der See,
Noch herrſcht im Walde Winters Schweigen,
Sieh, da fällt Goldſtaub auf den Schnee
Von der blühenden Haſel Zweigen.

J. Trojan.

Inter folia fructus.

(Zwiſchen den Blättern die Frucht.)

Zwiſchen Blättern hängt die Frucht,
Dornen mußt du überwinden;
Wer mit Mühen ernſtlich ſucht,
Wird die rechten Früchte finden!

Ringe mutig denn zum Ziel! —
Echte Früchte ſind ſo ſelten;
Blätter werden, noch ſo viel,
Nimmermehr als Früchte gelten.

A. Hofmann von Nauborn.

Die Haſelrute.

Eines Nachmittags hatte ſich das Chriſtkind in ſein Wiegenbett gelegt und war eingeſchlafen; da trat ſeine Mutter heran, ſah es voll Freude an und ſprach: „Haſt du dich ſchlafen gelegt, mein Kind? Schlaf ſanft, ich will derweil in den Wald gehen und eine Handvoll Erdbeeren für dich holen; ich weiß wohl, du freuſt dich darüber, wenn du aufgewacht biſt.“ Draußen im Wald fand ſie einen Platz mit den ſchönſten Erdbeeren; als ſie ſich aber herabbückt, um eine zu brechen, ſo ſpringt aus dem Gras eine Natter in die Höhe. Sie erſchrickt, läßt die Beere ſtehen und eilt hinweg. Die Natter ſchießt ihr nach; aber die Mutter Gottes, das könnt ihr denken, weiß guten Rat; ſie verſteckt ſich hinter einer Haſelſtaude und bleibt da ſtehen, bis die Natter ſich wieder verkrochen hat. Sie ſammelt dann die Beeren, und als ſie ſich auf den Heimweg macht, ſpricht ſie: „Wie die Haſelſtaude diesmal mein Schutz geweſen iſt, ſo ſoll ſie es auch in Zukunft anderen Menſchen ſein.“ Darum iſt ſeit den älteſten Zeiten ein grüner Haſelzweig gegen Nattern, Schlangen und was ſonſt auf der Erde kriecht der ſicherſte Schutz. Br. Grimm.

---

16. Die Stechpalme.

(Ilex aquifolium.)

Nach der Legende ſoll die Stechpalme von jenen Palmbäumen abſtammen, von denen man bei dem Einzuge Chriſti die Zweige brach, die man auf den Weg ſtreute. Als dann aber dasſelbe jüdiſche Volk, welches erſt kurz zuvor dem Herrn „Hoſianna“ zugejubelt hatte, „Kreuzige, kreuzige ihn!“ ſchrie, erhielten die Blätter Dornen, welche zur ſteten Erinnerung auch für uns ſelbſt im Winter an den immergrünen Blättern zu ſehen ſind. Wegen der Ähnlichkeit der Blätter mit denen der Eiche führt die Pflanze auch den Namen Stecheiche. In den Alpen und ſonſt in Süddeutſchland benutzt man die Stechpalmzweige als Stellvertreter der echten Palmwedel, die am Palmſonntage von der katholiſchen Bevölkerung getragen werden. In der Schweiz, in Öſterreich und Schwaben dient das Gezweig als Schenkenzeichen. In Hannover war nach B. Seemann früher das „Fuen“ mit den Zweigen dieſes ſtachligen Hülſenſtrauches Sitte. Die Lehrlinge der Bäcker und Böttcher begaben ſich mit den durch bunte Bänder und Knittergold geſchmückten „Fuebüſchen“ in die Wohnungen der Kunden, um ſich Trinkgelder zu erbitten und zugleich von den weiblichen Bedienſteten Bänder zu erzwingen. Im Weigerungsfalle wurden Arme und Hände ordentlich „gefuet“, d. h. mit den ſtachligen Hülſen geſtrichen.

In England werden zur Weihnachtszeit die Haustüren, wie bei uns zulande zu Pfingſten mit Birkenmaien, mit den glänzend grünen, durch die ſcharlachroten Beeren überaus ſchmuckvollen Zweigen unſeres Strauches geziert, welcher dort holly genannt wird. Alle Fleiſcherſtände ſchmücken ſich in reicher und prächtiger Weiſe mit Holly heraus. Jedes Stück der leckeren Ware wird mit farbenprächtigen Bändern und Stechpalmzweigen behängt.

Von einem kleinen Wald von Stechpalmen ganz seltener Art berichtet Professor Buchenau in den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen. In Norddeutschland bildet die Stechpalme, auch Hülsebusch genannt, meist nur einen Strauch von eben nicht beträchtlicher Höhe, bei dem Dorfe Buchholz in der Nähe von Bremen jedoch befindet sich ein Hag von Stechpalmen, von denen einige die Größe und Stärke von kräftigen Bäumen besitzen. Wie Professor Buchenau mitteilt, bedeckt der Hain bei dem Dorfe Buchholz etwa eine Fläche von $^1/_8$ Hektar. Kräftige Eichen und Rottannen von 15 bis 20 m Höhe bilden hier eine schöne Baumgruppe, welcher sich die Stechpalmen ergänzend anlehnen. In dichtem Schlusse drängen sich Büsche an Büsche, mit ihren stachligen Blättern an vielen Stellen das Eindringen wehrend. Ihr Fuß ist durch einen dichten Kranz von Adlerfarnen umsäumt, welche bis zu Manneshöhe aufragen und als überaus lästiges Unkraut dem Menschen noch die benachbarten Felder streitig machen, auf denen sie einst in unbestrittener Herrschaft wucherten. Kaum einzelne wilde Rosen, Weißdorn- und Schwarzdornbüsche, hier und da umschlungen von Jelängerjelieber, gesellen sich am Rande den Hülsen zu; im Innern des Hages behaupten die letzteren allein das Feld. Und hier ragen aus dem geschlossenen niederen Gebüsche die wirklichen Hülsenbäume hervor. Kaum noch 50 an der Zahl und bei Gelegenheit der Fällung kräftiger Eichen sehr gelichtet, gewähren sie doch noch einen sehr malerischen Anblick. Eigentümlich wird das Tageslicht von den lederartigen, lebhaft glänzenden und sonderbar wellig hin und her gebogenen Laubblättern des Gebüsches zurückgeworfen; auch hier zeigt sich die Erscheinung, daß an den Hülsenbäumen die Blätter die Buchten, Zacken und Stacheln verlieren; sie nehmen den einfachen, vornehmen Umriß der Blätter des Lorbeers an, und ihre Fläche ist sanft gekrümmt oder fast eben. Bis zu 10 m Höhe ragen die Bäume auf, und Professor Buchenau konnte einen Stamm von 66 cm Umfang messen; erst in den letzten Jahren hatte man noch stärkere Bäume gefällt, um an kräftige Eichen heran gelangen zu können. Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts soll es an verschiedenen Orten des deutschen Nordwestens solche Baumgruppen gegeben haben. In der damaligen unsicheren Zeit diente das Hülsengebüsch mit bestem Erfolge zur Verbergung einer Rinderherde vor französischen Marodeuren. Jetzt freilich ist der Bestand in betrübender Weise gelichtet, und auch den Zerstörungen rohen Frevels, wie Abziehen der Rinde von kräftigen Bäumen, begegnet das Auge. Aber bei der Gesundheit des Nachwuchses ist zu hoffen, daß die schöne Gruppe sich noch lange erhalten wird, wenn nur für die Erhaltung und Nachzucht kräftiger Tannen und Eichen gesorgt wird, an welche die Hülsen sich anlehnen können.

Ein Stechpalmreis.

O, wolle nicht den Rosenstrauß
Huldvoll als Gruß mir reichen —
Ein immergrünes Stechpalmreis
Sei unsrer Lieb' das Zeichen.

Der Blätter Kranz im stillen Glanz
Die reifende Frucht beschützet,
Und fremde Hand, die ohn' Verstand
Dran tastet, wird geritzet.

Die Roſe prangt, doch kommt der Herbſt,
Steht ſie verwelkt und trauert:
Des Stechpalmblatts beſcheiden Grün
Den Winter überdauert. J. V. v. Scheffel.

---

17. Die Miſtel.

(Viscum album.)

Gar zu ſchnell fliehen die ſonnigen und wonnigen Tage des Frühlings und Sommers dahin; ſchon färbt ſich der Wald, und bald erheben ſich die rauhen Stürme des Herbſtes, Baum und Strauch entblätternd. Die fröhlichen Lieder der munteren Sänger des Haines ſind verſtummt, die leichtbeſchwingten Sommergäſte haben uns bereits verlaſſen, und nach all dem Sproſſen und Grünen, Blühen und Duften ſcheint eine Pauſe im Haushalte der Natur einzutreten. Der Winter beginnt ſeine Herrſchaft. Eine weiße Leichendecke lagert ſich über Wald und Flur. Nur ernſte Tannen im dunkelgrünen Schmucke erinnern uns an die geſchwundene Pracht und erhalten die Hoffnung auf Wiederkehr der Maienpracht und -freude. Das iſt der ewige Wechſel von „Sommer und Winter, Froſt und Hitze, Same und Ernte“, der einſt von dem Herrn der Schöpfung eingeſetzt und beſtimmt und der in den Götterſagen und Mythen ſo oft ſymboliſch veranſchaulicht wird.

Mitten in dem kalten Winter prangt auf dem ſeines Feſtkleides beraubten Baum in glänzendem Grün die Miſtel; ihre gabelförmigen, goldgrün berindeten Äſte ſcheinen gegen den Froſt des Winters gefeit zu ſein, und unwillkürlich bleibt der Blick des Wanderers auf dem ſonderbaren Strauche haften. Es iſt nicht zu verwundern, daß ſeit der älteſten Zeit deshalb die Miſtel mit beſonderer Aufmerkſamkeit betrachtet wird, und daß ſie in der Götterlehre bei verſchiedenen alten Völkern eine hervorragende Stelle einnimmt.

Die Bedeutung des Namens Miſtel, früher und noch im vorigen Jahrhundert männlichen Geſchlechts, iſt dunkel. Nach den einen ſoll er ſich auf das auseinandergehende, wirre Wachstum des Strauches infolge der wiederholten Gabelung beziehen, nach den andern von dem gotiſchen migan = ergießen, beregnen, altindiſch mih = Regen, Nebel ſtammen, alſo den zur nebeligen Winterszeit in Beziehung ſtehenden Strauch, der ein Symbol des Winters iſt, bezeichnen.

Ihre Zweige gaben das Vorbild zu der goldenen Zauberrute, die in ſpäteren Jahren als Wünſchelrute auftritt, und die zumeiſt vom Haſelſtrauch (ſiehe S. 72) geſchnitten wurde. Die Anfänge des Glaubens an die beſondere Kraft gewiſſer Baumzweige laſſen ſich einerſeits auf den Zauberſtab der Magier und Götter, anderſeits auf die alte Stabwahrſagung (Rhabdomantie) der Aſiaten zurückführen. Was die letztere anbetrifft, ſo ſcheint ſie von den mongoliſchen Stämmen (Skythen) auf

Perſer und Juden übergegangen zu ſein, und auf das Wahrſagen aus auf die Erde geworfenen Stäben ſcheint ſich die Klage des Propheten Hoſea zu beziehen: „Mein Volk fragt ſein Holz, und ſein Stab ſoll ihm wahrſagen“ (Hoſea 4, 12). Nach der Zauberrute hieß bei den Chaldäern die Göttin der Unterwelt „Herrin des magiſchen Stabes“, und mittels desſelben ſprengte ſie die Pforten der Erde. Die Miſtel bildet in der Götterlehre der Griechen den magiſchen Zweig der Göttin der Unterwelt, Perſephone, von dem es bei Homer heißt, daß er Reichtum verleiht, „Schlummer gibt und enthebt und vom Tode ſelbſt die Augen entſiegelt“; die Pforten des Hades, der Unterwelt, öffneten ſich nur ihm. Daher muß auch Äneas bei Virgil ſich das „goldene Reis“ verſchaffen, um in die Unterwelt einzudringen, und er ſucht das ſchimmernde Reis mit klirrenden Blättern im winterlichen Walde hoch auf Bäumen. Auch Hermes-Merkur, der Bote und Sprecher der Götter, bedurfte desſelben Gabelzweigs, wenn er Tote hinab in den Hades leitete.

In der nordiſchen Mythologie finden wir die Zauberrute wieder. Odin, der nordiſche Merkur und Erbe ſeines Wünſchelhutes und Stabes, hält die Winterrute oder kurz den „Wunſch“ [1]) in ſeiner Hand, und durch Berührung mit demſelben verſenkt er Brunhilde und die geſamte Natur in den Todesſchlaf, bis der jugendſchöne, hochgemute Held Siegfried, die Frühjahrsſonne, kommt, den ſtarren Eispanzer zerſchneidet und zerſprengt und mit glühendem Strahlenkuſſe die Schlafende wach küßt. Eine ausführliche Darſtellung hat der Wechſel der Jahreszeiten in dem Mythus von Baldr erfahren, in dem die Miſtel eine ſo hervorragende Rolle ſpielt, denn ein Zweig derſelben, ein „Miſteltein“, war es, mit welchem der blinde Wintergott Hödur den lichten Sommergott Balor niederſtreckte.

Baldr, der einzige Sohn Friggas von Odin, die Reinheit und Unſchuld ſelbſt, der mildeſte und gerechteſte Richter, darum auch allbeliebt bei den Göttern, hatte in einer Nacht ſchwere, beängſtigende Träume, und auch die übrigen Götter wurden durch Träume beunruhigt, die Baldrs Leben Gefahr drohten. Deshalb hielten ſie einen Rat und beſchloſſen, von allen Weſen Sicherheit auszuwirken, daß keins den Gott verletze. Frigga forderte von allem Lebendigen und Lebloſen einen Eid, des geliebten Gottes ſchonen zu wollen. Alle ſchwuren, Baldr nicht verletzen zu wollen, und freudeſtrahlenden Antlitzes kehrte die hohe Himmelskönigin zu den Göttern zurück und ſprach: „Abgewendet iſt das böſe Verhängnis, von allen Dingen habe ich heilige Eide empfangen für Baldrs Sicherheit.“ Fröhlichkeit kehrte mit dieſer Botſchaft zu den Göttern zurück, nur Odin ſchaute gedankenvoll, trübe Ahnungen verdüſterten ſeinen Blick. Um ſich Gewißheit über Baldrs Schickſal zu verſchaffen, ritt er auf ſeinem ſchnellen, achtfüßigen Roſſe Sleipnir zur allwiſſenden, weisſagenden Wala.

---

[1]) Im Nibelungenliede heißt es: „Es lag der Wunſch darunter, von Gold ein Rütelein.“

Leider empfing er hier nur die traurige Bestätigung seiner bangen Ahnungen und die betrübende Eröffnung, auch er sei nicht imstande, die Ausführung verhindern zu können.

Als er nach Asgard zurückkehrte, fand er die Götter in fröhlichster Versammlung, mit Baldr Scherz und Kurzweil treibend. Man warf nach demselben mit Speer, Pfeil und Stein, man hieb nach ihm mit dem Schwert, aber nichts vermochte Baldrn zu schaden. Darüber freuten sich die Götter, und nur einer stand neidisch und mißgünstig beiseite; es war der böse Loki. In der Gestalt eines alten Weibes wandte er sich an die Himmelskönigin Frigga, und indem er über die Sicherheit Baldrs Freude heuchelte, fragte er, ob nicht irgendein Ding vergessen sein möchte, das den Eid, Baldrs zu schonen, nicht geschworen hätte. Frigga antwortete: „Östlich von Walhalla wächst ein Mistelstrauch, der schien mir zu jung und ungefährlich, als daß ich ihm auch den Eid hätte abnehmen sollen. Wie sollte er imstande sein, Baldrn zu schaden?“

Als Loki dies gehört, verließ er die Götterversammlung, suchte den Mistelstrauch und kehrte mit einem Zweige desselben zurück. Noch immer vergnügten sich die Götter und erprobten die Sicherheit ihres Lieblings. Nur der Gott Hödur stand abseits; denn er war blind und konnte sich darum an dem Spiel der Götter nicht beteiligen. Zu ihm trat Loki und sprach: „Warum schießest du nicht auch nach Baldr?“ Hödur antwortete: „Ich kann nicht sehen, wo Baldr steht; zudem habe ich auch keine Waffe.“ Da entgegnete der falsche Loki: „Tue doch auch wie die andern Götter und scherze mit Baldr. Ich will dich dahin weisen, wo Baldr steht, und hier nimm ein Reis, mit dem du nach ihm werfen sollst.“ Dabei gab er ihm den Zweig des Mistelstrauches.

Hödur griff nach dem Reise und warf in der Richtung, die ihm Loki wies; da stürzte Baldr, von dem Zweige getroffen, alsbald tot nieder. Sprachlos standen die Götter, als sie das gräßliche Unglück erschauten; keiner vermochte dem andern zu sagen, wie sehr ihn des lichten Baldrs Tod schmerze, nur in heißen Tränen und lautem Schluchzen löste sich nach einiger Zeit das große Weh, welches alle erfüllte.

Zur Deutung dieses Mythus sei bemerkt, daß man in Baldr das allerfreuende und allgeliebte Licht während seiner Herrschaft zu erkennen pflegt, die zur Mitsommerzeit seine Höhe erreicht hat; sein Tod bedeutet die Sommersonnenwende, von der die Tage wieder kürzer werden. Sein Mörder Hödur, auch ein Sohn Odins, ist blind, weil er das Dunkel des Winters bedeutet, dessen Herrschaft sich nun vorbereitet.

Während in dem Baldr-Mythus die Mistel das unheilvolle Geschoß bildet, welches den Lichtgott tötet, und deshalb wohl als ein Attribut des Todes und der winterlichen Erstarrung angesehen werden könnte, gilt sie bei den keltischen Stämmen als ein Sinnbild der Wiederbelebung der erloschenen Sonnenkraft. Es hat dies vor allem seinen Grund in dem ausdauernden Grün der Pflanze. Allen sichtbar wirkte und schaffte ja die Sonne auch in diesem Strauche während des Winters, er war also besonders bevorzugt und mußte dementsprechend auch mit belebender und allheilender Kraft gegen

allerlei Übel ausgeſtattet ſein. Die Miſtel ſtand deshalb bei den Kelten in hohem Anſehen und genoß eine außerordentliche Verehrung; man wähnte, ſie ſei vom Himmel auf die Zweige der Bäume gefallen. Der römiſche Naturforſcher Plinius berichtet von ihr: „Ihre Prieſter, die Druiden, kennen nichts Heiligeres als die Miſtel und den Baum, auf welchem ſie wächſt“. In feierlichſter Weiſe wurde ſie geſchnitten und aus dem Walde geholt.

Am ſechſten Tage nach dem Neumonde, mit welchem die Kelten ihre Monate von neuem begannen, zogen die Prieſter, von ungeheurer Menſchenmenge gefolgt, in den Wald. Der Auserwählte, welcher die „alles heilende“ Miſtel zu ſchneiden hatte, war in ſchneeweiße Gewänder gehüllt und fuhr auf ſtattlichem Wagen, von zwei weißen, bekränzten Stieren gezogen, die zum erſtenmal das Joch trugen. Nachdem unter dem miſteltragenden Baume die nötigen Opfer gebracht worden waren, beſtieg der Druide den Baum, ſchnitt mit goldener Sichel die Miſtel ab und warf ſie in ſeinen Mantel. Die heiligen Zweige, die hierbei vielleicht herabfielen, durften die Erde nicht berühren, ſondern wurden mit einem ſchwarzen Tuch aufgefangen. Der Oberprieſter weihte dann noch einmal alle Zweiglein und verteilte ſie unter die andächtig Verſammelten. Frohe Mahlzeiten, zu welchen auch die beiden Stiere geſchlachtet wurden, beſchloſſen die Feier.

Auch bei dem vornehmſten und beliebteſten Feſte der alten Germanen, dem Julfeſt, fehlte die Miſtel nicht. Die Feier war dem Sonnengott Fro oder Freyr gewidmet und gleichſam das Geburtsfeſt der Sonne, deren Sinnbild das Rad (altnordiſch hiol oder jol) war. In der Nacht der Winterſonnenwende begann es und dauerte bis zum Dreikönigsabend. Aller Streit ruhte, und die Götter hielten während der zwölf Tage ihre feierlichen Umzüge. Zu frohen Gelagen verſammelten ſich die Familien und Verwandten, und als Feſtgericht ward der dem Freyr geheiligte Eber aufgetragen. Die Männer legten ihre Hände darauf und gelobten bei Bragis begeiſterndem Becher, im Laufe des eben beginnenden neuen Jahres irgendeine kühne Tat zu vollbringen, um würdig im Geſange Bragis, des Gottes der Dichtkunſt, fortzuleben. Alle Räume aber während dieſer heiligen Zeit und beſonders die Feſthalle und das Feſtgericht waren mit den Zweigen der heiligen Miſtel geſchmückt und dadurch geweiht. An die Stelle des Julfeſtes trat ſpäter unſer Weihnachtsfeſt, aber noch heute erinnern manche Gerichte und Gebräuche an dasſelbe und an die Miſtel, welche einſt mit demſelben ſo innig verbunden war.

In England, wo man unſer Weihnachtsfeſt nicht hat, hängt man zu christmas, nachdem die Tür mit holly, den Zweigen der Stechpalme, geſchmückt worden, die mistletoe an der Zimmerdecke auf. Der Hausherr führt ſein Gemahl unter den wie mit weißen Perlen beſäten grünlichen Buſch und wünſcht Glück und Segen. Und wenn ein Hausfreund oder auch ein Fremder die Hausfrau oder ihr liebes Töchterlein unter der grünen Krone ſtehend ertappt, dann hat er nach altem heiligen Brauch ein Anrecht auf einen Kuß.

In Frankreich hat sich noch hier und da die Sitte erhalten, daß Kinder zu Neujahr oder Silvester mit einem Mistelbusch von Haus zu Haus laufen und mit dem Ruf: Aguillan-neuf (entstanden aus: au gui l'an neuf! = der Mistel [sei geweiht] das neue Jahr!) Eßwaren und Geschenke verlangen.

In den alten Schriften wird das Mistelholz, weil es den nordischen Göttersohn Baldr tötete, mit dem ehemals gabelig dargestellten Kreuz Christi verglichen; und es ist wohl wahrscheinlich, daß die Kirche wie in so vielen Fällen auch hier Duldung übte, um die heidnischen Vorstellungen durch christliche zu verdrängen, und das Mistelholz als „heiliges Kreuzholz" anerkannte.

Schon Plinius teilt mit, daß die Mistel besonders gegen Fallsucht und Epilepsie angewandt wurde, und daß man darum eben bei dem Abschneiden sie ängstlich-sorgsam vor dem zu Boden Fallen zu bewahren suchte, und bis in die neueste Zeit hat sie in dem Rufe gestanden, ein Mittel gegen diese Gebrechen zu sein. Mit der Mistel als Wünschelrute konnte man nach dem Glauben des Volkes Diebe bannen, Schlösser sprengen und allerlei Krankheiten heilen; doch war es nicht gleichgültig, auf welchem Baume die Mistel gewachsen. Die Druiden holten sie nur von einer Eiche; am geschätztesten, weil am seltensten, war die auf einer Hasel emporgesprossene, sie deutete zugleich an, daß unter dem Strauch ein Schatz verborgen sei.

Im preußischen Samlande geht von einer solchen Mistel folgende Sage: Zwei Männer waren einst durch die Beeren einer Mistel, welche klar und glänzend wie Silber waren und dazu die ungewöhnliche Größe einer Nuß hatten, auf diese Pflanze aufmerksam geworden. An einem Sonntage während der Kirchzeit gingen sie nun hin, um den hier verborgenen Schatz auszugraben. Als sie nun den Haselstrauch herausgenommen hatten und den Boden durchwühlten, lief zuerst ein dreibeiniger, lahmer Hase auf sie zu; jedoch ohne ein Wort zu sagen, gruben sie tapfer weiter. Da kam plötzlich der Wächter des Schatzes, ein schwarzer Hund mit nachschleppender Kette, auf sie zu. Aus Schreck schrie einer der beiden Männer laut auf, und in demselben Augenblicke waren der Hund und der Schatz, den sie schon mit dem Spaten fühlen konnten, verschwunden. Jedoch im folgenden Jahre war der Strauch, den die Dorfjungen wieder in das Loch geworfen hatten, von neuem grün, und die Mistel trug wieder ihre auffallenden Beeren. Diesmal gelang es aber den beiden Männern, den Schatz zu heben. Vorsichtigerweise haben sie aber nie verraten, wieviel Gold sie gefunden hatten, auch hat niemand den Ort erfahren, wo sie den Schatz aufbewahrten, denn sie waren arm und blieben arm, bis sie im folgenden Jahre beide zu derselben Zeit, in der sie den Schatz gehoben hatten, starben.

Am Triglaw, einem von R. Baumbach im „Zlatarog" besungenen Berge in Krain, kam ein alter Mann zu Hirten, die eine kleine Hütte bewohnten und bat um Speise und Herberge. Die Hirten gaben ihm zu essen und einen Platz am Feuerherd. Da erzählte er, daß er einst ein Raubritter gewesen sei und 300 Jahre zur Strafe auf der Welt habe herum-

irren müssen. Die Zeit sei nun um, und er wolle die empfangene Gastfreundschaft belohnen. Es wachse eine Mistel auf einer Eiche, an deren Stamm ein Christusbild hänge, die sollten sie nehmen, und mit ihr würden sie auf seiner Burg, die auf der Spitze des Triglaw stände, einen Keller finden und einen reichen Schatz heben. Nach langem Suchen fanden die Hirten den Baum und die Mistel und gruben mit ihrer Hilfe eine Schatztruhe aus dem Keller, wurden wohlhabende Leute und ließen zum Dank eine Kapelle bauen.

Hohe Achtung hat sich die Mistel das ganze Mittelalter hindurch bewahrt, aber auch die folgenden Jahrhunderte und die fortschreitende Kultur des XIX. Jahrhunderts haben ihre Spuren im Volke nicht zu beseitigen vermocht. So hängt der Wender, der Kurpfuscher in Österreich, dem Kinde ein Amulett mit einem „dreimal geweihten" Mistelblättchen um den Hals als Mittel gegen „das böse Wesen" und vertreibt dadurch alle durch Zauberei und Hexerei entstandenen Krankheiten. Das Blättchen muß jedoch sechsmal nacheinander an jedem Neumond unter gewissen geheimnisvollen Sprüchen erneuert werden, was offenbar auf jene Zeremonie hindeutet, mit welcher der Druide am sechsten Tage des Neumondes die Mistel von der Eiche schnitt.

Palmbüsche mit geweihten Mistelzweigen steckt man am Palmsonntag in Wiesen und Getreidefelder. Ein Mistelzweig, in der Weihnacht an die Obstbäume gebunden, schützt gegen Obstverderb durch Raupenfraß und Hagelschlag und sichert eine reiche Obsternte. Ein Mistelzweig im Kuhstall erleichtert das Kalben der Kühe und verscheucht die Stallhexe.

Für Ehegatten, die sich vergebens nach Kindern sehnen, hat der Wendekundige ein leichtes Mittel zur Hand, um sie mit Nachkommen zu beglücken. Er schmuggelt ihnen, freilich nur auf ausdrücklichen Wunsch eines Verwandten derselben, der dann auch zur angemessenen Belohnung verpflichtet ist, einen Mistelzweig ins Schlafgemach und verbirgt ihn neben oder noch besser über der Schlafstätte, und der gewünschte Erfolg bleibt nicht lange aus.

Die Mistel ist eine echte Schmarotzerpflanze; sie ist nicht imstande, ihre Nahrung unmittelbar aus dem Boden zu nehmen, sondern ist auf die Gehölze als Nährgewächse angewiesen, welche ihr die bereits völlig zubereitete organische Nahrung gewähren. Für die Fortpflanzung und Verbreitung sorgen verschiedene beerenfressende Wandervögel, besonders die verschiedenen Drosseln. Man hat beobachtet, daß durch die Misteldrossel der Schmarotzer in wenigen Jahren über fast alle Bäume eines Feldgehölzes verbreitet wurde. Aus den Beeren kocht man mit Öl und Terpentin den bekannten Vogelleim, mit dem wohl auch einmal eine Drossel gefangen wird. Daher hatten die Alten das Sprichwort: Turdus ipse sibi malum cacat, die Drossel macht sich selbst ihr Unglück.

18. Der Efeu.

(Hedera helix.)

Die lateiniſche Bezeichnung Hedera helix bezieht ſich auf die Art und Weiſe des Wachstums dieſer Pflanze. Hedera heißt Sitz und helix Windung, denn die Pflanze ſitzt auf ihrer Unterlage feſt, und der Stamm windet ſich an Mauern und Bäumen in die Höhe.

Der Efeu hat im Angelſächſiſchen mit der Eibe die gleiche Bezeichnung iv; in alten Schriften iſt der Name in das volkstümliche „Ewigheu“ umgemodelt worden, um dadurch an die immergrünen Blätter desſelben zu erinnern. Aus gleichem Grunde führt ſie auch den Namen Winter- und Immergrün. Fälſchlich hielt man den Efeu früher für einen Schmarotzer, der den Pflanzen, die er umranke, den Lebensſaft entzöge, weshalb er früher auch als Symbol des Undankes galt. Die Wiſſenſchaft hat ihn jedoch von dem Verbrechen des Mordes freigeſprochen. Gleich der edlen Rebe iſt er eine echte Schlingpflanze, die ſich ſelbſtändig ernährt.

Bei den alten Griechen war der Efeu dem Bacchus geweiht, Efeuranken zierten denſelben; ſchon die früheſte Jugend desſelben verknüpft die Sage mit der Pflanze. Als Bacchus, der Sohn des Zeus und einer Königstochter, geboren war, trachtete die eiferſüchtige Gattin des himmliſchen Königs nach ſeinem Leben. Doch eine ſchnell emporwachſende Efeuranke verbarg ihn vor ihren verderbenbringenden Blicken und rettete ihn vom Tode. Becher und Thyrſos der Bacchanten waren mit Efeu bekränzt; auch trug man bei einem Gaſtmahl Kränze desſelben, da er das Haupt kühlen und die Trunkenheit mäßigen ſollte. Den ſittenſtrengen und enthaltſamen Pythagoreern galt deshalb die Pflanze für unrein, und ſie vermieden es, über Efeuranken zu ſchreiten. Bei der Vermählung wurde dem Brautpaar vom Prieſter ein Efeuzweig als Sinnbild der fortgrünenden Liebe und damit des ſteten Glücks gereicht. Von den Griechen ſoll der Efeu nach Italien und von da nach Deutſchland gebracht worden ſein. Vielleicht erinnert eine noch heutigestags in der Rheingegend gebräuchliche Sitte an die Efeuranken des Bacchus. Es herrſcht nämlich in dieſer Gegend der Brauch, daß die Weinhändler, die ihr eigenes Gewächs verzapfen, einen Efeukranz an die Tür hängen.

Bei den erſten Chriſten hatte der Efeu wegen ſeiner Ausdauer im ſtrengſten Winter und wegen ſeines gleichſam ewigen Lebens eine hohe Bedeutung. Sie legten ihre Leichen auf Efeuranken, um hierdurch anzudeuten, daß die Chriſten trotz des zeitlichen Todes keinen Tod kennen, ſondern hoffen, durch denſelben zum ewigen Leben einzugehen. Die Heiden hatten die Hoffnung einer Auferſtehung nicht, daher ſchmückten ſie ihre Toten mit Zypreſſen, die, einmal abgehauen, nicht wieder ausſchlagen.

Der Aberglaube legte im Mittelalter dem Efeu allerlei Heilkräfte bei. Wer mit Löffeln aus Efeuholz aß, war dadurch gegen Halsweh und Bräune geſichert. Jäger wollten wiſſen, daß ſich die verwundeten wilden Schweine mit Efeu wieder heilten. Finnigen Hausſchweinen

hing man Efeukränze um den Hals, um ihr Fleiſch unſchädlich zu machen. In Oſtpreußen herrſcht der eigentümliche Glaube, daß zwiſchen Eheleuten Zank entſteht, ſobald ſie Efeu in der Stube pflegen.

Noch heute iſt der Efeu das Symbol der treuen Anhänglichkeit. Eigentümlicherweiſe umrankt er nie Tannen, ſondern nur ſolche Bäume, die der Winter der Blätter beraubt. Der ſinnige Pflanzenpoet St. Pierre ſagt deshalb vom Efeu: „Er umſchlingt nur die Unglücklichen, und trifft der Tod ſeinen Protektor, ſo ſchlingt er auch um den geliebten Toten die grünen Arme, ihn mit Girlanden und Feſtons ſeines unwandelbaren Laubes ſchmückend, bis er mit ihm von der Hand des Menſchen ausgerodet wird oder an derſelben Stelle verdorrt. Selbſt das weiße Leichentuch der Natur tut ihm nichts, denn er grünt auch unter dem Schnee.“

Vielfach trifft man den Efeu als Zierpflanze an Gebäuden; alten Kirchen und Ruinen verleiht er ein ebenſo maleriſches wie ehrwürdiges Ausſehen, er iſt gleichſam „der verſchönernde Roſt der Jahrhunderte“. Er umſchlingt mit ſeinen grünen Armen die Trümmer des Heidelberger Schloſſes und beweiſt hier zugleich durch die ungewöhnliche Stärke ſeines Stammes und ſeiner Äſte, daß er ein bedeutendes Alter erreichen kann.

Eine graue Burgruine
Steht im Abendſonnenglanz,
Efeu ſchlingt, der immergrüne,
Um die Trümmer ſeinen Kranz.

L. Bechſtein.

Der Efeu.

I.

Da, wo der Efeu einmal ſich
Hat angeſchmiegt ſo inniglich,
Da trennt nicht Froſt noch Sturm ihn ab,
Dieſelbe Stelle wird ſein Grab.
So iſt auch treuer Liebe Sinn;
Drum, blickſt du auf die Zweige hin,
So denk', es ſei des Freundes Bild,
Das ſich in dieſes Grün gehüllt.

W. v. Goethe.

II.

Efeu und ein zärtlich Gemüt
Heftet ſich an und grünet und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verſchwinden.

W. v. Goethe.

III.

Efeu, Efeu, Wintergrün,
Herrlich anzuſchauen!
Gärten, Felder, Wald verblühn
Und die ſchönſten Auen;
Aber du erhebſt dein Haupt
Immer jung und friſch belaubt.

Efeu, Efeu, Wintergrün!
Mit des Frühlings Schimmer
Rankeſt du dich friſch und grün
Um den Baum, um Trümmer,
Rauſcheſt um die Felſenkluft,
Säuſelſt um die ſtille Gruft.

Efeu, Efeu, Wintergrün!
Um des Eichbaums Rinde
Schlingt dein immerfriſches Grün
Üppig ſein Gewinde.
Auf dem Scheitel Schnee und Eis
Sieht er grün, des Waldes Greis.

Efeu, Efeu, Wintergrün!
Unverwelklich Leben,
Das dir die Natur verliehn,
Warum iſt's gegeben?
Sieh, es ſtarb der Hain, die Flur!
Efeu ſpricht: „Sie ſchlummern nur".

Efeu, Efeu, Wintergrün!
Trotzeſt allen Wettern;
Mag des Lenzes Schmuck verblühn,
Nichts wird dich entblättern;
Steht erſtarrt das Saatgefild',
Biſt du treuer Hoffnung Bild.

Krummacher.

Efeublüte.

Der Efeu iſt durch Klettern
Bekannt und durch ſein Grün;
Man ſpricht von Efeublättern,
Doch nicht von ſeinem Blühn.

Die Dolden ſind, die grünen,
Den meiſten kaum bekannt,
Er blüht nur für die Bienen
Im Baum und an der Wand.

Die grüßen ihn mit Freude,
Weil er zu blühn beginnt
Im Herbſt, wenn auf der Heide
Dahin die Blumen ſind.

Und wenn die Blätter fallen,
Schon rauh der Herbſtwind weht,
Wenn es zu End' mit allen
Lieblichen Blumen geht:

Dann ſag' ich im Gemüte
Mir auch zum Troſte dies:
Es kommt noch Efeublüte,
Die iſt beſonders ſüß.

J. Trojan.

---

19. Das Chriſtophskraut.

(Actaea spicata.)

Der botaniſche Name Actaea erinnert an den griechiſchen Jäger Aktäon, der eines Tages in frevelnder Weiſe die badende Artemis mit ihren reizenden Nymphen belauſchte. Zur Strafe wurde er von der erzürnten Göttin in einen Hirſch verwandelt und von ſeinen eigenen Hunden, welche durch den Genuß dieſes Krautes wütend geworden waren, zerriſſen und gefreſſen.

Nach dem deutſchen Volksglauben war unſer Kraut die Pflanze des heiligen Chriſtophorus. Wie derſelbe nach altem Glauben der Meiſter aller Geiſter und damit der Herr der unterirdiſchen Schätze war, ſo war auch die ihm gewidmete Pflanze mit beſonderer Kraft begabt. Berührte man mit ihr die Stelle, unter welcher ſolche Schätze verborgen liegen,

ſo mußte der böſe Geiſt, welcher den Schatz bewachte, weichen, und der Zugang ward frei. Hierzu gab es ein beſonderes Chriſtophgebet, und das Beſchwören ſelbſt hieß das Chriſtopheln.

---

20. Die Maiblume.

(Convallaria majalis.)

Der lateiniſche Name Convallaria iſt von convallis = Tal abgeleitet. Früher hieß dieſe Pflanze Lilium convallium, Lilie der Täler.

Die ſchön duftende, jungfräuliche Maiblume war der Göttin Oſtara geweiht, von deren Namen das Wort „Oſtern“ abgeleitet iſt. Dieſelbe war die Schweſter des Donnerers Donar und wurde verehrt als Göttin des aufſteigenden Lichtes, der ſtrahlenden Morgenröte und des nahenden Frühlings. Ihr zu Ehren wurden um die Oſterzeit große Feuer angezündet, in welche man als Opfergabe Maiblumen warf. In den ſich anſchließenden Maifeſten diente die zarte Maiblume als ſchönſter Schmuck für Jungfrauen und Jünglinge; ſie ſtand in dem Rufe, Glück in der Liebe zu bringen. Darum ſingt auch F. W. Weber in „Dreizehnlinden“:

„Gott der Liebe, weißer Balder,
Neige hold dich unſern Grüßen:
Blumen, rein wie unſre Herzen,
Legen wir dir gern zu Füßen.“

Und den Opferſtein umwandelnd,
Warfen ſie die heil'gen Kräuter,
Lichte Glocken, lichte Flocken,
Lichte Sterne auf die Scheiter.

In mondhellen Nächten erſcheint auch wohl eine weiße, himmliſche Jungfrau mit Maiblumen geſchmückt, deren Glöckchen wie reines Silber glänzen; ſie iſt den Menſchen freundlich geſinnt, und ihr Kommen deutet auf ein nahe bevorſtehendes fröhliches Familienereignis oder eine andere freudige Überraſchung.

Als im Mittelalter die ſinnige und poetiſche Naturbetrachtung immer mehr ſchwand, als man in der Anſchauung der Blumenwelt nicht mehr in erſter Linie eine Quelle reiner Freuden und edler Genüſſe fand, ſondern die Pflanzen groß und klein in den Dienſt einer albernen Quackſalberei ſtellte, glaubte man in der Tracht der Maiblumen nach damaliger Sprachweiſe „die Signatur des Schlagfluſſes“ zu erkennen, und zwar „weil ihre Blumen wie Tropfen niederhängen“. Die heilkräftige Pflanze mußte vor Sonnenaufgang, wenn noch die Tauperlen an ihr hingen, gepflückt werden, und durch einen Aufguß von Malvaſier erhielt man die berühmte Aqua apoplectica Hartmanni. Es waren eigentümliche Vorſtellungen, die man in damaliger Zeit über die Heilkräfte der Pflanzen hatte. Aus der Geſtaltung und Entfaltung des Blattes oder der Blüte, des Stengels oder der Wurzel ſchloß man auf die Heilung und Geneſung bringenden „Geiſterlein“, die in den Pflanzen häufig gebunden ſein ſollten. So heißt es unter vielem andern: „Kringelrunde Kräuter, wie Wermut, Odermennig und Gauchheil, gelten für Krankheiten des Kopfes.

Feinblätterige, wie Spargel und Fenchel, helfen für das Haar. Quendel und Eisenhut tragen das Zeichen des Ohres, der Ampfer das der Zunge, die Blätter der Leberblume zeigen deutlich auf die Leber, und weil die Nessel Brennspitzen trägt, muß sie das Stechen im Innern des Leibes heilen."

In ganz besonderem Ansehen stand in jenen abergläubischen Zeiten die vielblütige Maiblume (C. multiflora), welche ganz allgemein den Namen Salomonssiegel führte; sie hat denselben von ihrem Wurzelstock erhalten, einem unterirdischen Stengelteil, der wagerecht in der Erde liegt und auf seiner Oberfläche runde Narben trägt, welche die Stellen bezeichnen, wo die früheren Blütenstengel standen. Man wußte für diese Male keine Erklärung, auf natürlichem Wege waren sie jedenfalls nicht entstanden, es mußten Hinweise auf die geheimnisvollen Kräfte der Pflanzen sein, und zwar sollten sie von keinem Geringeren als dem weisen Könige Salomo herrühren, der die Pflanzen zum Zerspalten der Felsen bei dem Tempelbau benutzt hatte. Die Narben des Wurzelstocks wurden in der Phantasie des wunderfüchtigen Volkes in Abdrücke des Siegels vom König Salomo verwandelt.

Das Salomonssiegel ist die in Sagen und Märchen so oft erwähnte Springwurzel, welche neben der Wünschelrute den mächtigsten Zauber in sich barg und für den glücklichen Besitzer von unschätzbarem Werte war; denn mittels derselben war man imstande, die reichen Schätze, die an so vielen Stellen in der Erde vergraben liegen sollen, aber von dämonischen Gewalten bewacht werden, zu finden und ohne Gefahr zu heben. Freilich eignete sich hierzu nicht jeder Wurzelstock der Pflanze; die echte zauberkräftige Springwurzel konnte von keinem Menschen selbst gefunden werden. Wer sie besitzen wollte, mußte ein Spechtnest aufsuchen, einen Holzkeil in die Öffnung desselben treiben und sich in der Nähe versteckt halten. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er fort und sucht die Springwurzel; dann hält er dieselbe an den Nesteingang, und der Keil fliegt heraus. Erschreckt man in diesem Augenblick den Specht, so läßt er die Springwurzel fallen. R. Baumbach hebt deshalb eins seiner launigen Lieder an:

„Der Schwarzspecht ist ein Kräutermann,
Kennt manches Zauberkraut im Tann,
Das im Verborgnen sprießet.
Er hält ob einer Wurzel Wacht,
Die alle Schlösser springen macht
Und jede Tür erschließet."

Das Maiglöckchen.

I.

Wie schlägt im Busch die Nachtigall,
Maiblümchen drunter blüht,
Es schwingt die kleinen Glöckchen all,
Gelingt ihm doch kein Lied.

Wie ist mein Herz zum Springen voll,
Wie wogt's durch mein Gemüt!
Doch wenn ich's singen und sagen soll,
Gelingt mir doch kein Lied.

Ich glaub', im Himmel ſingt und klingt
Ein jeder grüne Strauch,
Ich glaub', im Himmel da gelingt
Ein kleines Lied mir auch.

Im Frühlingshauche ſchwingen ſich
Die kleinen Glöckchen all,
Im Buſche ſchlägt ſo wonniglich
Dazu die Nachtigall.

Martin. (M. Lange).

II.

Maienglöcklein läuten wieder,
Denn der Frühling ziehet ein,
Und der Vögel helle Lieder
Heißen ihn willkommen ſein.

Und mit Sonnenſchein beladen
Und mit Blumenduft beſät,
Nahet er mit Gottes Gnaden,
Er, des Frühlings Majeſtät.

Und an eines Berges Halde
Schlägt er auf ſein Königszelt
Und beruft aus Feld und Walde
Hin zu ſich die Sängerwelt.

Und er ſpricht zu ihnen allen:
Hört, ihr Sänger, groß und klein,
Jeder ſinge nach Gefallen,
Frei ſoll alles Singen ſein.

Und die Maienglöcklein klangen
Niemals noch ſo hell und laut,
Und die kleinen Vöglein ſangen
Niemals noch ſo hold und traut.

Warum klingen doch die Lieder
Und die Glöcklein weit und breit?
Ja, dem Frühling gilt es wieder,
Mehr doch gilt's der Singfreiheit.

Hoffmann v. Fallersleben.

III.

Es kommt der Mai mit reichen Spenden,
Des Schönen bringt er vielerlei;
Doch trüg' er dich nicht in den Händen,
Nicht wär' er unſer deutſcher Mai!

J. Trojan.

IV.

Dich ſchuf voll reinſter Luft das jugendliche Licht!
Viel bringt der Sommer noch — dir Gleiches bringt er nicht.

J. Trojan.

Rätſel.

Ein Glöckchen iſt mir wohlbekannt,
Es ſchimmert hell im ganzen Land;
Aus Silber ſcheint es dir gegoſſen,
Doch iſt es aus der Erd' entſproſſen;

Mit einem Klöppel iſt's verſehn,
Doch hörte niemand ſein Getön;
Auch iſt's auf keinem Turm gehangen,
Es kann nur in der Tiefe prangen.

---

21. Die Erdbeere.

(Fragaria vesca.)

Die lateiniſche Benennung Fragaria kommt von fragrare = duften her. Vescus bedeutet ſchwach, klein. Es iſt demnach Fragaria vesca eine kleine Pflanze mit duftenden Früchten.

„Der Mai erſchien in aller Herrlichkeit und erfreute Menſch und Tier. Im Walde, wo es bis dahin ſo öde und ſtill war, wurde es lebendig; alles jubilierte in ſeliger Luſt. Der Efeu ſpielte vergnügt im Sonnenſchein, das Moos beſchaute ſich im Spiegel der klaren Tautröpfchen und freute ſich über den reizenden Anblick, die Maiblumen hörten freudig das feine Geläute ihrer ſilbernen Glöcklein, wenn der Wind ſie hin und her ſchwang.

Alles, alles freute ſich, nur die Erdbeere weinte: denn niemand beachtete ſie, niemand blickte auf ihre weiße Blumenkrone und ihre grünen Blätter, die ſie doch mit großer Sorgfalt gebildet hatte. Das Bienchen allein kam ſummend zu ihr, ſuchte ſie zu tröſten und bat, Geduld und Hoffnung nicht zu verlieren. Und die Erdbeere hoffte und harrte. Und ſiehe, bald wurde ihr Fruchtboden fleiſchig, ſaftig und reifte die köſtlichen Beeren.

Als nun das Maiblümchen ſchon längſt entblättert war, und niemand mehr danach fragte, da ſtand ſie in ihrer ganzen Pracht, beladen mit den ſchönſten und würzigſten Früchten und geliebt von Menſch und Tier. Alles drängte ſich jetzt heran, um zu naſchen und zu ſchmauſen: Eichhörnchen holte für ſeine Kleinen, Ameiſen ſpeiſten, Vöglein pickten, und noch ſpät abends ſteckte Glühwürmchen die Laterne an und flog herbei, um zu naſchen. Erdbeere gab allen von ihrem Überfluß; aber die beſten Früchte behielt ſie zurück und bedeckte ſie ſorgſam mit ihren grünen Blättern.

Doch eines Morgens kam ein herzig Mägdlein mit einem kleinen Körbchen und ſuchte Erdbeeren für die kranke Mutter. Da zitterte die Erdbeere vor Wonne, daß ein friſcher Morgenwind die Blätter hob und die purpurroten Beeren zeigte. Jubelnd neigte ſich das Mägdlein nieder, pflückte ſoviel, als es heimtragen konnte, und labte die kranke Mutter.

Seitdem wächſt die Erdbeere beſcheiden in ſtiller Einſamkeit fort und reift die ſüßen Früchte, daß ſie den Armen und Leidenden zur Nahrung dienen."

Nach alter Überlieferung darf eine Mutter, der der Tod ſchon Kinder genommen hat, vor dem Johannistage keine Erdbeeren eſſen, weil an dieſem Tage die Mutter Maria die verſtorbenen Kindlein in dem Paradieſe zum Erdbeerpflücken führt. Die Kinder, deren Mütter jenes Gebot nicht beachtet haben, dürfen an der Freude nicht teilnehmen, weil ihre naſchhaften Mütter ihren Anteil bereits verzehrt haben. Die Beziehung der Mutter Maria zu der Erdbeere iſt eine Übertragung der Verbindung, welche nach Mannhardt einſt zwiſchen der Frau Holle als Sommergöttin und unſerer Pflanze beſtanden hat.

Wenn ein Reiter eine Erdbeere am Wege ſieht, ſo ſoll er, auch wenn er noch ſo große Eile hätte, vom Pferde ſteigen und ſie eſſen. Hierdurch ſoll wohl ausgedrückt werden: ſelbſt bei der größten Eile gönne dir die nötige Zeit zur Raſt, oder wie es im Sprichwort heißt: „Eile mit Weile!"

Die Entſtehung der Erdbeere.

In Waldes Dunkelheit und Nacht
Stand ſtill ein Kräutlein unbewacht,
Es trug der zarten Blättlein drei,
Manch lichtes Blümchen ſproßt' dabei.
Da flüſtert's leis: „Ach, ſolch ein Blühn
Ward nicht mir niederm Kraut verliehn;
Nicht kann ich Glanz und ſüßen Duft
Verſenden in die Frühlingsluft;
Doch, Blümlein, nimmer neid' ich euch,
Wohl bin ich arm, wohl ſeid ihr reich;
Doch ob ich ſchmucklos gleich und klein,
So denkt der Vater dennoch mein,
Auch mich labt Tau und Himmelslicht,
Der Herr vergißt die Kleinen nicht!"

Und als es noch ſo ſtill erwägt,
Wie ſein der Herr in Liebe pflegt,
Da kommt mit goldnem Lockenhaar,
Mit Augen hell und wunderbar,
Das Haupt umſtrahlt mit Himmelsſchein,
Der Jeſusknabe durch den Hain.
Und wie er freundlich um ſich blickt,
Da ruft er innig und entzückt:
„Wohl glänzen in des Himmels Höh'n
Die Stern' und Sonnen wunderſchön,
Doch auch in dieſen Blümlein zart
Hat ſich mein Vater offenbart."

Und zu den Blumen neigt er ſich,
Des freuten ſie ſich inniglich,
Da ſeufzte ſtill das nied're Kraut:
„Auf mich hat nicht das Kind geſchaut;
Jetzt erſt durchbebt mich ſtilles Leid,
Ich hätte es ſo gern erfreut!"
Und Jeſus hört das leiſe Ach,
Ob noch ſo ſacht das Blümlein ſprach,
Und neigt ſich liebend zu ihm hin,
Und pflückt es ab mit mildem Sinn
Und ſpricht: „Mein Blümchen, zage nicht,
Auch du birgſt wohl ein ſüßes Licht;
Wem Demut ſtill im Buſen ruht,
Den wähl' ich mir, dem bin ich gut."
Und ſeine Lippen drückt er drauf,
Da lebt in Wonn' das Kräutlein auf;
Und in ihm keimt's und wogt's und ſchwillt,
Und eine Erdbeer' zart und mild
Entſprießt in heller Purpurglut
Der Stell', wo Jeſu Mund geruht. —

Jetzt reift die Beere weit und breit,
Hat manches Menſchenherz erfreut;
Doch ob Geſchmack mit Duft ſich eint,
Ob auch die Farbe lieblich ſcheint,
So neigt ſie doch mit Demutsſinn
Sich ſtets zur ſtillen Erde hin
Und iſt als Erdbeer' nun im Land
Geſucht, geliebt und wohlbekannt. —

Ihr Arm' und Kleinen, die ihr zagt,
Weil euch kein lichter Morgen tagt:
Wer weiß, was euch der Herr verleiht,
Und iſt's auch nicht in dieſer Zeit;
Wenn einſt des Geiſtes Hülle fällt,
Dann wird auch euer Los erhellt;
Denn was in Demut hier bewährt,
Das wird in Liebe dort verklärt.

Fr. Rückert.

Die Erdbeere.

Erdbeeren ſammelnd ſtreiften
Kindlein im Wald umher,
Kommt Chriſt, der Herr, gegangen,
Erſchöpft, ermattet ſehr.

Er ſieht die Beerlein ſchimmern,
Tritt drum den Kindlein nah,
Möcht' auch gern welche haben:
„Kindlein, was habt ihr da?"

„Wir haben nichts", ſo ſprechen
Sie ſpottend obendrein,
Drauf er, von Licht umglänzet:
„So ſoll es auch nichts ſein."

Und wieder weiter wallet
Er todesmüd' und matt —
Die Beeren aber machen
Fortan nicht Hungernde ſatt.

A. Pöls.

22. Das Lungenkraut.

(Pulmonaria officinalis.)

Eine der seltsamsten Verirrungen des Menschengeschlechtes, die aber weitreichende praktische Folgen hatte, war die Lehre von der sogenannten Signatur der Pflanzen. Nach dieser Meinung sollten die Heilmittel gegen bestimmte Krankheiten besondere Kennzeichen tragen. Jedes Kräutlein hatte eine bestimmte Form, Farbe und Beschaffenheit, daß man gleich daraus ersehen konnte, wozu es gerade gut war. Was auf den Kopf wirkte, glich auch einem Kopfe, und was ein herzstärkendes Mittel war, hatte Herzform. Gegen Gelbsucht und Sommersprossen wandte man das Schöllkraut an, weil es einen gelben Saft enthält, und gegen Sodbrennen und Seitenstechen gebrauchte man — die Brennessel. Das Lungenkraut stand in damaliger Zeit in dem Rufe, die kranke Lunge heilen zu können. Und warum empfahl man es bei Blutspeien, Heiserkeit, Halsentzündung und ähnlichen Gebrechen? Die Blüten unserer Frühlingsblume sind erst hellrot, dann violett, zuletzt dunkelblau. So ist auch das Blut, das vom Herzen zur Lunge und von der Lunge zurück zum Herzen strömt, bald hellrot, bald dunkelblau, je nachdem es, mit Sauerstoff gesättigt, durch die Pulsadern schießt oder sauerstoffarm durch die Blutadern oder Venen getrieben wird. Es schien also in unserem Kraute wie in einer menschlichen Lunge ein Austausch zwischen arteriellem und venösem Blute zu erfolgen; und damit war seine Bestimmung als Heilmittel vorgezeichnet. Im Aargau nennt man die Blume wegen der verschiedenen Färbung ihrer Blüten die ungleichen Schwestern.

---

23. Der Waldmeister.

(Asperula odorata.)

Der Waldmeister gehört zu den Erstlingen des Lenzes; er ist ein „duftig grünes Kräutlein", das um seine Blütezeit mit den zierlichen Blattquirlen und den Dolden porzellanweißer Blumen zu unseren anmutigsten Waldpflänzchen zählt und die Namen Herzfreude und Herzfreudeli, welche es in der Schweiz führt, mit Recht auch ohne seine löblichen Beziehungen zur Maibowle verdient. Er ist ein Gast des dämmerigen, schattigen Buchenwaldes, ja es scheint, als ob eine Art geheimer Sympathie zwischen der hohen Buche und dem niedrigen, schmucken Kraute bestände. Beide Gewächse haben fast dieselbe geographische Verbreitung, dieselbe Vorliebe für gewisse Standorte und denselben Entwicklungsgang. Zu derselben Zeit, wenn aus den Knospen der Buchenzweige das junge Laub wie mit einem Zauberschlage plötzlich hervordringt und den bisher winterlich braunen Wald in frisches, junges, freudiges Grün einkleidet, sprossen auch zwischen dem dürren Laub des Waldbodens die zarten Triebe des Waldmeisters hervor, und wenn dann oben in den reichbelaubten Kronen die kugeligen Blütenkätzchen der Buchen zu stäuben beginnen, dann hat auch der Waldmeister im schattigen

Grunde ſeine Doldentrauben ausgeſteckt, und die zarten weißen Sterne haben ſich aufgetan, um den lieblichſten Blütenduft und die milde Mailuft auszuatmen.

Der Name Waldmeiſter oder Woldmeeſter findet ſich ſchon ſeit alter Zeit im weſtlichen Deutſchland, in der Schweiz und den Niederlanden; in Mecklenburg heißt unſere Pflanze Möſch, welche Bezeichnung wiederkehrt als Möske in der Mark, Meeßke in Oſtpreußen, als Meſerich und Meiſerich in Schleſien. K. Schiller hat den Ausdruck Möſch auf Moſchus zurückgeführt. Des Wohlgeruchs wegen werden die Möſchkränze in Pommern, im Mecklenburgiſchen und in Hamburg auf die Märkte gebracht. Man bewahrt ſie, bis es wieder neue gibt, und ziert die Wände damit oder legt ſie in Schubfächer zwiſchen die Wäſche. In alten Kräuterbüchern finden ſich auch die Namen Sternleberkraut und Leberkraut; H. Bock empfiehlt den an der Leber Leidenden Wein über Waldmeiſterkraut gegoſſen. So ſtammt unſer Maitrank aus den Laboratorien der Kräutermänner; allein wenn er anfangs nur zur Stärkung der Leber getrunken wurde, ſo fand er doch bald, als man hinter den Wohlgeſchmack dieſer Medizin gekommen war, allgemeinere Verwendung zur Förderung und Pflege fröhlicher Geſellſchaft.

„Deutſcher Waldmeiſter,
Du Kraut des Mai, zum Maitrank gieß' ich Wein auf,
Daß dein Duft befreie des Weines Geiſter!“

Es iſt auffallend, daß das ſchöngeformte, duftige Kraut in den alten Sagen von den Blumen und Pflanzen nicht erwähnt wird; die Poeten der neueren Zeit jedoch haben das Lob desſelben in prächtigen Liedern verkündet. Wer kennt nicht das heitere „Rhein-, Wein- und Wandermärchen“ von O. Roquette, in welchem uns die Abenteuer aus Prinz „Waldmeiſters Brautfahrt“ in bunten Szenen vorübergeführt werden, und aus dem es uns ſo friſch und duftig entgegenweht wie aus einem jungbelaubten, frühlingsgrünen Buchenwald. Die Bilder der rebenumkränzten Rheinufer ziehen in dem holden Märchen an uns vorüber; in der milden Luft ſchöner Maitage wandern wir längs dem breiten, rauſchenden Strome, hier durch Weingelände und über grünende, ſonnige Hügel, dort in den kühlen Schatten eines hochgewölbten Buchenhaines.

Waldmeiſter.

Im Walde grünt ein Edelkraut,
— Ich nenn' es nicht mit Namen —,
Das mußt du pflücken, friſch betaut,
Eh's Blüten trägt und Samen.
Wie Quirle ſtehn in g'rader Zahl
Um ed'gen Stiel die Blätter ſchmal;
Das mußt du ſtreun und ſtürzen
Ins Kännelein,
Den kühlen Wein
Dir wohl damit zu würzen.

Viel holde Kraft in Müßiggang
Iſt dieſem Kraut verliehen,
Doch nicht zu kurz und nicht zu lang
Darf in dem Wein es ziehen.
An einem Augenblicke hängt,
Wie man im Neſt den Vogel fängt,
Des Wonnetranks Gelingen.
Wird der verpaßt,
Weh dir! Du haſt
Ein Lied davon zu ſingen.

Aus: J. Wolff, „Der wilde Jäger“.

Maitrank.

Es rankt die Rebe am rauſchenden Rheine,
Die Kräfte der Erde ſaugt ſie empor!
Sie bindet den Sommer und bannt ihn in Beeren,
Sie wendet und wandelt im Wechſel der Wochen
Der Sonne Gefunkel zu flüſſigem Feuer,
Der Sonne Gleißen in glänzendes Gold,
Und füllt die Fäſſer mit feurigen Fluten
Der ſinkenden Sonne Abſchiedsgeſchenk.

Im dämmernden Walde mit ſüßen Düften,
Wächſt in der Wildnis ein zierliches Würzkraut,
Ein feines Pflänzchen, Waldmeiſter genannt.
Frühzeitige Düfte des friſchen Frühlings,
Ein Waldeswürzhauch entſtrömte wohlig
Dem linden Kräutlein in lieblicher Kraft.

Es miſcht nun der Meiſter mit weiſem Maße
Das Gold des Herbſtes zur Gabe des Frühlings,
Der Sonne Feuer zur Waldeswürze,
Daß lieblich vereint ſich Anfang und Ende,
Das ſonnenentſproßne dem ſchattenenttauchten,
Die duftende Milde der leuchtenden Macht. . . . .

H. Seidel.

---

24. Die Schlüſſelblume.

(Primula officinalis.)

Nach ihrem botaniſchen Namen Primula trägt die Schlüſſelblume die Bezeichnung Primel, das heißt ſoviel wie kleiner Erſtling, nämlich des Frühlings. Ihren deutſchen Namen hat ſie von der Ähnlichkeit der Blüte mit einem Schlüſſel, wie er vor Jahren gebräuchlich war. Zieht man die gelbe Blumenkrone heraus, ſo bleibt die Kelchröhre wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüſſelloch nach altdeutſcher Art zurück. Die ſpitz zulaufende Krone ſelber gleicht einem im Innern hohlen Schlüſſel, in welchen der Stift des Schloſſes geſchoben werden mußte.

Eine andere Erklärung des Namens unſerer Blume weiß die Legende zu geben; ſie erzählt: Als einſt vor der hohen Himmelstür der Pförtner Petrus vernahm, daß man ſich Nachſchlüſſel gemacht, um Hinterpförtchen an dem Himmelsdome damit zu erſchließen, entfiel vor Schreck das ganze Schlüſſelbund der heiligen Hand und ſank von Stern zu Stern bis tief herab auf unſere Erde. Schnell ſandte er demſelben einen Engel nach, daß er es aufhebe und ihm zurückbringe. Doch ehe dieſer den Befehl auszuführen vermochte, hatten die goldenen Schlüſſel bereits den Erdboden erreicht und ſich demſelben eingedrückt, und aus ihnen empor war eine goldene Blume erwachſen, welche der Erde bereits den Frühlings-

himmel erſchloſſen. Zwar nahm der Engel die Schlüſſel wieder mit ſich fort, doch ein zarter Abdruck blieb uns zurück, und in jedem Jahre ſprießen die Schlüſſelblumen von neuem empor und erſchließen uns den Blumenhimmel des Frühlings.

Ich bin der Schlüſſel zur Tempelpracht,
Die Blumen öffn' ich in warmer Nacht,
Erſchließe die Herzen zu Jubel und Wonne
Im goldenen Strahle der Frühlingsſonne. Agnes Franz.

Himmelsſchlüſſel iſt genannt ein goldenes,
Feingebildetes Blümchen auf der Wieſe,
Weil den Himmel auf Erden ſieht die Unſchuld
Aufgeſchloſſen im Frühling unter Blumen. Fr. Rückert.

Schon im grauen Altertum ſtand die Blume als Heilpflanze in ganz beſonderem Anſehen. Sie war „die Heilpflanze des Olymps". Wie das Mittelalter den Stein der Weiſen ſuchte, um Gold zu machen, und ſich mit dem Wahne trug, daß es einen Urſtoff aller Materie geben müſſe, der die Macht hätte, alles in ſeine einzelnen Teile aufzulöſen, und dies allgemeine Auflöſungsmittel Menstruum universale nannte, das auch die Kraft haben müſſe, allen Krankheitsſtoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern: ſo war auch das Altertum in dem Wahne befangen, daß irgendeine Pflanze mit dieſen Kräften ausgeſtattet ſei. Dodecatheon, Zwölfgötterblume, nannten die Griechen die mit ſolchen Wundergaben bedachte Pflanze. Neben einigen anderen Blumen iſt auch Primula veris zu den Pflanzen gerechnet, die von den Alten für dieſe Zwölfgötterblume gehalten wurden.

Auch bei den alten Galliern ſtand die Primel in hoher Achtung; aus ihr wurde ein Wundertrank gebraut, der Linderung in vielen Leiden bringen ſollte. Zu dieſem Zwecke durfte ſie aber nur von dem Prieſter, dem Druiden, gepflückt werden, der ſich auf entblößten Füßen, nüchtern und unter Gebet und allerlei Beſchwörungsformeln in den Wald begab. Um die volle Heilkraft der Pflanze zu gewinnen, durfte die zu pflückende nicht angeſehen werden, deshalb mußte die Hand beim Brechen links unter den Kleidern durchgeſteckt, und die Pflanzen mußten ſofort in dem Gewande verborgen werden.

In der deutſchen Volksſage wird der Schlüſſelblume eine ähnliche Rolle wie der Springwurzel angewieſen. Manchmal erſchien nämlich denen, welche Schlüſſelblumen ſuchten, eine hehre Frauengeſtalt, die Schlüſſeljungfrau (denn ein goldener Schlüſſel pflegte ſich in ihrer Krone zu befinden), und verlieh den Blumen, die in ihrer Gegenwart gepflückt wurden, die Macht, geheime Schätze zu erſchließen. In der ſpäteren chriſtlichen Zeit iſt dieſe Huld der Schlüſſeljungfrau auf die Jungfrau Maria übertragen. Aus mancher Sage klingt dieſer alte, heidniſche Glaube zu uns herüber. So wird von einem Schäfer erzählt, der von einer Jungfrau auf einen Platz mit Schlüſſelblumen geführt wurde. Er ſchloß mit einer ſolchen eine Tür auf, hinter welcher Kiſten mit Schafzähnen

ſtanden, von denen er ohne beſtimmte Abſicht einige Hände voll einſteckte. Ohne ſich weiter um die Schlüſſelblume zu bekümmern, ging er von dannen. Die Schafzähne wurden in der Nacht zu eitel Gold; leider aber hatte er die Schlüſſelblume vergeſſen, um mit ihre Hilfe die Tür wiederholt zu finden und aufzuſchließen.

Am 19. April, dem Todestage Lord Beaconsfields, trägt die feine Welt in London zu Ehren des verſtorbenen Staatsmannes im Knopfloch oder am Buſen eine Primel. An dieſen Brauch knüpft ſich eine Anekdote, wie die Primel Disraelis Lieblingsblume wurde, denn damals war er nur Disraeli und ein ganz junger Mann. Eines Abends Ballgaſt in Buckinghamſhire, bei einem Verwandten, lenkte er die Aufmerkſamkeit eines Freundes auf den Primelkranz, welchen eine reizende junge Dame in ihren dunklen Haaren trug, und bemerkte, die Primeln müßten natürliche ſein, da der warme Lebenshauch, der über ihnen ruhe, unmöglich nachgebildet ſein könnte. Sein Freund war der entgegengeſetzten Meinung, und dieſe Verſchiedenheit der Anſichten führte zu einer Wette. „Dieſe Primeln intereſſieren mich derartig," ſagte Disraeli, „daß ich Gewißheit darüber haben muß. Hier, fünf Guineen; ſetzen Sie dagegen und laſſen wir die junge Schöne ſelbſt entſcheiden." Der Freund bat die ihm bekannte Dame, ihr Disraeli vorſtellen zu dürfen, und dann erzählte er ihre Wette. „Es tut mir leid, aber Sie haben verloren, Mr. Disraeli hat gewonnen; es ſind wirkliche, keine künſtlichen Primeln. Ich habe ſie heute morgen ſelbſt in unſerem Garten gepflückt und den Kranz ſelbſt gewunden." Sie zog eine Blume aus dem Haar und ſagte lächelnd, ſie Disraeli überreichend: „Überzeugen Sie ſich von Ihrem Siege." Disraeli ſteckte die Blume in ſein Knopfloch und trug ſie für den Reſt des Abends. Am anderen Tage war er ſo glücklich, von der liebenswürdigen Schönen, der er einen Beſuch machte, wieder eine Primel zu erhalten — dieſes Glück erneuerte ſich alle Tage während ſeines Beſuches in Buckinghamſhire. Die junge Dame endete leider tragiſch; auf einem Spazierritt mit einem neuen Pferde wurde ſie abgeworfen und ſtarb nach langem Siechtum. Disraeli kam bald darauf zum zweitenmal nach Buckinghamſhire, er fand nur das Grab der ſchönen Mabel und brach ſich von dem reichen Blumenſchmuck desſelben eine Primel. Seit dieſer Zeit war ſie ſeine Lieblingsblume. Er nannte die Unvergeßliche noch oft in Erinnerung ſeine Primula veris.

Ein Verwandte von Primula officinalis iſt die Aurikel, primula auricula. Dieſelbe trägt ihren Namen von der Form der Blätter, denn auricula heißt Öhrchen. Pieper ſchreibt von ihr in ſeiner „Volksbotanik": Die Aurikel war im Anfang vorigen Jahrhunderts die allgemeine Modeblume. Wer ein Beet ſchöner, ſammetartiger Pflanzen aufweiſen konnte, wurde von allen beneidet, und große Summen wurden für neue Abarten bezahlt. Die engliſchen Aurikel mußten im Glashauſe gezogen werden, da ihr Puder keinen Lufthauch vertrug. Friedrich Wilhelm III. nannte dieſe gepuderte Geſellſchaft den Hofſtaat Ludwigs XIV. Die Verſendung dieſer Pflanzen war ſehr ſchwierig. Ein junger jüdiſcher Hauſierer, der von einem Gärtner beauftragt wurde, eine ſeltene Staude

einem reichen Handelsherrn zu bringen, löste diese Aufgabe, indem er das Pflänzchen in einen Glaskasten setzte. Der Empfänger war so erfreut über das Geschenk und seine vorzügliche Erhaltung, daß er dem Boten eine ansehnliche Summe vorstreckte. Dieser begründete damit in Amsterdam ein Bankgeschäft und wurde in einigen Jahren ein angesehener Kaufmann.

Primula veris.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.

Gläubig dem ersten
Winke des Himmels
Eilst du entgegen,
Öffnest die Brust ihm.

Frühling ist kommen.
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen;

Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling
Endlich gekommen,

Öffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Tödlich ins Herz dir.

Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren!

Nikolaus Lenau.

Schlüsselblumen.

Hier an besonnter Halde
Am heimlich stillen Platz
Im frühlingsgrünen Walde
O seht, welch goldner Schatz!
O seht, o seht aufs Osterfest
Von goldnen Schlüsselblumen
Ein ganzes volles Nest!

Die Erde war verschlossen,
Die Bächlein gingen nicht,
Kein Gräslein konnte sprossen,
Kein Blümlein kam ans Licht;
Nun brechen sie in Haufen vor,
Die goldnen Schlüsselblumen
Sie schlossen auf das Tor.

Der Himmel war vermauert
Mit Wolken trüb und grau;
Nun hat er ausgetrauert,
Nun glänzt er wieder blau.
Daß Erd' und Himmel aufgetan,
Die goldnen Schlüsselblumen
Sie künden's fröhlich an.

Nun, Kinder, kommt zur Stelle
Und sucht und sammelt ein!
Wie leuchten sie so helle,
Wie duften sie so fein!
Tut euch einmal das Hälschen weh,
Labt euch von Schlüsselblumen
Ein allerliebster Tee.

Karl Gerok.

---

25. Die Anemonen.

Zu den Anemonen gehören drei unserer schönsten Frühlingsblumen: das Buschwindröschen (Anemone nemorosa), das Leberblümchen (A. hepatica) und die Küchenschelle (A. pratensis).

Das erste Blümchen von ihnen, das Buschwindröschen, hat

ſeinen Namen von der ſchönen Blüte, die in Geſtalt und Farbe der wilden Roſe ähnelt. Infolge des dünnen Blütenſtiels ſchwankt dieſelbe bei dem leiſeſten Windhauche hin und her. Der botaniſche Name Anemone bedeutet ſo viel wie „Windling“. Im Unterrheintal und in Tirol führt die Pflanze den Namen Oſterblume, weil ſie zur Oſterzeit blüht und zu den Erſtlingen der Blumen gehört, die vom Winterſchlaf wieder auferſtehen. Wie Oberleitner mitteilt, iſt nach dem Glauben der ſchwediſchen Bauern in den ſchönen Kronenblättern dieſer Blume eine ſchützende Macht verborgen. Die rötlich glänzenden Blätter erinnern an die altnordiſche Redensart: „wie Blut auf Schnee“. Die Pflanze wird von den Bauern den Elfen geweiht, auch iſt es Brauch, die erſte Blume, die man im Frühling ſieht, zu verzehren; denn man glaubt dadurch im ganzen Jahre von Krankheiten befreit zu ſein. In Mecklenburg iſt allgemein der Glaube verbreitet, daß das Verſchlucken von drei oder ſieben Blüten dieſer Blume das kalte Fieber vertreibe. Wie der Dichter Riſt erzählt, hat in den ſechziger Jahren des 17. Jahrhunderts, nachdem das Haſardſpiel mit den Tulpenzwiebeln ein jähes Ende gefunden hatte, in Holland das Windröschen plötzlich ſo hoch im Preiſe geſtanden wie einige Jahrzehnte früher die Tulpe. Aber bei der maſſenhaft geſteigerten Produktion verlor die neue Zierblume raſch dieſen Modewert.

Noch früher als das Buſchwindröschen begrüßt uns das Leberblümchen mit ſeinen ſchönen blauen Blüten. Gar treffend hat man die Blümchen in manchen Gegenden mit dem Namen Himmelströpfchen bezeichnet. Bei dem maſſenhaften Auftreten dieſer Blume ſieht es in der Tat aus, als ob der im erſten Frühlinge ſo düſtere Waldgrund das freundliche Blau des Himmels widerſpiegele. Zu dem eigentümlichen Namen Leberblume hat die leberähnliche Geſtalt der Blätter Anlaß gegeben. Man ließ ſich von der Geſtalt der Blätter zu der Anſicht führen, die Pflanze als ein Heilmittel bei Leberkrankheiten anzuwenden.

Die dritte Anemone iſt die Küchenſchelle; ſie hat ihren Namen von der Form der Blüte. Derſelbe heißt eigentlich Kuhſchelle, weil die dunkelblauen Blüten den Schellen der Kühe gleichen. Die Diminutivform des Namens „Kühchenſchelle“, welche in der Gegenwart meiſt zur Bezeichnung der Pflanze dient, wird fehlerhafterweiſe Küchenſchelle ausgeſprochen, hierdurch wird die Deutung desſelben nicht unweſentlich erſchwert. Nach anderer Ableitung hat jedoch der Name mit der Kuh nichts zu ſchaffen; danach iſt die alte Bezeichnung Kuckſchelle, die jedoch nicht mehr verſtanden wurde, als in den ſüddeutſchen Dialekten das Wort Kuck in Gauch überging und daneben die norddeutſche Form Kuckuck den einſilbigen Namen des Vogels verdrängte. Der Kuckuck paßt in doppelter Beziehung zur Pflanze: er iſt der Vogel des Frühlings, welchen die Küchenſchelle gleichſam einläutet; man vergleiche Schneeglöckchen. Sodann galt der Vogel früher als unheimlich und gefährlich, und ſo paßt der Kuckuck auch in dieſer Beziehung zu der giftigen Pflanze.

Alle Anemonen zeichnen ſich durch einen mehr oder weniger giftigen

Saft aus. Die giftigſte iſt die Küchenſchelle. Sie wurde früher mediziniſch gebraucht. Die mit unſerem Buſchwindröschen verwandte gelbe Anemone iſt noch dadurch intereſſant, daß ſie in ihrem Safte den Kamtſchadalen das Gift liefert, mit dem dieſelben ihre Pfeile für die Robbenjagd vergiften.

Aus „Trompeter von Säkkingen“.

's war im März. Noch trieb der Winter
Mummenſchanz; die Äſte hingen,
Mit phantaſtiſchen Eiskriſtallen
Schwer geziert, zur Erde nieder.
Da und dort nur aus dem Grunde
Hob das junge Köpflein ſchüchtern
Anemon' und Schlüſſelblume.
Wie der alte Patriarch einſt
In der Sündflut Waſſernöten
Ausgeſandt die weiße Taube:
So von Winters Eis umlaſtet
Schickt die Erde ungeduldig
Prangend aus die erſten Blumen,
Fragend, ob nicht der Bedränger
In den letzten Zügen liege.

J. V. v. Scheffel.

---

26. Die Akelei.

(Aquilegia vulgaris.)

Die Akelei oder Aglei iſt eine deutſche Waldblume mit echt deutſchem Namen. Über die Bedeutung und Entſtehung des botaniſchen Namens Aquilegia und des Wortes Aglei herrſchen die verſchiedenſten Anſichten. Wahrſcheinlich iſt die botaniſche Bezeichnung Aquilegia erſt aus dem Deutſchen entſtanden, da dieſe Pflanze den Botanikern des Altertums nicht bekannt war. Das Wort Aglei ſtammt aus dem althochdeutſchen agana mit der Bedeutung Granne, Spitze oder Stengel. Man gab der Pflanze dieſen Namen, weil die fünf Schoten derſelben ſpitz und den Vogelkrallen gleich gekrümmt ſind. Andere ſuchen das Wort Aquilegia in anderer Weiſe zu deuten. So findet man die Erklärung, daß aquilegia aus aqua (Waſſer) und legere (ſchöpfen) zuſammengeſetzt ſei. Die fünf trichterförmigen Kronblätter, in denen ſich der Regen leicht anſammelt, mögen Anlaß zu dieſer Deutung gegeben haben. Noch nach anderen ſoll der Name Aquilegia eigentlich Alleluja gelautet haben, weil dieſe Pflanze zur Zeit des Mittelalters wegen der Blätter als Symbol der Dreifaltigkeit gegolten hat. Andere deutſche Bezeichnungen dieſer Pflanze ſind Elfenſchuh und Unſerer lieben Frauen Handſchuh. Zur Zeit des germaniſchen Heidentums war

unſere Blume den Elfen und der hohen Himmelskönigin Frigga geweiht. Nach Einführung des Chriſtentums wurden die der Frigga geheiligten Pflanzen in den Marienkultus verwoben, aus Elfenhandſchuh wurde der Name Unſerer lieben Frauen Handſchuh.

Zum Blumenpflücken.

Brichſt du Blumen, ſei beſcheiden,
Nimm nicht gar ſo viele fort!
Sieh, die Blumen müſſen's leiden,
Doch ſie zieren ihren Ort.

Nimm ein paar und laß die andern
Stehn im Gras und an dem Strauch.
Andre, die vorüber wandern,
Freun ſich an den Blumen auch.

Nach dir kommt vielleicht ein müder
Wandrer, der des Weges zieht
Trüben Sinns — der freut ſich wieder,
Wenn er auch ein Röslein ſieht.

Joh. Trojan.

---

27. Der Kreuzenzian.

(Gentiana cruciata.)

Wie Plinius berichtet, hat das artenreiche Geſchlecht der Gentianen oder Enziangewächſe ſeinen Namen von dem illyriſchen König Gentius erhalten, der die Pflanze zuerſt gefunden und mediziniſch verwandt haben ſoll. Vorzugsweiſe eine Blume der Bergwieſen, ſteigen doch auch einige Arten in die Ebene und gereichen unſeren Herbſtwieſen zur Zierde.

Der Kreuzenzian oder die Kreuzwurz, ſo nach den kreuzweiſe gegenſtändigen Blättern benannt, hieß früher Gerkraut oder Speerenſtich. Schneidet man nach H. Bock den Wurzelſtock quer durch, ſo entdeckt man einen kreuzförmigen Längsſpalt, als ob mit einem Speer zweimal kreuzweiſe hindurch geſtochen wäre. Andere Namen ſind Modelger, Himmelſtengel, Heil aller Schaden. Im Mittelalter war die Pflanze das gerühmteſte Mittel zur Wundenheilung, daher das Sprüchlein:

„Modelgeer
Aller Wurzel Ehr'".

Wie man die Wurzel gegen Gift und anſteckende Krankheiten bei ſich trug, ſo gebrauchten ſie auch die Jäger, um ihr „Rohr nicht verderben" zu laſſen. Zu dieſem Zweck „fütterten" ſie den Stein auf dem Hahne mit Kreuzwurzel; dieſe mußte jedoch am Karfreitag vor Sonnenaufgang mit einem Goldſtück ausgegraben werden, wurde dann unter das Altartuch gelegt, und der Pfarrer mußte, ohne etwas davon zu wiſſen, drei Meſſen darüber leſen.

Der König des Geſchlechts iſt der gelbe Enzian (G. lutea), den ſchon A. v. Haller in ſeinen „Alpen" beſungen hat:

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Türmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechtestes Gesetz, daß Kraft und Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele."

Die Entstehung der Gentianen.

Drei Kinder gingen auf die Auen,
Des neuen Frühlings Reiz zu schauen.
Der Winter war so lang gewesen,
Und zwei von Krankheit erst genesen.
Das dritte sprach: „Kommt mit spazieren,
Ich will euch auf den Anger führen,
Daß euer mattes Aug' sich freue
An Blütenpracht und Himmelsbläue".
Doch da sie nun die Höh' erstiegen
Und sehn das Dörflein drunten liegen,
So waren Wolken aufgezogen,
Von Regen schwer, am Himmelsbogen,
Und zitternd fingen unsre Kleinen
Jetzt an vor Traurigkeit zu weinen,
Daß sie statt blauer Himmelsmilde
Der Regenguß umrauscht so wilde,
Und eilen fort, um unter Buchen
Am Saum des Waldes Schutz zu suchen.
Da kommt aus tiefen Waldesgründen,
Wo Sommers Beeren süß zu finden,
Ein lockicht-schöner Knab' gegangen,
Hat sie zu trösten angefangen,
Und spricht: „Am Sonntag kommet wieder
Und singt da oben fromme Lieder,
Den Himmel sollt, den wunderblauen,
Ihr dann zu euren Füßen schauen;
Wo jetzt die Regentropfen schimmern,
Da soll dann Himmelsfarbe dämmern;
Da müßt ihr betend niederfallen,
Das wird dem lieben Gott gefallen."
Drauf ist der Knabe schnell entschwunden,
Und keines hat ihn mehr gefunden.
Als nun die Kinder wiederkamen
Und ihren Weg zum Anger nahmen,
Sich an dem Blütenduft entzückten
Und in das Tal herniederblickten,
Ward droben alles vollgestreut
Mit Himmelsblau, und hoch erfreut
Hat Kindesauge sich verwundert
Und Kindesherz sich froh ermuntert,
Den großen Gott im Himmel droben
Ob solchem Wunderwerk zu loben.
Ringsum war heil'ge Sonntagsstille:
Die Knospen drangen aus der Hülle,
Und über Berg' und Täler fern
Hinwehte mild der Hauch des Herrn.
Drum ward den Kindern auch so eigen,
Sie mußten ihre Kniee beugen;
Und ihrer Lippen kindlich Lallen
Tönt' freudig, wie wenn Glocken hallen,
Und durch ihr offenes Gemüte
Drang ihnen des Allmächt'gen Güte.
Den Nachhall ihrer frohen Lieder,
Den gab der Chor der Vögel wieder.
Die Kinder liefen drauf mit Freuden
Die Läng' und Quer' nach allen Seiten;
So weit sie reicht, der Augen Schau,
Blickt aus dem Grün das Himmelsblau,
Und wo ein Kindesfüßchen steht,
Sind blaue Blumen hingesät.
Und seitdem sieht man auf den Höhen
Alljährlich solche Blümlein stehen;
Doch wollen sie sich nicht bequemen,
Sich lassen mit nach Haus zu nehmen;
Sobald ihr anfangt, sie zu pflücken,
Die Blättlein sich zusammendrücken;
Sie wollten nur den Anger zieren,
Nur unterm Himmelsdach florieren

Und auch des ew'gen Lichtes Strahlen
In ſanftem Glanz vor Augen malen.
Und fragt ihr nach der Blumen Namen,
So merkt's: Es ſind die Gentianen,
Auch „Herrgottsſchühlein“ zubenannt,
Weil ſie des Engels Tritt entſtammt.

Wo aber ſolche Blumen blühen,
Da müßt ihr betend niederknieen
Und mit erhobenen Gedanken
Dem Schöpfer alles Schönen danken.
Er läßt die Blumen unten blühen,
Nach oben euren Blick zu ziehen;
Da wird dereinſt im Himmelsgarten
Viel größ're Schönheit euer warten.

Jugendblätter.

---

28. Der Diptam.

(Dictamnus Fraxinella.)

In neuerer Zeit hat man auf Diptam als auf eine „brennende“ und „feuerſpeiende“ Pflanze die Aufmerkſamkeit in ganz ungewöhnlichem Maße gelenkt; ja man hat ſogar geglaubt, in ihr das Gewächs wiedergefunden zu haben, welches bei der Berufung Moſis (2. Moſ. 3, 2) erwähnt wird: „Und der Engel des Herrn erſchien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Buſch. Und er ſah, daß der Buſch mit Feuer brannte und ward doch nicht verzehret.“ In dem Stengel, den Blättern und Blüten des Diptams iſt ein ſtarkes ätheriſches Öl enthalten, welches an warmen Tagen der Pflanze in Gasform entſtrömt und ſich dann entzünden läßt. Von einem anhaltenden Brennen kann dabei jedoch nicht die Rede ſein. Es tritt vielmehr nur ein momentanes Aufflackern eines bläulichen Flämmleins ein, und ſelbſt dieſe Erſcheinung läßt ſich nur an ganz trockenen und heißen Tagen herbeiführen.

Die Pflanze ſoll von der Tochter des berühmten Naturforſchers Linné entdeckt worden ſein; doch war ſie in Deutſchland ſchon früher bekannt. In einem Kräuterbuche vom Jahre 1625 heißt es: „Fraxinella Aeſchwurtz. Dieß Kraut wirdt von dem weit berühmten Herrn Dodonäo in Historia stirpium beſchrieben. Die Blümlein haben eine ſchöne rohte purpurbraune Farb, und weiß ſprenglicht mit Äderlein durchzogen, mit fünff Blättlein beſetzet, aus welchen etliche krumme Fäßlein (die Staubfäden!) hangen, gleichwie ein Bart anzuſehen, deren Geruch iſt ſüß-lieblich, wie ein wohlriechender Zimmet, aber die Wurzel iſt eines ſtarken Geruchs, faſt wie ein Bock. Wächſt auf Bergen und Büheln.“ Die der Beſchreibung beigefügte Abbildung läßt keinen Zweifel über die Gleichheit der Pflanze mit Dictamnus Fraxinella aufkommen.

Im ganzen Mittelalter wurde die Pflanze als wichtiges Arzneimittel angewandt. Banhinus rühmt von ihr: „Sie wird nützlich gebraucht wider der Schlangen Stich und giftigen Artzneyen; widerſtrebt der Peſtilenz und allem anderen Gift“. Auch in der Gegenwart wird die Pflanze von Landleuten als ein ſehr kräftiges Heilmittel geſchätzt;

in Thüringen, wo dieſelbe auf Kalkboden nicht ſelten vorkommt, iſt ſie ſtellenweiſe durch das fleißige Einſammeln gänzlich ausgerottet.

Von der Wertſchätzung der Pflanze zeugen beſonders auch die Namen Springwurzel, Spechtwurz, Krut, das Yſen aus den Wunden tut.

---

29. Die Glockenblume.

(Campanula.)

Die fromme Sage bringt die Erfindung der Kirchenglocken in Verbindung mit der reizenden Glockenblume. Die erſten Chriſten kannten keine Glocken. Die Andächtigen wurden durch laut rufende Läufer zur Andacht geladen. 1500 Jahre ſind es ungefähr her, daß auf dem Dome zu Nola in Kampanien die erſte Glocke ertönte, und der gelehrte und fromme Biſchof Paulinus wird als ihr Erfinder genannt. Die Sonne war im Sinken, ſo erzählt die Legende, als der fromme Mann über eine Waldwieſe ſtill ſinnend dahinſchritt. Der goldige Purpur des Abends durchglühte das üppige Blättergrün der leiſe rauſchenden Bäume, und rings herrſchte ſolch ein ſeliger Frieden, daß Paulinus unwillkürlich die Hände faltend ausrief: „Sei gebenedeiet und geprieſen, Herr der Welten, in Deinem irdiſchen Himmel; o gib mir ein Zeichen, daß Du jetzt bei mir weilſt und bei mir bleiben wirſt bis an das Ende meiner Tage!“ Da begann es leiſe, ganz leiſe im Umkreiſe zu klingen, und der fromme Beter gewahrte, wie die blauen Glockenblumen rings ihre Köpfchen im Abendwinde wiegten. Zur Erinnerung an dieſe ſelige Stunde ließ der gottesfürchtige Biſchof zu Nola im Dom eine Rieſenglockenblume gießen, die ſtets beim Gebete der frommen Gemeinde erklang, und dies war die erſte Kirchenglocke, die zum Preiſe des Chriſtengottes ertönte.

Glockenblumen.

I.

Blaue Blumen auf der Mauer,
Wo die Burgruine ſteht,
Die ihr in des Windes Schauer
Liſpelnd hin und wieder weht,
Eurer Glocken leis Geläute
Mahnt mich an verklungnes Glück,
Zaubert mir, als wär' es heute,
Längſt entſchwundne Zeit zurück.

Da ich als ein kleiner Knabe,
Plaudernd mit Großmütterlein —
Ach ſie ſchläft nun längſt im Grabe —,
Wandelte durch Flur und Hain:
Blaue Glocken, euch vor allen
Lobte ſie im Wieſenſtrauß,
Und ich trug ihr zu Gefallen
Euch als Lieblinge nach Haus. —

Dann in muntern Jugendjahren
Da wir einſt in buntem Reih'n
Auf der Burg beiſammen waren,
Kletternd über Stock und Stein, —
Einen Strauß von blauen Glocken
Hab' ich hoch am Fels gepflückt,
Einer Maid in goldnen Locken
Scherzend in die Hand gedrückt.

Und ſie ſteckt' ihn ſtill ans Herze,
Und die Nacht war ſternenklar,
Fröhlich mit Geſang und Scherze
Schwärmte heim die muntre Schar;
Ich vergaß die leichte Gabe,
Aber ſie vergaß ſie nicht. —
Sie auch birgt nun längſt im Grabe
Unter Blumen ihr Geſicht. —

Wenn ich dann bergauf und -unter
Oft mit meinen Kindern ſchritt, —
Einer ach! vor allen munter
Wandelte, der jüngſte, mit,
Der mir blaue Glocken pflückte,
Wo er ſie am Wege fand,
Froh mir in die Hand ſie drückte
Mit der kleinen Knabenhand.

Ach, der holde gute Knabe
Schläft nun auch ſchon lang im Grab'
Und ich geh' an meinem Stabe
Einſam oft bergauf und -ab;
Nickt ihr dann am Wegesſaume,
Blaue Glocken, altvertraut, —
Leis umweht mich wie im Traume
Ferner Heimatglockenlaut.

Karl Gerok.

II.

Sie ſchweben und ſchwanken
Wie flücht'ge Gedanken
Von früh bis ſpät.
Am Morgen ein Glöckchen,
Am Abend ein Flöckchen,
Verwelkt — verweht!

Rud. Dietz.

---

30. Der Frauenmantel.

(Alchemilla vulgaris.)

Der Frauenmantel war in der heidniſchen Vorzeit der Göttermutter Frigga geweiht. Der Name bezieht ſich auf die mantelartig zuſammengefalteten Blätter. In einem alten Kräuterbuch heißt es: „a foliis in plicas coactis, weil die Blätter gleichſam zuſammengefalten und einem kleinen Schurz oder Mäntelein nicht unähnlich ſein". Die Pflanze war ſpäter der Mutter Maria geheiligt, welche mit einem Mantel dargeſtellt wird, der alle zu ihren Füßen Betenden mit einhüllt. Das Kraut führt auch die Bezeichnung Sinau, Sinnau, Sindau, mittelhochdeutſch sintôwe, d. h. Sin-tau = Immertau (vgl. Singrün), weil die Tautropfen in den breitlappigen Blättern auch bei Sonnenſchein ſtehen bleiben; daher auch der Name Sonnentau. Die Schweizer nennen die Pflanze Tauſchüſſeli, weil die grünen Blätter gleichſam kleine Schüſſeln für den Tau ſind. An die Tautropfen knüpft ſich die eddaiſche Sage von Frigga, welche ihrem zu fernen Völkern gezogenen Gemahl Odin Tränen nachweint und darum die Tränenſchöne genannt wird. So weinen auch im mittelhochdeutſchen Epos Flos und Blankflos, die beiden Liebenden, als ſie von einander getrennt ſind, ſich Tränen nach, die zu lauter Blumen und Perlen werden.

Die Pflanze wurde früher gegen Wunden und Blutflüſſe gebraucht und ſtand beſonders bei den Alchimiſten in hohem Anſehen; ſie bedienten

ſich derſelben bei Aufſuchung des Steins der Weiſen, des Lapis philosophorum, und beim Goldmachen. Von dieſer Verwendung rührt der Name Alchimiſtenkraut her.

Tauſchüſſeli.

„Tauſchüſſeli", ſo wird genannt
Ein Pflänzchen, vielen wohlbekannt.
Sonſt heißt es Frauenmantel auch,
Wo jener Name nicht in Brauch;
Mich aber dünkt er gut und recht,
„Tauſchüſſeli", das klingt nicht ſchlecht.

Auf hoher Bergwieſ' ſteht es gern,
Der Menſchen Lärm und Treiben fern.
Wo viele bunte Blumen blühn,
Da breitet es ein ſchlichtes Grün.
In reiner Luft hoch überm Tal
Freut ſich's im hellen Sonnenſtrahl.

Das Kräutlein treibt ein rundes Blatt,
Wie keines ringsumher es hat.
Mit zierlich ausgekerbtem Rand
Iſt für den Tau es ausgeſpannt,
Recht als ein Schälchen hingeſtellt,
In welches Perl' auf Perle fällt.

So hebt es auf des Himmel Tau,
Der niederſinkt auf Flur und Au'.
Manch Elfchen gegen Morgen kommt,
Das dürſtet, dem zu trinken frommt,
Schöpft aus dem Schüſſelchen und ſpricht:
„Ein beſſ'res Labſal gibt es nicht".

Viel' andre Blumen ſchöner ſind
Als dies einfache Wieſenkind.
Es hat nicht Duft noch Farbenpracht —
Was iſt's, daß es ſo reizend macht?
Weiß nicht, ob es der Name tut,
„Tauſchüſſeli", das klingt ſo gut.

Joh. Trojan.

---

31. Die Bibernelle.

(Pimpinella.)

Die Bibernelle trägt ihren Namen von der ehemaligen Verwendung als Heilkraut und iſt von bibere = trinken abzuleiten. Die botaniſche Bezeichnung iſt nur als eine Umbildung des deutſchen Namens anzuſehen, nicht umgekehrt, wie man im Hinblick auf die gefiederten Blätter der Pflanze gemeint hat; denn dieſe ſind nicht doppelt, ſondern nur einfach gefiedert. Als im Mittelalter der ſchwarze Tod Deutſchland wiederholt verheerte, niemand, der des Morgens geſund und friſch aufſtand, wußte, ob er am Abend noch atmen würde, galt die Bibernellenwurzel als eins der geſchätzteſten Heilmittel. Ein Mann im Toggenburgiſchen wollte 1629 eine Stimme vom Himmel vernommen haben, welche gerufen:

„Eſſet die Bibernelle,
So ſterbt ihr nicht ſo ſchnelle!"

Auch aus neuerer Zeit wird erzählt, daß 1832, als um Wien die Cholera hauſte, ein aus dem Walde kommender Vogel ähnlich geſungen habe. — Als ein Hexenmeiſter in Fulda verbrannt wurde, rief er:

„Hätt' ich Aaron und Bibernell gekannt,
So würde ich nicht verbrannt!"

Bei den Landleuten ſteht die Wurzel noch heute in hohen Ehren, ſie wird in Branntwein gelegt und dieſer Abzug bei den verſchiedenſten Übeln angewandt.

Aus der Wertſchätzung der Bibernellwurzel erklärt ſich ein Brauch, der in einigen Orten der Mark herrſcht. Am Himmelfahrtsfeſt macht ſich die Schuljugend auf, um Bibernellen zu ſuchen und mit der Wurzel auszugraben. Derjenige, welcher die größte Wurzel findet, gilt für den König und muß für die Ehre ſeinen Kameraden einen Schmaus geben. Nach dieſem Brauch tragen verſchiedene Berge den Namen Pimpinellenberge; ſo einer bei Königsberg in der Neumark, ein anderer bei Reppen.

---

32. Der gemeine Doſten.

(Origanum vulgare.)

Die botaniſche Benennung origanum iſt zuſammengeſetzt aus dem griechiſchen oros, der Berg, und ganos, die Zierde. In der Tat iſt dieſes Kraut eine hübſche Zierde der Berge.

Der Name Doſten, Doſt, Duft iſt ſehr alt; im Däniſchen und Norwegiſchen heißt die Pflanze Tost. Doſt und Doſten bedeutet etwas, was ſich buſchig ausbreitet, alſo im allgemeinen einen Büſchel oder einen Strauß; Doſten als Pflanzenname bezeichnet ein buſchartig wachſendes Kraut. Nach altem Volksglauben war die Pflanze eins der beſten Mittel gegen Hexen, Nixen und ſelbſt gegen den Teufel. In einem Kräuterbuche von 1678 heißt es:

„Doſt, Hartheu und weiße Heid'
Tun dem Teufel viel Leid."

Die bloße Berührung genügte, um die böſen Geiſter zu vertreiben, wie aus mehreren alten Volksſagen hervorgeht. Zu Werbach im Badiſchen erzählte einſt ein Mädchen ſeiner Mutter, es hätte von ſeiner Pate gelernt, Mäuſe und Gewitter zu machen. Die Mutter erkannte ſofort, daß dieſes nur mit Hilfe des Böſen möglich ſei, und unterſchätzte die Gefahr, in welcher ihr Kind ſchwebte, nicht. Als kluge Frau nahm ſie Doſten und Johanniskraut, nähte es der Tochter heimlich in die Kleider und verbot ihr, die Pate ferner zu beſuchen. Doch die Zaubereien gefielen derſelben zu ſehr, und heimlich ſchlich ſie nach dem verbotenen Orte. Hier wartete ſchon der Teufel, um ſie als Beute fortzuführen. Doch als er ſie berührte, roch er die Pflanzen im Kleid und ſchrie wild:

„Doſten und Johanniskraut
Entführen mir meine Braut!"

Er mußte entweichen, denn er hatte nun keine Gewalt mehr über das Mädchen.

Ein andermal kam eine Hexe in einen Garten zu Hildesheim, um dort Unheil zu ſtiften; in demſelben ſtanden Dill (Anethum) und Doſten, und als ſie dieſelben erblickte, ſchrie ſie vor Angſt:

„Dillen und Duſt,
Dat hew ek nich wußt!“

und entfloh ſofort aus dem Raume.

Neben der Bezeichnung Doſten führte die Pflanze auch den Namen Wohlgemut; vielleicht urſprünglich wegen der ſtark und angenehm riechenden Blätter. In der alten „Bedeutung der Blumen“ heißt es: „Ein Kraut das heißt Gemude, wer es trägt, der zeigt, daß er allezeit fröhlichen Gemütes iſt, und es machen die Frauen gern Scheppeln (Kränze) davon“. Und in dem Kräuterbuche von H. Bock vom Jahre 1574 wird der Name Wohlgemut dahin gedeutet, „daß die Pflanze Freude und guten Mut in den Menſchen erwecke“.

Wurde das Kraut Mähern und Schnittern unter das Eſſen gekocht, ſo ſollte die Speiſe in den heißen Tagen des Sommers die Luſt und Freude zur Erntearbeit beleben, „daß ſie wohlgemüter ſchafften“. Auch in alten Volksliedern findet das Kraut vielfach Erwähnung:

„Ein Blümlein auf der Heiden,
Mit Namen Wohlgemut,
Läßt uns der lieb' Gott wachſen,
Iſt uns für Trauern gut;
Vergißmeinnicht ſteht auch dabei;
Grüß' ſie mir Gott von Herzen,
Die mir die liebſte ſei!“

Zu dem Doſtengeſchlechte gehört auch der Majoran (O. Majorana). Der Name iſt aus dem mittellateiniſchen majorana entſtanden und dieſer wieder aus der alten Bezeichnung amarakos entſtellt. Über die Entſtehung der Pflanze erzählt eine griechiſche Sage: Amarakos, ein Sohn des Königs Kinyras auf Paphos, war als Salbenträger im Opferdienſte tätig. Einſt ſtürzte derſelbe, als er ein Gefäß mit köſtlicher Salbe trug, und erſchrak darüber ſo, daß er erſtarrte und ſich unter Verbreitung des köſtlichen Wohlgeruchs in die Pflanze Amarakos verwandelte. Da Amarakos im Dienſte der Aphrodite geſtanden, galt die Pflanze dieſer Göttin als heilig und wurde wegen des Wohlgeruchs in die Opferfeuer geworfen. Nach Vergil legte Venus den geretteten Knaben Askanius in einem Haine Idalias auf einem Polſter von weichen Majoranblüten nieder, und bei Catull heißt es in dem Dithyrambus an den Ehegott: „Komm herab, Gott Hymen, und umkränze deine Schläfe mit der Blüte des ſüß duftenden Majorans.“ In der Gegenwart führt die Pflanze in vielen Gegenden nach der Verwendung als Gewürz den proſaiſchen Namen Wurſtkraut.

33. Das Tauſendgüldenkraut.

(Erythraea Centaurium.)

Dieſe ſchöne Pflanze führt ihren ſonderbaren Namen von der vermeintlichen unübertrefflichen Wirkung, die man ihr früher und hin und wieder auch noch jetzt gegen Fieber und Verdauungsbeſchwerden zuſchrieb, wie es J. Muth in folgenden Verſen ausſpricht:

„Kräftig biſt du, wie der Natur freiwachſende Kinder,
Hoch geprieſen an Wert, dem die Benennung entſpricht;
Bitter iſt zwar, was du ſchenkſt, wie die kühn geſprochene Wahrheit;
Doch dein bitterer Saft, wirkt er nicht Heilſames ſtets?"

Der alte Name der Pflanze lautete herba Centauria. Dieſen führt dieſelbe nach der Erklärung des Dr. Söhns in der „Natur" zu Ehren des in der Arzneikunde wohlerfahrenen Kentauren Cheiron. Als man jedoch in ſpäterer Zeit dieſen heilkundigen Kentauren nicht mehr kannte, ließ man das Wort Centaurium aus centum und aurum entſtanden ſein, ſo daß man die Pflanze im Deutſchen eigentlich Hundertgüldenkraut hätte nennen müſſen. Da aber ſeit alter Zeit zur Bezeichnung einer unbeſtimmten großen Menge nicht die Zahl 100, ſondern 1000 volkstümlich gebräuchlich iſt, ſo wurde die Pflanze Tauſendgüldenkraut benannt. In wie hohem Anſehen dieſes heilkräftige Kraut in früherer Zeit ſtand, geht aus der Sitte hervor, daß ein Reiter abſteigen mußte, um es zu pflücken, ſo oft er es antraf, und daß die erſte ihm begegnende Frau der Blume einen Kuß geben mußte.

Auf die Eigentümlichkeit unſerer Blume, an Tagen, an welchen wegen der feuchten Luft Regen in Ausſicht iſt, die Blüten zu ſchließen, bezieht ſich ein tiefempfundenes Lied von Fr. Rückert aus den „Kindertotenliedern":

Wenn das Tauſendgüldenkraut
Offen blüht in Waldgehegen,
Darf gewiß ſein, wer es ſchaut,
Daß es hat bei Nacht getaut
Und am Tage kommt kein Regen.

Als ein Tauſendgüldenkraut
Blühteſt du an meinen Wegen,
Und ſolang' ich dich geſchaut,
War die Nacht mir luſtbetaut
Und der Tag hell ohne Regen.

Schönes Tauſendgüldenkraut,
Wie ſich nun zuſammenlegen
Deine Blätter, ſeufz' ich laut:
Ach, die Nacht hat ſtark getaut,
Und der ganze Tag iſt Regen!

---

34. Der Aaronsſtab.

(Arum maculatum.)

Der Name Aaronsſtab findet ſeine Erklärung in dem wunderſamen Baue der Blüte. Der obere nackte, in der Mitte mit Staub- und unten mit Fruchtblüten beſetzte Blütenkolben hat ein ſtabförmiges

Aussehen, und das Volk sah in ihm ein bleibendes Zeichen der Erinnerung an den grünenden Stab des Hohenpriesters Aaron (4. Mos. 17, 8). In einigen Gegenden führt die Pflanze den Namen Zehrwurz, weil die Wurzel, die zwar im rohen Zustande der Gesundheit nachteilig ist, gekocht oder getrocknet ein gesundes Nahrungsmittel bietet; in den Karpathen wird sie dem Brotmehl beigemischt. Ein dritter Name ist Zeigwurz; denn in manchen Gegenden ist sie dem Landmann ein Vorzeichen einer günstigen oder ungünstigen Ernte. Sind die Staubblüten vorwiegend stark entwickelt, so deutet dies auf eine gute Kornernte; eine überwiegende Entwickelung der Fruchtblüten aber läßt auf eine gute Heuernte schließen.

Bei der auffallenden Bildung der Blüte konnte es nicht fehlen, daß auch der Aberglaube die Pflanze in seinen Dienst nahm. Weil der Blütenkolben von der weißen Scheide wie ein Kind von den Windeln eingehüllt wird, sollte die Pflanze kleine Kinder gegen die Unholden schützen. Man legte den Aaronsstab zu diesem Zweck den Kindern in die Wiege. Auch grub man ihn unter die Türschwelle, um dem Bösen den Eingang in das Haus zu wehren.

In Schwaben erzählt eine Sage, daß Josua und Kaleb auf ihrer Reise als Kundschafter den Stab Aarons mitnahmen und auf demselben die große Traube aus Kanaan heimtrugen. Bei ihrer Rückkehr steckten sie den Stab in die Erde, und eben an der Stelle, wohin sie den Stab gesteckt hatten, wuchs der Aaronsstab hervor. Noch jetzt ist deshalb diese Pflanze ein Abbild des Früchtesegens, von welchem die beiden Kundschafter erzählten.

---

35. Der gemeine Sauerklee.

(Oxalis Acetosella.)

Die hübsche Hain- und Waldpflanze, welche im Verein mit Haselwurz, Bingelkraut und Efeu im Schatten der Baumkronen grünt und teppichartig den Boden bedeckt, erschließt die ziemlich ansehnlichen, meist weißen, doch auch rosaroten Blüten im letzten Drittel des April, um die Zeit, wenn der Kuckuck seinen Rückstrich hält; daher trägt die Pflanze die Namen Kuckucksbrot oder Kuckuckssalat. Im Hannöverschen heißt sie auch Hasenklee oder Hasenampfer. Nach dem Glauben unserer Altvordern wurde der „Hasenklewer" von verwundeten Hasen aufgesucht, um damit die Verletzungen zu kühlen und zu heilen. Die Jäger prophezeien Regen, wenn der Hasenklee seine Blätter und Blüten schließt, daher auch Wetterhahn.

In den Säften ist saures oxalsaures Kali, das sogenannte Kleesalz, enthalten; sie schmecken sauer und veranlaßten den Namen Sauerklee. Wegen des scharfen Saftes wird auf den Blättern kaum eine Raupe oder Larve als Kostgänger gefunden. Der Saft diente früher zum Feien der Waffen und als Mittel gegen Liebestränke.

---

36. Der Seidelbaſt.

(Daphne mezereum.)

Die Deutung des Namens Seidelbaſt, mittelhochdeutſch zidelbast, iſt eine verſchiedene. Während die einen das Wort wegen des feinen Baſtgewebes des Strauches an Seide anlehnen, beziehen es die anderen auf die Bienen, welche im erſten Frühjahr die ſchönen roten Blüten beſuchen, indem ſie daran erinnern, daß Zeidler gleichbedeutend mit Bienenzüchter und zeideln oder zideln ſoviel heißt, wie Honigſcheiben aus dem Bienenſtocke ſchneiden. Der altnordiſche Name der Pflanze Tyvidhr weiſt auf Zio, den Kriegsgott der heidniſchen Germanen; J. Grimm erſchließt für denſelben als die rechte alte Lesart Ziolinta, welche in Form und Sache zu der altnordiſchen Bezeichnung ſtimme, wobei er bemerkt, daß linta Baſt bezeichne und Seidelbaſt für Zeilindebaſt ſtehe. Der Strauch führt auch den auffallenden Namen Kellerhals. Andreſen vermutet, „daß demſelben ein imperativiſches ‚Kellen, hals‘ (quäl' den Hals, von kellen, engliſch quell) zugrunde liege, mit Beziehung darauf, daß die Beeren als Gewaltmittel bei Halskrankheiten heftiges Brennen verurſachen“.

Der Strauch ſoll einſt ein ſtolzer Baum geweſen ſein. Als aber die Juden aus ſeinem Holze das Kreuz Chriſti zimmerten, traf ihn der Fluch des Herrn. Er ſchwand und verkümmerte ſeit der Zeit, bis er endlich zu einem kleinen, mageren Sträuchlein wurde.

Seidelbaſt.

I.

Blüten ſchmücken dich ſchon, noch ehe die Blätter dich kleiden;
Ungeſtielt an den Zweig ſchmiegen die Blumen ſich an.
Röschen ahmſt du nach und Hyazinthen; an Farbe
Jenen, und dieſen an Duft; beides verführet den Sinn.
Gärten zieret dein Schmuck; doch biſt du bekannt durch die Schärfe,
Durch betäubenden Duft, durch die gefährliche Frucht.

J. Muth.

II.

So eilig hat's den Frühling anzuzeigen
Ein kleiner Strauch: ſchön roſenrot erblühn
Siehſt du ihn ſchon an ſeinen ſchlanken Zweigen,
Noch eh' er ſich gekleidet hat in Grün.

Joh. Trojan.

---

37. Die Tollkirſche.

(Atropa belladonna.)

Der deutſche Name ſowohl wie der botaniſche deuten auf die Giftigkeit dieſer Pflanze. Atropa ſtammt aus dem Griechiſchen und ſagt, daß der Tod nach dem Genuſſe dieſer Pflanze unabwendbar ſei. Denſelben

Namen (Atropos) führte auch die Todesgöttin, die in der Unterwelt ohne Erbarmen den von den beiden anderen Parzen gesponnenen Lebensfaden abschnitt. Die Bezeichnung Tollkirsche führt die Pflanze, weil ihre schönen, kirschähnlichen und zum Genuß einladenden Beeren von sehr nachteiliger Wirkung für den Menschen sind. Am Niederrhein heißt die Pflanze auch Walkerbeere, weil jeder nach dem Genuß der Beere den Walküren anheimfiel. Im Gegensatz zu den angeführten Namen steht der lateinische Beiname belladonna; er bedeutet „schöne Frau". In Italien wurde die Pflanze von eitlen, gefallsüchtigen Schönen benutzt, um durch Einträufelung eines Tropfens Saft aus der Beere dem Auge Glanz und Feuer zu verleihen. Auch bereitete man aus dem Saft ein Schönheitswasser zur Erhaltung einer reinen, klaren Haut. Wegen der pupillenerweiternden Eigentümlichkeit verwendet man das Alkaloid der Tollkirsche in neuerer Zeit vielfach in der Augenheilkunde.

Das besonders in der Wurzel und der Frucht enthaltene Gift heißt Atropin. Seine Wirkungen erstrecken sich vorzugsweise auf die Sinnesorgane und das Gehirn, es erzeugt Schwindel, Betäubung, Doppelsehen usw. Von Kindern, denen die Pflanze unbekannt ist, wird die schöne, kirschähnliche Beere gar leicht gegessen, und auf diese Weise hat die Tollkirsche schon viel Unheil angerichtet. Ein furchtbarer Vergiftungsfall hat sich 1813 bei Pirna zugetragen, wo viele französische Soldaten in einem Feldlager Tollkirschen aßen und infolgedessen an Wahnsinnszufällen litten und verstarben. Nach Montanus mischten einst die Schotten den Saft der Tollkirschen unter das Getränk, wodurch das Kriegsheer des eingedrungenen Dänenkönigs Sveno eingeschläfert und dann durch einen Überfall leicht bezwungen wurde.

---

38. Der Türkenbund.

(Lilium martagon.)

Die bräunlichroten Perigonblätter des Türkenbundes sind rund gewölbt und zurückgeschlagen und bilden einen kleinen Turban, wie ihn die Türken tragen, daher der fremdländische Name der Pflanze. Die Heimat derselben soll nach einigen das Kap der guten Hoffnung sein, von hier sollen sie Kolonisten nach Europa gebracht haben. Andere behaupten jedoch, sie wäre ursprünglich eine abendländische Pflanze. Zur Zeit der Alchimisten hat sie eine große Rolle gespielt. Bekanntlich beschäftigten sich diese wunderbaren „Gelehrten" damit, aus irgendeiner Mischung von Stoffen das vielbegehrte und hochgeehrte Gold herzustellen. Fast jeder Fürst hatte seinen Hofalchimisten, der mit regem Eifer und geheimnisvoller Wichtigtuerei die abenteuerlichen Studien pflegte; denn das Gold war eben bei allen Fürsten knapp und rar. Die Zwiebel des Türkenbundes hat einen goldgelben Farbstoff, er sollte das eigentliche Goldmittel enthalten, und von ihm hat die Pflanze den Namen Goldwurz erhalten. In bezug hierauf heißt es in einem Kräuterbuch aus

dem 16. Jahrhundert: „Das vierte Geſchlecht Heidniſch-Lilie nennt man Goldwurz von wegen der gelben Wurzel, vielleicht auch, weil die Alchimiſten das Kraut in großem Wert halten und wollen, es habe eine Kraft, die Metalle zu verändern".

Im 16. Jahrhundert war der Türkenbund die Modepflanze, beſonders war die ſcharlachfarbige Blume ſehr geſchätzt und geſucht. Wie in ſpäterer Zeit bei der Kultur der Tulpen, ſo ſoll es auch beim Türkenbund beſonders die holländiſche Gartenkunſt verſtanden haben, ein recht lohnendes Geſchäft mit den Zwiebeln zu erzielen. So ſchnell freilich die Liebhaberei für dieſe Pflanze entſtanden, ſo ſchnell ſchwand ſie auch wieder; eine andere Blume trat an ihre Stelle, um auf einige Zeit die Gunſt der Menge zu feſſeln.

In der Schweiz pflückt noch jetzt der Senne die auffallenden Blüten und hängt ſie in ſeiner Sennhütte oder in den Ställen des heimatlichen Dorfes auf, damit ſie die Kühe vor Krankheit und Hexerei ſchütze.

---

39. Der rote Fingerhut.

(Digitalis purpurea.)

Von der fingerhutähnlichen Geſtalt der Blumenkrone hat die Pflanze den Namen Fingerhut erhalten. Auch die Bezeichnung Fuchsglocken deutet auf die Form und Farbe der Blüten. Nach dem Glauben des Volkes ſind die Fuchsglocken mit dem Leben der Elfen verknüpft, ſie neigen ſich zum Gruße, wenn die kleinen Weſen vorübergehen, und ihre Blüten werden von ihnen als Kopfbedeckung getragen. — Die Pflanze iſt in allen ihren Teilen giftig, und in der Giftmiſcherei ſpielte ſie früher eine gewiſſe Rolle. Aus ihr ſollten die Hexen eine Salbe bereiten und einen Trank brauen, womit ſie viel Unheil anſtifteten.

„Purpurrot, liebenswürdig und ſchön
Und ſo demütig ſeh' ich dich ſtehn;
Läßt deine Glöcklein hangen,
Beugſt deine Ähren, die zierlichen, langen,
Schmeichelſt dich aus rauher Waldestrift
In den Garten herein und — doch voll Gift!"

Fingerhut.

Wo das Beil den Wald gelichtet,
Hat in roter Glocken Pracht
Fingerhut ſich aufgerichtet.
Sagt, wer hat die Saat gemacht?

Wohl ein Elf war's, der die feinen
Körnlein hat geſtreut ins Moos.
„Sonne mag nun auf ihn ſcheinen,
Tau und Regen zieh' dich groß!"

Nur an freien Bergeshängen
Prangt er in der Sonne Schein.
Unter ihm in dunkeln Gängen
Liegt das Erz in dem Geſtein.

Kind des Berges! ſchöner kleiden
Sich der Kön'ge Töchter nicht.
Niederblickſt du ſo beſcheiden,
Deine Schönheit iſt ſo ſchlicht!

Kind des Berges, schön gestaltet,
Aus dem Märchenreich gesandt,
Schmück', wo Friede um dich waltet,
Bergeshang und Felsenwand.

Joh. Trojan.

---

40. Die Farnkräuter.

(Filices.)

Das Wort Farn stammt aus dem Sanskrit. Es hängt mit dem Worte parna, welches Feder bedeutet, zusammen und bezieht sich auf die federförmigen Wedel.

Welcher Freund der Natur hätte sich bei einem Spaziergange durch den Wald oder durch das Gebirge nicht schon erfreut an den vielen zierlichen Gestalten dieser Kräuter! Wie mancher hebt ein solches Pflänzchen mit den Wurzeln aus und pflegt es daheim im Gärtchen oder Blumentisch, um sich täglich an den zierlich zerteilten Wedeln desselben zu ergötzen! Zwar die ganze Pracht und Schönheit der Entfaltung dieser Pflanzenart zeigen erst die Vertreter in den feuchten Wäldern der heißen Zone, wo baumförmige Farne in einer Höhe von 15 m mit riesigen Wedeln das Erstaunen des Europäers erregen. Und doch, was sind selbst diese baumförmigen Farne der Gegenwart im Vergleich mit ihren Brüdern der Vorzeit! Es gab einst eine Periode in der geologischen Entwickelung unseres Planeten, in der den Farnen die Herrschaft unter den Pflanzen zukam, in der sie in großen, unermeßlichen Wäldern das feste Land bedeckten. Sie fanden in jener fernen Zeit alles das in reichlicher Menge vor, was sie zu ihrer üppigen Gestaltung erfordern. Über dem eben aus dem Urmeere emporgehobenen Festlande lagerte eine tropische, reichlich mit Wasserdämpfen und Kohlensäure angefüllte Atmosphäre, welche Exemplare zeitigte, gegen deren riesenhafte Ausdehnung selbst die größten der heutigen Vertreter als Zwerge erscheinen. Doch nachdem sie lange, lange Zeit hindurch als die Schönsten unter den Kindern Floras das grüne Pflanzenkleid der Erde gebildet hatten, verschwanden sie, um andern die Herrschaft einzuräumen. Das feste Land sank unter das Niveau des Urmeeres, und die herrlichen Farnwälder wurden von den mächtigen Meereswellen überflutet und von den festen Bestandteilen des Meeres, die sich aus demselben niederschlugen, begraben. Der Druck dieser Schichten, die meist eine erstaunliche Ausdehnung erhielten, ist im Laufe der unermeßlichen Zeit so stark gewesen, um die unter ihnen ruhenden Farne in steinharte Kohlen zu verwandeln. In welcher üppigen Entfaltung und kolossalen Menge die Farnkräuter damals auf der Erde existiert haben müssen, beweisen die vielen und mächtigen Steinkohlenflöze, die sich in allen Erdteilen befinden, und aus denen der Bergmann häufig die schönsten Abdrücke der zierlichen Wedel als Urkunden über die Entstehung der Steinkohle und zugleich als Denkmünzen der Schöpfung an das Tageslicht fördert.

Nach diesem flüchtigen Rückblick in die graue Vorzeit unserer Erde wenden wir uns wieder der fröhlichen Gegenwart und der Betrachtung der heutigen Farne zu. Beginnen wir mit dem Namen Farn. Derselbe findet sich bereits im Althochdeutschen, doch ist die Bedeutung desselben dunkel. Ein Zusammenhang mit dem Worte „fahren" ist schwer anzunehmen, obgleich einige ältere Botaniker die Pflanze „Waldfahren" nennen; möglich, daß sie hierdurch auf die außerordentlich schnelle Entwickelung derselben hinweisen wollten. Eine Farnart führt den Namen Engelsüß (Polypodium vulgare), weil sie nach dem Volksglauben den Menschen von den Engeln als Heilmittel gegen Schlaganfälle gegeben sein soll. Die Bezeichnung „süß" bezieht sich auf den Geschmack der Wurzel. Unser größter europäischer Farn heißt Adlerfarn (Pteris aquilina), weil der untere Teil des Wedelstieles auf der Durchschnittsfläche eine dem Doppeladler ähnliche Figur zeigt. Auch mit den Buchstaben J. C. wird die Zeichnung verglichen, wonach der Farn Jesus-Christus-Wurzel benannt ist.

Unter den Farnkräutern, welche die heimlichen Verstecke des Waldes und der Felsenküste verlassen und in die Ritzen unserer Mauern und Ruinen übersiedeln, erwähnen wir nach einem Artikel von C. Sterne in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" zuerst die Mauerraute (Asplenium Ruta muraria), welche in ganz West-, Mittel- und Südeuropa aus allen Fugen alter Mauern ihre fingerlangen, zierlich wie eine Raute zerteilten grünen Wedel hervorstreckt, deren Unterseite sich schließlich dick mit schwarzbraunen Samenknöspchen (Sporen) bedeckt. Der alte deutsche Botaniker Hieronymus Bock (Tragus) nannte dieses immergrüne, neugierig aus allen Mauerritzen guckende und vermutlich den Eidechsen nahe befreundete Kräutlein schon vor 300 Jahren Miraculum Naturae und setzte geheimnisvoll hinzu: „Dies Kräutlein ist nit wie andere Pflanzen, man muß darin der Natur ihren Lauf lassen".

Ein gleiches Aufsehen erregte in früheren Zeiten ihr natürlicher Gefährte und Nachbar, der aus den Mauerritzen herabschlängelnde Haarfarn (Asplenium Trichomanes), der an einem haardünnen, rotbraunen, glänzenden Stiele beiderseits lebhaft grüne Linsenblättchen trägt, also gegenüber der Mauerraute, deren Wedel gleich dem der meisten Farne doppelt gefiedert ist, nur eine einfache Fiederung zeigt. Man nannte das zierliche Gewächs auch roten Steinbrech, weil es sozusagen die Steine mit seinen Wurzeln durchbricht, und hielt es für ein Pflänzlein, welches wider den Tod gewachsen wäre. Es galt für eine Art Gegenpart zu der eben erwähnten Mauerraute, und Bock schreibt darüber: „Die Weiber reden also von diesem Kräutlein, Mauerraute soll niederlegen (d. h. die Kräfte des Herzens) und abhelfen, dagegen soll das braune Härlein mit den Linsenblättlein wiederbringen und aufhelfen". Man nannte daher diese beiden Ruinenfarne auch Abthon und Wiederthon (Abtun und Wiedergeben).

Den dritten im Bunde dieser geheimnisvollen und kräftereichen Steinfarne bildet der Schuppenfarn (A. Ceterach), der sich auf den

Mosel- und Nahebergen und versprengt im mittleren Europa findet. Die fingerlangen, lebhaft grünen Wedel, die in der Regel anmutige Rosetten bilden, gleichen im Umriß einer groben Doppelsäge, deren Zähne einander nicht gegenüber, sondern in sehr auffallender Weise abwechselnd stehen, während die Unterseiten dicht mit braunen, sich wie das Gefieder eines Rebhuhns deckenden Schuppen bedeckt sind. Man hielt den Schuppenfarn für ein Zauberkraut und sammelte ihn in mondlosen Nächten. Tieren, die davon fräßen, sollte es die Milz verzehren, deshalb gebrauchte man es bei Milzanschwellungen, und davon hat die ganze Gruppe der Stein- und Ruinenfarne im engeren Sinne den Namen Asplenium, von dem kretischen Namen des Gewächses Asplenon, das Milzlose, erhalten.

Die eigentümliche Art und Weise der Fortpflanzung der Farnkräuter ist es von jeher gewesen, welche die Verwunderung der Menschen erregt hat; als zu den Kryptogamen gehörend, treiben dieselben weder Blüten noch Früchte wie die übrigen Pflanzen und vermehren sich trotzdem. Da unsern Vorfahren die Kenntnis der Sporenkörper und die Entstehung der Pflanze aus ihnen fremd war, so fand der Aberglaube hier leichtes Spiel, und man brachte die Pflanze mit den bösen Geistern, ja mit dem Teufel selbst in Verbindung. Dem rätselhaften Samen schrieb man die wunderbarsten Kräfte zu. Wer in dem glücklichen Besitze desselben war, erfreute sich einer unverwelklichen Jugend und bekam eine solche Kraft, daß er in seinem Leben ebensoviel arbeitete wie sonst zwanzig Männer. Unter anderem erzählt E. Meier in seinen schwäbischen Sagen, daß vor etwa 200 Jahren in Rotenburg ein Webergeselle gewesen sei, der nur am Samstag gearbeitet und die übrigen Tage der Woche mit Spielen und Saufen hingebracht, aber an dem einen Tage immer mehr gewoben habe als ein geschickter Weber die ganze Woche hindurch. Das kam daher, weil dieser Gesell den Farnsamen auf seine Profession geholt hatte. Dies ist am Ende auch herausgekommen. Denn einst, als dieser Gesell ein Stück Leintuch von 100 Ellen während eines einzigen Tages gefertigt hatte, wollte seine Meisterin dasselbe auch an dem nämlichen Abend abliefern. Sie tat's in einen Korb und trug es fort. Ihr Weg aber führte sie gerade an der Ehinger Kirche vorbei; und als sie eben daran vorüberging, hörte sie zum heiligen Segen schellen, stellte darauf ihren Korb nieder, kniete hin und empfing nun auch den heiligen Segen. Als aber der Segen ausgeteilt war, und die Frau mit ihrem Leintuch weiter wollte, da war das ganze Stück wieder zu Garn geworden und die ganze Weberei vernichtet. Zur Zeit des Mittelalters führte der Same den vielversprechenden Namen „Wünschelsame", denn wer ihn bei sich trug, dem wurden alle Wünsche erfüllt. Auch besaß der Farnsame nach der Meinung des Volkes die wunderbare Macht, unsichtbar zu machen. Als einst ein Mann in der Mitsommernacht sein verlorenes Füllen suchte und durch eine Wiese ging, fiel Farnsamen in seine Schuhe, und als er heim kam, gewahrte er, daß seine Hausleute gar nicht auf ihn achteten. Er rief: „Ich habe das Fohlen nicht gefunden!" Da erschraken alle heftig, weil sie seine Stimme hörten, ohne ihn zu sehen. Er machte nun allerlei, um sich über den Vorfall auf-

zuklären, wurde aber erſt dann wieder ſichtbar, als er ſeine Schuhe ausgezogen hatte.

Legte man ferner den Farnſamen zum Gelde, ſo ſollte er bewirken, daß daſſelbe trotz aller Ausgaben nicht weniger wurde. Überhaupt ſollte der Teufel dem glücklichen Beſitzer dieſes Samens bei allen möglichen und unmöglichen Dingen behilflich ſein. So erzählte man folgende Geſchichte: Ein Burſche hatte ſich auch einſt vom Teufel den Farnſamen zu verſchaffen gewußt; infolgedeſſen konnte er fahren, wie er wollte: ſo jagte er z. B. mit vier Pferden die ſteilſten Abhänge hinab, ohne Schaden zu nehmen. Als er einſt mit dem Erntewagen in die Scheune fuhr und niemand zum Abladen bei der Hand war, fuhr er über die Leiter zum Boden hinauf und warf dort das Getreide ab. Der Bauer kam zufällig dazu, aber ängſtlich ſchwieg er ſtill, denn hätte er nur ein Wort geſprochen, ſo wären Kutſcher, Pferde und Wagen rettungslos heruntergeſtürzt.

Der zauberkräftige Same war jedoch ſehr ſchwer zu erlangen. Ganz unſicher war man darüber, wann er zur Reife gelangt wäre; die einen ſagten, in der Johannisnacht müſſe man ihn ſuchen, die anderen beſtimmten die Chriſtnacht dazu. In jedem Falle mußte man ihn des Nachts von 11 bis 12 Uhr ſammeln. Aber gerade das Einſammeln hatte ſeine große Schwierigkeit. Denn der Same gelangte nicht allmählich zur Reife, ſondern plötzlich, und in demſelben Augenblick fiel er funkelnd wie feuriges Gold mit großer Kraft zur Erde und verſchwand, ſo daß er nicht wieder gefunden werden konnte. Die Kraft, mit der er dem Boden zuſtrebte, ſollte ſo groß ſein, daß er ſelbſt metallene Mörſer, in denen man ihn auffangen wollte, durchſchlug; nur ein kohlſchwarzes Bockfell konnte ihn aufhalten. Am ſicherſten erhielt man ihn aber vom Teufel ſelber, dem man ſich dann allerdings verſchreiben mußte. Zu dieſem Zweck durfte man in der ganzen Adventszeit nicht beten, kein Weihwaſſer berühren und nicht in die Kirche gehen. Dagegen mußte man ſich ſtets mit teufliſchen Gedanken beſchäftigen. In der Chriſtnacht ſtellte man ſich vor Mitternacht auf einen Kreuzweg, über welchen ſchon Leichen nach dem Friedhof getragen waren; hier erſchienen dem Menſchen eine Menge Geſpenſter, unter denen bekannte und unbekannte Verſtorbene waren, und ſuchten ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen. Er durfte aber kein Wort ſprechen und nicht lachen, ſonſt wurde er ſofort vom Teufel zerriſſen. Hatte er bis zum Schlage zwölf die Probe beſtanden, ſo erſchien der Böſe und gab ihm eine Düte mit Farnſamen.

Von einem Burſchen wird erzählt, daß er einſt den oben erwähnten Kutſcher gebeten habe, ihn bei der Gewinnung des Farnſamens in der Chriſtnacht begleiten zu dürfen. Zur vorgeſchriebenen Zeit, nachts 11 Uhr, gingen ſie nach dem Kreuzwege. Der Führer zog einen Kreis, gebot das tiefſte Schweigen und las wunderliches Zeug aus einem kleinen Buche. Von halb zwölf ertönte das Getöſe des wilden Heeres, dann hing ein großer Mühlſtein an einem dünnen Faden über beiden. Hierauf erſchien ein vierſpänniger Wagen, deſſen Fuhrmann, um ſie zum Sprechen zu verleiten, nach der nächſten Ortſchaft fragte. Dann

glitt eine große Holzschüssel herab und fragte, ob sie dem Wagen nachkommen könne, und diese Schüssel erschien dem Burschen so komisch, daß er laut lachen mußte, wofür ihn der Wissende mit einer kräftigen Ohrfeige belohnte, da er durch das Lachen den Farnsamen verscherzt hatte.

Aber nicht nur der Same, sondern auch das ganze Kraut war wunderkräftig. Schritt ein Wanderer über dasselbe, ohne es zu beachten, so verlor er den Weg und konnte sich nur dann wieder zurecht finden, wenn er die Schuhe wechselte oder — wenn es eine Frau war — wenn sie die Schürze ablöste und verkehrt vorband. Aus diesem Grund hieß das Kraut in Thüringen Irrkraut. Blühenden Farn hing man gern über die Tür, damit er Glück ins Haus bringe. Zur Mitternachtsstunde am Walpurgistage (1. Mai) verwandelte sich nach der Meinung unserer Vorfahren alles Wasser der Brunnen und Flüsse in Wein; doch nur der, welcher Farnblüte bei sich trug, konnte es schöpfen. Nach Montanus schneiden Betrüger im Frühjahr die Farnkrautwurzel zu der Gestalt einer Menschenhand, welche sie Johannishand oder Glückshändchen nennen, und geben vor, daß der, welcher eine solche bei sich trage, in allen Unternehmungen, vorzüglich aber in Erlangung von Geld und Gut, höchst glücklich sei.

Eine andere Sage erzählt Dr. Th. Bodin in der „Natur" über das Farnkraut, das bei den Wenden des Spreewaldes Paproschkraut genannt wird. Er schreibt: „Ein junger Hirte verstand einmal, dank diesem Kraute, die Sprache der Gänse. Aber nur ganz kurze Zeit konnte er sich seiner Sprachkunde rühmen. Das kam folgendermaßen: Einst hütete er nachts die Gänse seines Herrn. Da fiel ihm die Blüte von dem Kraute Paprosch in die Schuhe; das blüht nur nachts um die zwölfte Stunde. Frühmorgens heimgekehrt, brüstete er sich nicht wenig vor den Leuten, denn er konnte ihnen berichten, was die Gänse sich erzählt hatten. Sofort wurde dieses im ganzen Dorfe bekannt, und auch der Herr des Hirten erfuhr davon; neugierig geworden, ließ er sobald den gelehrten Hirten zu sich kommen. Dieser wollte nun sauber und ordentlich vor seinem Gebieter erscheinen; er zog die beschmutzten Schuhe aus und bessere an — aber da hat er nichts mehr gewußt und ist von seinem Herrn als Prahlhans verspottet worden."

41. Der Bärlapp.

(Lycopodium clavatum.)

Diese dem Farnkraut nahe verwandte Pflanze führt den eigentümlichen Namen Bärlapp von der Ähnlichkeit der dichtbeblätterten jungen Zweige mit einem behaarten Tierfuße; auch der botanische Name besagt dasselbe, er ist zusammengesetzt aus zwei griechischen Wörtern, die Wolf und Fuß bedeuten.

Man war früher der Meinung, daß nach der Zeit der Sonnenwende, von der die Tage wieder abnehmen, die bösen Geister auch mehr Macht über die Menschen bekämen. Um sich nun gegen die dunkeln Mächte der Finsternis zu schützen, suchte man die Ranken des Bärlapp, umgürtete sich damit und warf Kränze aus diesem Kraute in die Johannisfeuer. Daher führte die Pflanze auch die Namen Gürtelkraut und Johanniskraut. Eine andere Bezeichnung der Pflanze ist Weinkraut, weil man, um das Sauerwerden und Abstehen des Weines zu verhüten, ein Stückchen von ihrer Wurzel oder ihrem Kraut in den Wein hing. Besonders rätselhaft erscheinen die Sporen. Weil sich dieselben schwer mit Wasser verbinden und im Feuer mit blitzähnlicher Flamme aufleuchten, hielt man sie für ein schwefelhaltiges Pulver, welches der Pflanze von den bösen Geistern verliehen wäre, und nannte es Hexenmehl. In einem alten Kräuterbuche heißt es von demselben: „Im Julio und Augusto findet man einen fahlgelben Staub, Mehl oder Pulver in der Pflanze, so etliche für den Samen halten. Das gelbliche Mehl oder Pulver, wenn es durch ein Röhrlein in ein brennendes Licht oder ein Feuer geworfen wird, gibt wegen seiner subtilen schwefelichten Teilchen eine starke Flamme oder Blitz von sich, dahero es etliche Sulphur vegetabile (Schwefel aus dem Pflanzenreiche) nennen."

---

42. Die Schwämme.

(Fungi.)

In noch weit höherem Grade als die übrigen Kryptogamen erregte das Heer der Schwämme die Verwunderung des Menschen. Gar vieles wirkte hier zusammen, um die wunderbarsten Ansichten über diese Gewächse beim Volke hervorzurufen. Außer der auffallenden Gestalt und Farbe war es besonders das sprichwörtlich gewordene schnelle Hervorschießen derselben aus dem dunkeln Schoß der Erde, das sie vor anderen Pflanzen auszeichnete; über Nacht entstanden sie, und fast ebenso schnell waren sie verschwunden. Die Unkenntnis der Sporenkörper ließ die Menschen früher über das Wesen der Fortpflanzung der Schwämme vollkommen im unklaren. Dazu kam noch die auffallende Erscheinung, daß sich einige Schwämme für den Menschen als genießbar erwiesen, während andere trotz ihrer verführerisch leuchtenden Farbe Krankheit und Tod bei ihrem Genusse im Gefolge hatten. Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn auch die Schwämme mit geisterhaften Wesen in Verbindung gebracht wurden. Bis vor gar nicht langer Zeit hielt man sie überhaupt nicht für Pflanzen, wie dies deutlich aus den Worten eines alten Pflanzenkenners hervorgeht, der über dieselben sagt: „Die Schwämme sind weder Kräuter noch Wurzeln, weder Blumen noch Samen, sondern nichts anderes, denn eine überflüssige Feuchtigkeit der Erden, der Bäume, der Hölzer und anderer fauler Dinge".

Besonders rätselhaft erschien die ringförmige Ausbreitung mancher Pilze auf Wiesen und im Walde. Da man sich diese auffallende Erscheinung auf natürliche Weise nicht erklären konnte, so nannte man sie „Hexen- oder Zauberringe" und schrieb ihr Entstehen geisterhaften Wesen zu. Diese Ansicht wurde noch durch den Umstand verstärkt, daß das Vieh das innerhalb dieser Hexenringe wachsende Gras, welches von den vermoderten Pilzen einen häßlichen Geruch hat, nicht frißt. Über das Wesen solcher Hexenringe schreibt Lenz: „Viele fädigflockige und häutige Mycelien (das sind wurzelähnliche Gebilde am Fuße des Pilzstiels) überwintern und entwickeln sich jahrelang fort und erzeugen alljährlich neue Fruchtkörper. Tritt kein Hindernis entgegen, so geschieht die Entwickelung in der Regel so, daß das Mycelium von dem Punkte seiner ersten Entwickelung in zentrifugaler Richtung und mit jedem Jahr in größeren Kreisen sich ausbreitet. Indem nun in der Peripherie, als der jüngsten und am kräftigsten vegetierenden Region, die Fruchtkörper sich entwickeln, während das Zentrum allmählich absterbt, entsteht die jedem Schwammsammler bekannte Erscheinung, daß die Pilze in mehr oder weniger regelmäßigen Ringen und Halbkreisen entstehen, eine Erscheinung, die sich selbst bei den Schimmel- und den auf Blättern schmarotzenden Pilzen (z. B. Kartoffelpilz) wahrnehmen läßt."

Unter den einzelnen Schwämmen hatte besonders der **Bovist** die Aufmerksamkeit durch seinen staubgefüllten, beutelförmigen Körper auf sich gezogen. Da die Schwämme besonders nach einem warmen Regen in größerer Menge erscheinen, brachte man ihr Auftreten mit der in eine Hexe verwandelten Regenthrude in Verbindung, worunter man in der heidnischen Vorzeit die Tochter des Donar verstand, die den Menschen den sanften, fruchtbaren Regen sandte. Deshalb nannte man den Bovist auch **Thrudenbeutel**. In anderen Gegenden erklärte man diese wunderbaren Staubpilze für ausgebrannte und auf die Erde gefallene Sternschnuppen.

---

43. Die Moose.

(Musci.)

„Ein verwöhntes und blasiertes Geschlecht sind in vieler Beziehung wir Menschen der heutigen Zeit. Wir sind es oft selbst unserer heimischen Natur gegenüber und verstehen nicht, durch deren liebevolle Betrachtung unser Herz jung und frisch zu erhalten. Durch Schilderungen ferner Länder und Zonen werden wir auf Geistesflügeln, ja durch das Dampfroß selbst mit Leib und Leben mühelos in anmutige Gegenden gebracht, gegen welche freilich unsere heimische Scholle bescheiden sich ausnimmt. So streift denn das Auge recht gleichgültig an den heimischen Fluren, an den allgewohnten Baumgruppen, an dem harmlosen Bache vorüber, dessen über Kiesel murmelndes Silber und dessen blumiges Ufer unsere Kinderherzen einst hoch erfreute. Wir wollen mehr, wollen Außer-

gewöhnliches, Seltsames haben, um gefesselt zu werden.“ Leider hat P. Kummer in diesen Worten nur zu recht. Wie oft hört man Klagen über die traurige Gegend, in die das Schicksal unser Leben gebannt habe. Zwar wandeln wir nicht überall in großartigen Alpenlandschaften oder in majestätischen Eichenhainen, wo die Reize der Natur sich uns in so erhebender Schönheit darbieten; doch wenn wir es verstehen, die Wunder der Schöpfung auch im kleinen zu beachten, so wird keine Gegend, und wäre es die ödeste Heide, ohne Reiz für uns sein. Und zu solchen Gegenständen, an denen wir die Naturschönheit im kleinen bewundern müssen, gehört in erster Linie das Moos. Aber wie viele treten das Moos mit Füßen und gehen gleichgültig an demselben vorüber, ohne es eines näheren Blickes zu würdigen! „Wer hätte außer dem Botaniker auch wohl schon einmal eine Moosfrucht beachtet und an deren seltsamer schlanker Gestaltung sich erfreut! Daß ein Moos blühen und Früchte tragen könne, ist den meisten schon überraschend. Und doch, was für Früchte! Solche, die an niedlichster Grazie — dabei sind Blattstamm, Fruchtstiel und Frucht zusammen oft kaum einen Zoll hoch — alles übertreffen. Es sind Pflanzen, wie aus liliputanischen Gärten in menschliche Gegenden verirrt, und bei der größten Einfachheit im Bau doch von origineller Form sondergleichen.“ Daher singt auch der Dichter vom Moose:

„Willst du stille Wunder schauen,
Lenk zur Erde deinen Sinn;
Dich im Niedern zu erbauen,
Sieh auf zarte Moose hin!

Sieh nur dieses stille Walten,
Das mit Wunderkräften schafft,
Wenn im Keimen und Entfalten
Alles eilt aus seiner Haft!

Wenn im Blatte tausend Zellen
Aus dem Urstoff des Demant
Mit des Lichtes Wunderwellen
Bilden nun ihr grün Gewand!

Wenn in wunderschönen Blüten,
Tiefverborgen, zart und bunt,
Liebeskräfte neu erglühten
Im geheimen, schönen Bund!

Wenn ein Schwellen und ein Dehnen
Jetzt im zarten Schoß sich fand,
Und dann unter raschem Sehnen
Bald ein Früchtchen auferstand!

Wenn es jetzt auf zarten Säulchen
Anmutsvoll ins Leben trat,
Auf dem rings gezähnten Mäulchen,
Deckelchen und Hütchen naht!

Wenn sie beide sich erheben,
Um dem Früchtchen zu entfliehn,
Und zu einem neuen Leben
Nun die Samen weiter ziehn!

Wenn du alles dies erschauetest
In gemeiner Zauberpracht,
Wett' ich, daß du dich erbauetest,
Daß viel Wunder dir gelacht!“

Ernst Schemel.

Während in dem vorstehenden Gedichte das einzelne Moospflänzchen gefeiert wird, schildert das folgende den Eindruck, den die grüne Moosdecke als eigenartiger und sinniger Schmuck ehrwürdiger, menschlicher Bauwerke auf uns macht.

Das bescheiden und still erglänzt im Schimmer des Abends,
Sei mir, sinniges Moos, an der Ruine gegrüßt.

Nimmer mit goldener Blüte umkränzt dich der heitere Frühling;
Aber der Winter auch bleicht nimmer dein ewiges Grün.
Ernſtvoll blickſt du herab von des Domes ſtolzragender Kuppel,
Lächelſt im Hoffnungsgewand noch an dem Steine der Gruft.
So beſcheiden und ſtill, biſt du mir des Weiſen ein Sinnbild,
Nimmer von Freuden entflammt, nimmer von Kummer gebleicht.
Ernſthaft blickt es herab von des Glückes erhabenſtem Gipfel,
Lächelt, der Hoffnung Bild, noch an dem Steine der Gruft.

L. M. Bäſchenthal.

Das ſaftige, ſchwellende Moos, welches den müden Wanderer ſo freundlich zur erquickenden Raſt einladet, war von jeher ein Liebling des Menſchen; Sage und Legende verherrlichen dasſelbe. So erzählt die Sage in Tirol von dem heilkräftigen isländiſchen Mooſe — welches allerdings der Botaniker nicht zu den Mooſen, ſondern zu den Flechten rechnet —, daß es in früheren Zeiten auch in den Tälern wuchs und ſo reich an nährenden Stoffen war, daß die Kühe, welche davon fraßen, außerordentlich viel Milch gaben. Als nun Chriſtus auf einer ſeiner Wanderungen auch durch Tirol kam, gelangte er als Bettler verkleidet zu einem Gehöft, in welchem die übermütige Bäuerin ſoeben ein Milchbad nahm und den bittenden Herrn ſchnöde abwies. Da erzürnte der Herr und verbannte die nützliche Flechte aus den Tälern, indem er rief: „Iſere, wachs unterm Schnee!“ und ſeitdem wächſt die Pflanze, die früher Iſere hieß, nur auf den Höhen.

Jeſus und das Moos.

In tiefſter Schlucht im Waldesſchoß
Entſproß das grüne zarte Moos,
Ein Teppich, ſammetweich.
Den Blicken zeigt es ſich nur klein,
Doch ſchließt ſein Bau ein Wunder ein
Von Wipfel, Laub und Zweig.

Zu Roſenglut und Waldesgrün
Schaut's niedre Moos und ſeufzt: Solch Blühn
Gab mir der Himmel nicht!
Viel Tritte rauſchen über mir,
Und nicht ein Auge ſieht mich hier,
Denn alle lockt das Licht.

Und ſieh! da kommt im Abendſchein,
Der Heiland wandelnd durch den Hain
Mit bleichem Angeſicht,
Mit wundem Fuß er weiter mußt',
Da fühlt er 's weiche Moos mit Luſt
Zu ſeinen Füßen dicht.

Er kam erſt durch die Wüſte her,
Da brannten Sand und Sonne ſehr,
Nun kühlt das ſanfte Moos.
Da ſpricht der Heiland: „Vaterhand
Hat ſolche Lieb' auf dich gewandt
In Zartheit ernſt und groß!

Welch Auge mag ſo blöde ſein,
Erkennt nicht in der Klarheit dein
Des Schöpfers Macht und Huld?
Du zierlich Kraut, ſo unbeacht't,
Dein hat der Vater auch gedacht,
Dein Los trag' mit Geduld!“

Dies Wort bracht' Jeſus kaum hervor,
Da ſprießt es aus dem Moos empor,
Ein Röslein wundermild!
Mooskröslein wurd' es bald genannt,
Das blühet nun in jedem Land,
Der Demut ſüßes Bild.

Des Heilands Erdenleid verſüßt
Hat es, die Füß' ihm ſanft geküßt,
Des wurd' ihm ſolcher Lohn. —
O Herz, bleib immer treu und weich,
Biſt du bedrückt dem Mooſe gleich,
Dann knoſpt die Roſe ſchon!

H. v. Cheſy.

Der Aberglaube hat ſich auffallenderweiſe nur wenig mit dem Mooſe befaßt; am bemerkenswerteſten ſind in dieſer Beziehung die ſogenannten Moosleute. Im Harze waren ſie bekannt als Mooswieblein und Moosfräulein, denen ſich die ſelteneren Moosmännlein zugeſellten. Man ſtellte ſich unter ihnen zwergähnliche Weſen vor mit einem behaarten Körper und einem alten runzeligen Geſicht, das an mehreren Stellen gleich alten Baumſtämmen ganz mit grauem Moos bewachſen war. In der Gegend von Saalfeld bilden Drechſler dieſe Weſen in der Geſtalt kleiner Puppen nach und ſtellen ſie zum Verkauf aus. In Reichenbach herrſcht noch die Sitte, zu Weihnachten kleine Moosleute auf den Tiſch zu ſtellen. Dieſe Moosleute haben nach dem Glauben des Volkes ihre Wohnung in hohlen Bäumen oder in Mooshütten. Sie ſpinnen das Garn, aus dem ſie ihr Gewand bereiten, aus dem zarten Miesmoos, das oft mehrere Fuß lang gleich einem Seile von einem Baume zum andern hängt. Ihr Geſicht waſchen ſie im Tau, welcher ſich in den Blättern des Frauenmantel (Alchemilla) angeſammelt hat, und baden ſich im Wieſentau. Als Handtuch dient ihnen das zarte Wellmoos. Ihre Kinder betten ſie auf Moos oder in Wiegen von Baumrinde. Mit den Menſchen verkehren ſie höchſt friedlich, ſie warnen dieſelben beſonders vor Entheiligung des Feiertages. Oft ſuchen ſie die Hilfe des Menſchen, wofür ſie ſich jedoch demſelben wieder dienſtwillig erweiſen oder ihm grünes Laub ſchenken, das ſich in Gold verwandelt; dagegen nehmen ſie als Lohn für ihre Dienſte nur Speiſen an, die man für ſie auf den Ofen zu ſetzen pflegt. Sie ſelber führen kein freudenreiches Leben; denn ſie werden von dem wilden Jäger verfolgt, der ſie, wenn er ihrer habhaft wird, in der Luft in Stücke zerreißt. Man hört ſie daher oft klagen und weinen und nennt ſie aus dieſem Grunde auch wohl Klageweibel. Um eine ſichere Zufluchtsſtätte vor dem wilden Jäger zu haben, ſollen ſie oft die Holzhauer bitten, drei Kreuze mit der Axt auf die Baumſtümpfe einzuhauen, auf die ſie ſich dann ſetzen.

In erſter Linie ſah man die Holz- oder Moosfräulein als die Schutzgeiſter der Waldbäume an. Ihr Leben war an das der Waldbäume gebunden, und ſo oft jemand einen jungen Baum ſo lange umdrehte, bis Rinde und Baſt ſich vom Holze trennten, mußte eins von den Moosleuten ſterben. Aus dieſem Grunde ſchärften ſie allen Menſchen, mit denen ſie zuſammenkamen, ein, keinen Baum zu ſchälen oder anderweitig zu vernichten. Aber auch die Früchte des Feldes und beſonders der Flachsbau ſtanden unter ihrer Obhut. Deshalb warf man z. B. in der Oberpfalz beim Säen desſelben einige Körner für das Holzfräulein in den nahen Wald, oder, wenn man ſpäter den Flachs jätete,

verfertigte man dem Holzfräulein aus einigen Flachsſtengeln ein Hüttchen. Selbſt bei der Ernte ließ man aus Dankbarkeit einige Flachshalme ſtehen und band ſie oben mit einem Knoten zuſammen, damit das Holzfräulein ſich darunterſetze und Schutz fände.

Das Moos der Bäume.

Da, wo der Nord mit ſcharfem Speer
Hinſendet Stoß auf Stoß,
Da deckt den Baum als ſichre Wehr
Ein Schild von dichtem Moos.

Nicht war mir ſolch ein Schild zur Hand
Im Sturmgewühl der Welt,
Und jener Pfeil, von ihr geſandt,
Traf mich auf offnem Feld.

Doch jetzt, wie ſcharf und ſchonungslos
Sie angreift, alles prallt
Leicht von mir ab, denn was das Moos
Dem Baum, iſt mir der Wald.

G. Pfarrius.

II. Feld und Flur.

Das Kornfeld.

Im Korne zwiſchen ſeinen Ähren
Durchſchlich es mich beſonders. Kehren
Die mannigfaltigſten Geſicht'
Aus ihm hervor die Blumen nicht?
Steht es nicht wie des Waldes Mauer
Und ladet zum Verborgnen ein?
Und lebt doch nur ſo kurze Dauer;
Die Ernte kommt, es fällt der Hain
Der ſchlanken Halme, darauf ſauſet
Der Wind in Stoppeln, wo nichts hauſet.

Immermann.

Es iſt uns geläufig geworden, wenn wir von Natur und Naturſchönheit reden, nur an reine, von Menſchenhand unberührte Formen der Landſchaft zu denken. Unbewußt oder bewußt liegt dieſer Gewohnheit eine richtige Anſchauung zugrunde. Denn wo der Menſch, ſei es bildend, ſei es zerſtörend, eingreift in die Geſtaltung der Erdfläche, da iſt es faſt überall ein Bedürfnis, das ihn treibt, ein Nutzen, den er erſtrebt; und wie im Reiche der Kunſt, ſo wird auch in dem der Natur der ſpröde Zweck meiſtens der Tod des Schönen ſein. Natur und Kultur ſtellen Gegenſätze dar. Aber allerdings keine unvereinbaren Gegenſätze. Nichts beweiſt dies vielleicht deutlicher als der Park oder die Kunſtlandſchaft, die — wie der Name ſagt — eben auf Grundzügen, von der Natur ſelbſt gegeben und im Geiſte derſelben gefaßt, eine gleichſam ideale Wirklichkeit ſchafft. Aber man darf vielleicht noch weiter gehen und behaupten, daß keine der Geſtalten, in welche der erobernde Menſch den Boden zwang, jener Poeſie ganz entbehre, die aus freier Natur allenthalben weht. Ja, ſelbſt die ärmſte aller Kulturformen, ſelbſt das Kornfeld hat noch immer einigen Anteil an dem ſtillen, tiefen Reiz des Erdenlebens. — —

Wir nennen die verſchiedenen Arten des Kornes mit zuſammenfaſſendem Ausdruck Getreide. Das faſt undurchſichtig gewordene Wort bezeichnet ſie als das Getragene (ahd. gitragidi, mhd. getregede),

das Erdgezeugte, als Gabe der Erde. Und welches andere Geschenk der reichen Mutter verdiente mehr die Auszeichnung eines solchen Namens? Und welch ein Rück- und Ausblick käme an Weite dem gleich, der sich an die Verleihung, gleichsam an die Belehnung des Menschen mit dieser Erd- und Himmelsgabe knüpfte?

Jahrhunderte, Jahrtausende tun sich auf, und in die ersten Zeiten des Menschendaseins sehen wir staunend hinaus. Heimat- und obdachlos streift der Jäger durchs Gewälde, horchenden Ohrs beschleicht er das ruhende Wild oder erjagt im Wettlauf das flüchtige, fordert es mit roher Waffe zum Kampf. Sein blutiges Gewerbe duldet keine Genossen; er bedarf großer Erdstrecken, damit Hirsch und Bison sich nähre, in deren Fell er sich hüllt, deren Fleisch seinen Hunger bändigt, aus deren Blut er neue Wildheit trinkt: einsam, wie er gelebt, endet er einsam. Wie ganz anders erscheint neben ihm der Hirt! Sein Geschäft ist nicht mehr der Mord, er nährt, zähmt, erzieht das Tier; schon werden die edleren Kräfte des Gemütes wach: nach oben zu den ewigen Gestirnen richtet sich sein ahnendes Auge, und in die Weite der Ebene oder im Tal des Gebirges erhebt er die Stimme zum Wechselgesang. Aber noch folgt er mit dem beweglichen Zelt der weidesuchenden Herde von Steppe zu Steppe, auch ist er noch fremd und ohne Heimat auf der Erde, und in langen Fehden vertilgt oft ein Geschlecht das andere. Erst wenn er den Jagdspeer und den Hirtenstab weggeworfen, wenn der Pflanzensegen der Erde seine irren Schritte hemmt und ihn die Kunst lehrt, säend und erntend mit unblutiger Hand sein Brot zu bauen, wenn er auf die großen Ordnungen der Natur ein stetiges Dasein gründet, dann erst, im Ackerbauer, ist der Mensch zum Menschen geworden und mag versuchen, die großen Aufgaben der Menschheit zu erkennen und zu lösen. Um die feste Wohnstatt breiten sich umfriedete Marken, gesellt sich mannigfaltiger Schmuck des Bodens; Hütte tritt neben Hütte, auf beschirmtem Altar brennt das Opfer, und bald erwachsen aus dauernder Gemeinschaft die Tugenden und Kräfte der Völker. Auf dem Ackerbau, als auf einer unzerstörbaren äußeren Grundlage, ruht alles, was die Menschheit errungen hat in Sitte und Bildung. — —

Je größer sonach die kulturgeschichtliche Bedeutung des Kornes ist, um so geringer erscheint nun dagegen die ästhetische. Die Getreideflur hat wenig malerischen Reiz. In eintöniger, gleicher Linie markt sich Feld von Feld. Es ist, wie der Dichter sagt, die

„— Schrift des Gesetzes, des menschenerhaltenden Gottes;
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt". Schiller.

Die Schrift des Gesetzes. Gewiß! Aber darf man sie schön nennen? Und ist in der bunten Mosaik, in dem schachbrettartigen Getäfel, zu dem die Ackerstreifen sich zusammensetzen, etwas anderes sichtbar, als die mühende, regelnde Hand des Fleißes? Es ist die Erde in Knechtsgestalt, die wir sehen, abgerissen von ihren Schultern der stolze Mantel der Wälder, von ihrem Busen das Geschmeide der Wiesen; den freien

Schwung ihrer Formen fesselt ein knappes Gewand, für welches der Poet vielleicht lieber die Nacktheit der Wüste tauschen möchte. Oder sind etwa nicht gerade jene Erdstriche, aus deren reichem Segen ein großer Teil Europas seine Speicher füllt, verhältnismäßig die ärmsten an schönen Landschaften? Brot, Brot! das ist der einzige Eindruck, den der Wanderer aus diesen weitgedehnten Getreideflächen mitnimmt. Der Gedanke an die Notdurft des Lebens ist's, der ihn begleitet und festhält.

Und dennoch wäre in dieser Härte ausgesprochen das Urteil ein unbegründetes, denn auch das Kornfeld hat seine Poesie, und sie umwebt uns — wie so oft — auch ungesucht. — —

Gewiß, auch ein Halmenfeld ist schön. Sei es, daß es, ein stiller Wald, träumend in die Luft stehe, oder daß der Wind in seinen weichen Wellen buhlend wühle. Wenn da in den Tagen der Sommersonnenwende die langen Kornwogen dunkellicht aufschlagen und die Hügel hinauf und hinab und weiter ziehen, und die ganze Fläche jetzt violett, jetzt silbergrau schimmert, dann ahnen auch wir, gleich unseren Vorfahren, im Steigen und Beugen der Halme den Segensgang der befruchtenden Naturkraft. Dann mag noch immer Fro, der schützende Gott, auf seinem Eber durch die Fluren reiten und Gedeihen geben, oder Walpurgis, die heilige Ährenhüterin, die Saaten weihen. Aber auch ohne diesen frommen Glauben — welches Auge verfolgte nicht mit Lust die reizenden Linien jenes Spiels? Und wer empfände nicht im Anblick dieses stillen Regens und Lebens dem Dichter nach, wenn er darin ein Bild erkennt der im Menschengeist wachsenden und wogenden Gedanken? Oder wer hätte nicht schon, wenn er durch das schlanke Geröhre wanderte, jener Szene gedacht, in welcher Dorothea an Hermanns Arm der neuen Heimat zueilt und mit ihm des wankenden Korns sich freut,

„Das die Durchschreitenden fast, die hohen Gestalten erreichte" —?

Und was flüstern nun diese schwankenden, wiegenden Halme? Was raunt in diesem lauten Rauschen, in dem es immer wie ein geheimes reifendes Feuer zu knistern scheint? Sie erzählen sich von dem Naturssegen, der nun wieder aufgetan ist für so viel sorgende, hoffende, harrende Menschenherzen, aufgetan für alles, was da lebt. Das ist das unendlich Beruhigende, ich möchte sagen Sättigende im Anblick des Kornfeldes. Es ist die neue Erfüllung der alten Gottesverheißung: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Man sieht wieder mit leiblichen Augen die Hand des Himmels, der mit der Erde einen Bund geschlossen, und der Staub der blühenden Ähren dampft ein keusch Geheimnis der Natur in die blauen Wolken auf und wird zum Opfer der Scholle. — —

Ist das Korn gemäht und eingescheuert, so ist des Jahres schönere Hälfte dahin. Über dem Stoppelfelde liegt schon die ganze Herbstschwermut. Die Wanderspinnen weben ihren Schleier, die Heimatvögel, lange verstummt, rüsten zur fernen Wanderschaft, vom Himmel hangt

trübstilles Gewölk. Nur wenn im Spätherbst die Pflugschar von neuem die Erde spaltet, belebt sich noch einmal dieses Bild. Die Spuren der Vergänglichkeit schwinden wieder, der neuen Saat wird das Bett bereitet, hoffend strebt der Sinn hinaus, und wie der Scheidende wohl ein grünes Reis zurückläßt, so zeigt uns noch im Vorwinter das Korn ein neues Grün. Mag die Schneedecke es auch bald genug verhüllen, sie hüllt es nur ein, um es desto sicherer einer künftigen Frühlingssonne entgegenzuführen.

H. Masius.

Das Kornfeld.

Was ist schöner als das Feld,
Wenn die Halme all, die schlanken,
Leise schwanken,
Und ein Halm den andern hält.

Wenn im Korn die Blumen blühn,
Leuchtend rot und blau dazwischen,
Und sich mischen
Lieblich in das sanfte Grün.

Wenn es flüsternd wogt und wallt,
Lerchen sich daraus erheben,
Drüber schweben,
Und ihr Lied herniederschallt!

Dann den schmalen Pfad zu gehn
Durch das Korn — welch' eine Wonne!
Nur die Sonne,
Nur die Lerche kann uns sehn.

Joh. Trojan.

---

44. Der Roggen.

(Secale cereale.)

Secale kommt vom lateinischen secare = schneiden her, es bezeichnet ein Getreide, welches geschnitten wird. Cereale hängt mit Ceres, der Göttin des Ackerbaues, zusammen.

Der Roggen ist unsere wichtigste heimische Getreideart und wird von dem Landmann schlechtweg das Korn genannt. Er ist die Frucht „unseres täglichen Brotes", wie der Weizen bei den Romanen. Sein Name ist sehr alt und bisher noch nicht genügend erklärt; man vermutet, daß er mit „Rogen" verwandt sei, welches im weiteren Sinne „Frucht" bedeutet; z. B. Fischrogen, d. i. Frucht der Fische. Die alten Inder, Ägypter und Homer haben den Roggen nicht gekannt, und noch in der Gegenwart hat er sich nur wenig nach Süden verbreitet. Seine Heimat scheint Osteuropa oder das östliche Asien zu sein. Plinius bezeichnet den Roggen als das geringste Getreide, das man nur zum Stillen des Hungers gebrauchen könne.

Nach dem Glauben der alten Griechen und Römer war Ceres, die Göttin des Ackerbaues, die Spenderin der Getreidepflanzen; ihr zu Ehren erhielten dieselben den Namen Zerealien. Unsere germanischen Vorfahren verehrten den Odin als den Gott der Ernte. Auch waren sie der Ansicht, Fro oder Freyr, der Sonnengott, ritte auf seinem Eber durch die Fluren, um Wachstum und Gedeihen zu spenden. In dunkler Erinnerung an diesen Glauben sagt man in Thüringen noch heute, wenn die goldenen Ähren vom Winde hin und her bewegt werden, ein

Eber durchrauſche das Korn. Bei der Ernte ließ man am Ende jedes Feldes einen kleinen Ort ungemäht, deſſen Ähren man zuſammenſchürzte und mit Waſſer beſprengte. Dann traten alle Mäher umher, entblößten ihre Häupter, wandten ihre Senſen und Wetzſteine nach dem Ährenbüſchel und riefen Wodan dreimal an:

„Wode, Wode,
Hole dinem Roſe nu Foder.
Nu Diſtel und Dorn,
Tom andern Jar beter Korn!“

Lange hat ſich dieſer Brauch in Mecklenburg und am Harz erhalten. Doch geſchah das Binden ſolcher Büſchel in den einzelnen Gegenden in verſchiedener Weiſe. So mußten in einigen Gegenden drei große Ähren mit der rechten Hand erfaßt, zu einem Knoten verſchlungen und mit den Kräutern des Ackers als Kornblumen, Mohn und Kamillen geſchmückt werden. Betend ſtellten ſich dann die Schnitter um den Büſchel und dankten, daß ſie ſich bei der Ernte nicht geſchnitten hatten. In manchen Gegenden fügte man dieſer Götterſpende auf Roggenäckern noch ein Stück Roggenbrot und auf Weizenäckern ein Stück Weizenbrot bei. Auch in anderer Weiſe bekundete ſich die Dankbarkeit gegen die Götter für den Ernteſegen. In Heſſen warf man, ſobald die Ernte beendet war, nachts um zwölf Uhr eine Garbe aus der Scheune, damit die Engel ihren Teil des Gottesſegens bekämen, und am Harz ließ man ſogar eine Garbe für die Sperlinge ſtehen.

Es iſt natürlich, daß eine Pflanze, die in ſo hohem Grade den Dank des Menſchen gegen die Götter forderte, in ihrer ganzen Entwickelung vom Keimen bis zur Ernte mit beſonderem Intereſſe beobachtet wurde, und daß eine große Anzahl von eigenen Sitten und Gebräuchen ſich an dieſelbe knüpften. War im Frühjahr die Feldflur beſtellt, ſo wurde dieſelbe mit einem Pfluge, der von Jungfrauen gezogen wurde, umzogen. Hierdurch wollte man der Ackerarbeit den beſten Erfolg ſichern. In Süddeutſchland riſſen am Aſchermittwoch die Burſchen die Mädchen aus den Häuſern und ſpannten ſie vor einen Pflug. Einer der Burſchen trieb und lenkte ſie mit einer Peitſche. Hans Sachs erzählt in ſeinem Schwank „Die Hausmaide im Pflug“, daß er bei Regensburg am Aſchermittwoch ſechs ſchöne Hausmaide an einem Pflug habe dahinziehen ſehen, ein Burſche trieb ſie mit der Geißel, ein anderer hielt zuhinterſt den Pflug, und ein Teil der Geſellen trieb noch mehr Hausmaide herzu. Es waren die Hausmaide, die übergeblieben waren und bis Faſtnacht keinen Mann genommen hatten.

Wenn der Roggen im Herbſt aufgeht, ſehen die zarten Blattſpitzen rötlich aus, während alle anderen Getreidearten grün aufgehen. Das weiß das Volk wohl zu erklären. Kain erſchlug ſeinen Bruder Abel auf einem keimenden Kornfelde. Das Blut ſpritzte umher und färbte die Stelle ganz rot. Der liebe Gott ließ von dieſer Bluttat an die junge Roggenſaat immer rot aus der Erde emporkommen, damit dieſes Kainszeichen alle Menſchenkinder an den erſten Brudermord gemahne.

Wollte der Landmann seine Saaten vor Blitz, Hagel und schädlichen Würmern schützen, so besteckte er am Palmsonntage die Felder mit den geweihten Palmzweigen. In einigen Gegenden, wie in den Alpen, war es Sitte, brennende Strohbündel über die Saatfelder hinabrollen zu lassen, um, wie es hieß, „das Korn aufzuwecken“. In anderen Gegenden schoß man am Walpurgisabend (1. Mai) mit Gewehren dreimal über die Felder, um die Hexen, die das Schießen nicht leiden konnten, von den Fluren zu vertreiben, damit sie der keimenden Saat keinen Schaden zufügten. In der Altmark herrscht die eigentümliche Sitte, daß die Brautleute während der Trauung Getreidekörner in den Schuhen tragen, um hierdurch die Fruchtbarkeit der Felder zu vermehren. In vielen Gegenden wird in die erste Garbe ein Brot und ein Osterei gebunden, um das Wiederaufkeimen und einen reichlichen Ertrag für das nächste Jahr zu sichern. An anderen Orten wird der erste Pflug über ein Brot und ein Ei in den Acker geführt, auch vergräbt man wohl beides in das besäte Feld. In Thüringen ißt der Landmann mit seiner Familie einige frische Eier auf dem eben bestellten Acker. Das Ei ist hier das Symbol des erwachenden Lebens. In Steiermark wird, wie Rosegger erzählt, am Sonnenwendvorabend „die Natur beschworen“. Zu diesem Zweck macht der Landmann auf seinem Getreidefelde Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er nun das auflodernde Feuer hübsch kreuzweise mit grünem Tannenreisig, feuchtem Moos und Heidekraut. Von dem Feuer steigt sofort dichter, geweihter Rauch auf, dieser streicht über das Kornfeld, verbindet sich mit den Wolken und macht dieselben unschädlich. In Westpreußen sät man die Körner des vorjährigen Erntekranzes zuerst aufs Feld, um eine gute Ernte zu erzielen. Es erinnert diese Sitte an das Opfer, welches man früher ungemäht dem Wodan auf dem Felde stehen ließ. In Mecklenburg steckt man drei reife Kornähren im Namen des dreieinigen Gottes über den Spiegel, um reichen Kornsegen zu erhalten. In Oldenburg beginnt man mit dem Schneiden des Korns an dem der Göttin Freia geweihten Freitag, um den Mäuseschaden zu verhüten. In derselben Gegend benutzt man auch den Karfreitag und den darauffolgenden Sonnabend zum Aussäen des Korns. Dies geschieht wahrscheinlich aus dem Grunde, damit die Saat am Osterfeste zum Leben erweckt werde. Wenn im Roggenfelde viele (körnerarme) Ähren hoch über die anderen ragen, so sagt man in Mecklenburg und anderen Gegenden: Es sind viele Käufer im Roggen; er wird teuer.

Aus all diesen Sitten und Gebräuchen geht hervor, daß der Landmann schon früh zu der Erkenntnis gekommen war, daß zu dem Gedeihen des Getreides mehr erforderlich war als seine Arbeit. Er schrieb diese Einwirkung geisterhaften Wesen zu, die bald einen günstigen, bald einen schädlichen Einfluß auf die Feldfrüchte ausüben sollten. Der böswilligste und gefürchtetste unter diesen Geistern war der sogenannte Bilwitz. Man dachte sich ihn als einen sehr magern Mann, angetan mit einem langschößigen Rock, das Haupt bedeckt mit einem dreieckigen Hütchen. Die knöchernen Hände hatte er immer in den Hosentaschen. Entweder

um Walpurgis oder um Johannis, wenn der Mond nicht am Himmel ſtand, ſchlich er ſich zur Mitternachtszeit aufs Feld. Sein Gang war ſo leiſe, daß ihn niemand hörte. War er bei dem Acker angekommen, dem er ſchaden wollte, ſo ſchnallte er ſeinen rechten Schuh ab, nahm ihn unter den Arm und band an die große Zehe ſeines rechten Fußes eine kleine, ſehr ſcharfe Sichel. Dann ging er quer und ſchräg oder in Schwenkungen durch das Getreide und mähte ſchmale, aber ſehr lange Gaſſen. Bis zum Morgen waren alle abgeſchnittenen Halme verſchwunden, ſo daß der Eigentümer, wenn er an ſein Feld kam, nichts weiter ſah als die Verwüſtung ſeines Getreides und die troſtlos leeren Gänge. In Bayern, im Vogtland, in Thüringen und anderen Ländern war der Bilwitz bekannt und gefürchtet. Jede Gegend beſaß ihr beſonderes Mittel, denſelben unſchädlich zu machen. In Landau z. B. ſteckte man mitten in den Acker auf einen Stab einen aus Feldblumen gewundenen und am Gründonnerstag geweihten Kranz. In der Paſſauer Gegend band man bei der Ernte in die erſte Garbe einen Wacholderzweig und legte ſie zuerſt auf den Wagen, droſch ſie aber zuletzt aus. Hierdurch ſollte der Acker für das kommende Jahr vor dem Bilwitz geſichert ſein. Sehr ſchwer war es, den Unhold zu entdecken und zu vernichten. In Thüringen hing man ſich zu dieſem Zweck am Dreifaltigkeitsſonntag einen Spiegel um den Hals und ſetzte ſich auf einen Holunderbuſch, von hieraus fleißig nach allen Seiten nach ihm umſehend. Doch wagte es jemand höchſt ſelten, auf dieſe Weiſe den Bilwitz zu entdecken, da es für den Späher ſelbſt lebensgefährlich war; denn wenn der Bilwitz denſelben zuerſt ſah, mußte er ſein kühnes Unternehmen mit dem Tode büßen. Nur wenn ſich der Bilwitz in dem Spiegel erblickte, ohne den Träger desſelben zu ſehen, mußte er binnen Jahresfriſt ſterben. Zur Erklärung über die Entſtehung der Sage von dem Bilwitz ſei bemerkt, daß man in der Tat in Getreidefeldern, die in der Nähe eines Waldes liegen, ſolche leer getretenen, wie abgemähten Gänge findet. Doch braucht man zur Deutung ihres Entſtehens ſeine Zuflucht nicht zu ſolchen abergläubiſchen Meinungen zu nehmen. Dieſelben haben ſich dem nüchternen Beobachter als Spuren der Hirſche und Rehe herausgeſtellt, die zur frühen Morgenzeit Äſung in dem Getreidefelde gehalten haben.

War das Getreide gereift, ſo galt als eine den Ernteertrag vermehrende Sitte, daß die Hände der Unſchuld das reife Getreide zuerſt berührten. Ein vierjähriges Kind ſchnitt die erſten Halme, und das Seil, mit dem die erſte Garbe gebunden wurde, mußte von einem ſechsjährigen Kinde geſchürzt worden ſein. Eine eigene Rolle ſpielt bei der Ernte in manchen Gegenden der ſogenannte Roggenwolf. Wer z. B. in Mecklenburg die letzten Halme mäht oder bindet, hat den Roggenwolf gemäht und gebunden und iſt der Wolf. Darum mäht kein Schnitter gern die letzte Ecke ab, weil der Wolf darin ſteckt.

Wenn in früherer Zeit die Heilighaltung des Sonntags überhaupt noch ſtrenger beobachtet wurde als heute, ſo war es doch beſonders verrufen, am Sonntage Getreide zu ſchneiden. Mehrere Beiſpiele werden

erzählt, die den Unwillen Gottes über solche Tat deutlich bekunden. In Kammin in Pommern lebte eine Edelfrau, die sich hartnäckig weigerte, das Christentum anzunehmen. Eines Sonntags wollte sie ihr Gesinde zwingen, Getreide zu schneiden. Als sich dies jedoch weigerte, ihrem gotteslästerlichen Gebote Folge zu leisten, ergriff sie selber die Sichel. Doch als sie gerade mit der Arbeit beginnen wollte, erstarrte sie plötzlich. Alle sahen hierin ein deutliches Zeichen des Himmels, und wer mit der Taufe bis dahin noch gezögert hatte, ließ sich schnell taufen. Ein andermal traf ein Priester am Tage Mariä Himmelfahrt einen Mann und eine Frau beim Getreideschneiden. Er ermahnte sie, den Tag nicht zu entheiligen. Doch als der Mann trotzdem mit der Arbeit fortfuhr, stürzte er plötzlich tot zu Boden. Sichel und Halme hielt er krampfhaft in der Hand, und nicht eher konnte man dieselben ihm aus den Händen ziehen, als bis sein Frevel von der ganzen Gemeinde anerkannt war.

Die Zeit der Ernte ist in mancher Beziehung eine Zeit, in welcher der Mensch die Güte Gottes ganz besonders erkennen und preisen soll. Gar schön ist daher die Sitte einiger Gegenden, des Mittags vom Kirchturm zu läuten, solange Garben auf dem Felde stehen. In Mecklenburg schmücken sich Mäher und Binderinnen zur Kornernte mit einem Strauße und letztere mit weißer Schürze und Brustlatz. Schon der Anblick eines reifen Getreidefeldes macht auf den sinnigen Beschauer einen erhebenden Eindruck. J. Hammer gibt diesem Gefühl Ausdruck, wenn er singt:

„Es regt auf dem reifenden Korngefild
Sich kaum ein Lüftchen leis und mild;
Wie fromme Beter still beglückt
Im Gotteshause stehn gebückt,
So scheinen, von ihrem Segen trunken,
Die Ähren im Gebet versunken.
Und zwischen ihnen dort und hier
Der blauen Blümchen süße Zier,
Als ob ein jedes hold und hehr
Ein Liebesblick des Himmels wär';
Drum mag die Lerche mit frommem Vertrauen
Bei ihnen gern ihr Nestlein bauen."

Wurde in früherer Zeit das letzte Getreide in die Scheune gebracht, so geschah dies unter besonderer Festlichkeit, wie ja auch Schiller in der „Glocke" der „Feier des Erntekranzes" Erwähnung tut. Im allgemeinen gestaltete sich die Feier in folgender Weise: Fuhr der letzte Erntewagen heim, so war derselbe mit Baumzweigen und Blumen des Feldes geschmückt, desgleichen hatten sich Schnitter und Schnitterinnen mit Kränzen und Bändern geziert, ja selbst die Sichel, das Trinkgefäß und die Peitsche waren mit Blumen geschmückt. Dann wand man zum Kranze die goldenen Ähren und flocht neben blauen Cyanen Wintergrün und Dreifaltigkeitsblumen hinein. Mit Sang und Klang zog die

frohe Schar der Schnitter und Schnitterinnen ins Dorf hinein, um dem Herrn der Ernte den Erntekranz darzubringen, der nun für die vollbrachte saure Arbeit seinen Leuten ein frohes Fest bereitete, wobei der Erntereigen nie fehlen durfte. Hat auch in unserer Zeit des Dampfes und der Maschinen, in der das früher mehr patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Arbeiter geschwunden, die weltliche Feier dieses Erntefestes immer mehr von ihrem schönen Charakter eingebüßt, so hat doch die Kirche Sorge getragen, daß der christliche Landmann und Bürger nicht vergißt, dem rechten Herrn der Ernte Lob und Dank zu sagen; noch ziert in sehr vielen Kirchen am Erntedankfest ein goldener Ährenkranz den Altar.

Daß auch manche Sage und abergläubischer Brauch sich an das Getreide knüpfen, wurde bereits erwähnt; einige Züge seien im folgenden noch mitgeteilt. Einst, so berichtet die Sage, reichten die Ähren am Halme bis zur Erde herab. Doch zur Strafe für die Bosheit der Menschen wollte Gott die Ähren ganz von den Halmen abstreifen. Nur der Bitte der Mutter Maria ist es zu danken, daß die Ähre wenigstens am Gipfel stehen blieb. Um vor dem Fieber gesichert zu sein, muß man die drei ersten Ähren, die man findet, essen. Bei Landleuten sieht man wohl hinter dem Spiegel drei Ähren stecken, sie sollen für das ganze Jahr Glück bringen. Besonders groß war die Freude über den Fund einer doppelten Ähre; dieselbe deutete auf ein nahe bevorstehendes großes Glück.

Wollte ein Kind nicht gedeihen, so legte man es am Johannismorgen in ein Ährenfeld und übersäte es mit Samenkorn. Sobald die Saat begann aufzulaufen, sollte auch das Kind anfangen zu laufen. Das Getreide war gleichsam der Doppelgänger desselben, und sein Wachstum verbürgte das des Kindes. Der Sage nach war Roggenbrei eine Lieblingsspeise der Zwerge. Im Tau des Roggenfeldes badeten sich die Zwerge, weil derselbe kräftigen und verjüngen sollte, besonders im Monat Mai; auch Sommersprossen wurden durch denselben vertrieben.

Gar praktisch war der Glaube an die Roggenmuhme, die das Brotkorn gegen das Zertreten böser Buben schützte. Folgendes Gedicht von W. Stamm erzählt davon.

Es schläft die Luft, es weht kein Wind,
Und dennoch beugen tausend Ähren
Bald leise sich und bald geschwind,
Als ob sie freien Willens wären.

Rings liegt die Flur so seltsam stumm,
Gleich einem weiten Heiligtume —
Das macht, unsichtbar schreitet um
Im Erntefeld die Roggenmuhme.

Mit schwielenharter, brauner Hand
Erteilet sie dem Korn den Segen,
Wann sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.

Wo sie die Ähren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot des Menschen werde.

Und wo zu schmalen Äckerlein
Sich teilen die besäten Breiten,
Da sieht man doppelt sie feldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.

Mein Kind, hab du des Kornes acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren großen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

Auch der Dichter A. Kopisch warnt die Kinder vor der in dem wogenden Halmenmeer auf und ab wandernden Roggenmuhme:

„Laß stehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!"

In Oldenburg sucht man die Kinder dadurch von den Roggenfeldern fernzuhalten, daß man sagt, der Werwolf sitze im Feld. Unter einem Werwolf dachte man sich einen Menschen von unersättlicher Gefräßigkeit. Sie legten sich einen Zaubergürtel um und verwandelten sich dadurch in Wölfe, die alles fraßen, was ihnen in den Weg kam, Menschen und Tiere.

Unter den Sagen des Roggens, welche sich an bekannte Personen knüpfen, sei noch folgende erwähnt: Als einst Georg Fugger in Augsburg heiratete, fragte er den Teufel, was er für einen über Nacht gebauten Palast begehre. Der Teufel verlangte Fuggers Seele, und dieser sagte zu, indem er sich nur noch eine kleine Aufgabe vorbehielt. Als nun der Palast gebaut war, nahm Fugger einen Scheffel Roggen, verstreute ihn in alle Winkel und Gemächer des Gebäudes und sagte zum Teufel, daß er seine Seele haben könne, wenn er imstande sei, alle die Körner zu sammeln. Der Teufel suchte die ganze Nacht, stellte sich mit dem ganzen Scheffel am Morgen bei Fugger ein und begehrte seinen Lohn. Aber Fugger lächelte und sagte, daß drei Körner fehlten, die, weil sie geweiht wären, ihm zwischen den Krallen wären stecken geblieben. So hatte der Kaufmann den Teufel um Palast und Seele betrogen.

Im Schwarzwald erzählt eine Sage, warum der junge Roggen rot aus der Erde hervorkeimt. Kain soll nämlich seinen Bruder auf einem Roggenfeld erschlagen haben, welches von diesem ersten, unschuldig vergossenen Blute rot gefärbt wurde. Nach einer sehr alten Ansicht hilft gekautes Brot gegen den Biß toller Hunde. Auch soll man das Bluten der Nase dadurch leicht stillen können, daß man das Blut auf die Schneidestelle von zwei über Kreuz gelegten Strohhalmen fallen läßt.

Eine Reihe abergläubischer Aussprüche knüpft sich an das Brot. Wer reich werden will, der schneide das Brot fein gleich. Wer ein Brot aufschneidet und schneidet nicht gleich, der hat an selbigem Tage gelogen. Junge Eheleute sollen von ihrer Hochzeit Brot aufheben, so werden sie hernach niemals Mangel an Brot haben. Wer viel schimmelicht Brot ißt, der wird alt. Ehe man ein Brot aufschneidet, soll man mit dem Messer drei Kreuze darüberhin machen. Wer unverheiratet ein ganzes Brot anschneidet, darf in sieben Jahren nicht heiraten. Wenn man eine neue Wohnung bezieht, so trägt man nach fast allgemein verbreiteter Sitte ein Brot voran, damit es in der neuen Wohnung nie an Brot fehle.

frohe Schar der Schnitter und Schnitterinnen ins Dorf hinein, um dem Herrn der Ernte den Erntekranz darzubringen, der nun für die vollbrachte saure Arbeit seinen Leuten ein frohes Fest bereitete, wobei der Erntereigen nie fehlen durfte. Hat auch in unserer Zeit des Dampfes und der Maschinen, in der das früher mehr patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Arbeiter geschwunden, die weltliche Feier dieses Erntefestes immer mehr von ihrem schönen Charakter eingebüßt, so hat doch die Kirche Sorge getragen, daß der christliche Landmann und Bürger nicht vergißt, dem rechten Herrn der Ernte Lob und Dank zu sagen; noch ziert in sehr vielen Kirchen am Erntedankfest ein goldener Ährenkranz den Altar.

Daß auch manche Sage und abergläubischer Brauch sich an das Getreide knüpfen, wurde bereits erwähnt; einige Züge seien im folgenden noch mitgeteilt. Einst, so berichtet die Sage, reichten die Ähren am Halme bis zur Erde herab. Doch zur Strafe für die Bosheit der Menschen wollte Gott die Ähren ganz von den Halmen abstreifen. Nur der Bitte der Mutter Maria ist es zu danken, daß die Ähre wenigstens am Gipfel stehen blieb. Um vor dem Fieber gesichert zu sein, muß man die drei ersten Ähren, die man findet, essen. Bei Landleuten sieht man wohl hinter dem Spiegel drei Ähren stecken, sie sollen für das ganze Jahr Glück bringen. Besonders groß war die Freude über den Fund einer doppelten Ähre; dieselbe deutete auf ein nahe bevorstehendes großes Glück.

Wollte ein Kind nicht gedeihen, so legte man es am Johannismorgen in ein Ährenfeld und übersäte es mit Samenkorn. Sobald die Saat begann aufzulaufen, sollte auch das Kind anfangen zu laufen. Das Getreide war gleichsam der Doppelgänger desselben, und sein Wachstum verbürgte das des Kindes. Der Sage nach war Roggenbrei eine Lieblingsspeise der Zwerge. Im Tau des Roggenfeldes badeten sich die Zwerge, weil derselbe kräftigen und verjüngen sollte, besonders im Monat Mai; auch Sommersprossen wurden durch denselben vertrieben.

Gar praktisch war der Glaube an die Roggenmuhme, die das Brotkorn gegen das Zertreten böser Buben schützte. Folgendes Gedicht von W. Stamm erzählt davon.

Es schläft die Luft, es weht kein Wind,
Und dennoch beugen tausend Ähren
Bald leise sich und bald geschwind,
Als ob sie freien Willens wären.

Rings liegt die Flur so seltsam stumm,
Gleich einem weiten Heiligtume —
Das macht, unsichtbar schreitet um
Im Erntefeld die Roggenmuhme.

Mit schwielenharter, brauner Hand
Erteilet sie dem Korn den Segen,
Wann sich im heißen Sonnenbrand
Beginnt der Blüte Frucht zu regen.

Wo sie die Ähren rührt, da quillt
Empor die Milch der Mutter Erde
Ins Körnlein, welches freudig schwillt,
Daß es zum Brot des Menschen werde.

Und wo zu schmalen Äckerlein
Sich teilen die besäten Breiten,
Da sieht man doppelt sie feldein,
Feldaus der Armen Land durchschreiten.

Mein Kind, hab du des Kornes acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume —
Mit ihren großen Augen wacht
Im Feld die strenge Roggenmuhme.

Auch der Dichter A. Kopiſch warnt die Kinder vor der in dem wogenden Halmenmeer auf und ab wandernden Roggenmuhme:

„Laß ſtehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt ſie nieder,
Bald guckt ſie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!“

In Oldenburg ſucht man die Kinder dadurch von den Roggenfeldern fernzuhalten, daß man ſagt, der Werwolf ſitze im Feld. Unter einem Werwolf dachte man ſich einen Menſchen von unerſättlicher Gefräßigkeit. Sie legten ſich einen Zaubergürtel um und verwandelten ſich dadurch in Wölfe, die alles fraßen, was ihnen in den Weg kam, Menſchen und Tiere.

Unter den Sagen des Roggens, welche ſich an bekannte Perſonen knüpfen, ſei noch folgende erwähnt: Als einſt Georg Fugger in Augsburg heiratete, fragte er den Teufel, was er für einen über Nacht gebauten Palaſt begehre. Der Teufel verlangte Fuggers Seele, und dieſer ſagte zu, indem er ſich nur noch eine kleine Aufgabe vorbehielt. Als nun der Palaſt gebaut war, nahm Fugger einen Scheffel Roggen, verſtreute ihn in alle Winkel und Gemächer des Gebäudes und ſagte zum Teufel, daß er ſeine Seele haben könne, wenn er imſtande ſei, alle die Körner zu ſammeln. Der Teufel ſuchte die ganze Nacht, ſtellte ſich mit dem ganzen Scheffel am Morgen bei Fugger ein und begehrte ſeinen Lohn. Aber Fugger lächelte und ſagte, daß drei Körner fehlten, die, weil ſie geweiht wären, ihm zwiſchen den Krallen wären ſtecken geblieben. So hatte der Kaufmann den Teufel um Palaſt und Seele betrogen.

Im Schwarzwald erzählt eine Sage, warum der junge Roggen rot aus der Erde hervorkeimt. Kain ſoll nämlich ſeinen Bruder auf einem Roggenfeld erſchlagen haben, welches von dieſem erſten, unſchuldig vergoſſenen Blute rot gefärbt wurde. Nach einer ſehr alten Anſicht hilft gekautes Brot gegen den Biß toller Hunde. Auch ſoll man das Bluten der Naſe dadurch leicht ſtillen können, daß man das Blut auf die Schneidеſtelle von zwei über Kreuz gelegten Strohhalmen fallen läßt.

Eine Reihe abergläubiſcher Ausſprüche knüpft ſich an das Brot. Wer reich werden will, der ſchneide das Brot fein gleich. Wer ein Brot aufſchneidet und ſchneidet nicht gleich, der hat an ſelbigem Tage gelogen. Junge Eheleute ſollen von ihrer Hochzeit Brot aufheben, ſo werden ſie hernach niemals Mangel an Brot haben. Wer viel ſchimmelicht Brot ißt, der wird alt. Ehe man ein Brot aufſchneidet, ſoll man mit dem Meſſer drei Kreuze darüberhin machen. Wer unverheiratet ein ganzes Brot anſchneidet, darf in ſieben Jahren nicht heiraten. Wenn man eine neue Wohnung bezieht, ſo trägt man nach faſt allgemein verbreiteter Sitte ein Brot voran, damit es in der neuen Wohnung nie an Brot fehle.

Aus Schillers „Glocke“.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.

Zwischen den Halmen.

Der Bauer steht vor seinem Feld
Und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
Auf reine Aussaat streng gehalten;
Nun seh' mir eins das Unkraut an:
Das hat der böse Feind getan!“

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
Mit bunten Blumen reich beladen;
Im Felde hat er sie gepflückt,
Kornblumen sind es, Mohn und Raden;
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht,
Die hat der liebe Gott gemacht!“

Jul. Sturm.

Rätsel.

Ich bin das Nützlichste wohl auf der Erde,
Doch gleichet dem auch nichts, wie ich gemartert werde;
Den Prügel und das Rad hab' ich erst auszustehn,
Ich muß durchs Wasser erst und dann durchs Feuer gehn,
Und alles, was man mir nur Hartes angetan,
Beschließt das Wasser und der Zahn.

Es wallt das Korn —

Es wallt das Korn weit in die Runde,
Und wie ein Meer dehnt es sich aus;
Doch liegt auf seinem stillen Grunde
Nicht Seegewürm, noch andrer Graus:
Da träumen Blumen nur von Kränzen
Und trinken der Gestirne Schein.
O goldnes Meer, dein friedlich Glänzen
Saugt meine Seele gierig ein!

In meiner Heimat grünen Talen,
Da herrscht ein alter schöner Brauch:
Wenn hell die Sommersterne strahlen,
Der Glühwurm schimmert durch den Strauch:
Dann geht ein Flüstern und ein Winken,
Das sich dem Ährenfelde naht,
Da geht ein nächtlich Silberblinken
Von Sicheln durch die goldne Saat.

Das sind die Burschе jung und wacker,
Die sammeln sich im Feld zuhauf
Und suchen den gereiften Acker
Der Witwe oder Waise auf,
Die keines Vaters, keiner Brüder
Und keines Knechtes Hilfe weiß —
Ihr schneiden sie den Segen nieder,
Die reinste Lust ziert ihren Fleiß!

Schon sind die Garben fest gebunden
Und schön in einen Kranz gebracht;
Wie lieblich flohn die stillen Stunden,
Es war ein Spiel in kühler Nacht!
Nun wird geschwärmt und hell gesungen
Im Garbenkreis, bis Morgenduft
Die nimmermüden braunen Jungen
Zur eignen schweren Arbeit ruft.

Gottfried Keller.

Die Kornähre.

Vorzeiten, als Gott noch ſelbſt auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer, als ſie jetzt iſt: damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder ſechzigfältig, ſondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchſen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf: ſo lang er war, ſo lang war auch die Ähre. Aber wie die Menſchen ſind, im Überfluß achten ſie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden gleichgültig und leichtſinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben ihr ſprang, fiel in eine Pfütze und beſchmutzte ſein Kleidchen. Da riß die Mutter eine Handvoll der ſchönen Ähren ab und reinigte ihm damit das Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das ſah, zürnte er und ſprach: „Fortan ſoll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen, die Menſchen ſind der himmliſchen Gaben nicht länger wert.“ Die Umſtehenden, die das hörten, erſchraken, fielen auf die Knie und flehten, daß er noch etwas möchte an dem Halm ſtehen laſſen, wenn ſie ſelbſt es auch nicht verdienten, doch der unſchuldigen Hühner wegen, die ſonſt verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend vorausſah, erbarmte ſich und gewährte die Bitte. Alſo blieb noch oben die Ähre übrig, wie ſie jetzt wächſt.

Br. Grimm.

---

45. Der Weizen.

(Triticum vulgare.)

Triticum iſt aus triturare, austreten, reiben entſtanden und erinnert an die frühere Sitte, die Körner durch Austreten durch das Vieh zu gewinnen. Der deutſche Name Weizen ſoll ſich auf die helle Farbe der Körner beziehen, während die Roggenkörner ein mehr graues Ausſehen haben.

Als die Heimat dieſer feinſten Getreideart ſieht man nach neueren Unterſuchungen die Euphratländer an. Von hier wanderte der Weizen mit den Kulturvölkern nach Weſten. In den älteſten Urkunden jener Völker wird er bereits als Brotfrucht erwähnt. So wurde er in Paläſtina zu Abrahams Zeit ſchon gemahlen und zu Kuchen verbacken (1. Moſ. 18, 6). Die Chineſen kannten den Weizen bereits 3000 Jahre vor Chriſto, und in den alten Mumienſärgen Ägyptens iſt uns ſogar Weizen aus jener Zeit bis in unſere Tage aufbewahrt worden. Den Mitteilungen, daß man ſolchen Weizen zum Keimen und Blühen gebracht habe, fehlt es an ſolider Grundlage, da ſich erwieſenermaßen der mit der Kultur beauftragte Pariſer Gärtner einer groben Täuſchung ſchuldig gemacht hat. Bei den Ägyptern, Griechen und Römern war der Weizen die vorzüglichſte Getreideart.

Statt des bei uns gewöhnlichen Hafers bekamen die Pferde in Griechenland Gerſte; reiche Helden gaben, wie wir aus Homer erſehen, auch Weizen. Im 8. Geſange der „Iliade“ ruft Hektor aus: „Wohlauf, ihr meine Roſſe, zeigt euch dankbar für die gute Pflege, die euch Andromache hat angedeihen laſſen, indem ſie euch köſtlichen Weizen und

Wein vorſetzte, ſo oft ihr nach Futter und Trank verlangtet.“ Und aus dem 10. Geſange erfahren wir, daß auch die ſchnellfüßigen Roſſe des Diomedes den lieblich ſchmeckenden Weizen als Futter erhielten. Nach Columella, einem Schriftſteller, der um das Jahr 50 nach Chriſto über die Landwirtſchaft geſchrieben hat, bauten die Römer beſonders drei Weizenarten. Um die Ausſaat vor Ungeziefer zu bewahren, empfiehlt er, die Körner eine Nacht vor dem Ausſäen in Waſſer einzuweichen, welches mit dem Safte des Mauerpfeffers (Sedum acre) gemiſcht iſt. Nach Plinius ſind in dem Jahr, in welchem Hannibal beſiegt wurde, prophetiſche Erſcheinungen an dem Weizen beobachtet worden, indem in dieſem Jahre Getreide auf Bäumen gewachſen ſei, eine Erſcheinung, die jedenfalls darin ihren natürlichen Grund hat, daß der Weizen in der Holzerde kernfauler Bäume wurzelte.

Als in den Zeiten des Verfalls die römiſchen Kaiſer zu einem Spielball des Heeres geworden waren, buhlten ſie um die Gunſt des Volks, indem ſie demſelben nach dem Vorbilde des großen Cäſar „Spiele und Brot“ gewährten; das letztere geſchah durch Getreideverteilung. In welchem Umfange ſolche Verteilungen ſtattfanden, erſehen wir aus einer Nachricht über den Tod des Kaiſers Severus, der einen auf ſieben Jahre ausreichenden Vorrat von Getreide hinterließ, daß jeden Tag 75000 Modii hätten ausgeteilt werden können. Aus dieſer Angabe hat man die Zahl derer, welche ſich vom Kaiſer mit Getreide ernähren ließen, auf 600000 berechnet.

Schon früh muß der Weizen nach Deutſchland eingeführt worden ſein. Nicht nur die oſtdeutſchen Leichenfelder zwiſchen Elbe und Weichſel haben eine nicht unbeträchtliche Menge geröſteten Weizens ergeben, ſondern auch die Pfahlbauten des Bodenſees zu Wangen haben eine reiche Ausbeute von Weizen und Gerſte geliefert. Von den Sitten und Bräuchen, welche mit dem Anbau des Weizens in vielen Gegenden verbunden, ſeien im folgenden einige erwähnt. Soll die Frucht ſchön gelb werden, ſo trägt der Landmann beim Säen in der Oberpfalz und Franken einen goldenen Ring am Finger. In Mecklenburg herrſcht an einigen Orten die Sitte, den Saatweizen vor dem Säen durch ein altes Beinkleid zu ſchütten. Ebendaſelbſt nimmt der Landmann beim Säen drei Weizenkörner in den Mund und verhält ſich während des Säens ſtill. Hierdurch ſollen die Sperlinge vom Weizen ferngehalten werden. In Oſtpreußen, im Erzgebirge, in Weſtfalen, Sachſen und Brandenburg glaubt man die Vögel dadurch vom Weizen fernzuhalten, daß man ihn am Mittwoch oder Sonnabend ſät. Während man vom Roggen ſagt, daß er am 1. Mai ſchon ſo groß ſein muß, daß ſich eine Krähe darin verſtecken kann, verſpricht der Weizen noch gut zu werden, wenn man ihn am genannten Tage noch mit der Laterne ſuchen muß. Große Not machte in früherer Zeit dem Landmann ein Pilz, der in Maſſe an der Ähre wuchert und unter dem Namen „Brand“ bekannt und verrufen iſt. Allerlei Mittel wandte man früher an, um den ſogenannten Brand von dem Weizen fernzuhalten. In den Gegenden am Harze ſtellte man den Samen ſtillſchweigend auf den Kopf und ſagte dabei:

„Weizen, ich ſetze dich auf den Band (?),
Gott behüte dich vor Treſp' und Brand".

(Treſpe iſt ein Gras, das als Unkraut unter dem Getreide wuchert.) In Franken warf man zu dem gleichen Zweck das Saatkorn vor dem Säen durch ein Strohfeuer, wodurch jedenfalls manches ſchädliche Samenkörnchen vernichtet wurde, oder man vermiſchte es mit der Aſche der geweihten Palmen.

Füttert man zu Weihnachten das Geflügel mit Weizenkörnern, die man während des Gottesdienſtes in der Taſche getragen hat, ſo wird es fett und legt viele Eier. Sogar ſicher treffende Kugeln wurden mit Hilfe eines Weizenkorns, welches man beim Gießen in das Blei ſteckte, bereitet.

Nach altchriſtlicher Vorſtellung wird Chriſtus mit Weizen verglichen, der auf Mariens Acker wuchs. Zu dieſem Bilde hatte beſonders die Bibelſtelle Ev. Joh. 12, 24 Anlaß gegeben, in welcher der Herr ſich ſelbſt mit dem Weizenkorn vergleicht, das in die Erde fallen und erſterben muß, um viele Frucht zu bringen. Die chriſtliche Poeſie hat dieſen Gedanken weiter ausgeführt. „Chriſtus iſt das Korn, das blühte, zur Garbe heranwuchs, gemäht, gebunden, geſchlagen, gemahlen (gekreuzigt), in den Ofen getan (begraben), nach drei Tagen herausgenommen ward und als Speiſe Tauſende ſättigte." Wie tief in manchen Gegenden dieſe Anſchauung in das Volk eingedrungen iſt, geht aus einem Brauch in Frankreich hervor, nach dem die letzte Garbe der Ernte la gerbe de la passion genannt wird. Dieſelbe wird mit einem am Palmſonntag geweihten Kreuz und mit einem Lorbeerzweige geſchmückt und ſo auf dem letzten Erntewagen heimgefahren. Auch die Zeit der Ausſaat des Weizens hat der Volksglaube mit dieſem Vergleich in Zuſammenhang gebracht. Denn wie Maria am Tage der Verkündigung (25. März) das himmliſche Weizenkorn — Chriſtus — empfing, ſo muß ſich, wenn die Ernte recht ergiebig werden ſoll, die Erde auch an dieſem Tage für den Empfang des Weizens öffnen. Wie Profeſſor Bartſch in den Sagen aus Mecklenburg berichtet, findet der Volksglaube daſelbſt ebenfalls Beziehungen zwiſchen dem Weizenkorn und Chriſtus. Er ſchreibt: Der untere Teil eines Weizenkorns, welches in der Ähre ſteckt, zeigt einen Abdruck, der Ähnlichkeit mit einem Geſichte haben ſoll. Man ſagt: Der Weizen iſt das edelſte Korn, welches uns der liebe Gott gegeben hat; darum findet ſich auf jedem Weizenkorn das Geſicht Chriſti.

Nach einer mohammedaniſchen Legende iſt das Weizenkorn gleichzeitig mit Adam aus dem himmliſchen Paradieſe zur Erde geſunken. Im Fall ſei es aber zu ſeiner jetzigen Kleinheit zuſammengeſchrumpft, damit der Menſch Mühe habe, es zu bauen.

Die Ausſaat.

Der Sämann ſtreut die reiche Saat
Still hoffend in die lock're Erde,
Sein iſt der Wille, ſein die Tat,
Gott weiß, ob ſie entkeimen werde.

Ja, hoffe ſtill und ſtreue fort,
Streu aus mit nimmer müden Händen,
Ob ſie erwacht, ob ſie verdorrt,
Du darfſt dein Säen drum nicht enden.

Und frag nicht, wann ein Frühlingsblick
Die Saat dir reift mit lindem Lichte,
Denn Gott vollendet dein Geſchick —
Dein iſt die Saat, ſein ſind die Früchte.

H. Kletke.

Die Kornähre.

O Bild des Lebens, Kornesähre!
Stolz hebt das taube Haupt die leere,
Doch die von ſchwerem Segen ſchwoll,
Neigt es zur Erde demutsvoll.

Wilhelm Riſch.

Die Ähren.

Im Feld die vollen Ähren,
Wie ſtehn ſie ſo gebückt,
Von ihres eignen ſchweren
Reichtumes Laſt bedrückt!

Wie nickte ſonſt im Felde
Ihr Haupt ſo leicht und frei!
Nun ſehnen ſie in Bälde
Den Schnitter ſelbſt herbei.

A. Schults.

Das Weizenfeld.

Sieh, wie die goldne Weizenähre,
Vom lichten Abendtau getränkt,
Durch ihrer vollen Körner Schwere
Das müde Haupt zu Boden ſenkt.

Die Halme wallen auf und nieder,
Vom weichen, lauen Weſt bewegt,
Indes die Lerche ihre Lieder
Im tiefen Blau des Himmels ſchlägt.

Und jubelnd ſteigt ſie immer weiter,
Sie ſingt: „Die Sorgen tut in Bann!“
So ſchwingt auf des Geſanges Leiter
Sie ſich im Liede himmelan.

Sie dankt in jubelvollen Schlägen,
Sie dankt durch heitre Melodien
Dem Weltenherrn für all den Segen,
Den er den Fluren hat verliehn.

Und du, der mehr als jener Sänger,
Der jubelnd ſich gen Himmel ſchwang,
Stimm jauchzend ein, nicht zaudre länger
Mit deines Herzens warmem Dank.

Die Lerche ſingt am Himmel droben,
Das Feld barg ſie vor jeder Not,
Dein Mund auch ſoll die Allmacht loben,
Brichſt du bei Tiſch dein Weizenbrot.

H. Zeiſe.

---

46. Die Gerſte.

(Hordeum vulgare.)

Der lateiniſche Name hordeum kommt von horrere, ſtarren. Er bezieht ſich wie auch der deutſche Name Gerſte, der aus der altindiſchen Wurzel ghars abgeleitet wird, auf die ſtachlichten Grannen, welche die Ähre umgeben.

Die Heimat der Gerſte iſt noch nicht mit Sicherheit ermittelt. Ältere Schriftſteller vermuteten Ägypten, Armenien oder Indien, neuere verlegen ſie nach Sizilien, Sibirien und der Tatarei. In den Ländern zwiſchen Euphrat und Tigris hat man ſie wildwachſend gefunden; doch iſt ſie dort wahrſcheinlich nur verwildert.

Die Gerſte ſoll die älteſte angebaute Getreideart ſein. Profeſſor Unger fand ſie in den Ziegeln der Pyramide von Daſhur, die um das Jahr 3570 vor Chriſto erbaut wurde. Der Nilſchlamm, welcher im feuchten Zuſtand einen plaſtiſchen Ton liefert, war das Material, aus dem die Kinder Israel die Ziegel formten; dieſelben wurden ſelten gebrannt, ſondern zumeiſt, mit Stroh vermiſcht, an der Sonne getrocknet. Auch die Mumienſärge haben Proben altägyptiſcher Gerſte geliefert.

Die alten Israeliten bauten die Gerſte ſtark an; in dem Alten Teſtament wird dieſelbe an vielen Stellen erwähnt, wie 3. Moſ. 27, 16; 2. Chron. 2, 10 ff. Man benutzte ſie zumeiſt als Viehfutter. Als der Rabbi Jochanan im Talmud ſpricht: „Die Gerſte iſt gut geraten", erhält er als Antwort: „So gehe hin und melde es den Pferden und Eſeln." Das trockene und rauhe Gerſtenbrot war nur eine Nahrung der Armen.

Bei den alten Griechen ſtand die Gerſte in hohen Ehren. Sie war die wichtigſte Pflanze der Demeter, der Göttin des Ackerbaues. Das heilige Mahl bei den Opfern wurde aus Gerſte bereitet, und das Opfertier ſowohl als auch der Altar wurde vor dem Opfer mit Gerſte beſtreut. Homer redet von der „weißen" Gerſte. Und als Neſtor einen Ochſen opfern wollte, trug Aretos im blumigen Becken das Waſſer und in der Linken ein Körbchen mit „heiliger" Gerſte. Als Traſymedes naht mit der geſchliffenen Axt, die Ochſen zu erſchlagen, eröffnet Neſtor die feierliche Handlung, indem er ſich die Hände wäſcht und die heilige Gerſte auf das Opfertier ſtreut (Odyſſee, 3. Geſang).

Bei den Römern erfreute ſich die Gerſte eines nicht gleich hohen Anſehens. Nach Plinius ſäte man ſie, wie ein Sprichwort ſagte, für den Geldbeutel, weil ſie die Ausgaben am ſchnellſten erſetzte. Sie diente zum Futter für die Pferde, wie es noch jetzt eine in Südeuropa gebräuchliche Sitte iſt, den Pferden ſtatt des Hafers Gerſte zu geben. Gerſtenbrot als Nahrung aßen nur die unteren Klaſſen der Bevölkerung; die Soldaten erhielten es zur Strafe, wenn ſie in der Schlacht gewichen waren oder ihre Feldzeichen verloren hatten.

Wie die Pfahlbautenfunde beweiſen, iſt die Gerſte in Deutſchland eine altheimiſche Kulturpflanze. Durchwandert nach den Liedern der Edda einmal der Germanengott Rigr die Welt, um das Menſchengeſchlecht in Stände zu ordnen, ſo findet er dasſelbe überall ſchon mit dem Ackerbau beſchäftigt und erhält zur Einkehr in dem einen Hauſe grobes Gerſtenbrot, in dem andern feine Weizenkuchen vorgeſetzt. Vorzugsweiſe in Gerſte, deren Anbau im Norden bis zum 70. Breitengrad geht und deren Reife, von der Ausſaat an gerechnet, nur zwei Monate Zeit braucht, hat der Germane ſeine Opfer dargebracht. Noch mancher Brauch erinnert hieran. So wird nach Profeſſor Rochholz im Kanton Thurgau der Gerſtentag, ein von der Kinderwelt der ganzen Landſchaft gemeindeweiſe begangenes Kinderfeſt, gefeiert. Und nach der „Bavaria" hängt man im Bayeriſchen Walde rohe Menſchenhäupter in natürlicher Größe aus Ton gebrannt und mit Gerſte gefüllt gegen chroniſche Kopfleiden in Kapellen und an Wallfahrtsbäumen auf. J. Grimm erblickt ein

Zeugnis der Heiligung, in welcher die Gerste stand, in dem Umstande, daß das Gerstenkorn aller Landmessung zugrunde lag. In bezug auf den Königs- und Gottesfrieden heißt es in Adhelstans Gesetzbuch: „Er soll sich vor dem Burgtore, wo der König sitzt, nach den vier Seiten erstrecken drei Meilen, drei Ackerbreiten, drei Furchenlängen und neun Gerstenkörner weit.“ Den größeren Fernen sind hier immer kleinere hinzugefügt bis auf das Gerstenkorn, welches die letzte Einheit des Maßes bildete. Neun Gerstenkörner, in einem Glase frischen Wassers getrunken, heilen nach französischem Aberglauben eine Krankheit, und nach Berner Landesbrauch muß die Mutter drei Gerstenkörner dem Täufling in die Windeln und drei Weizenkörner in die drei Taufscheine einbinden, die ihm seine drei Paten ausstellen. Um Wechselfieberkranke zu heilen, gibt man ihnen an einigen Orten Gerstenkörner in die Hand und pflanzt dieselben dann in die Erde. Zittern die daraus entsprossenden Halme beständig, so ist die Krankheit auf sie übergegangen und der Kranke geheilt.

Wie einst von den römischen Priestern, den Augurn, so wurde auch in späterer Zeit in Deutschland die Gerste zur Hahnenwahrsagerei benutzt. Man zeichnete dazu einen Kreis und teilte denselben in 24 Felder; jedes bezeichnete einen Buchstaben und wurde mit einem Gerstenkorn belegt. Der Hahn wurde darauf in die Mitte gestellt, um die Körner aufzupicken. Die Reihenfolge, in der dieses geschah, merkte man und suchte dann ein Wort daraus zusammenzustellen. Das ganze Verfahren stammt augenscheinlich von den Römern her.

Durch die Verwendung der Gerste zur Bierbrauerei hat dieselbe in der Landwirtschaft eine sehr große Bedeutung erhalten. Die Bereitung des Bieres war schon im frühen Altertum bekannt, und wenn es jetzt vorzüglich ein nordisches Getränk ist, besaß es im Altertum ein viel ausgedehnteres Gebiet. Nach Herodot und Diodor brauten bereits die Ägypter einen Trank aus Gerste, dessen Bereitung Osiris als Ersatz des Weines gelehrt haben soll. Auch in Spanien war das Bier seit alter Zeit üblich, und man verstand, dasselbe lange aufzubewahren und durch das Alter zu veredeln. Von hier scheint es zu den Kelten gekommen zu sein und später zu den Germanen. Cäsar erwähnt es als germanisches Getränk noch nicht. Als die Deutschen sich dem Ackerbau zuwandten, begannen sie auch dem Biergenuß zu huldigen, und schon Tacitus berichtet von ihnen, daß man sie ebensogut durch Lieferung berauschenden Bieres wie durch Waffengewalt überwinden könnte. Das Bier der Alten war wesentlich verschieden von dem unsrigen; denn der Hopfen ist wahrscheinlich erst infolge der Völkerwanderung zu uns gekommen. In einer Urkunde Pippins von 768 werden zuerst Hopfengärten erwähnt; Karl der Große empfiehlt den Anbau des Hopfens in den Kapitularien nicht. In den Klöstern scheint man im Mittelalter in der Kunst, ein gutes Bier zu brauen, am weitesten gewesen zu sein; man unterschied hier das stärkere Pater- von dem schwächeren Konventbier. Allmählich kam die Kunst des Bierbrauens aus den Klöstern auch in die Hände der Bürger. Im 14. Jahrhundert bildeten sich die Zünfte der Bierbrauer, und besonders in Flandern und Brabant gelangte die Bierbrauerei zu

hoher Blüte und wurde zu einer Haupteinnahmequelle des Landes. Johann I., Herzog von Brabant, war deshalb auch Ehrenmitglied der Brüsseler Brauerzunft, und er ist auch, wie Coremans nachgewiesen hat, jener mythische Bierkönig Gambrinus (Jan primus), dessen Bildnis mit schäumendem Pokal die Wände so vieler Bierstuben schmückt. — Eine Bierpoesie hat es im Mittelalter nicht gegeben; man besang nur den Wein, von dem nach Hartmann von der Aue ein Becher mehr Stärkung gewähre, als 44 Becher Bier. Die neuere Zeit hat auch dieses Unrecht gesühnt und den edlen Gerstensaft in ebenso „tiefempfundenen" wie „feuchtfröhlichen" Liedern verherrlicht.

---

47. Der Hafer.

(Avena sativa.)

Der Name Hafer, im Mittelhochdeutschen haber, soll sich nach J. Grimm mit dem Namen des Bockes berühren; hafr hieß im Altnordischen der Ziegenbock. Danach muß also die Pflanze Bezug auf den Bock oder das Schaf gehabt haben, sei es, daß das Tier dem Hafer nachgestellt, oder daß es vormals damit gefüttert wurde.

Die Heimat des Hafers ist bislang noch nicht bestimmt erwiesen. Er ist ein Korn der nördlichen Breiten, jedoch erstreckt sich sein Verbreitungskreis nach Norden nicht so weit wie der der Gerste. Sein Anbau eignet sich besonders für rauhe Gebirgsgegenden, in denen er das wichtigste Getreide ist, indem er Kälte und sterilen Boden besser verträgt als die übrigen Getreidearten. Noch jetzt ist der Hafer im skandinavischen Norden und in Hochschottland ein wichtiges Brotkorn. Solches Haferbrot ist aber eine elende, ungesunde Nahrung und bildet einen dem Schiffszwieback ähnlichen Kuchen.

Den alten Griechen und Römern war der Hafer wohl bekannt, jedoch benutzten sie ihn nicht als Nahrung für die Menschen, sondern höchstens als Viehfutter. Sie hielten ihn für ein Ackerunkraut, welches sich unter das Korn mischte; doch konnte sich nach ihrer Ansicht das gute Korn in Hafer verwandeln und so den Ertrag der Ernte mindern. Man jätete deshalb den Hafer als Unkraut aus. Mit der Zeit stieg jedoch der Hafer in der Meinung der Alten, indem sie behaupteten, daß der Hafer auch in eine edlere Getreideart übergehen könne. Auch ist noch zu bemerken, daß man aus den Halmen des Hafers Pfeifchen machte, die aus einer Reihe miteinander verbundener Röhrchen von verschiedener Länge bestanden.

Unsere alten Vorfahren wußten dagegen den Hafer mehr zu schätzen; bei ihnen war er ein Hauptnahrungsmittel. Der römische Naturforscher Plinius berichtet, die alten Germanen hätten ausschließlich von Haferbrei gelebt. Hering und Haferbrei waren nach Wuttke die Speise der Göttin Holle, und an den dieser Göttin geweihten Festtagen wurden Fische und Klöße von Hafergrütze genossen. Aus Hebels Gedicht „Das Haber-

mus" ist bekannt, wie noch jetzt der Hafer ein Lieblingsgericht der schwäbischen und alemannischen Bauern ist. Auch bei uns ist wohl keine Haushaltung, in der nicht die Hafergrütze ihre gebührende Beachtung fände. Sagt doch ein alter Knüttelvers:

„Geduld, Vernunft und Hafergrütze
Sind zu gar vielen Dingen nütze."

Als altdeutsche Sitte ist ein Brauch in Sachsen zu erwähnen. Ein Knecht verhüllt sich ganz mit Haferstroh und geht in diesem Aufzug als Haferbräutigam neben dem Schimmelreiter durch die Felder. Jedenfalls ist dieser sonderbare Aufzug eine Erinnerung an den früheren Umzug Wodans durch Feld und Wald.

Im Bayerischen besteht in dem sogenannten Hafertreiben noch eine Art Volksgericht, welches zur Nachtzeit über denjenigen vollzogen wird, der durch seinen Lebenswandel Ärgernis erregt hat. Die zu strafende Person wird mit Peitschenhieben durch ein Haferfeld getrieben.

48. Die Kartoffel.

(Solanum tuberosum.)

Von all den Gaben, welche Amerika Europa gespendet, ist keine von größerem Segen und durchgreifenderer wirtschaftlicher Bedeutung geworden, als die Kartoffel. Die Spanier fanden bei ihrer Ankunft in Amerika den Anbau derselben bereits vor. Nach Humboldt ist die ursprüngliche Heimat unserer Kartoffel Chile, wo sie noch jetzt wild vorkommt; sie führt auf der Hochebene von Peru den Namen Papa oder Papas. Die älteste deutsche Beschreibung der Kartoffel findet sich in D. Jacobi Theodori Tabernae montani New und Vollkommen Kräuterbuch (Frankfurt a. M. 1685). Sie wird hier mit dem deutschen Namen „Grültling Baum" genannt. Der Name Kartoffel soll durch Verstümmelung aus dem italienischen Tartuffoli, in der Diminutivform Taratoffuli (Tartuffeln, Kartoffeln), welches soviel wie Trüffeln bedeutet, entstanden sein; die Kartoffeln haben mit den in Italien viel wachsenden Trüffeln eine ähnliche Gestalt, auch befinden sie sich wie diese unter der Erde.

Über die Einführung der Kartoffel in Europa bestehen verschiedene Lesarten. Die einen schreiben Sir Walter Raleigh dieses Verdienst zu, andere behaupten und wohl mit Recht, daß die Spanier und zwar schon vor 1585 die Kartoffel nach Europa gebracht haben; dagegen ist es im deutschen Volksmund noch immer Franz Drake, dem man die Einführung dieses wichtigen Gewächses zuschreibt; 1586 soll er die Knollen einem Freund in England gesandt haben, weil er der Meinung gewesen sei, daß der Anbau der Pflanze für sein Vaterland und ganz Europa von großem Segen werden könnte. In Offenburg in Baden hat man ihm deshalb ein Denkmal gesetzt. Wie G. H. Schubert

erzählt, wäre aber die Kartoffel faſt verkannt und verachtet weggeworfen worden, weil der Bebauer meinte, Drake habe mit dem Worte „Frucht“ die Beeren gemeint, die oben am Kraut hängen. Als es darum Herbſt war, und die Beeren gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gaſtmahl ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüſſel, und der Hausherr ſtand auf und hielt eine ſchöne Rede an die Gäſte, worin er ſagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzuteilen, wozu er den Samen von ſeinem Freunde mit der Verſicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchſt wichtig werden könnte. Die Herren koſteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet beſtreut war; aber ſie ſchmeckte abſcheulich, und es war nur ſchade um den Zucker. Darauf urteilten alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut ſein, aber in England werde ſie nicht reif. Da ließ der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelſträucher ausreißen und wollte ſie wegwerfen. Aber eines Morgens im Herbſt ging er durch ſeinen Garten und ſah in der Aſche des Feuers, das ſich der Gärtner angemacht hatte, ſchwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und ſiehe, er duftete ſo lieblich wie — eine gebratene Kartoffel. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieſer ſagte ihm, daß ſie unter der Wurzel des fremden amerikaniſchen Gewächſes gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erſt das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen ſammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaſte, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt geweſen ſein wird, daß der Menſch, wenn er bloß nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche iſt, und nicht noch tiefer gräbt, manchmal gar ſehr irren könne.

Über die Einführung der Kartoffel in Sachſen berichtet eine Urkunde im Hauptſtaatsarchiv zu Dresden folgendes: Der Kurfürſt Chriſtian I. von Sachſen bat im Jahre 1591 den Landgrafen Wilhelm IV. von Heſſen-Kaſſel um Zuſendung einiger in dem berühmten Luſtgarten gepflegten ſeltenen ausländiſchen Pflanzen. Der Landgraf erfüllte die Bitte und fügte der Sendung einen Brief bei, in dem es heißt: „Wir überſchicken E. L. unter anderen ein Gewächs, ſo wir vor wenig Jahren aus Italien bekommen und Tartouphli genannt wird. Dasſelbe wächſt in der Erde und hat ſchöne Blumen, guten Geruch, und unten an den Wurzeln hat es viele tubera (Knollen) hängen; dieſelben, wenn ſie gekocht werden, ſind gar anmutig zu eſſen. Man muß ſie erſtlich in Waſſer aufſieden laſſen, ſo geht die oberſte Schale ab, darnach tut man die Brühe davon und ſiedet ſie in Butter vollends gar.“

Die Verbreitung der Kartoffeln ging ſehr langſam vor ſich. In Württemberg ward ſeit 1700 die Kartoffel einheimiſch durch den unermüdlichen Eifer des Waldenſers Antoine Seignoret, obſchon ſich die Bauern dem „Viehfutter“ widerſetzten, des Nachts die gelegten Samen aus den Furchen riſſen und dann vorgaben, das Wild habe dies getan. In Reutlingen kannte man 1760 die Kartoffel noch nicht, und in Stuttgart aß man 1728 Rindfleiſch mit Kartoffeln als Seltenheit und Luxus. An 100 Jahre hatten die Bauern dem Kartoffelbau Widerſtand geleiſtet,

und als der Herzog mit Strenge eingriff und den Kartoffelbau anbefahl, weigerten sich die Bauern, von den Kartoffeläckern Zehnten zu geben, weil davon nichts in den alten Rechtsbüchern stehe. Juristen stimmten ihnen bei, doch nun befahl die Regierung auch den Kartoffelzehnten.

In Frankreich wurde sie erst 1783 allgemeiner kultiviert. Auch hier war die neue Frucht mit großen Vorurteilen aufgenommen worden; besonders weigerten sich die Landleute ganz entschieden, ihren Grund und Boden mit dem neumodischen Gewächs zu bestellen, hielten sie die Frucht doch kaum für eine geeignete Nahrung für die Tiere, geschweige daß dieselbe von Menschen gegessen werden könnte. Nur den nicht erlahmenden Bemühungen des Chemikers Parmentier gelang es endlich, die Schranken engherziger Vorurteile und hartnäckiger Gleichgültigkeit zu durchbrechen. Er hatte gesehen, daß Anwendung von Gewalt nichts fruchtete, darum benutzte er eine Schwäche seines Volkes. Er pachtete in der Nähe von Paris große Strecken Landes und ließ darauf die verachtete Kartoffel massenweise bauen. Unter Trompetenklang ließ er später den strengen Befehl bekannt machen, daß jeder mit dem Tode bestraft würde, den man beim Diebstahl des fremden Gewächses ertappe. Die Felder wurden am Tage von Aufsehern sorgfältig bewacht, doch in der Nacht entfernten sich dieselben. Durch das strenge Gebot wurde die Aufmerksamkeit der Bauern in hohem Grade auf die neue Frucht gelenkt. Sie sagten sich, es müsse doch etwas ganz Besonderes um die neue Frucht sein; weshalb sonst die Vorsicht und Bewachung. Und da die Felder in der Nacht schutzlos waren, so stahlen sie während dieser Zeit wie die Raben; und bald war die Kartoffel über ganz Frankreich verbreitet.

Über die Einführung der Kartoffel in Kolberg erzählt Nettelbeck folgendes: Im Jahre 1745 erhielt die Stadt durch die Güte des großen Friedrich einen Frachtwagen voll Kartoffeln, die bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Durch Trommelschlag erging in der Stadt und Vorstadt die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich vor dem Rathause einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohltat zugedacht habe. Unter großer Aufregung versammelten sie sich zur bestimmten Stunde. Da standen die Ratsherren auf, zeigten die Menge der geschickten Gaben und verlasen eine umständliche Anweisung, wie sie gepflanzt, bewirtschaftet, gekocht und zubereitet werden sollten. In dem Getümmel aber achtete niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran. Kopfschüttelnd gab sie der eine Nachbar dem andern, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie auch verschmähten, so hieß es im lauten Gewühl: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?“

Viele glaubten, die Knollen müßten zu Bäumen heranwachsen, von welchen man die Früchte herabschüttele, wie die Äpfel vom Baum. Inzwischen wurden die Kartoffeln ausgeteilt. Viele warfen sie auf den Kehrichthaufen; andere, welche den Versuch nicht scheuen wollten, verfuhren dabei so verkehrt wie möglich. Einige steckten sie einzeln in die

Erde, ohne sich weiter um sie zu bekümmern, andere schütteten sie auf einen Haufen und bedeckten sie mit etwas Erde, infolgedessen sie zu einem dichten Filz zusammenwuchsen.

Die Herren vom Rate mußten in Erfahrung gebracht haben, daß unter den Empfängern viele Verächter gewesen waren. Darum hielten sie in den Sommermonaten eine Kartoffelschau, und diejenigen, welche widerspenstig gefunden wurden, mußten mit einer Geldstrafe büßen. Hierüber erhob sich ein großes Geschrei, daß die Kartoffeln ganz in Verruf kamen. Im folgenden Jahr erneuerte der König sein Geschenk, sandte aber zugleich einen geborenen Schwaben mit, der über vernünftige Bestellung genauere Anleitung zu geben verstand. Durch dessen Rat und Hilfe wurde der Anbau kräftig gefördert. Dennoch traf Nettelbeck erst 40 Jahre später bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

In Schlesien wurde die Abneigung gegen die Kartoffel und ihren Bau nicht durch Belohnung und Zwangsmaßregeln, sondern zumeist durch die Teuerung während des Siebenjährigen Krieges überwunden. Landprediger, welche den Kartoffelbau empfahlen, wurden spottweise Knollenprediger genannt.

In der Geschichte der Nassau-Oranischen Lande von Arnoldi wird über die Einführung der Kartoffel folgende ergötzliche Geschichte erzählt: Im Jahre 1621 lebte in Herborn der Professor J. Matthäus, der ein großer Blumenfreund war. Er hatte zum intimen Freund einen Professor in Oxford. Zu jener Zeit waren in England die Kartoffeln bekannter geworden, und der Oxforder Professor erhielt mehrere Knollen der neuen Frucht zum Geschenk. Er beschloß, einige davon als große Rarität seinem deutschen Freunde zu senden. Dieser pflanzte die Knollen mit großer Freude in Blumentöpfe, denn er glaubte, eine neue schöne Blume bekommen zu haben. Die vermeintlichen Blumen gingen auf, grünten und blühten, und alle Welt wunderte sich mit dem Professor über die herrlichen Blüten des neuen fremdländischen Gewächses. In dieser Zeit hatte die Tochter des Nachbarn Hochzeit, und da sie mit dem Professor befreundet war, hatte sie durch ihren Vater die Kühnheit, ihn um ein Sträußchen von den schönen Blumen für die Trauung zu bitten. Der Professor gewährte die Bitte und sprach: „Bringet diese Blumen der Braut und sagt ihr, durch ihre Tugenden sei sie würdig, die schönste und seltenste der Blumen als Brautstrauß zu tragen." Am folgenden Tage schmückte die Kartoffel wirklich die Braut.

Mehr als 200 Jahre später wurde der Kartoffel eine noch größere Ehre zuteil. Als der König Otto von Griechenland seine Gemahlin nach Athen heimführte, überreichte eine Anzahl Jungfrauen bei der Begrüßung der Königin einen Strauß Kartoffelblüten, und in ihrer Rede wies die Jungfrau darauf hin, daß die schöne Blüte von einer seltenen und köstlichen Frucht sei, die wohl im Heimatlande der Königin noch unbekannt sei.

Gegenwärtig ist der Kartoffelbau fast über die ganze Erde verbreitet, von Hammerfest, der nördlichsten Stadt Europas, bis in den wärmeren Süden, bis nach Neuseeland. Allerdings sagt ihr sowohl die Kälte des hohen Nordens, wie die große Hitze des Südens nicht zu. Wo sie ist

eingeführt worden, ist niemals eine so schreckliche Hungersnot wie in früherer Zeit wieder ausgebrochen. Nur die Chinesen haben sich bis jetzt noch ablehnend gegen den Anbau derselben verhalten, trotzdem weite Bezirke periodisch von furchtbarer Hungersnot heimgesucht werden.

Bei dem Mißtrauen, welches die Landbevölkerung der Einführung und Verbreitung entgegenbrachte, traten auch die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts mit in die Reihen, um für das Geschenk der Neuen Welt Stimmung zu machen. Der „Wandsbeker Bote" sang in seiner munteren Weise:

„Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten!
Die Schüssel hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut als aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.

Und viel Pastet und Leckerbrot
Verderben Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Not,
Sie kochen uns viel eher tot;
Ihr Herren, laßt euch sagen.

Schön rötlich die Kartoffeln sind
Und weiß wie Alabaster,
Verdaun sich lieblich und geschwind
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster."

Und J. H. Voß preist in einem Lied „Kartoffelernte" es als ein gnädiges Wunder des Herrn, daß Amerika nur der Kartoffel wegen entdeckt worden ist.

Kartoffelblüte.

Blühendes Kartoffelkraut,
Sanft vom Sommerwind umkost,
Immer, wann ich dich geschaut,
Warst du mir ein Augentrost,
Mit der Büsche Laubgezelt,
Mit der Blüten Rötlichblau
Hebst du wie ein Blumenfeld
Dich hervor aus grüner Au.

Nun da schon der Rosenstrauch
Ab den ersten Purpur streift,
In des Juli warmem Hauch
Schon am Baum die Birne reift,
Längst der Vögel Sang verstummt,
Nur der Falter nascht im Klee,
Nur durchs Feld die Biene summt,
Sagt der Sommer bald Ade.

Doch indem die Blüte fällt,
Räumt sie gern der Frucht den Platz,
So auch du, mein blühend Feld,
Hütest einen goldnen Schatz,
Unter dir im Erdengrund
Wächst willkommne Hausmannskost,
Eine Frucht, gesund und rund,
Alt und jung ein Magentrost.

Wenn ich drum in Sommers Pracht
Durch die blühenden Fluren geh',
Denk' ich gern der Winternacht,
Da dies Feld bedeckt mit Schnee,
Doch am Tisch bei Lampenschein
Sitzen Kindlein Kopf an Kopf,
Froh begrüßt dich groß und klein
Dampfender Kartoffeltopf!

K. Gerok.

Neue Kartoffeln.

Es ist kein kostbares Gericht
„Kartoffeln in der Schale",
Doch etwas Bessres gibt es nicht
Selbst bei des Schlemmers Mahle.

Nicht mein ich, die durch Gärtners Kunst
Im Frühbeet und gemieden,
Die ohne Sommerwärmedunst
Doch dürftig nur geblieben.

Nein, die der deutsche Acker trägt
Als echte, frühgereifte,
Wenn schon die Saat, noch bewegt,
Des Feldes Narben streifte.

Wenn auf den Tisch dann wird gestellt
Die Schüssel mit den Knollen,
Der schlanke Hering sich gesellt
Den ärmern und vollen;

Und wenn dann in dem Glase blinkt
Des Weins ein guter Tropfen,
Ein Bier vielleicht, das unbedingt
Gemacht aus Malz und Hopfen:

Dann sprecht mir nicht von überaus
Patriarchen Gerichten!
Ich sah beim Pellkartoffelschmaus
Schon einen Dichter dichten.

Joh. Trojan.

---

49. Der Buchweizen.

(Polygonum fagopyrum.)

Der Buchweizen hat seinen Namen von den glänzend braunen Nüßchen, welche den Bucheckern ähnlich sind. Früher nannte man ihn Türkenkorn, eine Bezeichnung, die auf die Heimat der Pflanze hinweist. Den Alten war der Buchweizen nicht bekannt, und erst im 14. Jahrhundert ist er bei uns eingeführt worden. Zum ersten Male wird seiner 1396 in einem Nürnberger Archiv gedacht. In dem „New Kräuterbuch" des Hieronymus Tragus (1546) findet sich die erste genauere Beschreibung desselben. Man nimmt an, daß er zuerst am Mittelmeer heimisch gewesen und durch die Sarazenen verbreitet worden sei. Dafür spricht auch die französische Bezeichnung Blé sarrasin. In Schleswig heißt er Taterkorn, entstellt aus Tatarenkorn, und in Süddeutschland Heidenkorn.

Die Früchte sind sehr stärkemehlreich, und da die Pflanze auf dem magersten Boden noch gedeiht, ist sie für unfruchtbare Gegenden von hoher Bedeutung. Um einen reichen Ertrag der Ernte zu sichern, sät man in Oldenburg den Buchweizen im Mondschein, während man in Westpreußen, Brandenburg und im Erzgebirge die Zeit des abnehmenden Mondes dazu wählt. In Mecklenburg glaubt man, er gedeihe am besten, wenn man ihn am Urbanstage (25. Mai) bestelle.

---

50. Der Flachs.

(Linum usitatissimum.)

Der Name Flachs stammt aus einer Wurzel mit dem Worte „flechten" und stimmt der Lautverschiebung gemäß mit dem griechischen plekein = „flechten", „zusammenschlingen" überein; er weist auf die

Verarbeitung der Baſtfaſern des Stengels. In manchen Gegenden nennt man die Pflanze auch Lein, während man ſonſt damit den Samen oder die Leinwand bezeichnet. Lein iſt gleichbedeutend mit linum, linon, das ſoviel wie Faden heißt. Eine volkstümliche, in Süddeutſchland verbreitete Bezeichnung iſt Haar.

Die Kultur des Flachſes reicht über die Anfänge der Kulturgeſchichte hinaus; denn in den Pfahlbauten am Oberrhein und in den angrenzenden Ländern wurden vielfach Überreſte der Flachskultur und -bearbeitung vorgefunden. Mit dem Beginn der Kulturgeſchichte findet man den Flachs angebaut in den fruchtbaren Ebenen des Nildeltas und den Flußtälern Vorderaſiens. Auf alten ägyptiſchen Wandmalereien iſt der ganze Prozeß der Leinwandbereitung dargeſtellt; ſie muß in großem Maßſtabe betrieben worden ſein, wenn man nur in Betracht zieht, wieviel Leinwand zur Beſtattung der Toten und zur Bekleidung der Prieſter erforderlich war. Mit den Mumien iſt die Leinwand der alten Ägypter bis in unſere Zeit erhalten. Die feinen und kunſtreichen Gewebe der Ägypter waren in damaliger Zeit ſehr geſchätzt und geſucht. Inbezug auf die hohe Vollkommenheit der Bearbeitung wird von dem König Amaſis erzählt, er habe den Lazedämoniern und dem Tempel der Athene auf Rhodus je ein leinenes Panzerhemd mit eingewebten Tierbildern, mit Gold und Wolle geſtickt, geſchenkt, das von einer ſolchen Feinheit der Fäden war, daß jeder Faden aus 360 Fäden beſtand. Man verſtand es, die Leinwand bunt zu färben, arabeskenartig zu durchwirken und mit Goldfäden zu beſticken. Von Joſeph heißt es bei ſeiner Erhöhung: „Der König Pharao nahm ſeinen Ring von ſeiner Hand und gab ihn Joſeph und kleidete ihn mit weißer Seide und hing ihm eine goldene Kette um den Hals“ (1. Moſ. 41, 42). Unter „weißer Seide“ haben wir keine eigentliche Seide, ſondern das feinſte Linnen zu verſtehen. Solche feinen Gewebe bildeten die gewählte Tracht am königlichen Hof und die Gewandung der Prieſter ſowohl bei den Ägyptern als auch bei den anderen vorderaſiatiſchen Kulten. Bei den Hebräern warf der Hoheprieſter, wenn er in das Allerheiligſte eintreten wollte, das bunte Gewand ab und legte ein weißes aus feinſtem Byſſus (Leinen) an. Dieſe Sitte ging ſpäter in Europa auf die Pythagoräer und auf Büßende und Betende überhaupt über; ſie hat ſich in dem weißen Chorhemd in der katholiſchen Kirche bis auf den heutigen Tag erhalten.

Auch bei den Kulturvölkern Aſiens verliert ſich die Verbreitung und Verwendung des Flachſes zu den verſchiedenſten Geweben im tiefſten Dunkel der Sage. Die Webereien und Buntfärbereien der Phönizier und ihrer Kolonien behaupten durch alle Zeitläufe des Altertums den Ruhm beſonderer Schönheit. Auch die Babylonier und Chaldäer waren nicht zurückgeblieben. Die babyloniſchen Leinwandgewebe, namentlich die buntgewirkten Gewänder, waren ſehr berühmt.

Die Griechen kannten das Leinen ſchon zu Homers Zeit. Bei den Phäaken, den heiteren und genußliebenden Bewohnern der nördlich von Ithaka gelegenen Inſel Scheria, welche dem ſchiffbrüchigen Odyſſeus gaſtliche Aufnahme gewährten, ſitzen in dem Wunderſchloſſe die Mägde

webend und die Spindel drehend. Besondere Verwendung fand das Leinen zu Segeln und Flaggen. Dieselben waren aus buntgewirktem Leinen mit Gold- und Purpurbesatz. Solche Segel werden erwähnt bei der Rückkehr des Theseus von Kreta und bei Kleopatra in der Schlacht bei Actium. Zur Kleidung wurde das Leinen in der ältesten Zeit weder bei den Griechen noch Römern benutzt; sie verwandten dazu die Wolle, welche sich wegen der Unbilden der wechselvollen Temperatur dieser Gegenden und wegen des ausgedehnteren Aufenthaltes der Bewohner im Freien auch am besten hierzu empfiehlt. Später galt die Leinwandkleidung für üppig und weibisch, dem Luxus und der Prunksucht dienend. Zur Kaiserzeit nahm der Verbrauch der Leinwandstoffe sehr zu, man überspannte die Theater, um den Römern während der Spiele Schatten zu geben. Wie Plinius erzählt, hatte Cäsar über das ganze Forum, über die heilige Straße von seinem Hause bis an das Kapitol eine Leinwanddecke gezogen. Über dem Amphitheater des Nero befand sich ein himmelblaues Leinengewebe, mit goldenen Sternen übersät. In der ältesten Zeit der römischen Geschichte, ehe man Papyrus und Pergament kannte, benutzte man leinenes Gewebe, um darauf zu schreiben. Auch Panzer wurden aus der Leinwand gearbeitet. Nach der Mitteilung des Herodot trugen die Assyrier, welche im Heere des Xerxes dienten, leinene Panzer. Zu Lindos, einer zu Rhodus gehörenden Insel, wurde im Tempel der Minerva ein Brustharnisch des ägyptischen Königs Amasis aufbewahrt, an welchem jeder Faden aus 365 einfachen Fäden zusammengesetzt war. Die Verwendung der Leinwand als Volkstracht ist entschieden nordischen Ursprungs; das leinene Unterkleid, das Hemd, lernten die Römer erst von den Barbaren kennen.

Bei den germanischen Völkern war die Flachskultur ebenfalls schon früh bekannt und verbreitet, sie lag in der Hand der Frauen. Dieselben sollen mit Vorliebe ihre Gewebe mit roter Farbe verziert haben; vielleicht stammt davon die Sitte der heutigen Zeit, die Wäsche mit roter Farbe zu zeichnen. Über die Kleidung Karls des Großen schreibt sein Biograph Einhard: „Der Kaiser Karl kleidete sich nach vaterländischem, fränkischem Brauch. Auf dem Leib trug er ein linnenes Hemd und ebenfalls linnene Unterhosen, darüber ein mit seidenen Streifen verbrämtes Wams und Beinkleider; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen.“

Der Flachs war die heilige Pflanze der Frigga, der Gemahlin des Odin und der Schutzgöttin der Ehe; ihr Katzengespann war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt. Die ganze Bearbeitung des Flachses, Säen und Rösten, Hecheln und Spinnen, stand unter dem besonderen Schutze der hohen Himmelskönigin; dieselbe wurde als Schirmerin desselben unter dem Namen Frau Holle als spinnende Frau dargestellt. Denjenigen, die dem Flachsbau mit Fleiß und Emsigkeit oblagen, schenkte sie Spindeln, die sie des Nachts, wenn alles ruhte, voll spann. Nach einigen Sagen hält sich die Göttin gern in Wäldern auf; da sitzt sie am stillen See und spinnt und haspelt mit ihren großen Daumen, und all ihr Gespinst wird eitel Gold. In Oberdeutschland führt die germanische

Göttermutter den Namen Berta, Perahta, d. i. die Glänzende. Bei den Franzoſen und Italienern bezeichnet man ſeit alters das goldene Zeitalter mit dem Ausdruck: Als Berta ſpann.

Wie bei der Ernte des Getreides dem Odin, ſo ließ man auch bei dem Flachs ein Bündel als Gabe für die Schutzgöttin ſtehen. In Mitteldeutſchland ſind es drei Hände voll Flachs, welche für die Holzweibchen liegen bleiben, oder man windet aus den Flachsbüſcheln einen Zopf, indem man dabei ſingt:

„Holzfräule, Holzfräule,
Da flecht' ich dir ein Zöpfle
Auf dein nacktes Köpfle,
So lang als wie ein Weiden,
So klar als wie ein Seiden!"

Der hohen Bedeutung der Pflanze entſprechend, war bei dem Bau und der Aufarbeitung derſelben alles bis ins kleinſte durch alten Brauch geregelt. Die Ausſaat war genau an Tag und Stunde geknüpft; am beſten ſollte ſie gedeihen, wenn man ſie am 100. Tage nach Neujahr (am 10. April) um Mittag beſtellte. Beſonders vermied man es, Lein am Wodanstage (Mittwoch) zu ſäen, damit das Pferd dieſes Gottes, der an dieſem Tage ſeinen Umzug hielt, die Saat nicht zertrete. In Heſſen hält man den Tag des Pankratius, 12. Mai, am geeignetſten zum Säen des Flachſes. Dabei muß man recht große Schritte machen, dann wird der Flachs recht lang. Aus der Bewölkung des Himmels am 2. Februar, an welchem Tage in der katholiſchen Kirche die Kerzen für das ganze Jahr geweiht werden, ſchloß man auf die bevorſtehende Flachsernte.

„Lichtmeſſen, hell und klar,
Gibt ein gutes Flachsjahr!"

In Weſtfalen mußten die Weiber, um das Gedeihen des Flachſes zu fördern, an dieſem Tag auf dem Acker tanzen, wobei ſie Holunderzweige in den Händen trugen, mit denen ſie die Männer ſchlugen, die ſich ihnen näherten. Wie Dr. Wuttke im „Deutſchen Volksaberglauben" mitteilt, glaubt man in Heſſen das Wachſen des Leins dadurch zu begünſtigen, daß man Lichtmeß Hirſebrei und eine möglichſt lange Bratwurſt genießt. In Oſtpreußen tanzt man zu Faſtnacht, damit der Flachs gut gerät. In Mecklenburg iſt man der Meinung, daß es ein gutes Flachsjahr gibt, wenn am Oſtermorgen Tautropfen am Zaune hängen, in Oſtpreußen dagegen glaubt man auf eine gute Flachsernte rechnen zu dürfen, wenn die Sonne zu Neujahr hervorkommt. Zwei uns aus früherer Zeit überlieferte Sitten erinnern an die Opfergaben, die einſt der Frigga, als der Beſchützerin des Flachsbaues, dargebracht wurden; wer Leinſamen ſäte, ſollte dem Sämann ein Trinkgeld geben, damit der Flachs nicht verderbe, und wenn der Bräutigam ſeine Braut heimholte, ſo ſollte die Braut unterwegs Flachs wegwerfen, damit der Flachs gedeihe. Auch geſtohlener Leinſamen unter die Saat gemiſcht ſollte beſonderes Gedeihen bringen. Um recht langen Flachs zu erhalten, war es in vielen Gegenden Sitte, durch das Johannisfeuer zu ſpringen; in Deffingen rief man dabei:

„Flachs! Flachs!
Daß der Flachs des Jaur
Sieben Elle lang wachs'!"

und in Niederaltaich rief der erste:

„I spring übers Sunnwendfuie,
Alle Nachbe'n san me thuie,
Springt's mit mir allzamm,
So wird das Haar recht lang!"

Das Ausziehen des Flachses begann in Oberbayern erst um zwölf Uhr mittags und mußte um zehn Uhr morgens am nächsten Tage vollendet sein. Die Zeit der Ernte war eine sehr fröhliche und wurde mit Gesang und Festmahl gefeiert. In einer Schilderung des dithmarsischen Volkslebens in der „Gartenlaube" finden wir eine anziehende Darstellung eines „Schwingtages". Es heißt darin: „Zum Braaken (Brechen) und Reinigen (Schwingen) des Flachses, dessen Bau in ausgedehntem Maße gepflegt wird, findet sehr häufig auf vorausgegangene Einladung eine Schar junger Freundinnen sich ein, für die dann nach beendigter Dienstleistung mitunter auch wohl ein Tänzchen arrangiert wird. Am Tage des Flachsschwingens werden die großen Haustüren möglichst weit geöffnet, und eine von unten bis oben auf der Hausflur aufgestellte Reihe von hölzernen Schwingstühlen bildet eine fast schnurgerade Front, hinter welcher die jungen Schwingerinnen auf gewöhnlichen Stühlen, welche für sie aus dem Wohnzimmer herbeigeholt werden, Platz nehmen. Jede der zur Hilfe gebetenen Freundinnen trägt des Staubes wegen eine weiße leinene Jacke. Munter geht es an die Arbeit, und das fortwährende Klipp-klapp! der hölzernen Schwingbretter hindert die frohen Dörflerinnen nicht am Plaudern, Schäkern und Singen. Ein vorübergehender Bursche wirft einige Äpfel oder Birnen in den geschäftigen Kreis und wird dafür mit einer Ladung eben nicht sehr hart gemeinter Zurechtweisungen abgefertigt. Manche Herzensangelegenheit wird dabei an das Licht gezogen, selten aber wird durch solche Scherze die Eintracht gestört, und die mit emsiger und geübter Hand geführte Arbeit wird heiteres Spiel und frohes Leben."

Wenn die Zubereitung des Flachses, das Rösten, Schwingen, Hecheln und Bürsten, bei den Reichen und Vornehmen auch nur von den Mägden besorgt wurde, gesponnen wurde jedoch in früherer Zeit von allen, selbst von Fürstinnen, und zwar am Rocken mittels der Spindel, welche darum auch als Symbol der Hausfrau galt. Die Spinnräder kennt man erst seit 1530, in welchem Jahre sie durch den Bildschnitzer Johann Jürgens in Watenbüttel erfunden wurden. Jahrhunderte hindurch sind dann die „Spinnstuben" die Heimstätten des gemütlichen Stillebens für die Dorfbewohner gewesen. W. Meyer-Markau berichtet darüber in einer Schilderung des Hansjochenwinkels: „Die langen Winterabende sind den Spinnstuben gewidmet; die Jugend des Dorfes versammelt sich in einer Bauernstube und dreht um die schnurrende ‚Spudel' Hede- und Flachsgarn. Gesang von Volksliedern, die in keinem Liederbuche stehen,

Rätſelfragen, Erzählen von Märchen und Schauergeſchichten wechſeln miteinander in bunter Reihe ab. Wer's Gruſeln gründlich lernen will, muß namentlich letztere mit anhören. Mir läuft noch heute eine Gänſehaut über den Rücken, gedenke ich der Stunden, in denen ich als Knabe denſelben atemlos lauſchte." — Mag auch in anderer Hinſicht gegen das Abhalten der Spinnſtuben manches geltend zu machen ſein, ſo ſichert ihnen doch bei ihrem Schwinden die Überlieferung von ſo mancher ſchönen Volksliederweiſe und von ſo vielen Sagen und Märchen ein dankbares Gedenken jedes Volksfreundes.

Auch an die Zeit des Spinnens knüpfte ſich mancher Glaube. Bei Mondenlicht ſoll man nicht ſpinnen, ſonſt bereitet man ſich ſelbſt ſein Leichentuch. Allgemein iſt der Glaube, daß am Sonnabend kein Flachs am Rocken hängen bleiben darf, ſonſt treiben Hexen damit ihr Unweſen. Rad und Rocken werden vielmehr zugedeckt in die Ecke geſtellt, und an dieſem Abend werden keine Spinnſtuben beſucht. Die Magd, welche in dieſer Nacht fortſpinnt, erhält daraus ein Linnenzeug, deſſen Fäden ſich ungleich bleichen. Wer über Feierabend ſpinnt, vergeht ſich gegen Sonne und Mond, und das Bild im Mond zeigt das Geſicht und den Rockenſtiel jener verwünſchten Frau, die am Sonnabend ſpann.

Wie ſehr der Flachs und das leinene Kleid mit der innerſten Empfindung des germaniſchen Volkes verwachſen iſt, das lehren am beſten einige Sagen. Einſt wurde ein Meermännlein von einem König gefangen genommen. Nachdem es längere Zeit in der Umgebung des Königs gelebt, wurde es gefragt, was ihm am beſten von allem, was es bisher geſehen und kennen gelernt, gefiele. Es antwortete: „Kaltes Waſſer für die Augen, Fleiſch für die Zähne und Leinwand für den Leib." Ebenſo beweiſt die ſchon angezogene Sage von der Frau Holle, welchen Wert man dem Flachſe und dem Spinnen beimaß. Noch heute iſt feine Leinwand ein Zeichen des Reichtums, der Stolz und die Vorliebe der Hausfrau, die Hauptmitgift der Töchter, und gewiß hatte Schiller recht, als er in der „Glocke" das Spinnen als eine der Hauptbeſchäftigungen der deutſchen Hausfrau mit den ſchönen Worten bezeichnete:

„Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die ſchnurrende Spindel den Faden,
Und ſammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die ſchimmernde Wolle, den ſchneeichten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer!" —

Von beſonderer Bedeutung war in dem Aberglauben des Mittelalters das Rot- oder Georgenhemd. Es mußte unter ſtetem Schweigen, geheimen Formeln und Beſchwörungen von einer keuſchen Jungfrau geſponnen, gewebt und genäht werden. Den Träger ſollte es hieb-, ſtich- und kugelfeſt machen. Urſprünglich war dieſes ſagenhafte Gewand jedenfalls das Siegeshemd, welches nach nordiſchem Mythus Odin verlieh. In der Kunſtkammer Kaiſer Rudolfs II. zu Prag wurde ein ſolches Rothemd aufbewahrt.

Die Wertschätzung der Leinwand von Karl dem Großen wurde schon oben berührt; mit Vorliebe trug er leinene Gewänder und wußte die Eitelkeit seiner Hofbeamten, die Seide und Wolle trugen, trefflich zu bestrafen. Seine Gemahlin und seine Töchter spannen und webten mit eigener Hand und suchten eine Ehre darin, recht feines Gewebe zu fertigen. Die höchste Blüte erreichte die Leinenindustrie in Deutschland zur Zeit Kaiser Karls V. Als man diesem einst in Paris die königlichen Schätze zeigte, rief er: „In Augsburg sitzt ein Weber, der kann alles mit eigenem Gelde bezahlen!“ Er hatte selbst den Reichtum des Webers Fugger kennen gelernt, als dieser eine große Schuldverschreibung vor seinen Augen im Kamin verbrannte. Im 16. Jahrhundert waren in Augsburg drei und ein halb Tausend Weber; die Familie Fugger wurde sogar in den Grafenstand erhoben.

Durch die Baumwolle ist in der neuesten Zeit die Leinwand mehr und mehr verdrängt worden, und wegen der Zuckerrübenindustrie ist in vielen Gegenden die Kultur des Flachses ganz verschwunden. Das Drehen der schnurrenden Spindel und das Sammeln des schneeichten Leins gehören bereits der Vergangenheit an, von der nun bald die Großmutter der lauschenden Enkelin erzählt.

Lob des Flachses.

Wohl hat Sommer sich zum Kranze
Manche Blüte zart gewoben,
Aber Flachs, dich mild'ste Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüte trägt des Himmels Helle;
Leis vom Westhauch angerühret
Wogt sie sanft in blauer Welle.

Ist die Blüte dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden;
Darfst nicht mehr im Windhauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.—

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegst als Grabtuch ausgebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder;
In dich eingehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

J. Kerner.

Der blühende Flachs.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schau'n!
Es wächset und grünet so lieblich und zart,
Jungfräulich bescheiden in eigener Art.
Laut rauschet vom Golde der Ähren das Land,
Still grünet das Pflänzchen im lichten Gewand;
Doch trägt es ein Krönlein von himmlischem Blau,
Des Krönleins Gestein ist der funkelnde Tau.
Erst barg es die Erde im kühligen Schoß,
Da zogen die freundlichen Lüftchen es groß;

Nun woget und wallet es lieblich und ſchlank,
Du Erde, ihr Lüftchen, habt freundlichen Dank!
Bald trugen ſie ſorglich das Pflänzchen hinein,
Dann ſchmückt es den Rocken mit ſilbernem Schein;
Wir ſingen zum tönenden Rädchen und dreh'n
Die Fädchen wie Seide, ſo glatt und ſo ſchön.
Wenn draußen die Felder erſtarren vor Eis,
Dann ruft uns das Pflänzchen zum traulichen Kreis.
Jetzt blühend und grünend ergötzt uns ſein Glanz,
Dann ſchlingt es uns ſelber zum blühenden Kranz.
Drum kommt in die Felder und blühenden Au'n,
Das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu ſchau'n!
Es grünet und blühet ſo lieblich und zart,
Jungfräulich-beſcheiden in eigener Art.

Krummacher.

Rätſel.

Klein wie Kümmel,
Blau wie Himmel,
Grün wie Gras:
Was iſt das?

Simrocks „Deutſches Kinderbuch".

---

51. Der gemeine Hanf.

(Cannabis sativa.)

Der Name Hanf iſt gemäß der Lautverſchiebung aus der römiſchen Bezeichnung cannabis entſtanden und iſt urſprünglich mediſch, wie die Pflanze aus dem alten Baktrien ſtammt, den Gegenden am Kaſpiſchen Meer. In den älteſten Zeiten war dieſelbe in Griechenland und Rom nicht bekannt. Herodot erwähnt dieſelbe zuerſt, indem er erzählt: „Im Lande der Skythen wächſt der Hanf, welcher dem Flachs ähnlich iſt; aus ihm machen die Thraker Kleider, welche ganz ſo ausſehen wie die leinenen." Auch die berauſchende Eigenſchaft gewiſſer Hanfpräparate war denſelben ſchon bekannt; denn Herodot teilt in ſeinem Bericht mit: „Wollen die Skythen baden, ſo ſtellen ſie drei Stangen gegeneinander, ziehen wollene Decken darüber, ſchließen alles recht feſt, legen glühende Steine unter dieſes Zelt und ſtreuen Hanfſamen auf die Steine, worauf ein Rauch und Dampf entſteht, als wenn es ein helleniſches Schwitzbad wäre. Den Skythen iſt aber das ihrige ſo angenehm, daß ſie vor Wohlbehagen brüllen."

Im Altertum hatte der Hanf bei weitem nicht die gleiche Verbreitung und Verwendung wie der Flachs; des Hanfes geſchieht z. B. im Alten Teſtament nirgends Erwähnung; auch muß er den Ägyptern unbekannt geweſen ſein, da ſich in den Beigaben der Mumien keine Überreſte von ihm gefunden haben. Heutzutage wird der Hanf in ganz

Europa angebaut; besonders ausgedehnt ist seine Kultur in Rußland und in Deutschland, vornehmlich in Baden und am Oberrhein. Zur Zeit des Deutschen Ritterordens war Suppe von Hanfsamen eine gewöhnliche Speise. Nach einer Rechnung aus dem Jahre 1500 wurden in einem einzigen Konvent 2 Tonnen und 29 Scheffel Hanfsamen in der Küche verbraucht.

Wie man in der Schweiz mit Hanf den Winter aus dem Lande vertreibt, so läutet man nach P. K. Rosegger in der nordöstlichen Steiermark denselben damit ein. In dem „Volksleben der Steiermark" schildert der Volksdichter Rosegger diese Sitte in folgender Weise:

„Am 24. August (Bartholomäus) liegt es nämlich den kräftigen Knechten ob, den Herbst ‚einzuschnalzen', den Winter einzuläuten. Dazu bedient man sich der ‚Schnalzgeißel', einer riesigen Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber weiter hinaus immer mehr verkleinert und an dem andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranse ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zweck entsprechende Schwere hat und sich nicht lockern kann, wird sie reichlich mit Harz überzogen. Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand, die kleinste der Rinderbub'; die größte handhabt der Großknecht. Dieser hebt an. Er faßt den derben Stiel fest in seine beiden Hände und beginnt sie zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreise in der Luft über dem Haupte, noch eine Schwingung des Handstabes, und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seil und hallt vielfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen; das ist der Peitschenhieb auf den Rücken des fliehenden Sommers. Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felsen, — das ist der Gruß an den Herbst, an den Winter. Hierauf rüsten sich auch die übrigen Burschen, und das Schnalzen beginnt. Den Anfang macht jetzt der Halterbub' mit der kleinsten Geißel, dieselbe gibt den hochtönigsten Knall. Nun fällt die mittlere ein, und endlich kracht die des Großknechtes dazu. So knattert es nun in langsamem, gleichmäßigem Takte wie Glockengeläute oft mehrere Minuten lang in einem fort, und dazwischen rauscht und verwebt sich der vielstimmige Widerhall von den Wäldern und Felswänden."

„Die Schnalzgeißeln", so weiß man zu erzählen, „sind die Glocken des Pflanzenreiches. Einstmal hat das übermütige Mineralreich zum Pflanzenreich gesagt: ‚Schäme dich, du hast nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Festgeläute. Ja, deine Glockenblumen! was nützt mir das Duften, wenn sie nicht klingen wie mein Metall auf dem Turme.' Das hat das Pflanzenreich gar sehr verdrossen, und da hat es zum Hanf gesagt: ‚Du Hanf, diene nicht mehr dem übermütigen Metall als Glockenstrick; werde lieber selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen!' — Seitdem läutet der Strick, und die Glocke mag schweigen auf dem Turm und sich grämen."

Die Hanfpflanzen verbreiten einen ſcharfen, Kopfweh erregenden Geruch, der ſo ſtark werden kann, daß die im Hanf beſchäftigten Arbeiter davon betäubt werden können. In dem indiſchen Hanf iſt dieſer Stoff am ſtärkſten vertreten. Die Orientalen bereiten deshalb aus dem Hanf ein ſtarkes Berauſchungsmittel, den ſogenannten Haſchiſch, deſſen der Geſundheit höchſt nachteilige Wirkung ähnlich der des Opiums iſt. In Afrika, Perſien, Indien und in der Türkei iſt der Haſchiſch in Gebrauch. Der Orientale nennt ihn wegen der nächſten Wirkung, die er auf den Menſchen ausübt, den „Vermehrer des Vergnügens", den „Kitt der Freundſchaft" und den „Gelächtererwecker". Ein zu großer Genuß des Haſchiſch erzeugt Wahnſinn und Starrkrampf und hat neben furchtbaren Körperqualen eine gänzliche Geiſteszerrüttung zur Folge. 200 bis 300 Millionen Menſchen ſind der furchtbaren Herrſchaft des Haſchiſch unterworfen.

In dieſer ſcharfen Ausdünſtung der Hanfpflanze findet der in einigen Gegenden übliche Gebrauch ſeine Erklärung, die Gemüſefelder mit Hanf zu umpflanzen, um die Inſekten von denſelben fernzuhalten. Es wird daher auch empfohlen, Hanfpflanzen in Kartoffelfeldern anzupflanzen, um dadurch den ſchädlichen Kartoffelkäfer fernzuhalten.

Eine ganz beſondere Verwendung findet die Hanffaſer im preußiſchen Staate, indem hier aus derſelben das Papiergeld hergeſtellt wird.

---

52. Der Färberwaid.

(Isatis tinctoria.)

Der Name dieſer ſehr alten Kulturpflanze, welche durch die Einführung des echten Indigos gänzlich verdrängt worden iſt, findet ſich bereits im Mittel- und Althochdeutſchen; bei Cäſar und Plinius heißt die Pflanze vitrum, eine Bezeichnung, welche nach Fr. Kluge mit dem deutſchen Waid in vorhiſtoriſcher Beziehung ſteht.

Die Waidpflanze iſt im Mittelalter für Erfurt von der größten Bedeutung geweſen; dem Waidbau und Waidhandel verdankte die Stadt zum größten Teil ihren Reichtum und ihre Macht; er war, wie ein alter Schriftſteller ſagt, das goldene Vlies von Thüringen, die „führnembſte Nahrung" der Bürger, ja gewiſſermaßen das Wahrzeichen der Stadt; denn als die Erfurter mit Rudolf von Habsburg 1290 die Raubburgen brachen, ſtreuten ſie Waidſamen auf die Trümmer, zum Zeichen, daß Erfurter dageweſen.

Die Waidpflanze, welche noch jetzt auf den Wällen des Petersberges in Erfurt wild wächſt, verlangt zum Anbau einen guten, warmen, ſorgfältig vorbereiteten Boden, in den der Samen entweder im Herbſt oder im Frühling hineingeſät wurde. Die Ernte begann, wenn die Blätter eine Spanne lang waren und die äußerſten gelb zu werden anfingen, um Pfingſten bzw. Johannis. Mit dem „Stoßeiſen" wurden die Büſchel

abgestoßen, gewaschen, etwas getrocknet und dann auf Waidmühlen gebracht, wo sie zu einem groben Brei zerquetscht wurden. Aus demselben ballte man mit der Hand Kugeln und trocknete sie auf Waidhorden. In dieser Form wurde der Waid nach der Stadt gebracht; denn die weitere Zubereitung war den Bauern verboten und nur den Waidhändlern in der Stadt erlaubt. Sie geschah in folgender Weise: Wenn mindestens 20 Kübel (ungefähr 600 Schock) Waidbälle zusammen waren, wurden sie auf besonderen Böden mit Hämmern zerkleinert, die Masse auf einen Haufen gebracht und angefeuchtet, worauf sie in Gärung geriet und sich erhitzte. Die Haufen wurden dann auseinander gerissen, wieder zerkleinert, nochmals gehäufelt und angefeuchtet. Der Waid mußte nun ungefähr fünf Wochen ruhen, worauf das Verfahren nochmals geschah und später zum dritten Male wiederholt wurde. Er mußte nun vollständig trocknen, wurde gesiebt und war zum Färben tauglich.

Der Bau des Waids und besonders der Kauf und Verkauf desselben waren durch eine Menge Bestimmungen geregelt, die sich in dem Erfurter Zuchtbrief (1351) und den verschiedenen Waidordnungen aus dem 15. bis 18. Jahrhundert finden. Nur wer Bürger war, durfte Waid kaufen, und er mußte 1000 Gulden „verschossen", d. h. ein Vermögen von 1000 Gulden nachweisen. Kompaniegeschäfte mit auswärtigen Leuten waren verboten, ebenso durfte auch niemand von Auswärtigen Geld zum Waidkauf aufnehmen. Durch eine Reihe von Bestimmungen suchte man zu verhindern, daß sich der Handel in wenigen Händen konzentrierte.

Wann der Anbau des Waids in Thüringen begonnen, ist unbekannt; im 12. und 13. Jahrhundert war derselbe schon sehr bedeutend. Die Blütezeit dauerte bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Über 300 thüringische Dörfer bauten ehemals Waid, und mancher Ort verkaufte für 36—48000 Mark, d. i. eine bedeutende Summe, wenn man den damaligen Geldwert in Betracht zieht. Drei Tonnen Goldes (ungefähr 1 Million Mark) sollen jährlich für Waid nach Thüringen geflossen sein. In den Dörfern und Städten herrschte deshalb damals viel Reichtum, und die Waidhändler wurden als Waidjunker bezeichnet. Wie bedeutend der Waidbau gewesen, zeigt auch der Umstand, daß zur Zeit der Ernte Arbeiter aus der Lausitz zuströmten, weil die heimischen Kräfte nicht ausreichten; es gab also auch schon im Mittelalter sogenannte „Sachsengänger". Mit der Verbreitung des Indigos begann der Verfall der alten Kultur und der Rückgang des ehemals so schwunghaften Handels; beschleunigt wurde der Niedergang durch den unheilvollen Dreißigjährigen Krieg. Während 1616 noch 300 Dörfer Waid bauten, waren es 1629 nur noch 30, 1747 noch 15, 1803 nur noch 7. Vergebens waren schon 1577 und später vom Reich und den Einzelregierungen Bestimmungen und Verbote gegen die „Teufelsfarbe", den Indigo, erlassen worden; es nützte nichts, eine uralte Kultur, von der schon Cäsar und Plinius berichten, und welche durch Jahrhunderte die Quelle des Wohlstandes gebildet, war dem sicheren Untergang geweiht.

53. Der Kümmel.

(Carum Carvi.)

Der Name **Kümmel** iſt nach **Weigand** aus Cuminum entſtanden, womit die Römer eine Pflanze bezeichneten, welche in ihren Wirkungen mit unſerm Kümmel übereinkommt. Die Alten bezogen ihren Kümmel aus Karien, wonach ſie ihn Careum benannten; ſie ſchätzten ihn als Gewürz ſehr und ſetzten ihn in kleinen Gefäßen wie das Salz auf den Tiſch. Reiche hatten zur Bewahrung des Kümmels ſogar einen beſonderen Sklaven; Geizige gingen mit demſelben ſehr ſparſam um, und die Griechen nannten deshalb einen ſolchen einen Kümmelſpalter. Nach **Plinius** benutzte man den Kümmel in der Medizin gegen Magengrimmen und Leibweh; doch bemerkt er, alle, die ihn mit Waſſer oder Wein trinken, werden blaß. So ſollen ihn die Schüler von Porcius Latro, dem berühmten Lehrer der Beredſamkeit, gebraucht haben, um ſich eine ähnliche Geſichtsfarbe anzueignen, wie jener ſie durch ſeine Anſtrengungen erworben hatte.

In Deutſchland gilt der Kümmel allgemein als Mittel gegen Zwerge und Beherung. Aus vielen Sagen erfahren wir, daß die freundlichen Zwerge und andere Geiſterweſen, welche ſich in mancher Hinſicht hilfreich gegen die Menſchen erwieſen, durch Kümmel, welchen man ihrer Nahrung beigab, für immer verdrängt wurden. So wird von einer Bauersfrau zu Wilhelmsdorf in Thüringen erzählt, daß ein Waldfräulein derſelben gar manchen wichtigen Dienſt geleiſtet, wofür es ſich nur ſtets ein Stückchen Brot ohne Kümmel ausgebeten hatte. Die Wirtſchaft der Bauersfrau ging zuſehends vorwärts, und die Nachbarn betrachteten mit heimlichem Neid den Wohlſtand. Da buk die Bauersfrau eines Tages Kümmel in das Brot und gab dem Waldfräulein hiervon zu eſſen. Doch kaum hatte dieſes gekoſtet, ſo rief es:

„Haſt du mir gebacken Kümmelbrot,
Bukſt du dir ſelbſt die größte Not!“

Das Fräulein verließ hierauf das Haus, und mit ihm ſchien auch der Segen von demſelben geſchieden zu ſein. Mit der Wirtſchaft ging es immer mehr und mehr zurück, ſo daß die Bäuerin ſpäter nicht einmal immer Kümmel und Brot hatte.

Weil der Kümmel als ein kräftiges Mittel gegen Beherung gilt, müſſen in vielen Gegenden Mitteldeutſchlands Braut und Bräutigam denſelben nebſt Dill und Salz bei der Trauung in ihren Taſchen haben. In Heſſen ſtreute man früher, wenn abends die Feuerbrände und Kohlen mit Aſche bedeckt wurden, Kümmel und Salz darauf, damit ſie bis zum Morgen fortglühten. Bei der Ausſaat des Kümmels muß man tüchtig ſchelten, damit die böſen Geiſter verſcheucht werden und die Frucht wohl gedeiht.

54. Die Kornblume.

(Centaurea cyanus.)

Die Kornblume iſt bei uns ſo heimiſch geworden, daß man kaum noch daran gedenkt, daß ſie eine Ausländerin iſt; ſie ſoll durch die Kreuzfahrer einſt mit den Raben aus Aſien zu uns herübergekommen ſein.

„Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einſt die wogenden Kornfelder durchwandelte und ſich ihres Segens freute, den ſie den Menſchen ſpendete, da nahten ſich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: ‚O Ceres, warum ließ dein Wink uns erblühen inmitten deiner Gaben, die das Land mit Ähren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber ſchaut er nicht einmal an. So gib uns auch ein körnergeſchwelltes Haupt wie den ſchwergeſenkten Ähren; wo nicht, ſo laß uns anderswo einſam blühen, wo wir den Blicken des Menſchen und ſeiner Verachtung entzogen ſind.‘ Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: ‚Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir erſehen, hier im rauſchenden Gewoge der Ähren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn ihr ſeid die Prieſterinnen im großen Volk der Ähren. Darum ſollt ihr nicht ährengleich rauſchen und ſchwerbelaſtet euer Haupt zur Erde neigen, ſondern frei und fröhlich blühen und emporſchauen als ein frommes Bild der ſtillen Heiterkeit und des zuverſichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich euch als Prieſterſchmuck ein himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Prieſterinnen des Himmels und der Menſchen, zu predigen Glaube und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt ſcheinbar vereinſamt und verlaſſen ſteht; am Erntetage, wenn alle dieſe Halme und Ähren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin ſuchen und pflücken, ſich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Buſen ſchmücken.‘ Darüber waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und ſie ſchieden dankerfüllt von dem milden Angeſichte der hohen Göttin und freuten ſich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Beſtimmung. Und ſo blühen ſie weiter als ſchöne Prieſterinnen inmitten des wogenden Halmenmeeres und predigen den Menſchen des Himmels Gnade und Güte.“

Wurde eine Kornblume am Fronleichnamsfeſte ausgegraben, ſo war ſie beſonders heilſam; ſie ſtillte das Naſenbluten, wenn man ſie ſo lange in der Hand hielt, bis ſie erwärmt war.

Wegen der ſchönen blauen Farbe der Blüten wurde ſie ſchon früh zum Schmuck benutzt; die Nachfrage war bereits im 16. Jahrhundert ſo ſtark, daß ſie, wie Tabernämontan berichtet, von den Gärtnern in Gärten gezogen wurde. Die Kinder gehen weit in die wogenden Ährenfelder, um ſie zu pflücken, und richten dabei natürlich nur Schaden an; um ſie davon abzuhalten, erzählte man ihnen von der Roggenmuhme oder dem Kornwif (ſ. S. 130).

Das ſchöne Blau der Blüte wird jedoch leicht von der Sonne aus-

gebleicht, darum galt die Kornblume früher als ein Zeichen der Veränderlichkeit; und in der „Bedeutung der Blumen" heißt es von ihr: „Wer sein Herz wandelt und selbst nicht weiß, wo er bleiben will, und seinen Wankelmut verhohlen trägt, der soll Kornblumen tragen, die sind blau und lustiglich und färben sich weiß, sie mögen nicht lange ihre Farbe behalten und zeigen ihren Wandel." —

Die Kornblume war die Lieblingsblume Kaiser Wilhelms I. Die „Gartenlaube" bringt im Jahrgang 1877 nachstehende Geschichte zur Erklärung der Vorliebe des großen Kaisers für die schlichte Blume. Sie erzählt: „In den Jahren 1806—1808 bewohnte die Königin Luise während der Sommermonate eine vor dem Steindammer Tore Königsbergs gelegene ländliche Besitzung. Die Einsamkeit dieses Aufenthaltes, in welchem nur das Rauschen der alten Waldbäume und das helle Zwitschern der Vögel die tiefe Stille unterbrachen, tat dem leidenden Gemüte der schwergeprüften Fürstin wohl. Eines Morgens, als die Königin mit den Kindern sich wiederum in den Park begeben wollte, bot ein Landmädchen, welches mit einem Korbe voll Kornblumen neben der Gartenpforte stand, diese der hohen Frau an. Luise beschenkte das Mädchen und nahm die Kornblumen, über deren herrliche blaue Farbe die zehnjährige Prinzessin Charlotte sich voll Bewunderung äußerte, mit sich in den Garten. Als man auf einem Ruhesitz Platz genommen hatte, versuchte die Prinzessin nach Anleitung der Mutter, von den Kornblumen einen Kranz zu winden, und so groß war die Freude über den gelungenen Ausfall dieser Arbeit, daß die gewöhnlich bleichen Wangen der Prinzessin vom hellsten Rot überhaucht wurden. Und als sie dann den vollendeten Kranz auf ihr schönes Haar drückte, stand er dem feinen, edel geschnitzten Gesichte so trefflich, daß die zuschauenden Geschwister, darunter auch der hochselige Kaiser Wilhelm, durch laute Ausrufe von ihrer Freude Kunde gaben. Was mochte in dem Herzen der Königin sich regen, als sie die Augen ihrer Kinder so froh erglänzen sah? Die Gewalt der Waffen hatte dem teuren Vaterlande Unglück über Unglück gebracht; wer konnte ahnen, daß die jetzt mit einem Kranze von Feldblumen geschmückte Prinzessin einst das Diadem einer Kaiserin auf ihrer Stirn tragen würde? Wer konnte ahnen, daß das scheinbar vernichtete Preußen einst seinen schützenden Arm vom Fels zum Meer breiten und Luisens Sohn als Deutscher Kaiser das geeinte Deutschland zu ungeahnter Machtstellung und Ehre erheben würde? Allein die Königin sah in dem einfachen, durch schuldlose Freuden beglückten Sinn ihrer Kinder ein Eden erstehen, aus dem unvergängliche Quellen des reinsten Genusses sich ergießen mußten. In tiefer Rührung zog sie die Geliebten an ihr Herz, und die Kornblume, welche ihr so Schönes offenbart hatte, wurde und blieb ihre und ihrer Tochter Charlotte Lieblingsblume. — Als Charlotte zwanzig Jahre später als Kaiserin von Rußland ihre Heimat durch einen Besuch erfreute, glaubten die Bewohner von Königsberg in der mächtigen Kaiserin die angenehmsten Erinnerungen zu wecken, wenn die jungen Mädchen, die beim Einzuge der Fürstin ihr Blumen streuten, mit Kränzen von Kornblumen geschmückt vor ihr erschienen. Und sie hatten sich nicht ge-

täuſcht; die Kaiſerin ſprach ihren Dank und ihre Freude aus, daß man die Kornblume gewählt, um ſie zu ehren."

Als die Lieblingsblume des Deutſchen Kaiſers Wilhelm I. iſt die Kornblume in Böhmen, ſeitdem daſelbſt der Sprachenkampf entbrannt iſt, zu einer Parteiblume geworden und gilt als das Sinnbild deutſcher Geſinnung. Das Tragen derſelben ruft deshalb auch den Haß der Tſchechen wach, und in den deutſch-böhmiſchen Blättern lieſt man darum oft von beleidigenden Angriffen und Beſchimpfungen, die den Trägern von Kornblumen widerfahren.

Die Kornblume.

I.

Ein Blümlein kenn' ich gar lieb und hold,
Das birgt ſich in rauſchender Ähren Gold;
Sein Auge blickt treu und himmelrein,
Drum ſchaut der Kaiſer ſo gern hinein.
Dich Kaiſerblume, dich lob' ich mir
Als deutſcher Männer und Frauen Zier!

O Blümchen, ſeligen Friedens Bild,
Wie ſtimmt uns dein Anblick ſanft und mild,
Wie haſt du nach mancher heißen Schlacht
Dem Kaiſer Freude und Troſt gebracht!
Dich Kaiſerblume, dich lob' ich mir
Als deutſcher Männer und Frauen Zier!

Du reichſtes Blümchen in Wald und Feld,
Dich liebt ein Kaiſer, ein mächtiger Held,
Ein Herz, ach, ſo treu und rein wie du,
Drum bringet die Freude den Dank dir zu.
Dich Kaiſerblume, dich lob' ich mir
Als deutſcher Männer und Frauen Zier!

A. Herm. Francke.

II.

Zu Kaiſer Wilhelms I. Gedächtnis.

Kornblume ſchlicht! Im Ährenfeld,
Wo du verborgen ſchier,
Hat Kaiſer Wilhelm, unſer Held,
Geneigt ſich hin zu dir.

Und als es ward im Volk bekannt,
Wie er dir freundgewillt,
Schien jedes Herz dir zugewandt
Dir, ſeines Sinnes Bild.

Nun ſtehſt du ohne ſtolz' Bemühn,
Verklärt durch ſeinen Glanz,
Und ſchmückſt in immer jungem Grün
Den vollen Erntekranz.

Dein Aug', das uns entgegenblaut,
Vom hohen Korn umwallt,
Mit ſtillem Gruße ſpricht es laut
Von ſeiner Huldgeſtalt.

Erinn'rung ruft es uns hervor
An ihn und ſeinen Ruhm,
Und unſichtbar erzählt ein Chor
Von ſeinem Heldentum.

M. Greif.

III.

Biſt du die goldne Ähre nicht,
Die ſchwer vom Korn ſich wiegt,
So ſei die blaue Blum' im Feld,
Die friſch das Aug' vergnügt.

Ottilie Wildermuth.

IV.

Kornblumen flecht' ich dir zum Kranz
Ins blonde Lockenhaar!
Wie leuchtet doch der blaue Glanz
Auf goldnem Grund ſo klar!

Der blaue Kranz iſt meine Luſt!
Er ſagt mir ſtets aufs neu,
Wohl keine ſei in tiefſter Bruſt
Wie du, mein Kind, ſo treu.

Auch mahnt ſein Himmelsblau zugleich
Mich heimlich ſüßer Art,
Daß mir ein ganzes Himmelreich
In deiner Liebe ward!

E. v. Geibel.

V.

In der Saat viel blaue Sterne
Steh'n wir leuchtend fern und nah.
Laßt uns blühn und ſeht uns gerne,
Denn wir ſind nun einmal da.

Die uns ſonſt nicht leiden mochten,
Unterm Korn die ſchimmernd blau'n:
In den Erntekranz geflochten
Mögen ſie doch gern uns ſchaun.

Zu dem Ernſt nutzreicher Ähren
Fügen wir, was heiter glänzt:
Freude will Natur euch lehren,
Und ſie bringt das Brot bekränzt.

Joh. Trojan.

55. Der Feldritterſporn.

(Delphinium consolida.)

Der Feldritterſporn, welcher zu unſeren ſchönſten Feldblumen gehört, hat ſeinen Namen von dem oberen, ſpornartig geformten Kelchblatte. In der Knoſpenlage zeigt die Blume eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Delphin, worauf ſich die botaniſche Benennung Delphinium bezieht. Die Bezeichnung consolida weiſt auf die frühere Anwendung der Pflanze; ſie ſtand im Mittelalter in dem Rufe, Wunden ſchnell zu heilen und zuſammenzuziehen oder zu konſolidieren. Schon früh iſt die reizende Blume wegen ihrer Farbe und Geſtalt zum Liebling der Menſchen erkoren und in zahlreichen Spielarten in den Gärten gehegt und gepflegt worden. Der Gartenritterſporn (D. Ajacis) zeigt ein ſchön ausgeprägtes Saftmal, und in den dunkeln Adern desſelben glaubten die Griechen die Buchſtaben A I zu leſen. Einige Forſcher halten die Pflanze für die Blume, welche aus dem Blute des Ajax emporſproß. (Vgl. Hyazinthe.)

Wegen der prächtigen und beständigen blauen Farbe der Blüten, auf welchen das Auge mit Wohlgefallen ruht, galt der Feldritterſporn als das kräftigſte Augenheilmittel. Der alte Botaniker O. Brunfels (um 1530) ſchreibt hierüber: „Das Kräutlein iſt alſo luſtig blaw gefärbt, daß es auch dem geſicht ein freud geben, daſſelbig bekräftigen und ſtärken, ſo oft man es anſieht. Derenthalben denn die geleerten, ſo ire augen hefftig brauchen mit ſtudiren, dieſes kraut hoch in eeren haben, auch uffhenken am ort, wo ſie ſtudiren, damit ſie ſolches ſtätig im geſicht haben.“ Und Popp meldet: „Ein Waſſer auß dieſen Blümlein deſtillirt (daſſelbe in die Augen getan) ſterket das Geſicht und vertreibt die Röthe in den Augen, nimbt hinweg die Geſchwulſt, ſtillet das flieſſen und rinnen der Augen. Am Tage Johannis des Täuffers pflegen viel Leute einen Krantz auß dieſen Blumen zu binden und in die Stuben zu henken, daß ſie denſelben ſtetig vor Augen haben, damit ihr Angeſicht zu ſterken und zu leutern.“

Wie S. Frank mitteilt, zündete man in der Sonnenwendnacht ein Sonnenwend- oder Johannisfeuer an, dabei trug man Kränze von Beifuß und Eiſenkraut, und in der Hand hielt man Ritterſporn. „Wer dadurch in das feuer ſihet, dem thut dis ganz jahr kein aug weh“; und „wer vom feur heim zu haus weg will gehn, der wirft dis ſein kraut in das feur, ſprechend: ‚es geh hinweg und werd verbrennt mit diſem kraut al mein unglück‘.“ Nach Roſegger hat ſich dieſer Brauch in Steiermark bis heute erhalten. Alljährlich lodern daſelbſt die Sonnenwendfeuer auf, und unſere Blume wirft man mit folgendem Spruch in die Flammen:

„Brenn', Kräutl, brenn',
Das Unglück ſoll vergehn.
Heiliger Sankt Veit,
Schick' uns einen Scheit!
Heiliger Sankt Florian,
Zünd' uns ein Feuer an!
Dann ſteigt der weiß' Rauch
Zum Himmel hinauf,
Und der weiß' Rauch ſoll verehren
Gott unſern Herrn!“ —

Als die ſichere Helferin in Augenkrankheiten wird die heilige Ottilie, die Patronin des Elſaß, verehrt. Gläubige Wallfahrer pilgern nach dem Ottilienbrunnen zu Ottilienberg und waſchen mit dem Waſſer desſelben ihre kranken Augen. Es kann daher nicht auffallen, daß man den Ritterſporn mit dieſer Heiligen in Verbindung brachte und die Blume mit dem Namen St. Ottilienkraut belegte.

Den Dichter Fr. Rückert hat unſere Blume zu folgender Rätſelaufgabe veranlaßt:

„Den ſich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört einem Vogel
Zum Eigentume
Und wächſt im Garten
Als eine Blume.“

56. Der Mohn.

(Papaver.)

Für den ſinnigen Naturfreund kann es nicht leicht ein reizenderes Bild geben als das eines wogenden Kornfeldes voll bunter Blüten, roter Mohn- und blauer Kornblumen, weißer Winden und violetter Raden.

Und doch ſieht es die Mehrzahl der ſonſt ſo gemütlichen Landleute, wenn es recht bunt iſt, nur mit Verdruß, wohl gar mit Ingrimm an, denn dieſe uns ſo lieblich entgegenlachenden Blumen ſind ja böſe Unkräuter.

„Rot' und blaue Blumen!
Der mürriſche Schnitter verwirft euch als nutzlos,
Hölzerne Flegel zerdreſchen euch höhnend,
Sogar der habloſe Wandrer,
Den eu'r Blick ergötzt und erquickt,
Schüttelt das Haupt
Und nennt euch ſchönes Unkraut.
Aber die ländliche Jungfrau,
Die Kränzewinderin,
Verehrt euch und pflückt euch
Und ſchmückt mit euch die ſchönen Locken,
Und alſo geziert eilt ſie zum Tanzplatz,
Wo Pfeifen und Geigen lieblich ertönen,
Oder zur ſtillen Buche,
Wo die Stimme des Liebſten noch lieblicher tönt
Als Pfeifen und Geigen."

H. Heine.

Die lieblichſte aller dieſer zudringlichen Pflanzen iſt der Feldmohn (P. rhoeas). Der Name Mohn, mittelhochdeutſch mân, zuſammengezogen aus mâgen, mahen, althochdeutſch mâgo, in dem mundartlichen Mogn noch fortdauernd, entſtammt mit dem lateiniſchen magnus (groß) einer Wurzel und bezeichnet eine große oder lange Pflanze. Nach einer anderen Erklärung bedeutet das althochdeutſche mago = Magen. Früher wurden auch die Mohnkörner wegen ihres großen Nährwertes als Nahrungsmittel verwendet. Karl der Große hat den Anbau des Mohns befohlen.

Die Namen Klatſchroſe, Klatſchmohn, Klatſchblume erinnern daran, daß die Blume ſeit alten Zeiten ein Spielzeug der Kinder geweſen iſt. Schon Leonhard Fuchs (um 1540) erzählt: „Die Kinder haben ihr Kurzweil mit den Blumen, indem ſie mit den Blättern Schnallen in der Hand oder Stirn machen." Noch heute iſt es eine allgemein verbreitete Sitte, daß die Kinder die dünnen, ſeidenglänzenden Blütenblätter über den durch Daumen und Zeigefinger gebildeten Ring legen und mit der andern flachen Hand darauf klatſchen. Von dem Raſſeln der reifen Samenkörner trägt die Blume auch die Bezeichnungen Klapperroſe und Klapperblume in dem Korn, und von der purpurroten Farbe ihrer Blüte heißt ſie Fürblom oder Feuerblume.

Den Alten war der Mohn das Symbol der Erde und ihrer Fruchtbarkeit; er war der Hera, der hohen Gemahlin des Zeus, heilig. Der Mohnkopf war ein Attribut des Schlafes und seines Sohnes Morpheus, des Traumgottes mit seinem phantastischen Gefolge. Er war auch ein Bild des Todes, der ein Bruder des Schlafes ist. Die Mohnpflanze besingt schon Homer, und der berühmte Arzt Hippokrates kannte bereits die einschläfernde Eigenschaft des Mohnes. Ein Gericht aus Mohn, Milch und Semmelbrocken, sogenannte Mohnpielen, am Christabend genossen, bringt Glück in der Wirtschaft. In Posen soll es kaum ein Bauerngut geben, wo am Christabend Mohnklöße und Gänse- oder Schweinebraten auf dem Tisch fehlen.

Der Mohn.

I.

Wie dort gewiegt von Westen
Des Mohnes Blüte glänzt,
Die Blume, die am besten
Des Traumgotts Schläfe kränzt!
Bald purpurhell, als spiele
Der Abendröte Schein,
Bald weiß und bleich, als fiele
Des Mondes Schimmer ein.

Zur Warnung hört' ich sagen,
Daß der im Mohne schlief,
Hinunter ward getragen
In Träume schwer und tief;
Dem Wachen selbst geblieben
Sei irren Wahnes Spur:
Die Nahen und die Lieben
Hält er für Schemen nur.

L. Uhland.

II.

Spielend wiegst du auf dem Schafte
Blüten hell und rot,
Aber in dem dunklen Safte
Lauert schon der Tod.

An des Jahres Sonnenwende
Mahnst du schlicht und frei:
Daß des schönsten Daseins Ende
Nah dem Anfang sei.

Adolf Pichler.

Blühender Mohn.

Laue, linde
Sommerwinde,
Wiegt mein Mohnfeld leicht und leis,
Daß die blanken
Blüten schwanken
Rosenrot und lilienweiß!

Junisonne,
Sommerwonne
Stehn auf ihrer Höhe schon,
Deiner Fahnen
Leises Mahnen
Wohl vernehm ich's, bunter Mohn!

Sinnend steh' ich,
Träumend seh' ich
Weit ins Land vom Wiesensaum:
Winde weben,
Blüten beben —
Und das Leben ist ein Traum. —

Karl Gerok.

57. Die Ackerwinde.

(Convolvulus arvensis.)

Der deutſche und lateiniſche Name dieſer Pflanze beziehen ſich auf die Art und Weiſe des Wachstums derſelben. In Weſtpreußen nennt man die Ackerwinde Gottshemden, und man erzählt von ihr, ſie ſchlöſſe ihre Blüten, wenn der liebe Gott ſein Hemdchen auszöge, und ſie öffne dieſelben wieder, ſobald er es angezogen habe. In einigen Gegenden herrſcht der Glaube, daß die Winde Regen anzeige, wenn ſie ſich am Morgen nicht öffne, und daß man Regen hervorzaubern könne, wenn man ihr das Öffnen durch Einknicken verleide. An die niedliche, überall im Getreide und auf allen Feldwegen wachſende Blume knüpft ſich folgende Sage: „Einſt wollte ein Fuhrmann ſeinen mit Weinfäſſern beladenen ſchweren Wagen einen ſandigen Hügel hinauffahren. Es war ein heißer Sommertag. Die Pferde trieften von Schweiß, und die Wagenräder ſchnitten tief in den lockeren Sandboden ein. Plötzlich blieben die Pferde ſtehen, ſie waren zu ſehr ermüdet und vermochten den Wagen nicht mehr fortzuſchaffen. Der Fuhrmann wurde hierüber ſehr böſe und wollte mit unbarmherzigen Schlägen und läſterlichem Fluchen die Pferde zum Weitergehen zwingen. Doch ſeine Anſtrengungen waren vergeblich. Da — er hatte gerade einen böſen Fluch getan und die armen Pferde ſchrecklich geſchlagen — erſchien ihm die Mutter Maria. Sie tadelte ſein böſes Benehmen und verſprach, für einen Trunk Weines den Wagen auf den Berg zu ſchaffen. Dann erfaßte ſie die Zügel der Pferde, und ruhig und gehorſam zogen die Tiere den Wagen den Berg hinauf. Als ſie oben waren, gab ſie dem Fuhrmann die gute Lehre, in Zukunft ſein ungeſtümes Weſen und ſein läſterliches Fluchen zu unterlaſſen; durch ruhiges, beſonnenes Weſen erreiche man viel eher das Ziel. Hierauf erbat ſie ſich das verſprochene Glas Wein. Doch der Fuhrmann geriet in große Verlegenheit, als er merkte, daß ihm ein Glas fehle. Aber die Mutter Gottes half ihm aus der Verlegenheit. Sie ergriff eine am Wege blühende kleine weiße Ackerwinde und bat, dieſe zu füllen. Die roten Streifen, die mitunter in der Blüte ſind, rühren von dem roten Wein her. In Erinnerung hieran heißt die Pflanze auch Mutter Gottes Trinkbecher.“

Auf die herzförmigen Blätter der Zaunwinde beziehen ſich die folgenden ſinnigen Verſe des Dichters:

Die Winde, die am Boden kriecht,
Wird ſchwach und dürftig bleiben;
Nur die am Aſt empor ſich ſchmiegt,
Wird ſaft'ge Triebe treiben.

Darum, ein Sinnſpiel der Natur,
Ihr Blatt iſt herzgeſtaltet,
Weil eines Herzens Triebkraft nur
Aufſtrebend ſich entfaltet.

Fr. Rückert.

Die Winde.

Winde, welches Glutverlangen
Zieht dich aus dem Schattenreiche?
Iſt es Hoffen, iſt es Bangen,
Was durchzittert deine Zweige?

Alle deine Blätter wenden
Sich zur goldnen Sonne Strahl,
Deine Ranken, gleich den Händen
Ringen aufwärts allzumal.

Alle deine Blumen ſchließen
Sich dem ew'gen Lichte auf,
Und die milden Strahlen grüßen
Freundlich ſie im flücht'gen Lauf.

Winde, Winde, ſtille Tränen
Tau'n mir aus dem Aug' hervor,
Mich erfaßt ein mächt'ges Sehnen,
Ranken möcht' ich auch empor!

Ranken aus dem düſtern Dunkel,
Aus des Lebens finſtrer Bahn,
Ranken zu dem Lichtgefunkel,
An das Himmelszelt hinan;

Ranken zu der Weltenſonne,
Zu des Lichtes Urquell ſtill,
Froh genießend ſel'ge Wonne,
Die entſtrömet Gottes Füll'.

A. Kopiſch.

---

58. Sommer-Adonisröschen.

(Adonis aestivalis.)

Eine ſchmucke und auf gutem Boden unter dem Weizen nicht ſeltene Sommerpflanze iſt das Adonisröschen. Die zinnoberroten Blütenblätter geben demſelben eine große Ähnlichkeit mit der Klatſchroſe und ſind Veranlaſſung zu den Namen Blutauge, Blutströpfle, Feldröslein, Feuerröſel u. a. m. geworden. Früher rechnete man die Adonis zu den Anemonen, denen ſie auch in mancher Beziehung nahe ſteht. Über ihre Entſtehung berichtet eine griechiſche Sage folgendes:

Aphrodite, die Göttin der Schönheit und Liebe, hatte den wunderſchönen Jüngling Adonis, welcher in dem Haine der Nymphen herangewachſen war, zu ihrem Liebling erkoren. In zärtlichſter Sorgfalt und Hingebung wachte ſie über ſein Wohl und Wehe und erregte dadurch die Eiferſucht des Ares. Als Adonis einſt als leidenſchaftlicher Jäger trotz aller Warnungen der ängſtlich-beſorgten Geliebten die Wälder durchſtreifte, ſandte ihm der rachgierige Kriegsgott einen Eber entgegen. Mutig rang er mit dem Untier und erlegte es endlich, doch trug er eine tödliche Wunde davon. Obgleich Aphrodite, von dem Unglück beizeiten benachrichtigt, ſo ſchnell zur Hilfe herbeieilte, daß ihre von den Dornen geritzten Füße die weißen Roſenbüſche mit Blut färbten, welche nunmehr für immer rot blieben, ſo kam ſie doch zu ſeiner Rettung zu ſpät. Sie fand den Jüngling ſterbend auf dem Sammet des Graſes liegen und bemühte ſich vergebens, ihn aufzurichten und das fliehende Leben zu erhalten. Aus den Blutstropfen des Sterbenden ſproßten Roſen empor, und die heißen Tränen, welche die tiefunglückliche Göttin um den ſo früh Verlorenen weinte, verwandelten ſich, auf die Erde rollend, in Blumen.

„— — — Nicht länger denn ſtündliche Weile
Hatt' es gewährt, da wuchs aus dem Blut gleichfarbige Blume,
So wie der puniſche Baum ſie trägt.“

So entſtand das Adonisröschen. Und flüchtig wie das Leben des ſchönen Jünglings iſt die Blüte des ſchmucken Röschens, deſſen Blätter ſo leicht im Wind dahinfallen.

---

59. Der Gauchheil.

(Anagallis arvensis.)

Der Name Gauchheil erinnert an den Glauben des Volkes, nach welchem die Pflanze die Kraft hat, Gespenster zu vertreiben. Sie wurde zu diesem Zweck in dem Hausflur aufgehängt und sollte nach dem Kräuterbuch von L. Fuchs „Gauch und Gespenst" verscheuchen. Wegen der roten Blüten und Ähnlichkeit mit der gemeinen Vogelmiere heißt sie rote Miere und roter Hühnerdarm.

Die Pflanze wird auch Faules Lieschen genannt, da sie ihre Blüten erst morgens um acht Uhr öffnet und gegen vier Uhr schon wieder schließt. Sie ist hygroskopisch und entfaltet ihre Blüten nicht, wenn die Luft mit Wasserdämpfen angefüllt und Regen zu erwarten ist. Diese Eigenschaft hat ihr den Namen Armer Leute Wetterglas, in England Poor man's weatherglass, eingetragen.

Auch besaß nach früherer Meinung die Pflanze besondere Kraft gegen Melancholie, machte Gauche (Narren) heil und gesund und stillte das Blut so vortrefflich, daß man einem, der zur Ader gelassen wurde, nur dieses Kraut in die Hand zu geben brauchte, um das Fließen des Blutes aufhören zu lassen.

Neben der rotblühenden Art kommt auf kalkhaltigem Boden auch der blaue Gauchheil (A. coerulea) mit himmelblauen Blüten vor. Beide Arten sind einander sehr ähnlich, und Dioskorides unterschied die blaue als den weiblichen und die rote als den männlichen Gauchheil.

Im „Paradiesgärtlein" heißt es in bezug auf die oben erwähnte Eigentümlichkeit dieses Krautes:

„Ja wie diß Kräutlein blüht und keimt,
Wenn nur die Sonn am heisten scheint,
Und bald zu blühen auch aufhört,
Der Maul-Christ auch so einher fährt,
Mit großem Schein, Rhumreysigkeit,
Mit hohen Worten ist bereit;
Wenn's hell am Himmel schön und klar,
So ist er keck, das wiß fürwar,
Sobald das Wetter dann sich wendt,
Ihr Ruhm und Mut dann hat ein end."

---

60. Natternkopf und Steinsame.

(Echium et Lithospermum.)

Die beiden, zur Familie der Rauhblätter gehörenden Pflanzen, haben schon im Altertum die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Griechen nannten den Natternkopf Echion, die Römer Echium, und Dioskorides erklärt dieses, indem er schreibt: „Die Blüten sind purpurfarbig, und in ihnen befindet sich die Frucht, welche dem Kopfe einer Natter (echis)

ähnlich ist." Nach Plinius soll jedoch der Name von der Ähnlichkeit der Blüte mit einer Viper herrühren. Eine dritte Erklärung des Namens bringen die Scholien; nach ihnen hat ein gewisser Alkibios, der von einer Natter gebissen ward, die Wunde mit unserer Pflanze geheilt und ihr darum den Namen Echion gegeben. Im Altertum hat man dieselbe tatsächlich gegen Natterbisse angewandt und war von ihrer Heilwirkung überzeugt.

Durch die glatten, weißen, harten, wie Perlen aussehenden Nüsse (Samen) ist die zweite Pflanze ausgezeichnet, und nach ihnen hat man sie Steinsame oder Lithospermum genannt. Plinius schreibt: „Die wunderbarste Pflanze ist wohl der Steinsame. Er trägt Steinchen, die so weiß und rund wie Perlen und felsenfest sind. Es ist eine ausgemachte Sache, daß eine Drachme dieser Steinchen, in weißem Wein getrunken, Blasensteine zerstört und abtreibt. Solche Steine sind ohne alle Anweisung leicht zu erkennen und zeigen schon durch ihr Ansehen ganz deutlich, zu welchem Zwecke die Natur sie geschaffen hat." Nach der Signaturlehre nahm man früher an, daß alle Wesen und Dinge, die in irgend einem ihrer Teile miteinander übereinstimmen, auch einen gegenseitigen Einfluß mittels der die ganze Welt durchdringenden Sympathie ausüben. Deshalb schrieb man dem Steinbrech (Saxifraga) eine ähnliche Kraft zu. In dem Buch der Natur von Konrad von Megenberg heißt es: „Wenn man des Krautes Wurzel nimmt in Wein, bricht sie den Stein in der Blasen."

---

61. Der Stechapfel.

(Datura stramonium.)

Zum Gesamtbilde der Flora eines Dorfes gehört zurzeit auch der Stechapfel; auf dem schwarzen Dunghaufen erhebt sich das üppig verzweigte, dunkelgrüne, kräftig emporgeschossene Kraut, und die schneeweißen, fingerlangen Trompetenblumen oder die apfelförmigen, mit ziemlich langen Stacheln besetzten Früchte kennzeichnen es deutlich für jedermann. Doch trotz der jetzigen allgemeinen Verbreitung ist der Stechapfel ein fremdes Gewächs, das erst vor ungefähr 400 Jahren bei uns ist eingeführt worden und zwar der Überlieferung nach durch die Zigeuner; seine Heimat ist im Osten, im südlichen Rußland und Sibirien.

Die Pflanze enthält in den Samen und Blättern Daturin und ist in hohem Grade narkotisch-giftig; schon ein längeres Einatmen des Duftes wirkt betäubend. Auch die anderen Teile der Pflanze üben ihren Einfluß vorzugsweise auf die Gehirn- und Sinnesorgane und verursachen Schwindel, Betäubung, Doppelsehen und den Tod. Diese unheilvolle Eigenschaft benutzten in früherer Zeit Zauberer und Diebe zur Ausführung ihrer schändlichen Pläne. Die Diebe suchten Stechapfelsamen auf die heißen Ofenplatten zu streuen, um dadurch die im Zimmer befindlichen Personen zu betäuben, damit sie ungestört ihr Unwesen treiben

konnten. Ferner bereitete man aus Stechapfelſamen durch innige Vermiſchung mit Fett die berüchtigte Hexenſalbe. Rieb man mit derſelben die Achſelhöhle ein, ſo ſollte dies die wunderbarſten Wirkungen auf das Gehirn haben. Die Phantaſie des Betreffenden wurde ſehr angeregt, er wähnte zu fliegen, oder in der Einbildung zog er auf einen hohen Berg, wo er wüſten und wilden Gelagen beizuwohnen glaubte.

Auch bei Schatzgräbereien, Geiſterbeſchwörungen und Bannungen fand der Stechapfelſamen wichtige Beachtung und Verwertung. Zumeiſt wurde bei dieſen Gelegenheiten zunächſt ein Feuer angezündet, auf die glühenden Kohlen wurde ſodann der Same der Zauberpflanze geſtreut, aus welchem ſich die betäubenden Dämpfe entwickelten, welche die beteiligten Perſonen in einen eigentümlichen Rauſch verſetzten; in demſelben glaubten ſie alles, was ihnen die Phantaſie vorſpiegelte, wirklich zu ſehen und zu hören.

In allen dieſen ſchwarzen Künſten waren die Zigeuner Meiſter, und ſie werden daher wohl ſtets größere Vorräte von Stechapfelſamen aus ihrer öſtlichen Heimat bei ſich geführt haben; es erſcheint deshalb auch die Überlieferung, daß die Zigeuner die Pflanze im weſtlichen Europa verbreitet hätten, wohl glaubwürdig und gerechtfertigt. In der Gegenwart müſſen wir die Pflanze zu unſeren Heilkräutern rechnen; Zigarren mit Stechapfelaufguß behandelt, werden bei aſthmatiſchen Anfällen geraucht und haben ſich als ein gutes Mittel erwieſen.

In Amerika fand ſich die Pflanze zur Zeit der Entdeckung ſchon vor. Die Sonnenprieſter der Anden tranken den Saft derſelben, um ſich in einen Zuſtand der Verzückung zu ſetzen, der als ein unmittelbarer Verkehr mit der Gottheit galt. Vielleicht verhielt es ſich mit den Prieſtern des delphiniſchen Apollo auf ähnliche Weiſe.

---

62. Das Bilſenkraut.

(Hyoscyamus niger.)

Den Namen Bilſenkraut leiten einige von Bel oder Biel, dem Sonnengott der Kelten, ab; es ſoll dieſem geheiligt geweſen ſein und deshalb den Namen Belinuntia erhalten haben. Andere nehmen jedoch an, daß der Name mit Bilwitz, dem Feldteufel unſerer Vorfahren, der an der Ernte mancherlei Schäden ausführte (ſ. S. 127), in Verbindung ſteht. Hiernach bedeutet Bilſenkraut ſoviel wie Teufelskraut. Und dieſen Namen führt die Pflanze mit Recht. Schon die dicht gedrängt ſtehenden, graugrünen, widerlich riechenden Blätter, die düſteren, ſchmutziggelb geaderten Blüten und der einſame, unwirtliche Standort geben derſelben einen unheimlichen Ausdruck, der durch die Giftigkeit aller Teile der Pflanze nur noch verſtärkt wird. Andere Namen der Pflanze ſind: Tollkraut, Hühnertod, Naſewurzel, Schlafkraut, Teufelsauge, Zigeunerkraut u. a.

Die alten Gallier kannten bereits das Bilſengift und benutzten

es, um ihre Pfeile und Wurfspieße zur sicheren Erlegung des Wildes damit zu bestreichen. Nach Mitteilung des Plinius soll das Bilsenkraut zuerst von Herkules gefunden worden sein. Die alten Ärzte gaben einen Weinaufguß der Blätter gegen das Fieber; aus dem Samen bereitete man ein Öl, welches, in das Ohr gegossen, Betäubung und Wahnsinn hervorrufen sollte. In Anlehnung hieran ist in dem „Hamlet" unsere Pflanze „das mitternächt'ge Kraut", des „schnöder Trank, dreimal vom Fluche Hekates betaut, durch seine grause Schärfe" das gesundeste Leben gräßlich zerstört. Der Geist des gemordeten Königs erscheint dem tiefgebeugten Hamlet; und mit bang lauschendem Herzen vernimmt der Sohn die furchtbare Bestätigung der Ahnungen seines „prophetischen Gemütes". Der Geist des Königs spricht:

„— — — Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte nachmittags,
Beschlich dein Oheim meine sich're Stunde
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen
Und träufelt' in den Eingang meines Ohrs
Das schwärende Getränk, wovon die Wirkung
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig wie Quecksilber läuft.
Und wie ein saures Lab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut, so tat es meinem,
Und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich,
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den platten Leib."

Das Bilsenkraut war ein Hauptbestandteil der berüchtigten Hexensalbe und wurde auch vielfach zum Geisterbeschwören und Wettermachen benutzt. Um bei anhaltender Dürre für die durstenden Fluren einen erquickenden Regen zu schaffen, wurde, wie Burchard von Worms beschreibt, ein kleines Mädchen ganz entkleidet und von seinen Gespielinnen in den Wald geführt. Hier riß es das Bilsenkraut mit dem kleinen Finger der rechten Hand samt der Wurzel aus und band es an die kleine Zehe des rechten Fußes. So geschmückt wurde es dann an dem nächsten Flusse von seinen Begleiterinnen mittels Ruten, die sie sich im Walde gebrochen hatten, mit Wasser besprengt. Durch dieses Verfahren glaubte man einen erfrischenden Regen herbeizuzaubern. Noch 1825 sah man, wie Montanus berichtet, in einem Dorfe am Rhein abergläubische Landleute bemüht, durch Bilsenkrautstäbchen die anhaltende Dürre hinwegzuzaubern, indem sie vermeinten, daß den Wassertropfen, die sie mit Hilfe jener Stengel aus der Quelle auf den glühenden Sand sprengten, ein baldiger Regen folgen werde.

Von den sinnenverwirrenden Wirkungen des Bilsenkrautes erzählt man folgendes: Einst gerieten bei der Zubereitung von Pastinaken in einem Kloster Wurzeln von Bilsenkraut in das Gericht. Nach dem

Genuß der Speiſe zeigten ſich bei den Mönchen Geiſtesſtörungen der verſchiedenſten Art. Die Buchſtaben eines Buches dünkten dem einen umherlaufende Ameiſen, ein anderer glaubte ſich von wilden Tieren verfolgt und kletterte auf den Ofen, den er für einen Waldbaum hielt; ein dritter bildete ſich ein, er knacke Nüſſe, und machte die Pantomimen des Werfens, um die vermeintlichen Schalen nach eingebildeten Pfauen zu ſchleudern.

Auch bei Liebeszauber fand die Wurzel dieſer unheimlichen Pflanze Verwendung. J. Wolff ſingt im „Rattenfänger“:

„Bilſenkraut war's, das er aushob
Aus der Erde; mit dem Meſſer
Schnitzt' er aus der ſtarken Wurzel
Einen Menſchenleib und ritzte
Auf die Bruſt verſchlung'ne Zeichen,
Murmelte geheimen Segen
Aufs Gebild und ſteckt' es zu ſich.
‚So, ſchön Jüngferlein, nun wahr' dich,
Wenn du kannſt, vor Zaubers Walten!
Wird ſich bald ein ſüßes Gift dir
In die blauen Adern ſchleichen,
Wirſt dein Herzchen pochen hören,
Wirſt dich heimlich nach mir ſehnen,
Und ein wonnig heiß Verlangen
Wird dir wie ein lüſtern Schlänglein
Schmeichelnd um den Buſen ſpielen.‘ —
Grade vor dem hölzern Trepplein,
Das hinauf zur Krone führte,
Wo er wußte, daß Regina
Tag für Tag darüber hinſchritt,
Kniet' er nieder, Sprüche murmelnd,
Lockerte etwas die Erde
Und vergrub den Liebeszauber,
Den er auf dem Basberg formte
Aus des Bilſenkrautes Wurzel.
Sorglich jede Spur vertilgend
Des geheimnisvollen Werkes
Ebnet' er den Weg und ſtreute
Trockne Blätter auf die Stätte.“

---

63. Der gefleckte Schierling.

(Conium maculatum.)

Zu den ſtattlichen Doldengewächſen, die der gemütvolle B. Sigismund in den Verſen feiert:

„O Dolden auf mächt'gen
Stämmen, mit prächt'gen
Schirmen, ihr Rieſen
Der blumigen Wieſen!“

gehört auch der gefleckte Schierling, wenn er auch weniger zum Schmuck der „blumigen Wieſen“, als zu den Vertretern der Dorfflora zu rechnen iſt. Durch den dicken, angeſchwollenen, glänzenden Stamm mit den braunroten Flecken macht er ſich leicht kenntlich und hebt ſich ſo als gefürchtete Giftpflanze von den harmloſeren Verwandten ab. Als einen Unhold in dem Chor der Blumen behandelt ihn auch der Dichter J. G. Seidl, indem er von ihm ſingt:

„Der Schierling ſelbſt mit fleck'gem Stengel
Gehöret mit zum großen Chor:
Er ſtellt im Kreis der Blumenengel
Den düſteren, gefall'nen vor“.

Auf die giftigen Eigenſchaften der Pflanze beziehen ſich die Volksnamen: Bangenkraut, Düllkrut, Teufelspeterling, Wüterich und Tollkörfel.

Den Alten war der gefleckte Schierling unter dem Namen Cicuta bekannt, während wir mit demſelben den Waſſerſchierling (Cicuta virosa) bezeichnen; ſie benutzten ſein Gift, um eine möglichſt ſchmerzloſe Todesart herbeizuführen. Die Wirkungen zeigten ſich in Lähmungserſcheinungen, die an den unteren Gliedmaßen begannen. Plinius bemerkt von dem Schierling: „Er iſt ein Gift und um ſo verhaßter, weil er in Athen gebraucht wird, um die Staatsgefangenen hinzurichten. Samen und Blätter töten durch ihre erkältende Kraft, und das Froſtgefühl beginnt an den Enden der Glieder. Der ausgepreßte und eingedickte Saft wird zu kleinen Paſteten geformt und bringt verſchluckt das Blut zum Gerinnen. An dem Körper der Vergifteten bemerkt man Flecke."

Bekannt iſt, daß der weiſe Sokrates, im 70. Jahr ſeines Lebens als Verführer der Jugend angeklagt und verurteilt, umgeben von ſeinen Schülern den Schierlingsbecher trank; und von den Bewohnern von Chios erzählt man, daß ſie den Schierlingstrank nahmen, wenn ſie fühlten, daß ſie in ihrem Alter dem Vaterland zur Laſt fallen würden.

---

64. Der gute Heinrich.

(Chenopodium bonus Henricus.)

Zu den Proletariern des Pflanzenreiches gehören die zahlreichen Gänſefuß- und Meldearten, welche alle Ecken und Winkel, Schutt- und Kompoſthaufen in den Dörfern bedecken; unter ihnen findet ſich mit feiſten, dreieckigen Blättern und ſchlanker Blütenähre auch der gute Heinrich. Sein Name wird verſchieden gedeutet. Franzöſiſche Schriftſteller nehmen an, er ſei zu Ehren des für ſeine armen Untertanen beſorgten guten Königs Heinrich IV. benannt, weil er rings um die Hütten der Armen wachſe und ihnen als einzige ausdauernde Art Spargel und Gemüſe zugleich erſetze. Adelung deutet den Namen „Heinrich" auf „Heim", weil die Pflanze an den Heimen, d. i. an den Zäunen der Häuſer, zu finden ſei. Eine andere Erklärung des Namens gibt J. Grimm; er ſchreibt in der Mythologie: „Ich erkläre die Namen (gut Heinrich, rot und ſtolz Heinrich) aus den Vorſtellungen von Elben und Kobolden, die gern Heinz oder Heinrich heißen, was hernach auf Teufel und Hexen überging. Solchen dämoniſchen Weſen ſchrieb man die Heilkraft des Krautes zu. Selbſt die ihrem Urſprung nach unerforſchte Sage vom armen Heinrich könnte mit dem Kraute zuſammenhängen, das den Ausſatz heilte." Neben dem „guten" Heinrich unterſchied man auch einen „böſen" Heinrich, womit in einigen Gegenden das Bingelkraut (Mercurialis) bezeichnet wird. War der erſtere als heilkräftig geſchätzt, ſo der letztere wegen ſeiner giftigen Eigenſchaften verachtet, daß ihn ſelbſt das Vieh nicht anrührt.

---

65. Der Vogelknöterich.

(Polygonum aviculare.)

Der botaniſche Namen Polygonum bezieht ſich wie die deutſche Bezeichnung Knöterich auf die vielen Knoten, welche der Stengel hat; polys = viel, und gony = Knie, Knoten. Er heißt Vogelknöterich, weil die kleinen braunen Früchtchen im Herbſt den Vögeln (avis = Vogel) reichliche Nahrung geben. Ein anderer Volksname iſt Hanſel am Weg, er weiſt darauf hin, wie das Kraut mit ſeinen langen kriechenden Stengeln die Wege überzieht; eine öſterreichiſche Sage über die Entſtehung der Pflanze iſt unter „Braut in Haaren" mitgeteilt.

Einige Knöterichарten haben auf den Blättern ſchwarzbraune Flecken; ſie werden von der Legende in folgender Weiſe erklärt: Als Chriſtus gekreuzigt wurde, ſtand der Knöterich unter dem Kreuze und fing mit ſeinen Blättern die Blutstropfen auf, die aus den Wunden Chriſti herabfielen.

Das maſſenhafte Vorkommen erklärt ein Märchen der Südſlawen. „Einſt machte ſich in aller Frühe eine alte Strunzel auf und zog ins Hochgebirge, um dort zu hexen und allerlei Kräuter zu ſammeln. Gegen Mittag trat ſie den Heimweg an und begegnete dem Vogelknöterich, der haſtig ins Gebirge flüchtete. Und die Hexe fragte ihn: „Ei, wohin Vöglein? Was für Ungemach treibt dich auf dieſen rauhen Pfad?" Der Vogelknöterich antwortete: „Bei Gott, Mütterchen, da unten geht's nicht mehr. So oft der Bauer gräbt oder umgräbt, ſo jätet er zugleich nach beſten Kräften. Da würgt, reißt und ſchindet er mich, ſucht mich zu entwurzeln, und da heißt's fliehen, um ein Ruheplätzchen ausfindig zu zu machen, wo ich in Frieden gedeihen und mich vermehren könnte." Da meinte die Strunzel: „Vöglein, auf und zurück in die Heimat! Merk dir's: wo man viel gräbt, umgräbt und jätet, da gedeiht alles beſſer, und die Wurzeln können ſich beſſer ausbreiten. Sagt doch das Sprichwort: Weh dem Ding, das nicht gehegt wird!" Der Knöterich kehrte um, und ſeit dieſer Zeit findet man ihn auf Äckern und Wieſen, in Weinpflanzungen und Gärten, kurz überall, wo man ihn nicht haben will, und es hält ſchwer, ihn gründlich auszurotten."

(O. Dähnhardt, „Naturgeſchichtl. Volksmärchen.")

---

66. Der große Wegerich.

(Plantago major.)

Der Name Wegerich bedeutet nach Weigand ſo viel als Herrſcher (Herr) an und auf dem Wege. Der Weg iſt der Lieblingsſtandort der Pflanze, ſie beherrſcht ihn gleichſam, d. h. ſie nimmt ihn in Menge ein. Andere Benennungen beziehen ſich auf die an den Wegen ausgebreiteten Blätter und deren ſtarke Berippung, wie Wegebreit, Wegtritt, Wegblätter, Aderkraut, Fiſaderbläder, Ribbkenblatt u. a. Der botaniſche Name Plantago deutet auf die Ähnlichkeit der Blätter mit einer Fußſohle (planta) und ließe ſich mit Sohlenkraut über-

ſetzen. Der große Wegerich hat dadurch ein beſonderes Intereſſe gewonnen, daß derſelbe den Auswanderern nach Weſten auf Schritt und Tritt gefolgt iſt, ſo daß die Indianer dieſes Kraut die „Fußtapfen der Weißen" nennen, deren Nähe ſie überall vermuten, wo ſie dasſelbe ſehen. In der Vorzeit war der Wegerich ein Kraut, dem man alle mögliche Hilfe in menſchlichen Nöten und Krankheiten beimaß, wie der alte Arzt und Botaniker des 16. Jahrhunderts, Hieronymus Tragus, ſchreibt: „Unter vielen Kräutern iſt der Wegerich in der Arznei am gebräuchlichſten." Wenige innerliche Krankheiten gab es, bei denen er nicht Wunder tun ſollte. Das grüne Kraut, gekocht in der Speiſe genoſſen, heilte die Auszehrung und eröffnete die Verſtopfung der Leber und Nieren. Der ausgedrückte Saft der Blätter war hilfreich beim Keuchhuſten und der fallenden Sucht und vertrieb auch Würmer. Drei Wegerichwurzeln, zu einem Glaſe Wein genoſſen, hoben das dreitägige Fieber, vier dagegen das viertägige.

Aber all dieſe innerliche Hilfe iſt noch Kinderſpiel gegen die Wunder, welche das Kraut bei äußerlicher Anwendung vollbringt. Da offenbart es ſich als ein wahres Allerleidenskraut. Mit dem Fette des Samens getränkte leinene Tücher um das Haupt gelegt ſtillen den wütendſten Kopfſchmerz; kranke Augen verlieren die Entzündung, ſobald ſie damit betupft werden, und die Ohren erhalten das Gehör wieder. Gegen Halsleiden iſt der Mund damit zu ſpülen. Fiſtel, Krebs, Karbunkel und jegliche äußere Wunde und Entzündung konnten nicht widerſtehen. Das grimmigſte Zahnweh vergeht, wenn man Wegerichswurzel darauf legt. Selbſt die von Schlangen oder tollen Hunden beigebrachte Wunde heilt, wenn ſie mit Wegerichsſaft gewaſchen wird und Blätter dieſer Pflanze darübergelegt werden. Drei Blätter in den Mund genommen ſind gut gegen Bienenſtiche. In Mecklenburg iſt es in einigen Gegenden Sitte, daß zwei Leute ein Wegerichblatt auseinanderziehen, wenn ſie erfahren wollen, wer von ihnen das größere Glück hat. Letzteres wird dem zuteil, an deſſen Blattſtiel mehr Fäden herausſtehen. Je länger die Adern ſind, deſto größer iſt das Glück.

Und wie beim Menſchen, ſo auch beim Tier. Von einem klugen Beobachter der Natur, mit Namen Trasmus, berichten die alten Kräuterbücher, er habe bemerkt, wenn eine Kröte von einer Spinne geſtochen werde, eile ſie zum Wegerich, und damit werde ihr geholfen.

In der Heilmittellehre der Gegenwart nimmt der Wegerich allerdings eine viel beſcheidenere Stellung ein; von ſeiner vermeintlichen Wunderkraft haben wir gar wenig zu entdecken vermocht, und kein Arzt läßt die herbſtwelkenden Blätter mehr kochen oder auspreſſen oder gibt die Wurzeln zu verſpeiſen. Nur gegen Brandwunden finden die zerquetſchten Blätter noch Anwendung und leiſten denſelben kühlenden Dienſt wie eben jedes andere ſaftreiche Blatt.

Der Wegerich.

Ich armes Kraut am Weg,
Ich ſteh' hier ungebeten,
Muß auf mich laſſen treten
Wer Luſt hat, flink und träg'.

Und bin doch froh fürwahr,
Wenn nicht des Gärtners Harke
Mich mit des Lebens Marke
Reißt aus dem Boden gar.

Wenn dir dein Stand mißfällt,
Wen haſt du zu verklagen?
Warum haſt, hör' ich ſagen,
Du dich hierher geſtellt?

Ich möchte lieber ſtehen
Im Garten bei der Roſe,
Um die mit Liebgekoſe
Die Lüfte ſchmeichelnd wehn.

Doch wird gepflückt zuletzt
Die Roſ' von ihren Beeten,
Und werd ich dann zertreten,
So ſind wir gleich geſchätzt.

Fr. Rückert.

---

67. Die Wegewarte.

(Cichorium intybus.)

Die botaniſche Bezeichnung Cichorium kommt in ihrer Bedeutung dem deutſchen Wegewarte ziemlich gleich. Es iſt zuſammengeſetzt aus dem griechiſchen kio = gehe und chorion = freier Platz. Cichorium würde demnach eine Pflanze bezeichnen, die nicht auf dem Felde bleibt, ſondern die freien Plätze, die Ackerränder, aufſucht.

Dieſe Pflanze zeigt manche Eigentümlichkeiten, durch welche ſie ſich von den Nachbarpflanzen abhebt. In ihrer ganzen Erſcheinung liegt etwas Geiſter- und Märchenhaftes. Die großen, blauen, nur zu einigen Stunden des Tages geöffneten, Augen ähnlichen Blüten an den blätterarmen Stengeln ſehen den Wanderer treuherzig an. An allen Wegen, ſelbſt an den beſtaubteſten Feldwegen und Landſtraßen, iſt ſie im Hochſommer anzutreffen. Weit überragt ſie die ſie umgebenden Pflanzen und fällt dem Wanderer ſchon von weitem in die Augen. Was Wunder, daß ſich die Sage ihrer bemächtigte und ſie als eine unglückliche Perſon auffaßte, wie ſchon der Name Wegewarte andeutet.

Es wartet ein bleiches Jungfräulein
Den Tag und die dunkle Nacht allein
Auf ihren Herzliebſten am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Sie ſpricht: „Und wenn ich hier Wurzel ſchlag'
Und warten ſoll bis zum jüngſten Tag,
Ich warte auf ihn am Wege,
Wegewart! Wegewart!"

Vergeſſen hat ſie der wilde Knab'!
Und wo ſie gewartet, da fand ſie ihr Grab,
Ein Blümlein ſprießet am Wege,
Wegewart! Wegewart!

Der Sommer kommt und der Sommer geht,
Der Herbſtwind über die Heide weht,
Das Blümlein wartet am Wege.
Wegewart! Wegewart!

J. Wolff.

Auch mit dem Herrgott ſelbſt wird die Blume in Beziehung gebracht. „Als Gott noch auf Erden wandelte, kam er einmal an ein Haus, aus dem ein ſtolzes Mädchen herausſchaute. Der Durſt plagte ihn, und er bat es um einen Trunk Waſſer. Aber ſpöttiſch wies ſie

ihn von der Tür und ſagte: „Troll dich vom Fenſter weg; denn ich ſehe nach meinem Bräutigam aus, und du verſperrſt mir die Ausſicht!“ Da warf der Herr einen ſchmerzlichen Blick gen Himmel und ging zum Nachbarhauſe weiter. Als aber kurze Zeit darauf der Bräutigam an das Haus des ſchönen Mädchens kam, fand er ſie nicht mehr. Doch vor ihrer Tür am Wege ſtand eine ſchlanke, hartſtenglige Blume, wie er ſie nie zuvor geſehen, und ſchaute ihn gar ſeltſam traurig mit ihrem blauen Blumenauge an. Das war die hartherzige Jungfrau. Sie muß am Wege warten, bis der Herr der Welt einſt wiederkommen und ſie erlöſen wird.“ (O. Dähnhardt, „Naturgeſchichtl. Volksmärchen“.)

Da das Blau der Blüte in der Sonne verbleicht, ſind die Blüten in der Frühe des Morgens, nachdem ſich die Knoſpe eben geöffnet hat, dunkelblau, des Mittags lichtblau und des Abends weißlich. Auch dieſes deutete der Volksglaube in ſeinem Intereſſe. Da die rein weißen Blüten die ſeltenſten ſind, weil ſie meiſt ſchon abfallen, bevor ſie alle Farbe verloren haben, gab man ihnen eine beſondere Bedeutung. Wer ſo glücklich war, eine ſolche zu finden, dem war das Glück hold; doch mußte er dieſelbe ſofort an einen Stab binden. Verſäumte er dieſes, ſo war ſie am nächſten Morgen verſchwunden. Die feſtgebundene weiße Blüte hatte die Kraft, Dornen und Nadeln aus der Haut zu ziehen. Wer ſie am Jakobstage, 25. Juli, ſchweigend, mittels eines Geldſtückes ausgrub und bei ſich trug, war ſtich- und hiebfeſt, auch konnte er ſich unſichtbar machen. Nach der Sage waren alle Wegewarten verwunſchene Menſchen, und zwar ſollten die bei weitem häufigſten blauen böſe und die ſeltenen weißen gute Menſchen geweſen ſein. Der Volksglaube ſagt von unſerer Blume, wer dieſelbe bei ſich trage, der ſei vor Banden ſicher; ja, würde er liſtigerweiſe im Schlafe gebunden, ſo fallen bei ſeinem Erwachen die Feſſeln von ihm ab. In einem alten Buche: „Die Bedeutung der Blumen“ heißt es: „Wer Wegweidblumen trägt, der wünſcht, daß er auf alle Tugenden hingewieſen werde, die ſeiner Liebſten gefällig ſind. Wem dies Kraut aber von ſeiner Liebſten geboten wird, der ſoll bedenken, daß er immer auf dem rechten Wege ſei, ſich durch nichts von ſeinem Vorhaben ablenken laſſe und ſein Herz, ſeine Sinne, ſein Gemüt mit ganzem Willen nach ſeiner Liebſten kehre, wie auch die ‚Wegweiſe‘ ſich allezeit wendet gegen die Sonne.“ Ganz eigentümlich war der Glaube, daß ſich die Wurzel nach ſieben Jahren in einen Vogel verwandle.

Bemerkenswert dürfte es noch ſein, daß ſeit alter Zeit das altmärkiſche Geſchlecht der Herren von Bismarck Wegewartenblätter im Wappen führt, welche im Mittelpunkt des Schildes verbunden ſind und aus deren Ecken drei Neſſelblätter hervorſprießen. Man hat dieſe Wegewarten im Wappen der Bismarck wohl manchmal für glückverheißende Kleeblätter anſehen wollen; aber das alte Haus der Bismarck ſelbſt hat nie etwas davon wiſſen wollen und ſolche Deutung ſtets mit ſeinem bräuenden Wahlſpruch abgelehnt:

„Das Wegekraut ſollſt ſtehen la'n,
„Hüt dich, Jung', 's ſind Neſſeln dran!“

Wegwarte.

Seid gegrüßt, ihr dauerloſen,
Lieblichen, blaßblauen Roſen,
Morgenblumen, die ihr ſeid,
O wie zart iſt euer Kleid!

In des Sommers heißen Tagen,
Da nicht mehr die Vöglein ſchlagen
Und das Korn ſchon blinkt wie Gold,
Blüht ihr auf und blüht ſo hold.

Sommertages erſte Strahlen
Sind es, die ſo ſchön euch malen;
In der Morgenſonne Schein
Ziert ihr tauſendfach den Rain.

Aber ach, nach wenig Stunden
Seid verlöſcht ihr und verſchwunden.
Leuchter ohne Kerzen nur
Trägt, wo ihr geblüht, die Flur.

Wohl euch Blumen, die ſich neigen,
Wenn die Sonne noch im Steigen!
Mittagsglut und Abendlicht,
Bange Nacht erlebt ihr nicht.

Seid gegrüßt, ihr dauerloſen,
Lieblichen, blaßblauen Roſen,
Morgenblumen, die ihr ſeid,
O wie zart iſt euer Kleid!

Joh. Trojan.

68. Das Johanniskraut.

(Hypericum perforatum.)

Hypericum iſt zuſammengeſetzt aus dem griechiſchen hypo = unter, zwiſchen, und ereike = Heidekraut. Es bedeutet demnach eine Pflanze, welche zwiſchen dem Heidekraut wächſt. Perforatum heißt durchlöchert. Wie oft geringe, zum Teil wenig in die Augen fallende Eigentümlichkeiten die Aufmerkſamkeit des Volkes in hohem Grade auf eine Pflanze lenken konnten, bekundet recht deutlich das durchlöcherte Johanniskraut. Die Pflanze zeigt keinerlei mediziniſche Wirkungen, auch der Geſchmack iſt nicht beſonders auffallend; doch die punktiert durchſcheinenden Blätter, der rote Farbſtoff der Pflanze und die hellgelben Blüten, deren fünf Kronblätter an Chriſti Wunden erinnerten, genügten, derſelben ein ganz beſonderes Anſehen zu verſchaffen und Veranlaſſung zu dem wunderlichſten Aberglauben zu geben.

Es liegt nahe, den Namen mit der Blütezeit in Verbindung zu bringen, denn um Johanni entwickeln ſich die Blüten am ſchönſten; doch im Paradiesgärtlein heißt es: „St. Johanniskraut ſagt der gemeine Mann, weil es aus des Täufers Johannis Blut ſoll erwachſen ſein". Wegen der wunderbaren Macht, welche das Kraut nach altem Volksglauben auf den Teufel ausüben ſollte, hieß es Jageteufel und Fleuchteufel. Der Böſe hatte da keine Gewalt, wo Johanniskraut aufbewahrt wurde, er mied ſolche Stätten und wurde von ſchon eingenommenen durch das zauberkräftige Kraut vertrieben. Andere Namen der Pflanze ſind: Johannesblut, Elfenblut, Hartenaue. Die letztere Bezeichnung findet ſich in der Havelgegend bei Plaue; dort ſetzt man die Blume in Beziehung zu dem Gewitter; bei ſtarken Donnerſchlägen hört man von alten Leuten den Vers:

„Ist denn keene olle Fraue,
Die kann plücken Hartenaue,
Det sich det Gewitter staue".

In der Gegenwart heißt es zumeist Hartheu; es taugt wenig als Viehfutter, es ist zu hart zwischen dem Heu.

Nach einer deutschen Sage soll dieses Kraut aus dem Blute Odins entstanden sein. Als derselbe zur Zeit der Sommersonnenwende seinen Lauf durch den Tierkreis zurückgelegt hatte, wollte er sich in einer Höhle ausruhen. Aber ein Eber kam in die Höhle und verwundete Odin. Aus dem Blute, welches seinen Wunden entströmte, entstand unter anderen Blumen auch das Johanniskraut. Noch heute zeugt davon der rote Saft der Blüte. Bei der Einführung des Christentums trat an die Stelle der heidnischen Gottheit ein Heiliger, und so erzählt die christliche Legende, diese Pflanze sei aus dem Blut Johannis des Täufers entstanden.

Die Pflanze wurde schon bei dem Fest der Sonnenwende, auf welches der Johannistag verlegt ist, zum Schmuck der Götterbilder, Altäre und Opfertiere gebraucht. Wer um das Johannisfeuer tanzte, mußte einen Kranz von Hartheu tragen, und am Niederrhein flechten noch heute die Kinder Johanniskränze und werfen sie auf die Hausdächer, weil sie Segen bringen.

Der Johannisstrauß mußte in der Mittagsstunde des 24. Juni stillschweigend und lautlos, ohne umzuschauen, gepflückt werden, wenn er sich besonders kräftig und segenbringend erweisen sollte. An die Decke der Wohnstube gehängt oder kreuzweise an die Fenster gesteckt, schützte er das Haus gegen Unglücksfälle aller Art; blieb er das ganze Jahr hindurch bis zum nächsten Johannistag grün, so deutete dieses auf ein außerordentliches Glück, eine reiche Erbschaft, eine glückliche Hochzeit und dergleichen.

Auch in den Hexenprozessen fand das Johanniskraut seine Verwendung. Ein Trank, aus Hartheu und Distelsamen gebraut, sollte alle Gewalt des Teufels in den Gefolterten vernichten und sie veranlassen, die Wahrheit zu sagen.

An der Wurzel der Pflanze finden sich kleine Knollen (Insektenlarven), die einen roten Saft enthalten, welcher früher Elfenblut und später Johannisblut hieß; auch in den Blumenblättern ist ein rotbrauner Saft enthalten. In blechernen Büchsen wurde dieser wundertätige Saft sorgfältig aufbewahrt und gegen Schwindel, Melancholie usw. angewandt. Wer das Kraut in der Schlacht mit sich führte, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit; und wer es bei der Begegnung mit einem andern auf der bloßen Brust trug, war sicher, sich die Liebe und Freundschaft desselben zu erwerben. — Junge Mädchen quetschen in manchen Gegenden noch jetzt die Blumen zwischen Leinwand und prophezeien sich aus dem daraus entstehenden roten Flecke ihr zukünftiges Geschick. In Tirol legt man das vor Sonnenaufgang gepflückte Kraut in die Schuhe, um dann selbst bei den weitesten Wanderungen nicht zu ermüden.

Sehr groß war also der vermeintliche Segen, welchen die Pflanze

der armen leidenden Menschheit brachte; darum haßte sie aber auch der Teufel ganz besonders und suchte sie zu vernichten. Die Sage erzählt, er habe einst in furchtbarem Grimme Nadeln genommen und damit alle Blätter der Pflanze oft durchbohrt, um ihre Lebenskraft zu zerstören. Doch sie ist ja aus dem Blute Johannis des Täufers entsprossen, und das Bemühen des Bösen war vergebens, sie blieb zur Freude und zum Heile der Menschen erhalten. Die Blätter zeigen aber noch heute, wie sehr sie einst vom Teufel gemißhandelt worden. — Die durchscheinenden Punkte sind kleine Oldrüsen, welche das Licht durchlassen, und die sich auch noch bei der Myrte finden.

69. Die Schafgarbe.

(Achillea millefolium.)

Wie Plinius erzählt, erinnert der botanische Name Achillea an Achilles, einen Schüler des heilkundigen Zentauren Chiron, welcher zuerst die Pflanze als ein Heilmittel bei Wunden in Anwendung brachte. Der deutsche Name Garbe wird in verschiedener Weise abgeleitet. Nach Wiärda soll er von carmen abstammen, welches so viel wie einschneiden, kerben bedeutet, weil die Blätter fein gekerbt sind. Schwenk deutet ihn auf den Geschmack der Pflanze und meint, Garbe käme her von herb (altd. garbe) und bezeichne ein herbes Gewächs. Eine dritte Erklärung nimmt auf den garbenförmig zusammengestellten Blütenstand Rücksicht. Weil dieses Kraut ein Lieblingsfutter der Schafe ist, hat es den Namen Schafgarbe bekommen. Andere Volksnamen der Pflanze sind: Rölleke, Relek, Röhlk, Relitz, Rels und viele ähnliche. Nemnich vermutet, daß der Name Rölleke seine Erklärung in dem Umstande findet, daß die Blätter in der Knospenlage gerollt erscheinen.

Schon die Alten schätzten die Pflanze als Arzenei, die nach Dioskorides gegen Blutflüsse, Geschwüre und Fisteln treffliche Dienste leistete. Nach deutschem Volksglauben wächst sie besonders gern an jener Stelle, an welcher man nach dem Essen am Weihnachtstage das Tischtuch ausschüttelt. Nach Bock brauchen die Landfrauen in Preußen die Blumen und das Kraut als einen Tee bei allen Krankheiten in der Familie und verfertigen daraus mit einem Zusatz von etwas Wachs und ungesalzener Butter ein vortreffliches Pflaster bei Wunden. Ziemlich allgemein steht vorzugsweise Tee von dieser Pflanze als Heilmittel gegen Brustleiden in Ansehen.

70. Die Distel.

Dem Volksbrauch in der Benennung folgend, berücksichtigen wir unter Distel hier alle distelartigen Gewächse und beginnen mit Carlina acaulis, Karlsdistel oder Eberwurz.

Der wiſſenſchaftliche wie der erſte deutſche Name ſcheinen nach folgender Sage gebildet zu ſein: Zur Zeit der Regierung Karls des Großen wütete einſt die Peſt und forderte zahlreiche Opfer. In ſchweren Sorgen über die Tod und Verderben bringende Seuche war der große Kaiſer in einer Nacht eingeſchlafen. Da erſchien ihm im Traume ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu ſchießen; das Kraut, auf welches er niederfallen werde, ſei heilſam gegen die ſchreckliche Krankheit. Kaiſer Karl ſchoß am nächſten Morgen einen Pfeil ab; als derſelbe zur Erde niederfiel, durchbohrte er die Eberwurz. Man wandte hierauf die Pflanze arzneilich an, und die Peſt begann zu weichen.

Den Namen Eberwurz ſoll ſie erhalten haben, weil nach abergläubiſcher Meinung die Pflanze vom Eber aufgeſucht wird, wenn er Bilſenkraut gefreſſen hat. Das Gift lähmt die Glieder des Tieres, doch die Diſtel ſoll die Wirkungen desſelben aufheben und völlige Geſundheit zurückgeben.

Silybum Marianum heißt Marienditel. Als die Mutter Maria auf der Flucht nach Ägypten mitten in der Wüſte, wo nichts als harte Diſteln wuchſen, das Jeſuskind pflegte, fiel ein Tropfen ihrer Milch auf die nächſte Diſtelſtaude, die von Stund' an weich und ſüß wurde und bis auf den heutigen Tag die weißen Flecke behalten hat.

Die Kardendiſtel (Dipsacus) ſoll nach einer arabiſchen Sage zum Lohn der Gaſtfreundſchaft von Allah erſchaffen ſein.

Einſt kamen zu einem armen arabiſchen Mann in ſpäter Stunde zwei ärmlich gekleidete Fremdlinge und baten um gaſtfreundliche Aufnahme. Zwei Tage bewirtete ſie der Arme und legte ſich ſelbſt Entbehrungen auf, um es an nichts fehlen zu laſſen. Doch ſeine Vorräte waren nur zu bald erſchöpft, und er wies ſeine Gäſte darum an ſeinen reichen Nachbar. Mit unfreundlichen Worten begegnete dieſer den Bittenden, mit einer geringen Gabe entließ er ſie von ſeiner Schwelle. Doch kaum hatte er ſie von ſich geſtoßen, da verwandelten ſich die Fremdlinge vor den ſtaunenden Blicken des Reichen und Armen in zwei Engel. In Milde und Freundlichkeit wandten ſie ſich an ihren Gaſtgeber und überreichten ihm einen Sack voll Samen mit der Aufforderung, ihn auf das Feld zu ſtreuen. Auch der Reiche erhielt ein Päckchen. Beide kamen dem Gebot der Engel eifrig nach und ſahen unbekannte Pflanzen auf ihrem Felde erwachſen. Der Arme erntete Kardendiſtel; betrübt und traurig ſchaute er zuerſt auf das Unkraut, nicht wiſſend, was er damit beginnen ſollte. Doch ein Engel gab ihm im Traume die Weiſung, die Köpfe an die Nachbarſtämme zur Aufarbeitung der Wolle zu verkaufen. Durch den Erlös wurde er ein reicher Mann. Der Reiche erblickte zwar auf ſeinem Felde ſchöne Blumen, doch fand ſich nicht nur keine Verwertung für die Pflanzen, ſondern ſie ſtellten ſich als ein gar läſtiges Unkraut heraus, welches hinfort auf ſeinen Feldern üppig wucherte und alle anderen Pflanzen erſtickte. In kurzer Zeit war er verarmt und geriet in große Not.

Unſere ſchönſte Vertreterin des ganzen Diſtelgeſchlechts iſt die Biſamdiſtel (Carduus nutans), ausgezeichnet durch den nickenden,

prachtvoll purpurroten Blütenkopf. Als Hugo, König der Pikten, über Athelſtane geſiegt hatte, nahm er ſie in ſein Wappen mit der Umſchrift auf: „Nemo me impune laeserit — Niemand wird mich ungeſtraft verletzen.“ Auch ſonſt iſt die durch ihre Stacheln ſo wehrhafte und unnahbare Pflanze von manchem tapferen Ritter als Wappenblume erwählt worden; ebenſo findet ſie ſich in dem hohen engliſchen Andreasorden. In dem ovalen Schilde der Ritter dieſes Ordens ſteht der Apoſtel Andreas hinter ſeinem Kreuze mit einer Diſtel in der Hand, während am Rande die oben angeführte Umſchrift zu leſen iſt.

Wegen der dornig-gezähnten Blätter wird auch die Männertreu (Eryngium campestre) vom Volke mit zu den Diſteln gerechnet und führt von ihrem Vorkommen auf unfruchtbaren Höhen und trockenen Triften den Namen Brachdiſtel. Die Bezeichnung Männertreu bezieht ſich auf die dauerhafte blaue Farbe der Blüten und auf die zahlreichen Stacheln, welche der Pflanze ein ſehr rauhes, unfreundliches Ausſehen verleihen. Von der Gewohnheit der Landleute, die Pflanze an einem Faden an der Zimmerdecke aufzuhängen, wo ſie dann von der aufſteigenden Wärme in kreiſende Bewegung geſetzt wird, kommen die Namen Laufende Diſtel, Raddiſtel, Unruh.

Im Verein mit dem Windsbock (Rapistrum perenne) treibt der Wind die entwurzelten dauerhaften Strünke als Spiel vor ſich her, und mancher nächtliche Wanderer mag durch ſie erſchreckt worden ſein. So erzählt Hieronymus Bock auch von einem kecken Schneidergeſellen, der mit einem langen Spieß bewaffnet in den Krieg ziehen wollte. Aber in der Dämmerung kam die „rauſchende und runde Diſtel vom Winde gejagt daher und walzte mit großem Rauſchen gegen den Schneiderknecht, der ſie für einen ſchrecklichen Feind hielt, den Spieß fallen ließ und noch glücklich entrann“.

Der Aberglaube des deutſchen Volkes beſchäftigt ſich unter den „Diſteln“ nur mit der Eberwurz. Zwei Eigentümlichkeiten der Pflanze mögen den Blick des Volkes auf ſie gezogen haben: ſie iſt ſtengellos und öffnet ihre Blüten nur bei Sonnenſchein, bei trübem Himmel und Regen ſind dieſelben geſchloſſen. Sie ſtand in dem Rufe, heiter zu machen und Melancholie zu vertreiben. „Wer Diſtelwurzel bei ſich trägt, dem ſcheucht ſie alle Melancholie.“ Auch vor Ermattung und Müdigkeit ſollte die Pflanze ſchützen; ja ſie ſollte ſogar dem Mitwandernden die Kraft entziehen und ſie dem mitteilen, der die Wurzel bei ſich trägt. Wegen ihrer vermeintlichen heilenden Kraft nagelt man ſelbſt in der Gegenwart noch in manchen Gegenden die Eberwurz an den Trog der Schweine.

Weil die Diſteln alles feſtzuhalten ſuchen, was ihnen nahe kommt, wird ihnen in folgender Sage, wie den Kranichen in dem Gedichte von Schiller, die Aufgabe zuerteilt, ein Verbrechen ans Licht zu bringen. In Hohenzoll wurde einſt ein Kaufmann von einem Bauern überfallen und ſeines Geldes wegen erſchlagen. Der Räuber ſtürzte ihn in einen Diſtelbuſch und plünderte ihn aus; in ſeinem Todeskampfe rief der Unglückliche: „Die Diſteln werden dich verraten!“ Nur mit Grauen und

Zittern konnte der Bauer hinfort die Disteln anschauen, und oft murmelte er, vor ihnen stehend, zu seiner eigenen Beruhigung: „Ihr Disteln werdet mich nicht verraten!" Sein scheues, ängstliches Wesen erregte die Aufmerksamkeit der Nachbarn, man beobachtete ihn, von einem Lauscher wurden die Worte einst vernommen, und sie führten zur Entdeckung seiner furchtbaren Tat.

In bezug auf die Acker-Kratzdistel (Cirsium arvense) brachte das „Torgauer Kreisblatt" im Sommer 1903 folgende spaßige Mitteilung: Vor einiger Zeit wurde allgemein eine amtliche Bekanntmachung erlassen, durch welche die Ausrottung der Disteln bei Androhung von Strafe zur Pflicht gemacht wurde. Neulich wurde nun bei Sayda (Kreis Schweinitz) ein Mann beobachtet, wie er Disteln köpfte und dabei feierlich murmelte: „Zerrse um, aber wend se!", dies immer wiederholend. Als er gefragt wurde, was das zu bedeuten habe, brachte er ein Zeitungsblatt mit der erwähnten Bekanntmachung heraus und deutete geheimnisvoll auf den in Klammern beigefügten botanischen Namen der Distel (Cirsium arvense). Er hielt das für eine Zauberformel und bemerkte, überlegen lächelnd: „Ja, der zehnte weiß ja gar nich, was das zu bedeuten hat und hackt bloß so druff los. Mir kommt kenne Distel wieder."

Die Eberwurz.

Zum Wappenbilde wählt' ich mir,
Sollt' Wappenzier ich tragen,
Kein wild und grimmig Raubgetier,
Davor die Menschen zagen.
Ich setzte in das Wappen mein
Die Eberwurz, die Distel,
Die hüllt in Schuppenkelch sich ein
Und zottig Dorngenistel.

Den Dornenstengel hebt sie nicht
Aus ihrem Blätterkranze,
Damit sie trotzig sich einflicht
In grüner Stachelschanze.

Der Wandersmann vorbei ihr geht
Und merket kaum ihr Blühen,
Der Schäflein keines bei ihr steht,
Wenn sie vorüberziehen.

Doch wenn ihr Dorngeflecht bestrahlt
Die liebe Himmelssonne
Und ihr mit Gold den Kelch bemalt,
Dann öffnet sich mit Wonne
Die Blume schnell; dem Himmelslicht
Entgegen sie sich wendet
Und folgt, bis ihr ins Angesicht
Der letzte Strahl gesendet. —

O. S.

Das Distelstöckchen.

Alles, was ich vorgedeutet,
Hat mein Gärtner nachgetan,
Alles Unkraut ausgereutet
In dem neuen Gartenplan.

Quecke, Wegerich und Klette,
Nessel, brennend oder taub;
Nein, im ganzen Blumenbeete
Duldet er kein falsches Laub.

Nur ein einzig Distelstöckchen
Ließ er stehn auf meinen Wink,
Daß sich mit dem bunten Röckchen
Setze drauf ein Distelfink.

Fr. Rückert.

71. Die Königskerze.

(Verbascum Thapsus.)

Da die Königskerze mit Vorliebe an ſolchen Orten wächſt, die ſonſt weniger mit Pflanzen geſchmückt ſind, und ſich durch ihre Größe und helle Farbe ſchon aus beträchtlicher Ferne bemerkbar macht, kann es uns nicht wundern, daß ſie ſich früh großer Achtung zu erfreuen hatte. Ihr alter Name iſt Himmelbrand, himilbrando. Sie ſoll denſelben nach einigen deshalb erhalten haben, „weil ſie hoch gegen den Himmel aufſprießt"; denn das Wort „Brand" bedeutet etwas Hohes, über das Gewöhnliche Emporragendes, daher denn auch Berge wie der „Brand", „die Brandleite" und „der Brenner" und Helden wie „Hildebrand" und „Hadubrand" ihre Namen erhielten. Andere deuten den Namen „Himmelbrand" dahin, die Pflanze ſei als ein vorzügliches, himmliſches Mittel gegen Brandwunden angewandt; dieſer Annahme entſpricht auch der Name Brennkraut, welchen die Pflanze in dem Kräuterbuch von H. Bock vom Jahre 1574 führt.

Der Himmelbrand befand ſich wegen ſeiner Größe zumeiſt in der Mitte jener Kräuterbüſchel, welche am 15. Auguſt, am Tage von Mariä Himmelfahrt, in feierlicher Weiſe geweiht wurden. Der Tag hieß deshalb auch Krautweihtag oder Büſchelfrauentag. Es waren zumeiſt neunerlei Kräuter, welche man zu einem Strauß vereinigte; mit Vorliebe wählte man ſolche mit reichen und ſchönen Blüten; oft war der Büſchel ſo dick, daß man ihn kaum mit einer Hand umſpannen konnte. Sollten die Kräuter ſich beſonders heilkräftig erweiſen, ſo mußten ſie vor Sonnenaufgang und ohne Meſſerſchnitt geſammelt werden.

Der Himmelbrand wurde auch allein gegen mancherlei Krankheiten benutzt; doch mußte er mit einem Werkzeug von edlem Metall gegraben werden. Gegen Schlagflüſſe trug man ihn in rotem Taffet auf der Herzgrube. Wunden berührte man mit den Blüten des Himmelbrands und ſprach dreimal dazu:

„Unſere liebe Frau geht dreimal über das Land,
Sie trägt den Himmelbrand in der Hand."

In Oſtpreußen wird die Pflanze zum Orakel verwendet. Die Mägde hängen einen grünen Himmelbrandſtengel über ihre Betten; deren Pflanze nun zuerſt welkt, die muß zuerſt von dieſer Erde ſcheiden. Erhebt ſich ein Himmelbrand aus einem Grabe empor, ſo iſt dies ein Zeichen, daß die Seele des Verſtorbenen ſich noch im Fegefeuer befindet, und daß man für ſie eine Wallfahrt verrichten müſſe.

Nach dem kerzenähnlichen Blütenſtand heißt die Pflanze auch kurz Kerze. Ein altes Kräuterbuch fügt zur Erklärung dieſes Namens noch hinzu: „ſo man ſie mit Harz oder Pech überſtreichet, brennt ſie wie eine Kerze". Weil die Unholden vor ihr entweichen ſollten, wurde ſie auch Unholdenkerze genannt. In bezug auf den Namen Königskerze heißt es im Paradiesgärtlein:

„Darumb wie dies Kräutlein bringt ſein Blum'
Auf langen Stengeln ſchön ringsumb,
Alſo ziert Gott die großen Herren
Und bringet ſie zu hohen Ehren."

Die wollig behaarten Stengel und Blattrippen haben Veranlaſſung zu dem Namen **Wollkraut** gegeben, den die Pflanze in der Gegenwart in einigen Gegenden führt. Aus der Anordnung der Blüten kann man Schlüſſe auf den Winter ziehen. Stehen am unteren Teile der Traube die Blüten dichter, ſo iſt die Zeit vor Weihnachten ſchneereicher; ſtehen ſie am oberen Ende enger, ſo fällt im Januar und Februar mehr Schnee. Sitzen zwiſchen den einzelnen Blütenkränzen Laubblätter, ſo folgen die Schneefälle nur in größeren Zeitpauſen aufeinander.

Königskerze.

I.

Königskerz' auf der Heide
Geht in blaßgrüner Seide,
Reckt die Arme zum Himmel auf,
Trägt einen Leuchter mit Lichtern drauf.
In der Nacht, in der Sommernacht
Leuchtet hell ihrer Kerzen Pracht;
Dann halten in dem gold'nen Schein
Die Elfen ihren Ringelreihn.
Wer hat's geſehn? Zwei Wandersleut'
Berichten darüber hocherfreut,
Ein Käfer und eine Grille;
Die kamen ſpät des Wegs daher,
Sahen den Tanz und ſtaunten ſehr
Und hielten ſich mäuschenſtille.

Joh. Trojan.

II.

Oberon, der Elfenkönig,
Tanzet mit Titania;
Grillen, Heimchen zittertönig
Spielen auf von fern und nah.

Eine ſchlanke Königskerze
Von dem Boden ſproßt empor,
Um ſie dreht in leichtem Scherze
Tanzend ſich der Elfen Chor.

Und die Elfen, aufzuhüpfen,
Mühen ſie ſich unterm Tanz,
Möchten ab die Kerze ſtrüpfen
Ihrer vielen Lichter Glanz.

Löſchen wollen ſie das Funkeln,
Daß Titanias ſtrenger Mann
Ihre freien Scherz' im Dunkeln
Ihnen nicht verhehlen kann.

Doch die Königskerze hebet
Sich auf Oberons Geheiß
Höher, und zu leuchten ſtrebet
Sie zum Trutz dem Elfenfleiß.

Wie ſich auf ein Elfe ſtrecket
Und ihr unten löſcht ein Licht,
Iſt ein neues angeſtecket
Oben, und er merkt es nicht.

Wenn die Morgenlüfte blaſen,
Iſt verweht der Elfen Spur;
Wo ſie tanzten auf dem Raſen
Bleibt ein fahler Kringel nur;

Doch die Königskerze blühet
Höher jetzt und zeiget an,
Wie die Elfen ſich bemühet
Und kein Leides ihr getan.

Fr. Rückert.

72. Die Wucherblume.

(Chrysanthemum.)

Die Wucherblume, beſonders die Saat-Wucherblume (C. segetum), gehörte ehemals zu den häufigſten und ſchädlichſten Ackerunkräutern. Die zahlreichen Samen in den teilweiſe geflügelten Gehäuſen begünſtigten die überaus ſchnelle Ausbreitung dieſes Schädlings und führten oft zu einer vollſtändigen Überwucherung der Saatfelder. In verſchiedenen Gegenden iſt darum die Ausrottung dieſer Pflanze von den Behörden planmäßig betrieben worden. Aus Mecklenburg berichtet Dreves über dieſes Unkraut: Die Wucherblume war dem Kornbau ſo lange vorzüglich hinderlich, als die Felder in drei Schlägen beackert werden mußten. Dieſes ſchädliche Unkraut hatte alle Feldmarken überzogen und überwuchs durch ſein ſchnelles Wachstum alle Getreidearten. Sie war auf keine Weiſe aus dem Acker, wo ſie ſich einmal angeſogen hatte, wieder herauszuſchaffen. Sobald jedoch die Koppelwirtſchaft eingeführt wurde, war auch, ohne daß man daran dachte, die Vertilgung der Wucherblume zugleich bewirkt. Da ihre Blüten auf den Weideſchlägen von dem Vieh abgefreſſen wurden, ſo konnte ihr Wachstum durch nichts beſſer gehemmt werden, als wenn kein Same von ihr zur Reife kam. Man findet darum auf allen Landgütern, wo die Schlagordnung eingeführt iſt, jetzt keine Spur mehr von dieſem ſchädlichen Unkraut. In verſchiedenen Dörfern in Holſtein wurde früher die ſogenannte „Wucherblumenköſt“ gefeiert, wobei alle Mannſchaft zum Aufziehen der Wucherblumen aufgeboten wurde, und ein fröhlicher Tanz den Tag beendete.

Die weiße Wucherblume (C. leucanthemum), auch das weiße Mädchen, Prieſterkragen und Johannisblume genannt, dient in Schweden als Orakelblume, um zukünftige Dinge zu erforſchen, wie es auch Goethe in ſo anziehender Weiſe in der Gartenſzene des „Fauſt“ darſtellt. Ähnliches wird von B. Wartmann aus der Schweiz erzählt. Auf die Frage: „Wohin komme ich nach meinem Tode?“ werden die Strahlblüten der Reihe nach ausgeriſſen und „Himmel, Fegfür, Höll“ dabei gezählt. Auf die Frage: „Was werde ich?“ zählt man: „Herr, Bur, Bettelmann“, oder: „Edelmann, Bettelmann, Bur“ oder: „heiraten, ledig bleiben, Mönch (Kloſterfrau) werden“.

73. Der Feldthymian.

(Thymus serpyllum.)

Der Feldthymian, auch Quendel, Quandel, Kandelkraut, Kudlkraut oder Polei genannt, überzieht im Sommer mit ſeinen

niederliegenden Äſten, gewürzhaft duftenden Blättern und roſenroten Blüten die ſonnigen Abhänge der Berge und bildet eine der beſuchteſten Pflanzen der Bienen, die ihm den gewürzigſten Honig entnehmen. Im Altertum wuchs er in beſonders großer Menge auf dem Hymettus bei Athen, der darum wegen ſeines Honigs hochberühmt war. Nach den emſigen Bienen, welche den Thymian umſchwirren, war unſere Pflanze den Griechen das Sinnbild der Tätigkeit; ihr Wohlgeruch ſollte den Kopf ſtärken, Greiſen ſehr heilſam ſein, Gewandtheit, Kraft und Stärke verleihen. Als ein Sinnbild der Tapferkeit ſtickten in ſpäterer Zeit die Damen ihren Rittern einen von Bienen umſchwärmten Thymianzweig in die Schärpe.

Nach dem Volksglauben in Tirol und im Salzkammergut bricht das Kudlkraut allerlei böſen Zauber. Ein Büſchel davon, neben die Milch gelegt, ſchützt dieſe vor dem Verhexen. Seit alter Zeit pflegen die Mädchen des Salzburger Landes dieſes Kraut rechtzeitig zu ſammeln, damit ihre ſchönen Jungfraukränze gelegentlich der Fronleichnamsprozeſſion von allen gottesfürchtigen Leuten belobt werden. Haben dieſe Gewinde am Tage auf dem Kopfe der Landſchönen geprangt, ſo ſchirmen ſie dieſelben auch ſpäter vor dem Gottſeibeiuns, der ſie vielleicht in der Geſtalt eines ſchmucken Bauernburſchen zu berücken ſucht. Sehr anziehend iſt des Tirolers Benennung der Pflanze Karwendel. Nach Dr. Söhns iſt dies ein Wort, in welchem derſelbe Stamm ſteckt, den wir in unſerm Karfreitage beſitzen, der Stamm kar, der ſchon im goth. kara = Sorge, Kümmernis, und im alth. chara = Trauer, Wehklage vorhanden iſt. „Wenn nun aber der Karfreitag der Tag iſt, an welchem laute Klage erſcholl über den Hingang des Herrn, ſo zeigt uns unſer Feldthymian in ſeiner tiroler Benennung Karwendel ein Kräutlein, das, ein moderner „Wendeunmut", alle Sorgen und Kümmerniſſe zu wenden vermag. In Tirol gilt es für ein gar frommes Kräutlein, deſſen Beſitzer durchaus nichts Böſes widerfahren kann; denn die Mutter Gottes ſelbſt ſoll ſich einſt bei ihrem mühevollen Gang über das Gebirge ermattet auf dem Kräutlein niedergelaſſen und es ſo vor allem andern bevorzugt haben.

Im Thüringer Wald pflücken die Landleute, wenn ſie nach dem Markt gehen, einen Stengel Quendel mit der rechten Hand, ſchwingen ihn dreimal ums Haupt und ſprechen dabei:

„Quandel, mach' mir Handel!"

In dem thüringiſchen Ort Wandersleben unter den „Drei Gleichen" ſteht der Feldthymian unter dem Namen Feldpoleich in ſehr großem Anſehen; er iſt gleichſam die „Pflanze für alles" und erſetzt den Landleuten eine vollſtändige Hausapotheke. Am Trinitatisſonntag, dem alten Kräuterſonntag Mittelthüringens, mittags 12 Uhr, wird er ſtillſchweigend geholt, wobei man jedoch vermeidet, fließendes Waſſer zu überſchreiten, da er ſonſt von ſeiner Wunderkraft verliert. Aus der Pflanze windet man Kränze, die man in der Hausflur und in den Ställen aufhängt. Groß iſt der vermeintliche Segen ſolcher Poleichkränze; das Haus ſchützen ſie vor dem Gewitter und die Kühe vor dem Verkalben. Mit Fichten-

ſproſſen benutzt man dieſelben zur Herſtellung heilkräftiger Bäder für ſchwächliche Kinder.

Thymian (Feldquendel).

Nun iſt's genug geſtiegen!
Hier auf der hohen Heide
Welch heit're Augenweide,
Die Luft wie friſch und rein!
Wie ſchön im Gras zu liegen
Und Wälder, Felder, Auen
Zu Füßen ſich zu ſchauen
Im Abendſonnenſchein!

Die Blicke laß ich ſchweifen,
Die Finger ſpielen loſe
Indes im weichen Mooſe,
Drauf Haupt und Rücken ruhn,
Und wie ſie um ſich greifen,
Zerpflücken und zerkrumen
Sie Kräuter, Gras und Blumen,
Unwiſſend, was ſie tun.

Wie duftet da ſo kräftig
Als wie von Arzeneien
Und edlen Spezereien
Ein Rüchlein durch die Luft.
Von Blumen, dran geſchäftig
Die Finger ſich gerieben,
Iſt ihnen hangen blieben
Der würzereiche Duft.

Sei herzlich mir geſegnet
Und dankbarlich gerühmet,
Das meinen Sitz umblümet,
Du edles Heidekraut!
So oft du mir begegnet,
Am Pfade mir genicket,
Haſt du mein Aug' erquicket
Und haſt mein Herz erbaut!

Du blühſt in frommer Stille
So einſam und beſcheiden
Auf öden Bergesheiden,
Von Himmelsluft genährt,
Doch in der ſchlichten Hülle
Sind würzereiche Säfte
Und edle Heilungskräfte
Vom Schöpfer dir beſchert.

Du ſchmückeſt das Gefilde
Von keinem Aug' betrachtet,
Vom Wandrer kaum beachtet,
Der dich mit Füßen tritt;
Doch gibſt du ſanft und milde
Dem Fuß, der dich zerdrückte,
Der Hand, die dich zerpflückte,
Noch Wohlgerüche mit!

Karl Gerok.

---

74. Der gemeine Erdrauch.

(Fumaria officinalis.)

Beſchreibung und Erklärung des Namens gibt bereits Dioskorides, der um das Jahr 60 nach Chriſto lebte. Er ſchreibt: „Der Erdrauch iſt ein buſchiges, zartes Kräutchen mit vielen weißgraulichen Blättern, purpurroten Blüten. Der Saft iſt ſcharf, reizt wie der Rauch zu Tränen, daher die Pflanze Rauch heißt." Dr. Söhns meint dagegen: „Das Kraut hat jedenfalls ſeinen Namen von der Eigentümlichkeit ſeiner Blätter und Blüten, den Staub des Ackers feſtzuhalten, ſo daß derſelbe in trockener Sommerszeit wie Rauch von der Pflanze emporwirbelt, wenn ſie ſtark erſchüttert wird." In Pommern und Mecklenburg nennen es die Mädchen Freierskraut, die Burſchen Brautkraut. Die jungen Mädchen, welche es beim Jäten finden, ſtecken es an ihr Mieder, weil ſie glauben, auf dem Heimweg in der erſten ledigen, heiratsfähigen Perſon ihrem

zukünftigen Bräutigam zu begegnen. Am Niederrhein heißt das zierliche Pflänzchen Elfenrauch und Albrauch, und wie Montanus erzählt, wurde es von Zauberern in die Opferfeuer geworfen, um die Geister der Verstorbenen oder Elfen erscheinen zu lassen, oder um sich unsichtbar zu machen. Da nach der eingangs angeführten Mitteilung der Rauch die Augen arg belästigt, so mag dieses unter Umständen auch gelungen sein.

75. Das gemeine Hirtentäschelkraut.

(Capsella bursa pastoris.)

Die verkehrt-herzförmigen Schötchen, welche man mit einer Hirtentasche vergleicht, haben der Pflanze den Namen gegeben; aus gleichem Grunde nennt man dieselbe auch Beutelschneiderkraut, Beutelschnötterkraut, Geldbeutel, Schinken, Schinkenkraut, Täschlikraut. In Westfalen heißt es Taschendieb und im Kinderreim:

„Taskendeif,
Hät sien Moor und Vater nich leif."

Wie Danneil aus der Altmark erzählt, lassen die Kinder eine Samenkapsel dieser Pflanze durch einen ihrer Gespielen abpflücken und singen:

„Hat'n Bur'n Schinken staol'n!"

Ähnliches berichtet auch E. L. Rochholz. Das eine Kind nimmt Hirtentäschlein und fordert den Kameraden auf, es sich zwischen die Zähne stecken zu lassen und darauf zu beißen; während es ihm die Stengel durchzieht, bleiben die Schötchen zwischen den Zähnen stecken. Nun wird er ein Beutelschneider, Bütelbetrüger, Seckeldieb genannt. Auch dienen die Täschchen oder Schötchen bei den Kindern hier und da zur Entscheidung ihrer kleinen Streitigkeiten. Die Parteien pflücken von unten herauf eins nach dem andern ab, und wer die letzte Tasche abpflückt, hat recht.

Ein anderer Kreuzblütler ist das Frühlings-Hungerblümchen (Draba verna). Dieses schon im ersten Frühling erscheinende zierliche Blümchen führt seinen eigentümlichen Namen deshalb, weil es an den Orten, an denen es sich häufig findet, einen ausgehungerten, unfruchtbaren Boden anzeigt. Nach einer andern Erklärung soll es denselben aus dem Grunde erhalten haben, weil man das reichliche Blühen dieser Pflanze als ein Vorzeichen einer schlechten Getreideernte ansah.

76. Das Labkraut.

(Galium verum.)

Auf Wiesen und Triften, an Wegen und Gräben finden wir im Sommer das Labkraut, und mit seinen dichten, dottergelben, angenehm duftenden Blüten lenkt es die Aufmerksamkeit aller auf sich. Seinen

Namen hat es von der Wirkung ſeines friſchen Saftes, der wie der Labmagen der Kälber die Milch gerinnen läßt. Dieſe Eigentümlichkeit war bereits den Alten bekannt, und der botaniſche Name Galium (von einem griechiſchen Worte abſtammend, das ſo viel wie Milch bedeutet) bezieht ſich hierauf. Dieſes Kraut gehört zu den Pflanzen, die im germaniſchen Heidentum der Himmelskönigin Freia geweiht waren, und die bei der Einführung des Chriſtentums in den Marienkultus übergingen. Im Volksmunde trägt ſie deshalb die Bezeichnung Unſerer lieben Frauen Bettſtroh. Wie C. Sterne mitteilt, wurde ſchon auf dem Konzil, welches im Jahre 743 unter dem Vorſitz des heiligen Bonifatius abgehalten wurde, bei den abergläubiſchen Gebräuchen der neubekehrten Deutſchen in einem beſonderen Artikel von dem „Strohbündel" gehandelt, „welches die guten Leute Marienbündel nennen", und welches ſie an ihr Bett hingen oder in einem Leinenſäckchen an ihrem Körper trugen, um gegen giftige Tiere und allerlei böſe Einflüſſe geſchützt zu ſein. Dieſer Aberglaube hat ſich bis jetzt erhalten, und aus noch neuerer Zeit meldet ein Beobachter, daß die Landleute in der Nähe von Nürnberg bei fieberhaften Krankheiten ein Bündel von Liebfrauenſtroh an das Kopfende ihres Bettes hängen, wozu der Kranke jeden Abend beim Niederlegen mit leiſer Stimme folgenden Spruch herſagt:

„Heil ſei dir, du heilig Kraut!
Hilf uns zum Geſunden,
Auf dem Ölberg wurdeſt du
Allererſt gefunden.
Du biſt gut für manches Weh,
Heileſt manche Wunden,
Bei der Jungfrau heil'gem Strauß
Laſſe uns geſunden."

Nach dem frommen Glauben der Landleute hat die Mutter Gottes aus dieſem Kraute ihr Lager und das Wiegenſäcklein des Chriſtkindleins bereitet. Deshalb wird auch das Kraut hier und da Säuglingen in die Wiege gelegt, um ſie vor Krankheit zu bewahren. Legt man es aber in einer Stube, in welcher gezecht wird, auf den Ofen, ſo geraten die munteren Gäſte in Zank und Streit, ſobald das Kraut warm wird.

Vom Labkraut wird folgendes Märchen erzählt:

„Es war einmal ein König am Rhein,
Dem ging das Leben ſo gut und fein,
Wollt' nimmer ans Sterben erinnert ſein;
Er verſprach den Ärzten großen Lohn,
Wenn ſie dem Tode ſprächen Hohn.
Die gaben ihm ſtill und vertraut
Den Saft vom Labkraut,
Und es trank der König
Jeden Tag davon ein wenig.
Er hatte aber einen Knecht,
Dem war ein langes Leben auch recht,
Der hatte von dem Trank genaſcht,
Ward aber bald dabei erhaſcht.
Der König wollt' ihn köpfen laſſen,
Der ſchlaue Knecht wußt' ſich zu faſſen.
‚Wenn du mich hältſt des Todes wert,
Hat ſich dein Trank recht ſchlecht bewährt,
Denn er ſoll ja ein langes Leben
Dem, der ihn trinket, ſicher geben.'
Das ſah der König richtig ein
Und ließ darauf das Köpfen ſein."

Noch sehr lange sollen beide zusammen gelebt haben, aber endlich schliefen sie doch vor Altersschwäche ein; von jener Zeit soll das Sprüchlein stammen:

„Es ist kein Kraut für den Tod gewachsen!“

---

77. Das Kreuzkraut.

(Senecio.)

Der botanische Name Senecio ist aus dem lateinischen senex, der Greis, entstanden. Die Blüten entwickeln sich nämlich in kurzer Zeit und geben der Pflanze nach dem Verblühen vermöge der Pappushaare ein greisenhaftes Aussehen. In früherer Zeit hatte sie deshalb auch die Benennung Baldgreis oder Greisenkraut; später entstand aus dem Namen Greiskraut oder Greiswurz die heutige Bezeichnung Kreuzkraut, obgleich die Pflanze in keinem Teile Ähnlichkeit mit einem Kreuze hat. Eine allgemein bekannte Art dieser Pflanze ist das gemeine Kreuzkraut (S. vulgaris). Während dies lästige Unkraut jetzt höchstens als Futter für Kanarienvögel benutzt wird, war es früher eine beliebte Heilpflanze; es sollte besonders gegen Geschwulst und Wunden heilkräftig sein und hieß aus diesem Grunde auch Schwulstkraut.

Das Kraut gibt uns Veranlassung zu der Bemerkung, daß die Pflanzen in einer bestimmten Reihenfolge von einem pflanzenleeren Boden Besitz ergreifen. Jeder aufmerksame Harzwanderer kann es beobachten. Wenn in dem Waldbestande die Fichten gefällt, und die Wurzeln dann in der Erde abgestorben sind, so bedeckt sich nach und nach die Waldblöße mit frischen Kräutern. Zunächst säen sich, wie Masius mitteilt, die Senecioarten mit ihren fliegenden Samen an, den Vögeln zur Lust; nach Jahren folgt ihnen die hohe Glockenstaude des Fingerhutes; erst wenn diese ausgelebt haben, siedelt Gras und Erdbeere und manche andere Blume sich an, und zwischen ihnen schaut ein neues Geschlecht von Waldschößlingen hervor. Acht Jahre dauere dieses Zwischenreich des Kreuzkrautes und des Fingerhutes, sagen die Holzschläger.

---

78. Gemeines Berufskraut.

(Erigeron acre.)

Diese Pflanze, die auf sandigem, unfruchtbarem Boden als Ackerunkraut bei uns wächst, erinnert mit ihrem Namen an einen Aberglauben, der leider auch heutzutage noch nicht beseitigt ist. Sie gehörte zu den beliebtesten Zauberkräutern. Nach einem alten Pflanzenkenner hat sie ihren Namen daher, „weil die Kinder, so man wegen ihres Abnehmens vor beschrien (berufen) hält, damit gebadet, wieder besser werden“. Demnach war sie ein Mittel gegen bösen Zauber. Der Name findet jedoch

noch eine andere Erklärung. Noch jetzt ist es eine sehr verbreitete, abergläubische Ansicht, daß man jemandem durch übermäßiges Lob Schaden zufügen kann. Besonders aber soll das Spenden von zu großem Lobe, welches man im Volksmunde „Berufen" oder „Beschreien" nennt, kleinen Kindern in ihrer Entwickelung hinderlich sein. Um nun eine solche nachteilige Wirkung des Lobes zu verhindern, ist es allgemeine Sitte, dem Lobe Worte wie „nicht zu berufen", „unberufen" zuzusetzen. In früherer Zeit legte der Landmann als Gegenmittel gegen solches Berufen den Kindern etwas von diesem Kraute in die Wiege.

Eine gleichfalls viel bei uns wachsende Art dieser Pflanze ist das kanadische Berufskraut (E. canadense). Es trägt seinen Namen von der Heimat und liefert uns ein Beispiel, auf wie mannigfache Weise der Same der Pflanzen von einem Lande zum andern, ja von einem Erdteile zum andern verschleppt werden kann. Es ist nämlich erwiesen, daß um 1655 das kanadische Berufskraut in einem ausgestopften Vogelbalge zu uns gekommen ist. Schon um 1700 war es so gemein, daß, wie der Botaniker Boccone bemerkt, kein Mensch mehr glauben wollte, daß dieses Unkraut keine einheimische Pflanze sei.

---

79. Der Storchschnabel.

(Geranium.)

Der Name weist auf die Frucht, welche im reifen Zustande mit einem Storchschnabel Ähnlichkeit hat; hieran erinnert auch die botanische Benennung Geranium, welche von dem Worte Geranos abgeleitet ist, das so viel wie Storchschnabel bedeutet.

In Rom ist das Geraniumblatt der Gegenstand eines beliebten Spieles oder Scherzes, das den Namen Far il Verde führt. Seine Jahreszeit ist der anbrechende Frühling, wenn Gräser und Bäume frisches Grün treiben. Dann schließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, bestimmt die Dauer und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beide Teile daran zu denken, in jedem Augenblicke, zu Hause und auf der Straße, ein frisches Geraniumblatt bei sich zu tragen. Begegnet einer dem andern, so fragt er sofort: Avete il Verde?[1]) und fordert: Fatte vedere il Verde[2]), oder Fatte il Verde[3]). Sogleich muß der Gefragte sein Geraniumblatt zeigen und zum Zeichen der Frische über eine weiße Mauer oder Säule streichen, oder woran es sonst sichtbar werden kann. Gibt das Blatt keinen grünen Fleck, oder hat er es zu Hause gelassen, so muß er die bedungene Strafe zahlen oder sich dafür verpfänden. Ebenso erteilt der Vertrag das Recht, ohne weiteres in die Stube der Spielgenossen einzudringen, sein grünes Blatt über die Wand zu streichen und von ihnen dieselbe

[1]) Habt ihr das Grüne?
[2]) Laßt sehen das Grüne!
[3]) Spielt aus das Grüne!

Probe zu heiſchen. Das Spiel währt gewöhnlich einige Wochen und iſt unter den vornehmen Ständen gebräuchlicher als im Volke. Der Vertrag ſetzt eine genaue Bekanntſchaft zwiſchen beiden Teilen voraus, oder er ſoll ſie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher wohl nicht ohne Einwilligung der Eltern geſchloſſen werden, und da er öfters die Einleitung einer Verlobung geworden iſt, ſo ſchickt es ſich nicht, daß eine ledige Dame den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältnis der Spieler feſtgeſetzt. Zuweilen gibt derjenige, der die meiſten Pfänder einzulöſen hat, nach dem Schluſſe des Spieles einen Ball. Auch die geſellige Unterhaltung belebt dieſer Scherz: einer ſucht dem andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es auch gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich iſt.

Nach altem deutſchen Volksglauben ſollte der Storchſchnabel erheiternd auf das Gemüt wirken; darum ſoll jeder, wer traurig iſt, das Pulver des Krautes auf das Brot ſtreuen, die ſchwermütigen Gedanken und bangen Sorgen werden ihn alsdann bald verlaſſen.

G. Robertianum führt zu Ehren des rothaarigen Knechtes Ruprecht wegen der rotbraunen gefiederten Blätter den Namen Ruprechtskraut. Es ſtand ehemals in dem Rufe großer Heilkräfte, wurde im Hinblick auf die rote Farbe bei Blutfluß und Rotlauf angewandt und hieß auch Gottesgnadenkraut.

---

80. Das Eiſenkraut.

(Verbena officinalis.)

Das Eiſenkraut war ſchon den alten Griechen und Römern unter dem Namen Verbena bekannt. Unter dieſem Ausdruck faßten dieſelben alle Kräuter zuſammen, welche ſie als heilige Pflanzen beim Opfern gebrauchten. Das Eiſenkraut, Junoträne, Träne der Iſis, Venusader genannt, ſtand bei den Römern in ganz beſonderem Anſehen. Plinius ſchreibt von ihm: „Das iſt die Pflanze, mit welcher unſere Geſandten zu den Feinden gehen, mit welcher der Tiſch des Jupiter abgeſtäubt wird, unſere Häuſer gereinigt und vor Unglück geſchützt werden.“ Es iſt rätſelhaft, wie eine Pflanze mit ſo unſcheinbarem Äußern zu ſolcher Achtung gelangen konnte. Sie war der gehörnten Mondgöttin Iſis, welche die Römer von den Ägyptern überkommen hatten, geweiht und diente als Univerſalmittel gegen viele Krankheiten. Sie ſtand in dem Rufe, hieb- und ſchußfeſt machen zu können. Und noch heute wird die Pflanze in Griechenland als Glückspflanze an die Ställe und Hürden der Seidenraupen gebunden.

In nicht geringerer Achtung ſtand die Pflanze bei den alten Deutſchen. Es gab ſchwerlich eine zweite Pflanze, an der man eine ſolche Anzahl von Kräften zu rühmen wußte wie an dem Eiſenkraute. Sie beſaß ihrer Zeit „einen unglaublichen Glauben“. Ihr deutſcher Name Eiſenkraut rührt von der Meinung des Volkes her, daß das Eiſen

durch ihren Saft besser gehärtet werde als durch irgend etwas anderes. Die ursprüngliche Bezeichnung dieser Pflanze ist aber *Isenkraut*; sie bedeutet soviel wie ein hartes und zähes Kraut, da die Zweige desselben in der Tat sehr zäh sind. Die alten Germanen bedienten sich dieses Krautes bei den Opfern, die entweder bei Beginn eines Krieges oder bei Friedensschlüssen gebracht wurden.

Hiervon hatte sich in manchen Gegenden bis ins achtzehnte Jahrhundert die Sitte erhalten, Kirchen und Altäre mit diesem Kraut zu schmücken. Aus diesem Grund führt es auch den Namen *Geweihtes Kraut*. Es diente ferner als *Wunschkraut*; denn wenn man sich mit diesem Kraut, welches aber beim Aufgehen des Hundssternes, ehe es von Sonne oder Mond beschienen war, gesammelt sein mußte, salbte, so erhielt man alles, was man sich wünschte. Aßen Kinder dasselbe, so bekamen sie davon Verstand, und die Lust zum Lernen wurde in ihnen reger. Es brachte dem Menschen Reichtum und erhielt ihm denselben. Ferner stand es in dem Rufe, daß es den, der es bei sich trug, bei allen Menschen angenehm machte. Auch der Landwirtschaft leistete es Dienste; denn in den Acker gesteckt, sollte es den Ertrag der Ernte erhöhen. Band man es den Pferden um den Schwanz, so liefen sie weit schneller. Selbst gegen giftige Schlangen sollte das Eisenkraut schützen; wer sich die Hände damit eingerieben, konnte ohne Gefahr nach dem Glauben des Volkes giftige Tiere anfassen. Daß das Kraut auch gegen die verschiedensten Krankheiten helfen sollte, versteht sich von selbst. Und wie es ferner dazu diente, Gespenster und dergleichen zu verjagen, so konnten auch die Hexen das Kraut zur Bereitung der berüchtigten Hexensalbe und zum Wetterbrauen nicht entbehren.

Eine ganz eigene Wirkung wurde dem Kraute zugeschrieben, wenn man es versteckt bei sich trug, mit ihm zu einem Kranken ging und sich nach seinem Befinden erkundigte. Antwortete derselbe dann, es gehe ihm wohl, so genas er bald von seiner Krankheit, klagte er jedoch, so wurde er nicht wieder gesund.

Bei der hohen Bedeutung, welche man allgemein der Pflanze beilegte, darf es uns nicht wundern, daß auch die Erlangung derselben, das Ausgraben, unter besonderen Bedingungen vor sich gehen mußte. Zunächst durfte das Kraut nur mit einem goldenen oder silbernen Werkzeuge aus der Erde gegraben werden. Hatte man es auf diese Weise ausgehoben, so mußte es so lange im Freien liegen bleiben, bis der Morgentau darauf fiel; auch durfte man während dieser Zeit nicht von demselben gehen. Kurz vor Aufgang der Sonne durfte man die Pflanze dann aufheben und endlich heimtragen. Bei der ganzen Arbeit mußte man sich aber hüten, die Pflanze mit Eisen in Berührung zu bringen; denn hierdurch verlor sie ihre Kraft.

In Anlehnung an den von Plinius mitgeteilten Brauch, daß die Gesandten, welche zur Unterhandlung des Friedens zum Feinde gingen, die *heilige Pflanze* trugen, hat J. Muth das Distichon gedichtet:

„Hier ist Verbene! Wohlan, dem Herold, welcher des Friedens
Segen verkünden soll, windet den heiligen Kranz!“

Und K. P. Conz hat an das Eisenkraut, als Bild der Sühne, folgende Verse gerichtet:

„Träne der Isis, so nannte dich einst die geweihete Sprache
Sinnvoll. Immer dir hold war ich, verkörperter Tau,
Wo ich am Wege dich oft und zwischen verfall'nem Gemäuer
Fand, und mein Aug' auf dir, Liebliche, ruhte mit Lust.
Wohl hat der Tränen die Erde soviel, die Träne des Mitleids
Scheinst du mir mit Fug eine Versöhnerin auch.
Darum wählten dich wohl zum sühnenden Opfer die Priester
Auf die Stirne des Lamms, welches Proserpinen fiel;
Denn auch Proserpina ist die heilige Göttin der untern
Erde, wie Isis die weit waltende Göttin es ist."

---

81. Der Beifuß.

(Artemisia.)

Die Gattung Beifuß ist eine sehr artenreiche und erfreute sich schon im Altertume der sorgfältigsten Beachtung. Nach dem römischen Naturforscher Plinius hat die Pflanze zu Ehren der Königin Artemisia, der Gemahlin des Königs Mausolus von Karien, die mit diesem Kraut viele Krankheiten geheilt haben soll, ihren Gattungsnamen Artemisia erhalten; doch ist diese Erklärung unhaltbar, da ihr Name älter ist. Nahe liegt die Ableitung von Artemis, der Göttin der Jagd, welcher die Pflanze geweiht war. Nach der Erklärung des Dr. Söhns ist der Name Beifuß eine volksetymologische Entstellung seiner ursprünglichen Bezeichnung. Die Pflanze heißt im Niederdeutschen Bifot und im Mittelhochdeutschen Biboz, welches von bozen = stoßen abzuleiten ist, denn sie wurde als Gewürz zu Speisen gestoßen. Aus diesem Biboz hat das Volk nun mit der Zeit Beifuß gemacht, indem es dem Kraut die Kraft zuschreibt, daß es den Wanderer vor Müdigkeit schütze, sobald er dasselbe in den Schuhen, also „beim Fuß" trage. A. absinthium hat den deutschen Namen Wermut von der wärmenden, schweißtreibenden Kraft und hieß vielleicht früher „Wärmet", der Wärmende. Die Eberraute oder Stabwurz (A. abrotanum), so genannt wegen der geraden Stengel, hieß aus der gleichen Ursache Mugwurz (vom keltischen micglo = wärmen.)

Trotzdem die äußere Gestaltung und Entfaltung der Pflanzen nichts Besonderes zeigen, ja die Blüten zu den bescheidensten gehören, waren dieselben doch Lieblinge und Helfer des Volkes in Not und Gefahr. An das Haus genagelte Beifußwurzeln hielten den Teufel und die bösen Geister ab und schützten gegen Feuersgefahr. War der Beifuß im Zeichen der Jungfrau gegraben, so schirmte er gegen die Bisse von Hunden und Schlangen und bewahrte vor Ermüdung. In einem Kräuterbuche von 1687 heißt es von unserer Pflanze: „Abergläubische Leute machen Kränze daraus und gürten sie um den Leib, werfen sie danach unter besonderen

Reimen und Sprüchen in die Johannisfeuer auf St. Johannsen des heiligen Täufers Tag und vermeinen damit all ihres Unglücks entledigt zu werden."

Auch gegen die Schwindsucht sollte Beifuß ein wirksames Heilmittel sein. Nach Grimms Mythologie sollte der folgende Reimspruch von einer Meerfee herrühren:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch' fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay".

Als man nämlich die Leiche einer an Schwindsucht gestorbenen Jungfrau an dem Hafen von Glasgow vorüberführte, wurde der Vers von einer Wasserfrau gesungen.

Der Wermut wurde in der heidnischen Zeit bei dem Verbrennen der Leichen auf den Holzstoß gelegt und diente später zum Schmuck und zur Zierde der Totenbahren. Er wurde auch vielfach auf Gräber gepflanzt und erhielt deshalb den Namen Grabblume. Die Pflanze galt als ein Symbol der Traurigkeit und Wehmut, wie auch aus einer alten Thüringer Chronik hervorgeht, in der es heißt: „Im Jahre 1483 unternahmen zu Erfurt wegen einer anhaltenden Dürre und Teuerung 2316 Jungfrauen eine Prozession und trugen in ihrem aufgelösten Haare Wermutkränze."

Um Kindern einen sanften Schlaf zu bereiten, legte man das Kraut in die Wiege und nannte es danach Wiegenkraut. Zugleich sollte es die bösen Elfen und Kobolde von dem Lager des Kindes fernhalten. In demselben Aberglauben räucherte der Landmann mit Wermut die Viehställe aus, um das Vieh gegen die Hexen zu schützen.

Zum Schluß sei noch folgende Jägersage beigefügt. Sieht ein Jäger einen Hasen, der ihn ruhig herankommen läßt und im Übermut sogar noch mit den Läufen trommelt, so kann er gewiß sein, daß er eine Hexe vor sich hat, und daß ihm der Schuß versagt. Die Flinte ist gebannt und kann nur durch Wermut entzaubert werden.

---

82. Die Malve.

(Malva.)

Das Geschlecht der Malven hat seinen Namen von dem griechischen malasso = erweichen; es führt denselben nach dem reichlichen Schleimgehalt von Wurzel, Stengel und Blättern, der in Form von schleimigen Abkochungen als erweichendes und schmerzstillendes Mittel ehemals viel zur Anwendung kam. Diesem Schleimgehalt entsprechen auch die schlaffen, weichen und lappigen Blätter. Der ältere deutsche Name der Pflanze ist Pappel und Bappel, wie auch in der Gegenwart noch die wilde

und gemeine Malve (M. silvestris, M. vulgaris) Roß- und Käsepappel genannt werden. „Pappel" hängt zusammen mit „Papp", der Benennung für einen dicken Brei; schon im Altertum stellte man aus der Pflanze ein schleimiges Gemüse her, welches Hesiod als ein beliebtes Nahrungsmittel der Landleute erwähnt. Die spitzblättrige Malve hieß früher Simeonswurz und stand in dem Rufe, sehr heilkräftig für kranke Augen zu sein. Ihr Name erinnert an den alten Simeon, der sich bei der Darstellung des Herrn Jesu im Tempel glücklich pries, daß seine Augen noch den Heiland der Welt gesehen hätten. Weil die Pflanze bei drohendem Regenwetter die Blüten schließt, führt sie auch die Bezeichnung Wetterröslein.

In unseren Gärten gehören die Malven zu den letzten Gaben Floras, und als des „Herbstes Rose" feiert sie Uhland in den nachstehenden Versen:

„Wieder hab' ich dich gesehen,
Blasse Malve! blühst du schon?
Ja! mich traf ein schaurig Wehen,
All mein Frühling welkt davon.
Bist du doch des Herbstes Rose,
Der gesunk'nen Sonne Kind,
Bist die starre, duftelose,
Deren Blüten keine sind.

Gerne wollt' ich dich begrüßen,
Blühtest du nicht rosenfarb,
Lögst du nicht das Rot der Süßen,
Die noch eben glüht' und starb.
Heuchle nicht des Lenzes Dauer!
Du bedarfst des Scheines nicht;
Hast ja schöne, dunkle Trauer,
Hast ja weißes, sanftes Licht."

33. Das Heidekraut.

(Erica vulgaris.)

Das Heidekraut gehört zu den bescheidensten Pflanzen, denn es nimmt mit dem unfruchtbarsten Sandboden fürlieb. Ja, dies liebliche Kraut versteht es, diesen sonst so tristen Gegenden zur Zeit seiner Blütenpracht einen gar lieblichen Anblick zu verleihen; durch seinen Schmuck trägt es ein gut Teil mit dazu bei, daß jene an Naturschönheiten für so arm verschrieenen Gegenden in den Augen des Naturfreundes nicht ohne jeden Reiz erscheinen. Ihren Namen hat die Pflanze von ihrem Standorte; das alte deutsche Wort Heide bezeichnet ein unbestelltes Feld, eine waldlose, wildgrünende Ebene.

Schon im hohen Altertum war unsere Pflanze bekannt und berühmt; die Höhen des südöstlich von Athen gelegenen Hymettus waren mit duftender Heide und Thymian überzogen, aus deren Blüten die emsigen Bienen den Honig für Jupiter sammelten. Nur dieser Honig durfte auf der Tafel der Götter Griechenlands erscheinen. Auch der botanische Name dieser Pflanze, Erica, stammt aus dem Griechischen. Wörtlich übersetzt bedeutet er „ich breche", da die Griechen der Heide die Kraft zuschrieben, Felsen zerbrechen zu können.

Einer deutschen Sage zufolge stammt die rote Farbe der Heideblüten

von dem Blute der erſchlagenen und in den zahlreichen Hünengräbern begrabenen Helden. Auch glaubten unſere Vorfahren, daß die Heide den Schlangen und Wölfen zuwider ſei. Wo deshalb ſolche Tiere hauſten, band man ein Büſchel Heidekraut der Elſter zu Ehren auf einen hohen Baum, damit dieſe durch ihr Geſchrei das Nahen des Wolfes ankündige. Die Heide ſollte ferner die wunderbare Kraft beſitzen, mit ihren Wurzeln das Eiſen aus der Erde an die Oberfläche holen zu können. Vielleicht hat zu dieſer irrigen Anſicht der in der Heide an vielen Stellen ſich vorfindende Raſeneiſenſtein Anlaß gegeben.

Als ein Witterungsprophet gilt die Heide bei Landleuten und Förſtern in mancher Gegend noch heute. Dieſe behaupten nämlich, daß ein ungewöhnlich reiches Blühen und Samenanſetzen der Heide auf einen ſtrengen Winter ſchließen laſſe. Doch trifft dieſe Witterungsregel nicht immer zu.

Beſondere Erwähnung möchte noch die Mitteilung verdienen, daß die beſcheidene Heide die Lieblingsblume des vielgerühmten, aber auch ebenſoviel geſchmähten Pädagogen J. J. Rouſſeau geweſen. In dem Leben des edlen Kaiſers Friedrich III. ſpielt die weiße Heide eine bedeutungsvolle Rolle. Als Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen weilte er im Jahre 1855 in England und warb um die Prinzeß Viktoria. In dem Tagebuche der Königin von England heißt es hierüber unter dem 29. September: „Als wir heute nachmittag den Craigna-Ban hinaufritten, brach er einen Zweig weißer Heide (der Glück bedeutet), gab ihr denſelben und knüpfte daran auf dem Heimwege Andeutungen ſeiner Hoffnungen und Wünſche, die alsbald glücklich in Erfüllung gingen.“

Heidekraut.

I.

In dem duft'gen Nadelwalde
Hügelab dem Meere zu,
Keine iſt auf Heid' und Halde
Zierlicher gebaut als du.

Zwar dem Pflug mit zähen Äſtchen
Wahrſt du kühn ſein hartes Recht;
Schützend doch um manches Neſtchen
Breiteſt du dein Zweiggeflecht.

Heißer Erntetag erglühte
Über goldgeſchmückten Au'n,
Wieſ' und Garten ſtand in Blüte,
Und noch lag die Heide braun.

Plötzlich mit unzähl'gen Äuglein
Blickſt du in die Welt hinaus,
Und ein jedes ſchlanke Zweiglein
Wird zum allerliebſten Strauß.

Plötzlich auf der ſtillen Weite
Regt ſich ſummender Verkehr:
Vielgeſchäft'ge Arbeitsleute,
Zieh'n die Bienchen hin und her.

Welch ein Wald, ein dichtverzweigter,
Für der kleinen Elfen Schar!
Königskerz', ein goldner Leuchter,
Ragt darüber ſtolz und klar.

Welch ein Teppich, ſchöngewoben
Von dem ſchimmernd roten Kraut!
Welch ein Beet dem, der von oben
Auf der Erde Garten ſchaut!

Joh. Trojan.

II.

Die Heide blieb braun, die Heide blieb tot,
So warm ſie die Sonne beſchienen,
Da färbt ſie ein Sträuchlein mit flammendem Rot
Und belebt ſie mit ſummenden Bienen.

Joh. Trojan.

III.

Rötlich Kraut bedeckt die Heide,
Und es blühet ſtill und zart,
Niedrig ohne alles Prangen,
Nach des Krauts beſcheid'ner Art.

Jedes Blütchen hat ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis,
Jedes Blütchen iſt ein Brünnlein,
Das die kluge Biene weiß.

Und ſo ſteht's im flachen Sande,
Grünt und blüht und ſproſſet ſtill,
Wo kein andres Blümlein wachſen,
Leben und gedeihen will.

Wird dereinſt auf armer Scholle
Nur ein karges Plätzchen dein,
Laß, o Herz, das Kraut der Heide
Beiſpiel dir und Lehre ſein.

Immer ſei, o Herz, ein Glöcklein,
Das da tönt zu Gottes Preis!
Immerdar ein Bronn voll Liebe,
Der die Welt zu nützen weiß!

Hedwig Gäde.

Erika.

Nichts Hübſchres kenn' ich auf der Heide,
Soviel ich dort auch blühen ſah,
Als dich in deinem Sommerkleide;
Wie biſt du zierlich, Erika!

Nicht aufzudrängen dich den Blicken
Bemühſt du dich und biſt doch ſchön.
Nur ſelten mag nach dir ſich bücken
Ein Wandrer beim Vorübergehn.

Des Marktes Laute, ſie verſtummen'
Wo deine ſchlichte Schönheit blüht;
Du hörſt um dich der Biene Summen
Und über dir das Lerchenlied.

Von unruhvoller Welt geſchieden,
Kaum hörſt du, wie ſie weither rauſcht;
Du haſt dafür den ſüßen Frieden,
Der um dich waltet, eingetauſcht.

Der Wildnis Friede nah und ferne,
Und über dir des Himmels Blau!
Dich freut der ſtille Glanz der Sterne,
Dich labt am Morgen kühler Tau.

Nichts Hübſchres kenn' ich auf der Heide,
Soviel ich dort auch blühen ſah,
Als dich in deinem Sommerkleide.
Wie biſt du zierlich, Erika!

Joh. Trojan.

Obgleich nicht zu unſerer Flora gehörend, verdient die Alpenroſe (Rhododendron) doch als eine nahe Verwandte unſerer Heide und als die ſchöne Königin der Alpenblumen unſere Beachtung, zumal ſie in unſeren Treibhäuſern in Menge kultiviert wird und von da in unſere Zimmer gewandert iſt. In ihrer gebirgigen Heimat führt ſie auch den Namen Donnerroſe, da ſie in dem Rufe ſteht, den Blitz anzuziehen. Unter anderm will man dies mit folgender Geſchichte beweiſen. In einer ſchwülen Sommernacht wurde einſt eine Sennerin auf einſamer Alm von einem ſtarken Gewitter überraſcht. Der ſchreckliche Donner weckte ſie auf, und mitten im Geräuſch des Gewitters war es ihr, als

ob ſie den Ruf ihres Geliebten vernähme. Sie trat dreimal vor die Tür der Sennhütte, aber jedesmal verſtummte die Stimme. Doch als ſie am andern Morgen ins Freie trat, fand ſie ihren Geliebten mit einer Donnerroſe in der Hand vom Blitz erſchlagen am Boden liegen.

Die Alpenroſe.

Hoch auf dem Berg im braunen Mooſe,
Von Eis umglänzt und halb verſchneit,
Blüht ſtill empor die Alpenroſe,
Ein ſüß Gedicht der Einſamkeit.

Der lauen Frühlingslüfte Fächeln
Küßt ihre jungen Blätter nicht;
Sie ſteht wie ein verloren Lächeln
Im ſtarren Felſenangeſicht.

Die kalten Gletſcherwände ſteigen,
Anſtürmend mächtig Stück für Stück,
Und unbemerkt im ew'gen Schweigen
Wächſt ſie wie ein verſchwiegen Glück.

O ſelig der, dem wohlgeborgen,
Im oft durchfroſteten Gemüt,
Hoch über allen Lebensſorgen
So eine ſüße Blume blüht!

Feodor Löwe.

---

84. Der Ginſter.

(Genista.)

Unter den Schmetterlingsblüten iſt der Ginſter und das mit ihm nahe verwandte Pfriemenkraut (Spartium) eine der wenigen Pflanzen, die ſich in früherer Zeit einiger Aufmerkſamkeit erfreuten. Der Name Ginſter iſt aus dem lateiniſchen Worte genista entſtanden, das ſo viel wie Staude bedeutet. Ob das Wort von dem keltiſchen gen = Strauch abzuleiten iſt, oder vom lateiniſchen genu = Knie, weil ſich die jungen Zweige wie ein Knie beugen, bleibt dahingeſtellt.

Kraut und Blüten des deutſchen Ginſters (G. germanica) ſtanden früher in dem Rufe, gegen Waſſerſcheu zu helfen, und waren ein Heilmittel bei Milz- und Leberkrankheiten. Weil die Pflanze mit dem dürrſten und ärmlichſten Boden fürlieb nimmt und dennoch mit ihren goldgelben Blüten ſich weithin ſichtbar von den anderen niederen Kräutern abhebt, galt ſie früher für ein Sinnbild der Niedrigkeit und Demut.

Der Ginſter iſt eine Lieblingspflanze der Engländer und findet ſich in dem Wappen der Plantagenets. Gottfried von Anjou, der im Jahre 1154 auf den Thron Englands gelangte, erwählte einen Zweig des Ginſters (planta genista) zur Helmzier und nahm davon den Namen Plantagenet an. Als Ludwig der Heilige 1237 nach der Krönung ſeiner Gemahlin Margarete von der Provence einen Orden ſtiftete, wählte er die Ginſterblume zum Abzeichen mit der Deviſe: „Exaltat humiles“ (Er erhebt die Demütigen). Die Ritter dieſes Ordens ſchmückte eine Kette aus zuſammengeflochtenen Ginſterblumen, und die Leibwache Ludwigs trug Röcke, auf welchen vorn und rückwärts eine Ginſterblume geſtickt war. Als ein Zeichen der Achtung und Vorliebe der Engländer für dieſe Pflanze teilen wir die nachfolgenden Strophen aus einem Liede von Mary Howitt in der Überſetzung von F. Freiligrath mit:

„O die Ginſterblum', die Ginſterblum'!
Keine Blum' im Wald iſt bunter!
Und lieblich iſt's am Sommertag,
Zu liegen mitten drunter!

Ich weiß das Land, wo Blumen ſich
Zu Purpurlauben wölben;
Ich weiß, wo ſie wie Sonnen glüh'n,
Die roten und die gelben . . .

Doch dieſer Blum' gleicht keine Blum'
In alt und neuen Tagen;
Sie wird als wie ein goldner Kranz
Vom nickenden Stamm getragen.

Und rund um meiner Mutter Tür,
Da glitzern ihre Büſche,
Hinab durchs Tal, wo Quellenſtrahl
Sie netzt in ſeiner Friſche.

Nehmt alle mir — nur laßt mir die,
Und den Vogel drin, ſo luſtig!
Ich lieb' ihn, weil den Ginſt er liebt,
Den Hänfling dunkelbruſtig . . ."

Der Ginſter findet ſich häufig in den Wüſten Arabiens und Paläſtinas und iſt deshalb auch wiederholt in der Heiligen Schrift erwähnt; Luther hat jedoch den Namen desſelben ſtets mit Wacholder überſetzt (1. Könige 19, 5 und Pſalm 120, 4). Wenn der Pſalmiſt in der angezogenen Stelle die Zunge des Verleumders mit der Glut der Kohlen des Ginſters vergleicht, ſo hat er ohne Zweifel den empfindlichen Schmerz im Sinn, den die Glut dieſer ungewöhnlich lange fortglimmenden Kohlen dem, der daran kommt, verurſacht. Der heilige Hieronymus ſagt in einem ſeiner Briefe, die Kohlen dieſer Pflanze hielten unter der Aſche ein ganzes Jahr lang Feuer. In dem alten hebräiſchen Kommentar Midraſch Tillim über die Pſalmen wird erzählt, zwei Reiſende hätten einſt in der Wüſte ihr Eſſen mit Ginſter gekocht, und als ſie im folgenden Jahr wieder an dieſelbe Stelle gekommen wären, hätten ſie unter der Aſche noch glühende Kohlen gefunden und ſich die Füße daran gewärmt.

Das ſchon eingangs erwähnte Pfriemkraut (S. scoparium) wird auch Beſenginſter oder Bram genannt. Von letzterer Benennung ſoll die Stadt Bremen ihren Namen haben. Von Wildeshauſen in Oldenburg zogen einſt Fiſcher in die Gegend der heutigen Stadt Bremen, um daſelbſt in der Weſer zu fiſchen. Da es aber für ſie ſehr beſchwerlich war, an einem Tage hin und zurück zu wandern, ſo errichteten ſie ſich Hütten von Bram und nannten dieſe Stätte Brämen. An Stelle der Bramhütten traten nach und nach ſteinerne Häuſer. Dies ſoll der Anfang der nachmals ſo berühmten freien Reichsſtadt geweſen ſein, die aber den Namen Bremen beibehielt.

Nach E. L. Rochholz hat das Beſenkraut in mehrfacher Beziehung zum Donnergott geſtanden. Es wurde mit jungem Laub und friſchem Gras auf Walpurgis, 1. Mai, zum grünen Hausbeſen gebunden, und ſein friſcher Gebrauch diente als Mittel zu erneutem Milchgewinn. Solcher Beſen bedienten ſich die im Dienſte Donars ſtehenden Prieſterinnen, einſt Hagediſſen und Hägteſſen, d. h. Hainfrauen, genannt, nun verwildert in den Namen Hexen. Wie wir ſagen: Neue Beſen kehren gut, ſo verglich man den Beſen in der Prieſterinnen Hand einer auseinanderfahrenden Blitzgarbe, Donars reinigendem Wetterſtrahl.

In Italien finden ſich mehrere Arten Ginſter; eine derſelben wächſt ausſchließlich am Ätna, noch über 2000 m über dem Meere.

---

85. Die Kronsbeere.

(Vaccinium vitis Idaea.)

Der Name Kronsbeere iſt nicht von dem die Beere krönenden vertrockneten Kelche abzuleiten. Nach Grimm bedeutet er Kranichbeere, da die Beeren eine Lieblingsſpeiſe des Kranichs ſein ſollen. Die andere deutſche Bezeichnung Preißelbeere iſt ganz unklar. Die Pflanze wächſt auf dem trockenen Heideboden in den Kiefernwäldern und überzieht oft ganze Bergrücken mit ihrem friſchen Grün. In manchen Gegenden, wie z. B. im Harze, in der Lüneburger Heide, in Norwegen und Jütland, bildet ſie einen nicht unerheblichen Handelsartikel, und viele arme Leute finden im Herbſte im Einſammeln ihrer beliebten und geſunden Beeren einen lohnenden Erwerb.

Nach einer tiroler Sage war dem Teufel verſtattet, auch eine Pflanze zu ſchaffen, die mit ihren roten Beeren auf den altgermaniſchen Gewittergott Donar hinweiſt. Es iſt dies die Preißelbeere oder, wie ſie in Tirol genannt wird, die Grann- oder Grangelbeere. Der Gottſeibeiuns machte ſie recht ſüß, gleichzeitig aber auch recht giftig, ſo daß alle, welche davon genoſſen, ſchnell in Sünden dahinfuhren. Glücklicherweiſe dauerte dieſes Unweſen nur kurze Zeit, denn bald erbarmten ſich unſer Herrgott und die Jungfrau Maria der Menſchheit. Als im nächſten Jahre die Preißelbeeren wieder blühten, da trug bereits ein jedes Blütchen ein weißes Kreuz, und ſelbiges Kreuz blieb auch auf der ſpäteren roten Beerenfrucht ſichtbar, und die Beeren waren fortan nicht nur giftlos, ſondern auch heilſam. Darob ergrimmte Satanas nicht wenig und ging mit ſich zu Rat, ob er nicht dennoch dieſe ſeine Beeren zum Schaden der Menſchheit anwenden könnte. Mit hölliſcher Freude erfüllte ihn bald darauf die Entdeckung, aus Preißelbeeren Branntwein (ſogenanntes Steinbeerwaſſer) zu brennen, welches Teufelskunſtſtück er denn auch den Bauern lehrte, die, durch ihn der Trunkſucht zugeführt, ſeine eifrigſten Anhänger wurden.

Über die Entſtehung der Preißelbeere erzählt Montanus in den „Deutſchen Volksfeſten“: Einſt bat ein Klausner die heilige Jungfrau um Obſt für die armen Bewohner des Gebirges. Da nahm Maria den Kranz, den ſie auf dem Haupte trug, herab, zerpflückte ihn und ſtreute ihn über die Berge. Daraus entſtanden die Preißelbeeren, die wachſen ſeitdem reichlich auf den Bergen.

86. Das Ruhrkraut.

(Gnaphalium.)

Dieſe mit dem ſterilſten Boden fürlieb nehmenden und das Auge durch ihre ſchönen roten, weißen und gelben Blüten erfreuenden Pflanzen ſind ſeit alter Zeit die Lieblinge des Menſchen. Der Name Ruhrkraut kommt in beſonderem Sinne der rotblühenden Art (G. dioicum) zu. Sie wurde früher als Heilmittel bei der roten Ruhr benutzt. Alle Ruhrkrautarten führen wegen der Dauerhaftigkeit ihrer Blüten den Namen Immortellen, der von dem lateiniſchen immortalis, d. h. unſterblich, abgeleitet iſt. Immortellenkränze werden als Zeichen der Unſterblichkeit auf das Grab gelegt.

Der Volksglaube beſchäftigt ſich faſt nur mit dem roten und weißen Ruhrkraut. Während nach Fr. Söhns der Name Frühlings-Ruhrkraut beſonders in Oſtpreußen gebräuchlich iſt, führt dieſe Pflanze beſonders in Württemberg den Namen Himmelfahrtsblume. Himmelfahrt war urſprünglich ein dem germaniſchen Donnergott Donar geweihtes Feſt. Daher mußte die zur Zeit dieſes Feſtes blühende Pflanze mit beſonderen Kräften ausgeſtattet ſein. Pflückte man dieſe Pflanze am Himmelfahrtstage vor Sonnenaufgang, ſo hatte man in den aus dieſen Blumen gewundenen Kränzen, die man in Stuben und Ställen aufhing, ein ſicheres Mittel gegen den Blitz. In der Gegend von Ulm heißt die Pflanze Engelblümchen, weil die Engel ſie in den Händen trugen, als ſie dem gen Himmel fahrenden Herrn entgegenflogen. In der Altmark führt unſer Kraut nach dem Standort den Namen Steenblom. Von ganz beſonderer Wirkung erachtete man ſolches Ruhrkraut, welches an einem Sonntage, der mit einem Feiertage zuſammenfiel, ſtillſchweigend ausgegraben war; ſolchem Kraute ſchrieb man die Kraft zu, ſchußfeſt und unſichtbar zu machen.

Eine Verwandte unſeres Ruhrkrautes iſt das hochverehrte, ſehr geſchätzte und begehrte Edelweiß (G. leontopodium), der ſtolze Schmuck und die eigenartige Zierde aller Alpenſteiger. Während es früher überall in den Alpen zu finden war, haben es in der Gegenwart blinde Sammelwut und kaufmänniſche Spekulation auf die höchſten und ſteilſten Felſen vertrieben. Seinen Namen hat es von den ſchönen weißen, wolligen Blüten. Weil ſeine Erlangung mit großen Gefahren verbunden iſt, liegt in dem Pflücken desſelben für die Bewohner der Alpen ein großer Reiz. Die jungen Burſchen tragen es als Zeichen ihrer Kühnheit und Unerſchrockenheit im Klettern am Hut. Da das Edelweiß gleich unſeren Immortellen nicht verwelkt, gilt es allgemein als Zeichen der Treue, und der Bräutigam ſchenkt es ſeiner Braut.

Das Edelweiß.

I.

Was blickſt du, bleiches Felſenkind,
So ſtumm, ſo rätſelhaft mich an?
Du, die ſo kühn um Liebe minnt,
Haſt du auch mir's ſchon angetan?

Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge ſchau' ich dir hinein;
Du nimmſt die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenſchein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch überm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ew'gem Schnee
Und thronst im stillen Heiligtume
Des Hochgebirges stolz und frei:
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn mutig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz' und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin;
Sie überkommt's wie Alpenglühen,
Und fieberhaft ihr Auge flammt,
Erschau'n sie dein geheimes Blühen
Und deiner Blätter weißen Samt.

Wohl bist du hold dem kühnen Mut,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Älplers Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht;
Der Jüngling nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen still am Busen trägt.

Doch ach! nicht jedem Wandrer glückt
Das Wagnis, kühn um dich versucht:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerschellt in tiefer Felsenschlucht.
Doch spricht kein Priester fromm den Segen,
Sie setzten ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf sein modernbes Gebein.

Nur Sonnenschein und Mondlicht grüßt
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine stille Glorie fließt
Dann um sein einsam Felsengrab.
Du aber thronst im Heiligtume
Der Berge fort, so kalt, so frei —
Des Hochgebirges Zauberblume,
Der Alpen stolze Lorelei.

Georg Scherer.

II.

Hoch auf Felsen, nah beim Eis,
Nahe bei dem Licht der Sterne
Blühst du, holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingsluft
Einsam an der Felsen Brust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt
Und nur scheue Gemsen lauschen,
Adler und Lawine thront,
Wilde Wasserstürze rauschen,
Tod und Schrecken dich umbräu'n
Blühst du wonniglich und rein.

In der Sonne letztem Glüh'n
Eine letzte Lebensschwinge
Fand ich dich am Abgrund blüh'n;
Nur dem schönen Schmetterlinge,
Dem Apollo, winkst du zu,
Schwester Luna, bleiche, du.

So steht wohl in edlem Schmerz
Einsam nach dem Himmel droben,
Einsam stolz das Menschenherz,
Das ein Los, von Glanz umwoben,
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühest, Edelweiß.

Hermann Lingg.

III. Der Garten.

Unter luſtigen Gewinden
In geſchmückter Lauben Bucht
Alles iſt zugleich zu finden,
Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht.
Goethe.

„Alles iſt zugleich zu finden, Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht", dieſe ſchönen Worte unſeres Goethe bezeichnen beſſer als alles andere das Wohlgefallen, den Genuß, den unſere Gärten uns verſchaffen. Wie die Welt zum Hauſe, ſo verhält ſich das Feld zum Garten: das Feld ſorgt für die Bedürfniſſe der Menſchheit, der Garten für die der Familie. Er iſt der ſchöne Freund des Hauſes, er nützt, indem er erfreut. Er vereint das Nützliche mit dem Angenehmen; er iſt der Schauplatz der Erholung von der Laſt und Mühe des Tages und die freundliche Werkſtatt der Hausfrau, wenn ſie Sorge trägt für den Tiſch des Hauſes. An den Garten knüpft ſich die Poeſie des Familienlebens: er ſpendet ſeine Blumen für die Feſte desſelben und ſchmückt mit ihnen die Gräber der Heimgegangenen. Unverdroſſen aber arbeitet er auch für den Bedarf des Hauſes, mit friſchem Gemüſe füllt er die Küche und mit duftendem Obſt die Kammern. — —

Wer an ein Gartenleben gewöhnt iſt, kann ſich ein angenehmes Wohnen ohne Garten gar nicht denken. Im trauten Umgang mit der lieblichen Pflanzenwelt, im anheimelnden Garten, ſei es arbeitend oder ruhig genießend, fühlt er ſich am freieſten und glücklichſten, hier verbringt er die heißen Stunden des Mittags und manchen wonnigen Abend, wenn das aufregende Treiben des lauten Tages vorüber. —

Der Garten labet ein zu innerer Einkehr. Spaziergänge ſind angenehm und geſund, aber ihr Genuß läßt ſich nicht mit den tauſend Freuden des ſtill beglückenden Gartens vergleichen, ſelbſt da nicht, wo die Landſchaft ſchön iſt. In Gegenden aber, wo die Natur nur kärglich mit maleriſchem Reiz ausgeſtattet, in völlig bebauten Ebenen und einförmigen, unfruchtbaren Heidegegenden, iſt der Garten meiſt der einzige Ort, wo die Natur in einem freundlicheren und anziehenderen Gewande auftritt. Man kann ein prächtiges Haus auf dem Lande haben, aber

ohne Garten macht die nächste Umgebung einen wenig befriedigenden Eindruck auf den Beschauenden; erst er gibt der Besitzung den Reiz der Poesie, das Gepräge des behaglichen Lebens. Mit sehnsüchtigem Blick schaut der durch die Vorstadt oder das Dorf kommende Fremde durch die Gittertür eines wohlgepflegten Gartens, mit innigem Wohlbehagen weilen seine Augen auf dem taufrischen Grün des sprossenden Rasens, der entzückenden Farbenpracht der bunten Beete und den schattigen, kühlen Lauben. „Hier müssen glückliche, auf Schönheit und Ordnung sinnende Menschen wohnen", spricht er, wenn er sich dem beglückenden Zauber entwindet und von dannen schreitet. Der Garten ist der Fest- und Lustplatz für die Familie und das Paradies der Kinder; er ist die Quelle der Gesundheit und in gewisser Beziehung sogar der guten Sitten, da der abgeschlossene Familiengarten vor Berührungen mit schädlichen Elementen schützt. Eine knospende Blume selber zwischen den duftenden Blüten und reifenden Früchten wächst das Kind heran und lernt dieselben schonen, es rührt sie kaum an und bricht nichts zwecklos ab. Wer einen Garten hat, in den auch fremde Kinder zu den eigenen kommen, wird bald die Beobachtung machen, daß meistens nur die fremden Unfug treiben, Blumen und Zweige abbrechen.

Für die Alten und Schwachen, Genesenden und immer Kranken ist der Hausgarten der einzige Ort, wo sie in Gottes freier Natur sich aufhalten, frische Luft schöpfen, der Schönheit der Pflanzenwelt, des Gesanges der Vögel sich freuen können. Die Unmöglichkeit, sich in öffentliche Gärten zu begeben, und die Unbequemlichkeit einer für Fremde berechneten Kleidung machen den eigenen Garten geradezu unersetzlich. Aber auch für den Gesunden, welches wohlige Behagen, schon am frühen Morgen im bequemen Hauskleide in den Garten schlüpfen zu können, noch betaute Rosen zu betrachten und für das Glas zu schneiden, oder bei ermattender Sonnenglut in luftigem Gewande in der kühlen Laube oder unter dem schattigen Baum zu sitzen und an schönen Abenden im Kreise der Familie oder guter Freunde — wer einen schönen Garten hat, besitzt deren besonders viele — zu plaudern, die Blumen zu betrachten und ihren abendlich stärkeren Duft einzuschlürfen, dem Gesang der Nachtigall zu lauschen, sich an den Schwingungen der Blumen suchenden Nachtschmetterlinge zu ergötzen, bis der Abendstern tiefer am Himmel sinkt und zur nächtlichen Ruhe mahnt! Und selbst noch vom Fenster des Schlafzimmers aus ruht der Blick wohlgefällig, ja mit inniger Liebe auf den im Halbdunkel verschwindenden Formen des Gartens, der soviel Liebes bringt, lauscht das entschlummernde Ohr den seelenvollen Tönen der werbenden Nachtigall. Wenn aber das Morgenlicht hell über dem Garten ausgegossen, dann ist der erste Schritt aus dem Bette zum Fenster nach dem Garten, und das Vorgefühl der Freude erregt zu froher Stimmung.

Und neben den angedeuteten Genüssen und Reizen, welche unerschöpfliche Quelle von Vergnügen eröffnet der Garten nicht den Dilettanten in der Blumenzucht, der Obstbaumkultur, der halb wissenschaftlichen besonderen Bevorzugung gewisser Pflanzenfamilien, Arten und

Sorten! Welche Luſt, eine neue Blume zuerſt erblühen zu ſehen, die erſte reife Frucht von gewiſſen Sorten zu ernten! Selbſt der kleine Ärger, welchen Mißgeſchick und getäuſchte Hoffnungen verurſachen, vermehrt den Reiz und läßt die Vorzüge anderer Arten und Sorten in der Wagſchale ſteigen. — —

Jede Jahreszeit, jede Woche, ja faſt jeder Tag bringt neue Genüſſe; denn die Natur iſt in dem bunten Wechſel ihrer Erſcheinungen unerſchöpflich.

Nach H. Jäger.

Der Garten.

Zum Heiligtum wird uns der Garten,
Heilig das kleinſte Stückchen Land,
Wo wir der Blumen liebend warten,
Die wir gepflanzt mit eigner Hand.
Ob in den Gärten ringsumher
Auch andre Blumen ſtolzer prangen:
Doch die uns ſelber aufgegangen,
Die eignen Blumen freu'n uns mehr.

Wir ſeh'n im Lenz die Blätter ſprießen,
Die künft'ge Roſe ahnungsvoll
In zarter Knoſpe ſich verſchließen,
Die herrlich ſich entfalten ſoll.
Und der verwelkte Roſenſtrauch,
Des Duft und Glanz uns einſt entzückte,
Als ihn die Pracht des Sommers ſchmückte,
Bleibt teuer uns im Herbſte auch.

So kann auch Liebe nicht vergeſſen,
Ob ihre Jugend längſt verblüht,
Was ſie an jungem Glück beſeſſen,
Der Duft und Glanz lebt im Gemüt;
Und was der Winter auch verweht,
Die Zeit des Knoſpens und des Glanzes
Bleibt uns im Geiſt als ſchönes Ganzes,
Wir wiſſen, daß es neu erſteht.

Fr. Bodenſtedt.

---

37. Der Apfelbaum.

(Pirus malus.)

Der Apfelbaum gehört zu den älteſten deutſchen Bäumen; doch trotzdem der Holzapfel — freilich mit ungenießbaren Früchten — ſich in den germaniſchen Wäldern wie in dem übrigen Europa urſprünglich wohl als wildwachſend vorgefunden hat, ſieht man doch die edleren Sorten, deren Zahl ungefähr 600 beträgt, nicht als Abkömmlinge desſelben an; ſie ſollen vielmehr von Zweigen abſtammen, die von den Römern über die Alpen gebracht und auf die einheimiſchen wilden Stämme gepfropft worden ſind. Der Name Apfel iſt ſehr alt; man findet ihn bei den nordiſchen Gliedern der europäiſchen Familie, den Kelten, Germanen, Litauern und Slawen. Die altdeutſchen Formen ſind: apful, apfol, apfal, apfil, Mehrzahl epfili. Das Wort ſoll aus dem Sanskrit von abola abſtammen, wo es ſich nach Ebel als Bezeichnung einer Pflanze findet. J. Ihre leitet das Wort von dem keltiſchen eppilew = Frucht ab; danach würde Apfel im allgemeinen Frucht bedeuten. Eine bekannte Apfelart führt den Namen Rainette, nicht

Reinette, wie man der vorausgesetzten Ableitung von reine (Königin) zuliebe schreibt; die Bezeichnung hängt mit raine, altfranzösisch für Frosch, zusammen. Der Apfel wurde wegen seiner froschhautähnlichen Schale so genannt.

Die kostbaren, kühlenden und zugleich nährenden Früchte des Baumes machten ihn schon früher zum Liebling der Völker. Bei den Griechen und Römern war der Apfel als ein Bild der Liebe der Venus geheiligt. Durch goldene Äpfel besiegte einst Hippomenes die schöne Atalante, die Tochter des Königs Schöneus. Dieser war durch einen Götterspruch vorhergesagt, sie würde die reizende Gestalt verlieren, wenn sie sich verheiratete; deswegen beschloß sie, Jungfrau zu bleiben. Um ihre Bewerber los zu werden, schwur sie, nur dem ihre Hand zu reichen, der sie im Laufen einholte. Sie übertraf darin alle Sterblichen, sie war so schnellfüßig, daß, wenn sie über ein reifes Kornfeld lief, die Spitzen der Ähren sich nicht umbogen. Sie überwand die besten Renner im Wettlaufen, und die Besiegten mußten ihr Leben büßen. Sie ließ den Jüngling voraneilen, folgte ihm dann mit einem Speere nach und durchbohrte ihn. Hippomenes wagte dennoch den Kampf mit ihr und ließ während des Wettrennens einige goldene Äpfel fallen. Atalante zögerte, um sie aufzunehmen, sie ward überwunden und ihre Hand die Beute des Siegers.

Eine andere griechische Sage erklärt den Ursprung des so oft gebrauchten Ausdrucks „Zankapfel". Als einst Peleus, König von Phthia in Thessalien, mit Thetis, der Meergöttin, Hochzeit feierte, verherrlichten alle Götter durch ihre Anwesenheit das Fest. Jeder Gott machte dem Bräutigam die reichsten Hochzeitsgeschenke. Aber eine Göttin hatte man zu dem herrlichen Mahle zu laden vergessen; dies war Eris, die Göttin der Zwietracht. Was sollte auch sie bei dem Feste der Freude und Liebe? Doch die Verachtete rächte sich, und während sich alles dem frohen Genusse überließ, warf sie plötzlich einen goldenen Apfel in den Hochzeitssaal mit der Aufschrift: „Der Schönsten!" Sogleich entstand ein Streit unter den Göttinnen, welche auf denselben die gerechtesten Ansprüche zu machen hätte. Juno, Minerva und Venus wurden bald als die Würdigsten erkannt; aber wer sollte unter ihnen entscheiden? Jupiter wagte es nicht, einen Ausspruch zu tun, um keine zu erzürnen. Er ließ die drei Göttinnen durch den Götterboten Merkur zu dem Hirten Paris auf das Gebirge Ida führen; dieser sollte der Schönsten den Apfel zuerkennen. Der Venus wurde als der Schönsten der goldene Apfel zuteil. Aufs höchste erbittert und drohend eilten die beiden anderen Göttinnen davon, und nur zu sehr wurde ihre Rache durch den Untergang Trojas gesättigt.

Die alten Germanen stellten den Apfelbaum unter den besonderen Schutz der Götter. Kein Blitz zerspaltete seinen Stamm, und der Hammer des Donnerers Donar durfte ihn nicht treffen. Aus diesem Grunde pflanzte man ihn als Schutz gegen den Blitz nahe an die Hütte, so daß seine Zweige dieselbe beschatteten. Der Apfel stand bei den alten Germanen so hoch in Ehren, daß sie dessen Genuß selbst ihren Göttern und den Seligen zuschrieben. Iduna, die Gemahlin des Braja (des Gottes

der Dichtkunst und des Skalden Odins, der die Gastmähler der Götter mit seinem begeisternden Gesange verherrlichte), besaß wunderbare Äpfel. Dieselben reichte sie den Göttern, die durch den Genuß derselben in dem Besitze ihrer vollen Lebenskraft, Jugend und Schönheit blieben. Eine Dienerin der Iduna reichte den Helden bei ihrem Eintritt in Walhalla von diesen Äpfeln. Auch dem Paradiese fehlte der Apfelbaum nicht. Bei den keltischen Völkern hieß das Paradies geradezu Apfelland (Avalon). Wie bei den Griechen und Römern, so war auch bei den Völkern des Nordens der Apfel das Bild der Liebe. So hatte das in Magdeburg stehende, später von Karl dem Großen zerstörte Bild der Göttin Freia einen Myrtenkranz auf dem Haupte, eine brennende Fackel auf der Brust, in der rechten Hand eine Erdkugel und in der linken drei goldene Äpfel. Drei hinter der Göttin stehende verschleierte Mädchen hatten ebenfalls einen Apfel in der Hand. Auch bei den Wenden wurde die Göttin der Liebe mit einem Apfel in der rechten Hand und einer Traube in der linken dargestellt.

Natürlich knüpfte sich an diesen bei Göttern und Menschen so beliebten Baum allerlei Aberglaube. So sollte man am Neujahrstage keine Äpfel essen; wer sich doch den Genuß derselben erlaubte, sollte ebensoviel Geschwüre bekommen, wie er Äpfel gegessen hatte. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß man sich mit Hilfe eines Apfels die Warzen von den Händen vertreiben könne. Zu diesem Zwecke muß man sich dreimal stillschweigend mit einem Apfel bestreichen und denselben dann unter die Traufe legen; wie nun der Apfel verwest, so sollen auch die Warzen verschwinden. In Mecklenburg, Westpreußen und anderen Gegenden ist im Volke die Ansicht verbreitet, daß man am Oster- und Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend einen Apfel essen muß, um das ganze Jahr gegen das kalte Fieber gesichert zu sein. Ebenso ist der Aberglaube weitverbreitet, daß der bevorstehende Tod eines Hausgenossen, besonders des Hausherrn, vorher verkündet werde, wenn im Herbste ein Obstbaum, besonders ein Apfelbaum, blüht und frische Blätter treibt. Wenn man dagegen einen Apfel abschält, ohne daß der abgeschälte Streifen zerreißt, so steht einem etwas Freudiges und Glückliches bevor.

Um den Ertrag der Bäume zu steigern und eine reiche Ernte zu erzielen, schlug man dieselben mit Stöcken und Ruten. Dies geschieht noch heute am Karfreitagmorgen im Lechtal in Tirol. Dagegen schlagen die Tschechen die Bäume nicht, sondern gehen am genannten Morgen in den Obstgarten und fallen vor irgendeinem Baume auf die Knie und rufen: „Ich bete, o Baum, daß Gott dich gut mache!“ In der folgenden Nacht laufen sie um den Obstgarten, indem sie rufen: „Treibt Knospen, ihr Bäume, oder ich werde euch mit Ruten schlagen!“ Ein seltsamer Brauch findet in der Grafschaft Somerset am Vorabend der twelfth night statt. Die Apfelbäume werden an demselben von den Bauernknechten besungen. Die Sage geht, daß, wenn man in dieser Nacht unter und auf den Apfelbäumen singt und die Zweige und Äste mit Zider (Apfelwein) besprengt, es eine gute Apfelernte absetzen wird. Die Bauernknechte der umliegenden Farmen versammeln sich und statten mit

Reinette, wie man der vorausgesetzten Ableitung von reine (Königin) zuliebe schreibt; die Bezeichnung hängt mit raine, altfranzösisch für Frosch, zusammen. Der Apfel wurde wegen seiner froschhautähnlichen Schale so genannt.

Die kostbaren, kühlenden und zugleich nährenden Früchte des Baumes machten ihn schon früher zum Liebling der Völker. Bei den Griechen und Römern war der Apfel als ein Bild der Liebe der Venus geheiligt. Durch goldene Äpfel besiegte einst Hippomenes die schöne Atalante, die Tochter des Königs Schöneus. Dieser war durch einen Götterspruch vorhergesagt, sie würde die reizende Gestalt verlieren, wenn sie sich verheiratete; deswegen beschloß sie, Jungfrau zu bleiben. Um ihre Bewerber los zu werden, schwur sie, nur dem ihre Hand zu reichen, der sie im Laufen einholte. Sie übertraf darin alle Sterblichen, sie war so schnellfüßig, daß, wenn sie über ein reifes Kornfeld lief, die Spitzen der Ähren sich nicht umbogen. Sie überwand die besten Renner im Wettlaufen, und die Besiegten mußten ihr Leben büßen. Sie ließ den Jüngling voraneilen, folgte ihm dann mit einem Speere nach und durchbohrte ihn. Hippomenes wagte dennoch den Kampf mit ihr und ließ während des Wettrennens einige goldene Äpfel fallen. Atalante zögerte, um sie aufzunehmen, sie ward überwunden und ihre Hand die Beute des Siegers.

Eine andere griechische Sage erklärt den Ursprung des so oft gebrauchten Ausdrucks „Zankapfel". Als einst Peleus, König von Phthia in Thessalien, mit Thetis, der Meergöttin, Hochzeit feierte, verherrlichten alle Götter durch ihre Anwesenheit das Fest. Jeder Gott machte dem Bräutigam die reichsten Hochzeitsgeschenke. Aber eine Göttin hatte man zu dem herrlichen Mahle zu laden vergessen; dies war Eris, die Göttin der Zwietracht. Was sollte auch sie bei dem Feste der Freude und Liebe? Doch die Verachtete rächte sich, und während sich alles dem frohen Genusse überließ, warf sie plötzlich einen goldenen Apfel in den Hochzeitssaal mit der Aufschrift: „Der Schönsten!" Sogleich entstand ein Streit unter den Göttinnen, welche auf denselben die gerechtesten Ansprüche zu machen hätte. Juno, Minerva und Venus wurden bald als die Würdigsten erkannt; aber wer sollte unter ihnen entscheiden? Jupiter wagte es nicht, einen Ausspruch zu tun, um keine zu erzürnen. Er ließ die drei Göttinnen durch den Götterboten Merkur zu dem Hirten Paris auf das Gebirge Ida führen; dieser sollte der Schönsten den Apfel zuerkennen. Der Venus wurde als der Schönsten der goldene Apfel zuteil. Aufs höchste erbittert und drohend eilten die beiden anderen Göttinnen davon, und nur zu sehr wurde ihre Rache durch den Untergang Trojas gesättigt.

Die alten Germanen stellten den Apfelbaum unter den besonderen Schutz der Götter. Kein Blitz zerspaltete seinen Stamm, und der Hammer des Donnerers Donar durfte ihn nicht treffen. Aus diesem Grunde pflanzte man ihn als Schutz gegen den Blitz nahe an die Hütte, so daß seine Zweige dieselbe beschatteten. Der Apfel stand bei den alten Germanen so hoch in Ehren, daß sie dessen Genuß selbst ihren Göttern und den Seligen zuschrieben. Iduna, die Gemahlin des Braja (des Gottes

der Dichtkunst und des Skalden Odins, der die Gastmähler der Götter mit seinem begeisternden Gesange verherrlichte), besaß wunderbare Äpfel. Dieselben reichte sie den Göttern, die durch den Genuß derselben in dem Besitze ihrer vollen Lebenskraft, Jugend und Schönheit blieben. Eine Dienerin der Iduna reichte den Helden bei ihrem Eintritt in Walhalla von diesen Äpfeln. Auch dem Paradiese fehlte der Apfelbaum nicht. Bei den keltischen Völkern hieß das Paradies geradezu Apfelland (Avalon). Wie bei den Griechen und Römern, so war auch bei den Völkern des Nordens der Apfel das Bild der Liebe. So hatte das in Magdeburg stehende, später von Karl dem Großen zerstörte Bild der Göttin Freia einen Myrtenkranz auf dem Haupte, eine brennende Fackel auf der Brust, in der rechten Hand eine Erdkugel und in der linken drei goldene Äpfel. Drei hinter der Göttin stehende verschleierte Mädchen hatten ebenfalls einen Apfel in der Hand. Auch bei den Wenden wurde die Göttin der Liebe mit einem Apfel in der rechten Hand und einer Traube in der linken dargestellt.

Natürlich knüpfte sich an diesen bei Göttern und Menschen so beliebten Baum allerlei Aberglaube. So sollte man am Neujahrstage keine Äpfel essen; wer sich doch den Genuß derselben erlaubte, sollte ebensoviel Geschwüre bekommen, wie er Äpfel gegessen hatte. In vielen Gegenden herrscht der Glaube, daß man sich mit Hilfe eines Apfels die Warzen von den Händen vertreiben könne. Zu diesem Zwecke muß man sich dreimal stillschweigend mit einem Apfel bestreichen und denselben dann unter die Traufe legen; wie nun der Apfel verwest, so sollen auch die Warzen verschwinden. In Mecklenburg, Westpreußen und anderen Gegenden ist im Volke die Ansicht verbreitet, daß man am Oster- und Pfingstmorgen vor Sonnenaufgang stillschweigend einen Apfel essen muß, um das ganze Jahr gegen das kalte Fieber gesichert zu sein. Ebenso ist der Aberglaube weitverbreitet, daß der bevorstehende Tod eines Hausgenossen, besonders des Hausherrn, vorher verkündet werde, wenn im Herbste ein Obstbaum, besonders ein Apfelbaum, blüht und frische Blätter treibt. Wenn man dagegen einen Apfel abschält, ohne daß der abgeschälte Streifen zerreißt, so steht einem etwas Freudiges und Glückliches bevor.

Um den Ertrag der Bäume zu steigern und eine reiche Ernte zu erzielen, schlug man dieselben mit Stöcken und Ruten. Dies geschieht noch heute am Karfreitagmorgen im Lechtal in Tirol. Dagegen schlagen die Tschechen die Bäume nicht, sondern gehen am genannten Morgen in den Obstgarten und fallen vor irgendeinem Baume auf die Knie und rufen: „Ich bete, o Baum, daß Gott dich gut mache!" In der folgenden Nacht laufen sie um den Obstgarten, indem sie rufen: „Treibt Knospen, ihr Bäume, oder ich werde euch mit Ruten schlagen!" Ein seltsamer Brauch findet in der Grafschaft Somerset am Vorabend der twelfth night statt. Die Apfelbäume werden an demselben von den Bauernknechten besungen. Die Sage geht, daß, wenn man in dieser Nacht unter und auf den Apfelbäumen singt und die Zweige und Äste mit Zider (Apfelwein) besprengt, es eine gute Apfelernte absetzen wird. Die Bauernknechte der umliegenden Farmen versammeln sich und statten mit

Trommeln und Pfeifen den Baumgärten Besuche ab; einige steigen auf die Äste, bespritzen sie mit Zider, andere singen darunter und feuern Gewehre und Pistolen ab. Von dem Besitzer des Hofes erwartet man, daß er vor dem Beginn der Operationen den Sängern ein genügendes Quantum Apfelwein zur Verfügung stellt. Wenn das Besprengen zu Ende ist, zieht die Schar unter Hurrarufen weiter. Dieser Gebrauch soll sehr alt sein und in die Heidenzeit zurückreichen.

Wer in den zwölf heiligen Nächten (25. Dezember bis 5. Januar) Äpfel fand, die auf dem Wege nach Hause in Gold verwandelt wurden, mußte davon schweigen, sonst wurden sie sofort faul. Hierzu erzählt man folgendes Beispiel: Einst war ein Musiker bei einer Kindtaufe in der Mordmühle bei Hildesheim gewesen. Er ging spät in der Nacht zurück und kam am Zwergloch vorüber, in dem diese Erdgeister soeben ein Gastmahl hielten, bei welchem alles klein war, nur die Weinflaschen und das Obst ausgenommen; denn Wein und Obst besitzen die Zwerge nicht, sondern müssen sie den Menschen stehlen. Die Gesellschaft war sehr freundlich gegen den Musikus, beschenkte ihn mit Äpfeln und Birnen, gebot ihm aber, streng zu schweigen. Nach dem Fest schlief er ein, und als er erwachte, war sein Rock so schwer, daß er sich kaum erheben konnte; denn Äpfel und Birnen hatten sich in Gold verwandelt. Das machte ihn sehr fröhlich, und als er nach Hildesheim kam, fragte er den Torschreiber, was die halbe Stadt koste, indem er beifügte, die Zwerge hätten ihm dazu Geld genug geschenkt. Da wurden die Taschen plötzlich leicht und feucht, und statt der goldenen Äpfel zog er verfaulte hervor.

„Das Wort ist Knecht, der Gedanke frei,
Darum Schweigen dir geraten sei."

Eva brach einst im Paradiese den Apfel der Sünde und des Todes, und hiernach bildete sich das Wortspiel: Malum e malo — das Übel kam durch einen Apfel, oder:

„Der Apfel, den Frau Eva brach,
Uns herzog alles Ungemach."

Durch Christum wurde die kostbare, darum goldene Frucht des ewigen Lebens wiedergebracht, an welche uns die vergoldeten Äpfel des Christbaums erinnern sollen. Verschiedene Marienbilder zeigen das Christuskind mit einem Apfel, der Frucht des Lebens, den es seiner Mutter Maria, als Vertreterin des Menschengeschlechts, reicht.

Früher herrschte in manchen Gegenden die schöne Sitte, in der Geburtsstunde eines Kindes demselben ein Bäumchen zu pflanzen. Das Gedeihen oder Verderben dieses Baumes sollte das Geschick des Menschen, dem der Baum gesetzt war, andeuten. Im Aargau herrscht die Sitte noch jetzt. Den Knaben setzt man Apfelbäume und den Mädchen Birnbäume. Von dort wird erzählt, daß ein Vater im Zorn über seinen ungeratenen Sohn, der in der Fremde weilte, dessen Schandtaten aber in der Heimat bekannt geworden waren, auf das Feld ging, um den dort gepflanzten Geburtsbaum umzuhauen. Durch diese Handlung wollte der

Vater jede Gemeinſchaft mit ſeinem Sohn aufheben; er ſah ihn hinfort nicht mehr als ein Glied ſeiner Familie an.

Die erſte Frucht eines Apfelbaumes darf man nicht abpflücken, oder es muß ſie wenigſtens der Hausherr ſelbſt abpflücken, ſonſt trägt der Baum nicht wieder. Ebenſo trägt der Baum in Zukunft ſchlecht, wenn ihm ſeine erſte Frucht geſtohlen wird.

Die Kugelform machte den Apfel ſchon bei den Alten zum Symbol der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Deshalb gebrauchten Kaiſer und Könige den Apfel mit einem Kreuz darüber als Zeichen der Weltherrſchaft. Man nannte einen ſolchen Apfel Reichsapfel. Über die Entſtehung und das Schickſal des erſten Reichsapfels berichtet die Sage, daß Alexander der Große denſelben aus dem Golde der von ihm eroberten Länder habe anfertigen laſſen. Dieſer Apfel kam ſpäter in den Beſitz eines der drei Könige von Arabien, die, als ihnen der Stern im Morgenlande erſchienen war, nach Jeruſalem zogen, um den neugeborenen König der Juden anzubeten. Unter anderen Koſtbarkeiten, die ſie dem Heiland der Welt mitnahmen, befand ſich auch jener goldene Reichsapfel. Doch als das Jeſuskind denſelben berührte, zerbrach er. Es war dies ein deutliches Zeichen, daß von jetzt an das irdiſche Reich dem unvergänglichen, himmliſchen weichen müſſe.

Eine ſinnige Anwendung fand der Apfel bei den Weſtgoten. Sollte nämlich ein Knabe unter ſieben Jahren von dem Richter auf ſeine Zurechnungsfähigkeit geprüft werden, ſo hielt er ihm einen Apfel und ein Goldſtück zur Auswahl vor. Griff der Knabe nach dem Goldſtück, ſo gab er dadurch zu verſtehen, daß er das Nützliche dem Angenehmen bereits vorzuziehen wiſſe, er wurde von nun an den Männern zur weiteren Erziehung überwieſen.

An einigen Orten der Lüneburger Heide iſt es Sitte, bei Hochzeiten den dem Paſtor zukommenden Taler in einen Apfel zu ſtecken und denſelben bei der Trauung auf den Altar zu legen. Dieſer Apfel heißt der Brautapfel. Von einer anderen Verwendung des Apfels bei Hochzeiten berichtet Profeſſor E. L. Rochholz aus dem Aargau. Dort machten ehemals den Beginn des Hochzeitsmahles bei allen Leuten und Ständen Äpfel und Birnen. Die Brautleute und Führer zu viert nahmen davon je ſieben Stück, zerſchnitten jeden ihrer ſieben Äpfel achtfach und legten dieſe Schnitze, in Form einer Glocke gehäuft, hinter die Stühle auf den Boden. Hierauf ſchälten ſie die übrigen Äpfel in fadenfein zuſammenhängender Schale und machten zu viert damit ein Wettwerfen nach den Apfelſchnitzen hinter ihnen. Aus den Figuren der niedergefallenen Schalen weisſagte man. Lagen ſie in Form eines Winkels, eines Lotes (.:.), ſo deutete dies auf ein langes, glückliches Leben. Lagen ſie zu viert in einer Linie wie eine Peitſchenſchnur, ſo deutete die Geißel auf Unfrieden und kurze Lebensdauer. Ergab die Lage der Schalen keine Figur, ſo riet man allein aus der vom Bräutigam geworfenen; die enggeringelt liegende hieß das O und bedeutete Glück; die ſchlaffgedehnt liegende hieß F und galt für unheilvoll. In der Gegenwart bildet in dortiger Gegend das Obſt den Schluß des Hochzeitmahles.

Der große Newton ſoll durch den Fall eines Apfels vom Baum zur Entdeckung des Geſetzes der Schwere geführt worden ſein. Hierauf beziehen ſich die folgenden Verſe aus Byrons „Don Juan“:

„Als Newton einen Apfel fallen ſah,
Fand er in dieſem Apfel, wie es heißt .....,
Die Formel, die aufs deutlichſte beweiſt,
Daß dieſe Welt (man nennt es ‚Schwerkraft‘ ja)
In einem Wirbel ganz natürlich kreiſt;
Der erſte Menſch ſeit Adam, dem's auf Erden
Gelang, durch Fall und Apfel groß zu werden.
Mit Äpfeln fiel der Menſch und ſtieg mit ihnen.“

Zum Schluß ſeien noch einige ſprichwörtliche Redensarten angeführt, die ſich an den Apfel knüpfen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; es iſt ſo voll, daß kein Apfel zur Erde fallen kann; in den ſauren Apfel beißen; jemand hüten wie ſeinen Augapfel.

Apfelblüte.

O leuchtender Aprilentag,
Maitag, der ſich verfrühte!
Und wo das Auge ſchweifen mag,
Da ſieht es Apfelblüte.

Baum neben Baum und Reis an Reis,
Soviel ſie können tragen,
All' weiß und rot und rot und weiß,
Die Pracht iſt nie zu ſagen.

Und war doch geſtern all' die Pracht
Verſteckt noch und verborgen: —
Wie kam ſie nur in einer Nacht
Und grad' für dieſen Morgen? — — —

F. Freiligrath.

Der Apfelſchnitz.

Zu Aachen Kaiſer Ludwig einſt lang' zu Tiſche ſaß
Und grad' zum Schluß des Mahles noch einen Apfel aß.

Da ſtanden ſeine Söhne vor ihm zum Dienſt bereit;
Er dacht': „Ich will erproben, wie ihr gehorſam ſeid.“

Er rief dem Erſtgebornen: „Komm, ich befehle dir,
Tu auf den Mund, empfange den Apfelſchnitz von mir!“

Da rief Pipin der Lange: „Herr Vater, ſeid Ihr klug?
Kann ſelbſt mir Äpfel ſchnitzen, bin wahrlich groß genug!“

Da rief er ſeinen Zweiten: „So öffne du den Mund
Und nimm aus meinen Händen den Schnitz in deinen Schlund.“

Da kniete Ludwig nieder vor ſeines Vaters Sitz:
„Wie Ihr befehlt, mein Vater!“ — und nahm den Apfelſchnitz.

Da ſprach der fromme Kaiſer: „Ein Königreich iſt dein,
Das weite Land der Franken, es ſoll dein Erbe ſein.“

Und zu dem dritten sprach er (er war Lothar genannt):
„Den Apfelschnitz empfange, mein Sohn, aus meiner Hand!“

Der kniete willig nieder vor seines Vaters Sitz:
„Dir wird die Kaiserkrone mit diesem Apfelschnitz.“

Als das Pipin erhörte, da war er auch nicht faul,
Gleich kniet' er jetzo nieder und sperrte auf das Maul.

Der Kaiser sprach: „Mit nichten! Du hast zu lang' verweilt,
Für dich ist nichts mehr übrig, mein Apfel ist verteilt!“ —

Danach ist aufgekommen ein Sprichwort weit und breit
Seit Ludewig dem Frommen: „Sperr' auf zur rechten Zeit!“

Simrocks Rheinsagen.

Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste,
Ein goldner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten,
Der Wirt, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

L. Uhland.

Die Apfelbäume.

Zum Wildling sprach ein edler Apfelbaum:
„Der Gärtner ist ein Tor, daß er dir Raum
Vergönnt auf wohlgepflegtem Boden hier,
Trägst du doch keine würz'ge Frucht gleich mir.“
Der aber gab zur Antwort: „Der einst dich
Veredelt hat, wird auch veredeln mich,
Und wen er mehr dann schätzet von uns beiden,
Das wird die Güte unsrer Frucht entscheiden.“

J. Sturm.

Aus „Weisheit des Brahmanen“.

Der Apfel fällt gereift in seines Gärtners Hand;
So fällt in Gott ein Geist, der seine Reife fand.

Wohl fällt ein Apfel auch, zu früh vom Sturm gebrochen,
Von Willkür abgepflückt oder vom Wurm gestochen.

Doch hierin iſt der Baum im engen Gartenraum
Hoch überragt und weit vom Weltengartenbaum,

Den ſolch ein Gärtner zieht, der auch dem Sturm befiehlt,
Den keine Willkür ſtört, kein ſchwacher Sturm beſtiehlt;

Und ſicher fühleſt du's: von ihm wird hingenommen
Zum Heile jede Frucht, wenn ihre Zeit gekommen.

Vielleicht erſchien ſie dir von außen nicht geſtreift,
Sie aber, glaub' es mir, war innerlich gereift.

F. Rückert.

---

88. Der Birnbaum.

(Pirus communis.)

Unter unſeren Obſtbäumen iſt der Birnbaum der ſtattlichſte. Er erhebt ſich öfter zu bedeutender Größe, ſeine Blätter haben einen friſchen Glanz, und die Zweige ſchließen ſich zu einem pyramidenförmigen Wipfel. Zugleich iſt er der einzige Fruchtbaum, der hier und da noch verwildert umherſteht und aus dem Kornfelde mächtig emporragt, ein traulicher Sammelplatz der Schnitter und der Alten.

Die Bezeichnung Birne iſt aus dem Plural birn des mittelhochdeutſchen Namens bire entſtanden; noch jetzt heißt landſchaftlich die Birne die Bir. Im Althochdeutſchen hieß ſie pira, nach der romaniſchen Benennung pera, welche gleichbedeutend iſt mit der lateiniſchen pirus.

In Griechenland wurde der Birnbaum ſchon in den älteſten Zeiten hoch geſchätzt. In der anmutigen Schilderung der Gärten des Antinoos im 7. Geſange der Odyſſee heißt es:

„Außer dem Hofe liegt ein Garten nahe der Pforte,
Allda ſtreben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balſamiſcher Birnen."

Das Bildnis der Hera in Tiryns, der Reſidenz des Perſeus, war aus Birnbaumholz geſchnitzt, was darauf hindeutet, daß dieſer Obſtbaum eine der früheſten Nährpflanzen der Bewohner geweſen iſt. Auch im Altertum Perſiens wurden Birnen kultiviert und müſſen ſchon vor Alexander dem Großen eine gewiſſe Vollkommenheit erlangt haben.

Bei den Römern war die Birne eine hochgeachtete Frucht; Plinius zählt 35 Sorten auf, von denen viele den Namen ihrer Heimat führten, woraus zugleich erhellt, daß die Alten den größten Teil derſelben aus Griechenland, Ägypten, Syrien, Spanien erhalten hatten. Auch die alten Germanen kannten und ſchätzten den Birnbaum; beſonders kräftig entwickelte Stämme von hohem Alter wurden als heilig verehrt; die erſten Boten des Evangeliums fällten die meiſten derſelben, um mit ihnen die Erinnerung an die heidniſchen Gebräuche zu zerſtören, doch haben ſich vereinzelte Exemplare bis in das 5. Jahrhundert erhalten.

Nach alter Meinung ſollten unter der Rinde der Bäume böſe Geiſter — Elben — wohnen. Dieſe kamen oft aus dem Walde, um Menſchen und Tiere zu quälen. Der Baum, in deſſen Rinde ſich dieſe böſen Geiſter aufhielten, ſchickte dieſelben aus, um ſie los zu werden, oder um den Menſchen durch ſie Schaden zuzufügen. Und wie der Baum ſie ausſandte, ſo konnte er ſie auch zurückrufen. Deshalb umging man bei Zahnſchmerzen den Birnbaum, umklammerte denſelben und ſprach dabei folgende Worte:

„Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer ſtechen bei mir,
Der eine iſt grau,
Der andere iſt blau,
Der dritte iſt rot,
Ich wünſchte, ſie wären alle drei tot!“

Unter dem Birnbaum bei Schwochow in Pommern ſoll nach der Sage ein köſtlicher Schatz vergraben liegen, der gar ängſtlich von dem Teufel bewacht wird. Neben dem Baum ſteht ein feuriger Stiefel, und wer den Mut hat, denſelben auszugraben und anzuziehen, dem muß der geſtrenge Hüter den reichen Schatz übergeben. Obgleich die Sage in der Gegend vielen Glauben findet, hat ſich doch bis jetzt noch kein ſo beherzter Mann gefunden, der es verſucht hätte, den Schatz dem Teufel zu entreißen.

Um einen recht reichlichen Ertrag von Obſt zu erhalten, iſt es in der Umgebung von Hildesheim zurzeit noch Sitte, daß die Knechte während der Silveſternacht in die Obſtgärten gehen, ſich gegenſeitig an die Hände faſſen und jeden Baum umtanzen, wobei ſie ſingend ausrufen:

„Freue ju Böwe,
Nijahr is komen,
Dit Jahr ne Kare vull
Up et Jahr en Wagen vull!“

In der Nähe von dem Untersberg im Salzburgiſchen, in welchem nach der Sage Karl der Große ſchläft, befindet ſich das Walſerfeld; auf demſelben ſteht ein Birnbaum, der ſchon dreimal abgehauen wurde, deſſen Wurzel aber immer wieder von neuem trieb, daß ſtets ein friſcher, kräftiger Stamm entſtand. Seit langem aber iſt er nun dürr und kahl, ſeine Blätter ſind verweht in alle Winde und verdorben. Wenn aber Karls des Großen Bart dreimal um den Tiſch gewachſen iſt, dann wird der Birnbaum von neuem grünen und blühen, dann wird Karl mit ſeinen Kriegern aus dem Berg hervorkommen und ſeinen Schild an den Baum hängen. Und er wird an ſeinen Schild ſchlagen, und alle treuen Deutſchen werden ſich um ihn ſcharen gegen die Feinde des Vaterlandes. Eine furchtbare Schlacht wird unter ſeiner Führung geſchlagen werden, und frei und einig, groß und mächtig wird Deutſchland aus derſelben hervorgehen. Im Jahre 1813, als das deutſche Volk in edler Begeiſterung und heldenmütiger Tapferkeit die fränkiſche Knechtſchaft ab-

ſchüttelte, ſchlug der Baum wirklich aus; aber ſeine Blätter verdorrten bald wieder; der Tag von Deutſchlands Einheit war noch nicht gekommen. Ob der Baum im Jahre 1870 von neuem ausgeſchlagen, haben wir nicht erfahren können; am 26. Dezember 1875 berichtete die „Allgem. Zeitung" von dem tollen Streiche eines ſlawiſchen Jünglings, der in ſeinem patriotiſchen Deutſchenhaſſe den Birnbaum auf der Walſer Heide als ein Heiligtum der Deutſchen mit der Axt umgehauen hätte.

In der Sage vom Untersberge haben wir eine andere Faſſung der Sage von Barbaroſſa, der im Kyffhäuſerberge ſchläft; und bei der allgemeinen Bekanntheit und Beliebtheit der Sage erſcheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir bei derſelben noch etwas verweilen und ihre heidniſchen Grundelemente, welche in der vom Untersberge klarer hervortreten, uns zu deuten ſuchen. Die Raben, welche den Berg umfliegen, ſind Odins Boten, die der Gott ausgeſandt, um den Stand der Dinge zu erkunden; daß ſie den Berg umfliegen, kann nur eine verdunkelte Erinnerung ſein, ſie müßten ſich zu ihm in den heute offenen Berg begeben, ſich auf ſeine Schulter ſetzen und ihm Kunde ins Ohr flüſtern. Von der großen Entſcheidungsſchlacht iſt in der Barbaroſſaſage ebenfalls nicht die Rede; ehe aber dieſe nicht geſchlagen iſt, kann auch der dürre Baum nicht ergrünen; denn der laubloſe Birnbaum auf dem Walſerfelde iſt die Weltеſche, von welcher Idun, der grüne Blätterſchmuck, herabgeſunken iſt, in der aber, wie in Hoddmimirs Holz, noch Lif und Lifthraſir, Leben und Lebenskraft, ſich verborgen halten. So iſt das Walſerfeld nichts als die Ebene Wigrid oder Oſtkopnir, an Odins Stelle iſt der Kaiſer getreten, wie die Raben bekunden, der rote Bart könnte von dem Donnerer Thor und die Bergentrückung von Freyr, dem Gott des Meeres, der Luft und der Fruchtbarkeit, entliehen ſein.

Von einem andern ſagenberühmten Birnbaum berichtet Stracerjan in den Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg: Unweit Vechta, an der Chauſſee nach Oldenburg, ſteht ein Birnbaum, der eiſerne Birnbaum genannt. Er war ehemals ſehr groß und trug eine Menge Früchte, die aber eiſenhart und ungenießbar waren; jetzt iſt er vielfach beſchädigt, kaum mehr als ein Stumpf, aber noch jedes Jahr ſchlägt er aus und trägt Blüten und Früchte. Weder Blitz noch irdiſches Feuer können den Baum töten. Der Blitz hat den Baum von der Krone bis zur Wurzel geſpalten, aber beide Hälften grünten weiter. Der Beſitzer hat Feuer an und um den Baum gelegt, aber das Feuer wollte nicht faſſen, und der Baum blieb am Leben. Der Baum iſt ſchon über 250 Jahre alt und hat ſchon Wallenſteins und Tillys Scharen an ſich vorbeiziehen ſehen, und von dem Platz unter dem Baum aus haben die Schweden Vechta beſchoſſen, während in der Krone des Baumes einige von ihnen ſaßen, um die Wirkung der Geſchoſſe zu beobachten.

Unter den 700 Birnenſorten, welche man zurzeit unterſcheidet, führt eine den Namen Melanchthonbirne; ſie ſoll denſelben aus folgender Veranlaſſung erhalten haben: Melanchthon reiſte einſt zum Kurfürſten Auguſt von Sachſen und war in Zöſchen Gaſt bei einem Pfarrer Göch. Dieſer ließ aus ſeinem Garten die ſchönſten Birnen

bringen und ſetzte ſie dem Melanchthon vor. Die wohlſchmeckenden Früchte gefielen demſelben ſo ſehr, daß er ſich noch einige für den Kurfürſten ausbat. Gern gab ihm der Pfarrer von ſeinem Reichtum. Als Melanchthon die Birnen dem Kurfürſten überreichte, ſprach er zugleich ein günſtiges Wort für den freundlichen Geber. Den Birnen verdankte derſelbe ſein Glück; ſie fanden den vollen Beifall des Kurfürſten, der durch ſie ein ſo lebhaftes Intereſſe an dem Pfarrer nahm, daß er denſelben bald zum Superintendenten ernannte. Aus dankbarer Verehrung für Melanchthon nannte der Pfarrer die Birnen von nun an Melanchthonbirnen.

Der blühende Birnbaum.

Da ſteht ein Birnbaum ſchon in Blüte,
Der grüßend in mein Fenſter ſchaut,
Er nickt ſo fröhlich im Gemüte,
In Weiß gehüllt, wie eine Braut.
Es ſcheint ein leiſes Wonnebeben
Ein jedes Zweiglein zu beleben.

Wie glücklich preiſ' ich dich, Geſelle,
Daß dich ein neuer Lenz beglückt
Und auf der alt gewohnten Stelle
Mit tauſend neuen Blüten ſchmückt.
Du biſt aus harten Wintersbanden
So ſchön wie weiland auferſtanden.

Viel härt'res Los iſt uns beſchieden,
Den Herr'n der Schöpfung, lieber Baum,
Wir träumten in der Kindheit Frieden
Nur e i n m a l unſern Blütentraum.
Nur einmal blühen Herz und Glieder,
Uns kommt der Jugend Lenz nicht wieder.

Fr. Kirchner.

Der Birnbaum auf dem Walſerfeld.

Es ward von unſern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter ſie ihnen überbracht;
Wir werden unſern Kindern vererben ſie aufs neu';
Es wechſeln die Geſchlechter, die Sage bleibt ſich treu.

Das Walſerfeld bei Salzburg — bezeichnet iſt der Ort —
Dort ſteht ein alter Birnbaum, verſtümmelt und verdorrt,
Das iſt die rechte Stätte, der Birnbaum iſt das Mal,
Geſchlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und iſt die Zeit gekommen, und iſt das Maß erſt voll —
Ich ſage gleich das Zeichen, woran man's merken ſoll —,
So wogt aus allen Enden der ſündenhaften Welt
Der Krieg mit ſeinen Schrecken heran zum Walſerfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad ſein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein,
Da rinnen rote Ströme die Wieſenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Böſen Untergang.

Und wenn das Werk vollendet, ſo deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen ſich zur Ruh',
Und wann der junge Morgen beſcheint das Blutgefild',
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenſchild.

Nun ſag' ich euch das Zeichen: ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verſtümmelt und verdorrt;
Schon dreimal abgehauen, ſchlug dreimal auch zuvor
Er ſchon aus ſeiner Wurzel zum ſtolzen Stamm empor.

Wann nun ſein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morſchen Holze aufs neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubſchmuck er wieder angetan,
Das iſt das erſte Zeichen: es reift die Zeit heran.

Und hat er ſeine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheiß'ne Zeit;
Und ſchmückt er ſich mit Blüten, ſo iſt das Ende nah';
Und trägt er reiche Früchte, ſo iſt die Stunde da.

Der Heuer iſt gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wunderſame Kunde betroffen ausgeſagt;
Ihn wollte ſchier bedünken, als rege ſich der Saft
Und ſchwöllen ſchon die Knoſpen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? Ob reifet ihre Saat
Der Sichel ſchon entgegen? Ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es ſind die Zeiten heuer gar ernſt und ſonderbar.

A. v. Chamiſſo.

Vorzeitiger Frühling.

Es iſt wohl Herbſt und Winter,
Doch weht ſo lauer Wind,
Man meint, es wäre Frühling,
So ſind die Lüfte lind.

Sieh da, der Birnbaum blühet,
Der Birnbaum hat gedacht,
Es ſei ſchon Zeit, zu blühen
In beſter Frühlingspracht.

Ja, guter Freund, ſo täuſchte
Sich hier auch meine Bruſt
Und wollt' im Winter blühen
Mit inn'rer Frühlingsluſt.

Da fielen Flocken nieder
Und ſchneiten alles ein,
Die Blüten und die Lieder;
Drum laß das Blühen ſein.

O. Fr. Gruppe.

---

89. Der Sauerkirſchbaum.

(Prunus Cerasus.)

Der Name **Kirſche**, althochdeutſch kirsa, mittelhochdeutſch kirse, kerse, kersche, ſtammt aus dem lateiniſchen cerasus. In Pontus lag die Stadt Ceraſus; Lucullus, der bekannte Feinſchmecker, zerſtörte dieſelbe

und brachte von da den Kirſchbaum mit, welcher nach jener Stadt benannt worden iſt. Wie Plinius berichtet, wuchſen vor der Beſiegung des Mithridates durch Lucius Lucullus keine Kirſchbäume in Italien; in nicht weniger als 120 Jahren haben ſich dann dieſelben bis Britannien verbreitet. Da jedoch in verſchiedenen alten Feld- und Garteninventarien der Kirſchbaum nicht aufgeführt iſt, ſo ſcheint er ſpäter von den Angelſachſen in Britannien vernachläſſigt worden zu ſein. Die Römer hatten bereits acht Varietäten davon kultiviert, und in der Gegenwart unterſcheidet man deren mehr als 300, die ſich durch Größe und Farbe unterſcheiden.

Im 17. Jahrhundert waren die wilden Kirſchbäume in Frankreich ſehr häufig, und bei vielen der ärmeren Landbewohner war eine Suppe von getrockneten Kirſchen nebſt Brot und Butter ein ſtehendes Gericht. Im Jahre 1669 wurde ſogar ein Geſetz erlaſſen, durch welches das Abhauen der wilden Kirſchbäume verboten wurde. Dieſe Maßregel führte zu deren ſo ſtarker Vermehrung, daß dadurch manche ebenſo nützliche Bäume verdrängt wurden.

Die Sauerkirſche führt auch den Namen Weichſel, althochdeutſch wihsela, mittelhochdeutſch wihsel; in einigen Gegenden Deutſchlands findet er ſich in den mundartlichen Formen Zwieſel und Twieſel.

Die ſlawiſche Mythologie kennt einen Gott Kirnis, welcher das Gedeihen der Kirſchen begünſtigte und dem häufig auf den Kirſchbäumen Wachslichter aufgeſetzt und als Opfer angezündet wurden. Und bei den alten nordiſchen Germanen ſcheinen die Kirſchen und ihre Kerne eine beſondere Bedeutung gehabt zu haben; denn bei einer vor zwanzig Jahren in Schweden vorgenommenen Ausgrabung fand man in einem alten Grabe unter anderm eine große Urne mit Tauſenden von Kirſchkernen.

Auch der deutſche Volksglaube knüpft an die Kirſchen an; ſo ſollen Frauen, denen ein kleines Kind geſtorben iſt, nicht vor Johanni Kirſchen eſſen, ſonſt bekommen die Kinder wegen der Naſchhaftigkeit der Mutter keine. Hierin liegt jedenfalls der Sinn, daß die Kirſchen bis dahin noch nicht genügend reif ſind und darum nicht gegeſſen werden ſollen. Ferner wird dem Kirſchbaum die Kraft zugeſprochen, gebannte Geiſter zu erlöſen. Das geht allerdings nicht leicht, ſondern gelingt erſt, wenn aus einem Kirſchkern, den ein Vogel zur Erde fallen läßt, ein Kirſchbaum aufgewachſen und aus ſeinem Holz eine Wiege gefertigt iſt, in welcher das Kind gewiegt wird, das, wenn es erwachſen, die Erlöſung vollbringt.

Der Volksmund gebraucht die Kirſchen im Sprichwort: „Mit ihm iſt nicht gut Kirſchen eſſen,“ oder in anderer Faſſung: „Mit hohen Herren iſt nicht gut Kirſchen eſſen; denn ſie werfen mit den Stielen nach einem.“ In Stettin ſagt man von einem unreellen Kaufmann: „Er verkauft Kirſch, Kümmel und Bittern aus einer Flaſche.“

Auch die Geſchichte bietet manche Mitteilung bezüglich der Kirſche. Im Jahre 1291 wurde der Herzog Friedrich, Sohn des Markgrafen Dietrich des Weiſen, auf dem Schloſſe Hirſenſtein an der Elbe mit Kirſchen vergiftet. Tödlich kann auch das unvorſichtige und leichtſinnige Schlucken der Kirſchkerne werden, vor dem hiermit gelegentlich gewarnt

ſein möchte, wenn auch die Geſchichte von dem Manne mit dem Kirſchbäumchen im Magen nur ein Märchen iſt.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde in Süddeutſchland der Kirſchbaum an Stelle der Tanne als Weihnachtsbaum benutzt. Der Schlachtenmaler Albrecht Adam ſchreibt im Jahre 1805 aus ſeiner Vaterſtadt: In Nördlingen hat man nicht den düſteren Tannenbaum für die Chriſtbeſcherung, ſondern man ſetzt ſchon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirſch- und Weichſelbaume in einer Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich ſtehen dieſe Bäume bis Weihnachten in voller Blüte und dehnen ſich weit an der Zimmerdecke aus, was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der Tat zur Feier des Weihnachtsfeſtes ſehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der andern, und die, welche den ſchönſten blühenden Baum hat, iſt ſehr ſtolz darauf.

In dem bekannten Hebelſchen Gedicht „Der Kirſchbaum“ erſcheint dieſer als der reiche Gaſtgeber, der zu allen Jahreszeiten den verſchiedenſten Tieren den Tiſch zur vollen Mahlzeit deckt; und in der ſchönen Goetheſchen „Legende vom Hufeiſen“, in der Chriſtus mit Petrus in der Sonnenhitze über das Feld geht und ein Hufeiſen aufhebt, um welches Petrus ſich zu bücken zu träge geweſen iſt, kauft der Herr für den Erlös des veräußerten Hufeiſens Kirſchen, um dem Petrus die Mahnung zu Gemüte zu führen:

„Tät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen;
Wer geringe Dinge wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.“

Der Kirſchbaum.

Wie prangt der Kirſchbaum hoch und ſchön
Und neigt die vollen Äſte!
Er ſcheint uns freundlich anzuſehn
Als ſeine lieben Gäſte.

Wie glänzt und ſchwankt voll und rund
Die Kirſche an den Zweigen,
Als wolle ſie zu unſerm Mund
Von ſelbſt herab ſich neigen.

Seht ihre Bäckchen, rot und ſchön,
Verſteckt im Laube blinken
Und, wenn die Sommerlüftchen wehn,
Vom Baum uns freundlich winken.

Wir aber ſtehn umher im Kreis
Mit freudevollen Blicken;
Hernieder ſchwebt das volle Reis,
Wir jauchzen, haſchen, pflücken.

Wie lieblich, o wie kühl und frisch
Zerschmilzt die Kirsch' im Munde.
Dank dir, o Gott, du deckst den Tisch
Uns stets zur rechten Stunde.

Du gibst uns gern und weißt so schön
Zu rechter Zeit zu geben;
Bevor des Herbstes Stürme wehn,
Erfreun uns Most und Reben.

Fr. Ad. Krummacher.

Vom Kirschbaum.

Was ist im alten Kirschenbaum?
In seinen Schlaf kam's wie ein Traum:
In seinen Adern regt sich's leis —
In seinen Gliedern bewegt sich's leis —
Noch eine einzige laue Nacht,
Und plötzlich steht er in Blütenpracht!

Jetzt schwirren die Boten rings weitum —
Gesumm, Gebrumm
Von feinsten Stimmen:
„Heran nun, Immen,
Zum Feste:
Der Alte erwartet die Gäste!"
Leg' dich darunter, nach oben schau
Dies Funkeln im Weiß, dazwischen das Blau!
Und lausche: von fern und nah
Richtig, sind schon die Bienen da.

Ganz aus ist nun die Winternacht,
Der alte Herr ganz aufgewacht —
Behaglich rauscht er: „Laßt's euch schmecken!"
Wie sie von allen Tellerchen schlecken.
Von einem zum andern, summ, summ, summ,
Zu Tausenden tummeln sie sich herum,
Nippen, naschen, trinken, brummen:
Die Blüten selber, scheint dir's, summen
Immer im gleichen Geschwirr in Ruh' —
Der Alte strahlt über und über dazu!

Endlich zieht davon der Schwarm,
Aber nun werden die Tage warm,
Aber nun brechen die Blätter heraus,
Aber nun reifen die Früchte aus.
An jedem Aste die Körbe schwer
Richtet er's jetzt für die Großen her:
Stützt ihm die Arme, daß er nicht
Unter dem eigenen Segen bricht!

Ferd. Avenarius.

90. Der Pflaumenbaum.

(Prunus insititia, Pr. domestica.)

Der Name Pflaume, althochdeutsch phrûma, mittelhochdeutsch phlûme, phlûmenboum, ist aus dem griechischen prûmnon entstanden. In Rom wurden die Pflaumen durch die Kriegszüge des Pompejus, also erst in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. Chr. bekannt. Zu Plinius' Zeiten müssen die Pflaumensorten aber schon sehr zahlreich gewesen sein; er redet von einer „ungeheuren Menge" von Pflaumensorten und hebt darunter die Gerstenpflaumen hervor, weil sie mit der Gerste reifen, und die Eselspflaumen, die ebenso gefärbt und sehr wohlfeil sind. Merkwürdig sind ihm die auf Walnußbäume gepfropften Pflaumen; sie sehen aus wie Nüsse, schmecken aber wie Pflaumen und heißen Nußpflaumen. Als die Heimat des Pflaumenbaums bezeichnen die alten Schriftsteller Damaskus; die Damaszener Pflaume galt für die allerbeste. In großer Menge wurden die Pflaumen in Syrien gedörrt und nach Italien gebracht.

Das Vaterland des Zwetschenbaumes ist dagegen Turkestan. Er wurde zuerst vor etwa 400 Jahren in Ungarn, Siebenbürgen und Mähren eingeführt, und aus diesen Ländern kommen seine Früchte in getrocknetem Zustande auf den deutschen Markt. Der Name Zwetsche ist daher auch nicht deutschen Ursprungs, er berührt sich mit dem slawischen swestka.

Der Pflaumenregen.

Es steht ein Baum im Garten,
Von Pflaumen voll und schwer,
Die Kinder drunten warten
Und lauschen ringsumher,
Ob nicht der Wind ihn rüttelt
Und all die Pflaumen schüttelt,
Daß alle purzeln kreuz und quer.

Da horch! wie's rauscht und rappelt,
Im Wald wacht auf der Wind;
Schon zischelt er und zappelt
Und trappelt her geschwind
Und wiegt und biegt die Äste,
Daß schier in ihrem Neste
Die Finken nimmer sicher sind.

Nun fällt ein Pflaumenregen,
Der aber macht nicht naß;
Im Gras herum zu fegen,
Ist da der größte Spaß.
O Wind, o Wind, o rüttle!
O Wind, o Wind, o schüttle!
Wir krapfen ohne Unterlaß.

Fr. Gall.

---

91. Die falsche Akazie.

(Robinia Pseud-Acacia.)

Den Namen Akazie hat unser Baum, der wegen seiner frischgrünen, leichten Belaubung und der großen schneeweißen oder hell- bis purpurroten Blütentrauben in Parkanlagen oder Alleen immer gern

gesehen wird, von den dornigen Ästen; das griechische Wort akakia heißt Dorn, Stachel. Die Bezeichnung „falsche“ deutet darauf hin, daß dieselbe eine mißbräuchliche ist, da die eigentlichen Akazien, welche zu der Familie der Sinnpflanzen gehören, sich vorzugsweise in Arabien und Neuholland finden. Die Heimat unseres Baumes ist Virginien in Nordamerika, und erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist derselbe nach Europa gebracht worden. Der wissenschaftliche Name Robinia, in deutscher Form Robinie, erinnert an Jean Robin, den Gründer des ersten botanischen Gartens, des jardin des plantes in Paris. Die erste Beschreibung des Baumes gab 1624 sein Sohn Vespasian Robin, der denselben auch jedenfalls erst eingeführt hat. Wegen des häufigen Vorkommens in Ungarn heißt die falsche Akazie auch Magyarenbaum. Die dornenlose oder Kugelakazie ist ein beliebter Zierbaum zur Einfassung öffentlicher Plätze und breiter Straßen. Die älteste Akazie Deutschlands steht, wie nicht allgemein bekannt sein dürfte, im Parke des Gutes Britz bei Berlin. Im Jahre 1720 gepflanzt, gedieh der Baum so vortrefflich, daß er in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts seine Äste nicht mehr zu tragen vermochte. Dem damaligen Gutsbesitzer Jouanne war er, wie die „V. Z.“ erzählt, der Liebling des Parkes, dicht unter jedem Aste ließ er einen starken Eisenband legen und die Zweige noch besonders unterstützen. Friedrich Wilhelm IV. hat den Baum selber in Augenschein genommen und ihn abzeichnen und dann lithographieren lassen. Bei einem großen Sturm hat später der Baum sehr gelitten. Aber unter dem heutigen Besitzer erfreut sich der Baumveteran einer ganz besonderen Fürsorge. Nicht weit von dieser Akazie steht eine andere, die auch über einen Meter im Durchmesser hat. Sie ist ein Ableger der vorigen.

Akazien.

Akazien, ihr schönen
Erinnerungsreichen Bäume,
Durch euch sind meinem Herzen
So teuer diese Räume.

Seid mir gegrüßt, gesegnet
Vom ersten bis zum letzten!
Ich segne auch die Hände,
Die einst hierher euch setzten.

Des Taues reichste Fülle,
Sie träufle auf euch nieder;
Eu'r dicht Gezweig sei immer
Die Stätte froher Lieder;

Eu'r grün Gelock erglühe
Im ew'gen Frühlingsscheine,
Daß sonnig sei eu'r Leben
Und blühend wie das meine!

Petöfi.

92. Die Kornelkirsche.

(Cornus mas.)

Die schönen gelben Blüten der Kornelkirsche erscheinen bei günstiger Witterung schon im Februar, wenn noch kein Baum blühen will; die Frucht, eine längliche rote Kirsche, reift spät. Der Name Kornel-

kirſche iſt aus dem lateiniſchen cornus entſtanden; unter Anlehnung an die italieniſche Form cornizzola ſind die Namen Herlitze, Hörlitze, Hernschen u. a. gebildet. Die Bezeichnungen Hornſtrauch und Hartriegel deuten wie cornus auf das hornartige, harte Holz, welches von den alten Griechen zur Verfertigung der Wurfſpieße benutzt wurde. Der Beiname mas iſt gleichbedeutend mit masculus = männlich, weil die meiſten Blüten männlich ſind; ihnen fehlt der Stempel. Im 14. Geſange der Odyſſee heißt es:

„ . . . . . Seine Kornellanze
Schwingt Odyſſeus, die Barbaren zum Kampfe zu reizen."

Eine andere Namenreihe hat ſtatt des H im Anlaut ein D, wie Dirlitze, Dürlitze, Dörling u. a. Neben Eicheln und Buchekern werden im 10. Geſang der Odyſſee die „roten Kornellen als das gewöhnliche Futter der erdaufwühlenden Schweine" aufgeführt.

Der Kornelkirſche, von welcher auch Vergil rühmt, daß ſie gut zum Kriege ſei, begegnen wir in der römiſchen Mythe. Cornus Romuli hieß der berühmte, auf dem Palatiniſchen Hügel ſtehende Baum, der aus der Lanze des Romulus erwachſen ſein ſollte. Die Sage erzählt hierüber: Als Romulus die Grenze der neu zu gründenden Stadt bezeichnet hatte, ſtieß er ſeinen Wurfſpieß, der aus dem Holz des Hornſtrauches verfertigt war, tief in die Erde. Dieſer ſchoß auf, trieb Zweige und Äſte und erwuchs zum Baume. Man ſah in dieſem Wunder eine glückliche Vorbedeutung für die Macht und Dauer des neuen Staates. Zum Schutze wurde er ſpäter mit einer Mauer umgeben und ſtand noch zu Kaiſer Caligulas Zeiten. Dieſer ließ in ſeiner Nähe eine Treppe anlegen, wobei er an der Wurzel beſchädigt wurde.

---

93. Die Aprikoſe.

(Prunus armeniaca.)

Schon der fremdklingende Name dieſer Pflanze zeigt an, daß dieſelbe ihre Heimat nicht in Deutſchland hat. Armenien iſt die urſprüngliche Heimat derſelben. Der Name liefert einen treffenden Beleg, wie die urſprünglichen Pflanzennamen oft durch die Wanderungen der Pflanzen entſtellt werden. Schon früh hatten die Römer dieſen Baum mit den herrlichen Früchten nach Italien verpflanzt. Sie gaben ihm den Namen praecocia = die frühgereiften. Eigentümlicherweiſe ging dieſe Bezeichnung von Rom über Griechenland nach dem Orient zurück. Von hier brachten die Araber die Frucht mit dem entſtellten Namen al-barquq nach Spanien, von wo die Frucht zu den Franzoſen kam, die abricot aus demſelben machten. Aus dieſer franzöſiſchen Bezeichnung iſt dann wiederum der deutſche Name Aprikoſe entſtanden.

Im Blumengarten.

Sieh, verblüht ſind ſchon die Roſen,
Deren Pracht das Herz gelebt!
Aber dort die Aprikoſen
Zeigen rote Wangen jetzt.

Laß uns friſch am Stamme rütteln,
Der die volle Krone hält!
Laß mit aller Kraft uns ſchütteln,
Bis die Frucht herunterfällt.

Süß iſt wohl der Duft der Roſen,
Doch der Sommer iſt dahin!
Rote, volle Aprikoſen,
Wie umlockt ihr meinen Sinn!

Halt's, o Mädchen, im Gemüte,
Was der Frucht für Dank gebührt!
Nur die Frucht und nicht die Blüte
Hat den erſten Mann verführt.

R. v. Gottſchall.

---

94. Der Walnußbaum.

(Juglans regia.)

Der botaniſche Name Juglans iſt eine Zuſammenziehung aus Jovis glans, d. i. Jupiters Eichel, und ſtammt aus der Zeit des Altertums, in der alle eicheltragenden Bäume, zu denen man auch unſere Walnuß rechnete, dem Zeus geweiht waren. Der deutſche Name Walnuß heißt welſche Nuß. Das Wort „welſch" oder „wälſch" hat die Bedeutung von fremd, ausländiſch; beſonders wird Italien als Welſchland bezeichnet.

Als Heimat der Walnuß ſpricht man Perſien und deſſen Nachbarländer an; noch heute gedeiht der Baum in ſeiner üppigſten Fülle an den Küſten des Schwarzen Meeres und in den Kaukaſusländern. Einige Nußbäume jener Gegend haben durch ihre Größe, ihr Alter und ihren Ernteertrag eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Auf der Krim ſoll ein Nußbaum ſtehen, deſſen Alter auf mehr als 1000 Jahre geſchätzt wird. Er trägt 70- bis 80000 Nüſſe und iſt das Gemeineigentum von fünf Familien. Ein anderer Nußbaum ſoll 7 m Umfang haben und eine jährliche Nußernte im Werte von 450 Mark liefern. Der größte Nußbaum in Deutſchland ſoll in Feldberg bei Fehrbellin ſtehen. Die Krone dieſes Baumes hat einen Umfang von mehr als 50 m. Der Umfang des Stammes ſoll 4 m betragen. Der Baum bringt jährlich ungefähr 400 Schock Nüſſe.

Die Römer erhielten den Walnußbaum um 100 v. Chr. jedenfalls aus Griechenland; er fand in Italien ein ſehr zuſagendes Klima und verbreitete ſich von hier aus ſehr raſch. Unter Karl dem Großen wurde er ſchon unter den häufig angepflanzten Obſtbäumen angeführt. Plinius ſtützt die Meinung, daß er von den Königen Perſiens ſtamme, durch den Umſtand, daß ſeine Frucht bei den Griechen Königsnuß heiße, und daß die beſte Sorte den Namen persicon führe. Nach ihm iſt der Schatten der Walnußbäume von großem und ſchädlichem Einfluß: er töte alle anderen Pflanzen und verurſache dem Menſchen Kopfweh. Bei Hochzeiten ſtreute man Walnüſſe. Servius begründet dieſe Sitte dahin, die Hochzeit ſolle unter dem Schutze des Jupiter gefeiert werden, und die

Braut ſolle eine Ehefrau werden wie Juno; denn die Walnüſſe ſtehen unter Jupiters Schutz und heißen ebendeswegen juglans. Servius erwähnt auch noch die Sage von der Karya, einer Tochter des lakoniſchen Königs Dio, welche Bacchus in einen Walnußbaum verwandelte.

Bei dem reichen Segen, den uns der Baum in ſeinen Früchten und ſeinem Holze liefert, iſt es auffallend, daß unſere Vorfahren ihn der Nacht und ihrem ſchwarzen Gefolge weihten. Er tritt ſomit nach dem Glauben unſerer Väter der Eiche, die dem Licht- und Blitzgotte geweiht war, gegenüber. Aus dieſem Grunde herrſcht zwiſchen der Eiche und der Walnuß eine ſo bittere Feindſchaft, daß ſie nicht nebeneinander wachſen können, ohne zugrunde zu gehen.

Bis vor nicht gar langer Zeit war es Sitte, Bäume als *Schutzbäume der Familie* anzupflanzen. Zwiſchen dieſen Bäumen und der Familie entſpann ſich nach und nach eine gemütliche und gemütvolle Beziehung. Hierzu liefert Goethe in ſeinem Werther ein treffliches Beiſpiel. Werther trifft den alten Pfarrer auf ſeinem von Nußbäumen beſchatteten Pfarrhof. „Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. ‚Den alten‘, ſagt er, ‚wiſſen wir nicht, wer ihn gepflanzt hat. Einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dahinten iſt ſo alt als meine Frau, im Oktober fünfzig Jahre. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amte, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter, da ich vor ſiebenundzwanzig Jahren als armer Student zum erſtenmal hier auf dieſen Hof kam.‘“ Auch Werther wachſen dieſe Bäume ans Herz, und als ſpäter eine neue Pfarrerin dieſelben umhauen läßt, weil ſie ihr unbequem ſind, möchte er raſend werden, daß es Menſchen gibt ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was noch auf Erden Wert hat. Er könnte „den Hund ermorden, der den erſten Hieb daran tat“. Aber auch das ganze Dorf murrt, und die Frau Pfarrerin ſoll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Ort gegeben hat.

In *Bologna* gilt der Walnußbaum für einen Teufelsbaum. Er heißt „Baum der Hexen“, weil man glaubt, daß unter ſeinem Blätterdach die Hexen, beſonders in der Johannisnacht, ihre Zuſammenkünfte halten und ihre böſen Künſte ausüben. Von einem Nußbaum, der vorzeiten in Rom auf dem Platze del popolo ſtand, wird erzählt, daß in ſeinen Äſten böſe Geiſter hauſten. Der Papſt Paſchalis II. tat den Baum in den Bann. Später wurde der Baum gefällt und an dem Orte, wo er geſtanden, die Kirche vom Volke erbaut.

Gleichwohl iſt der Nußbaum dem heiligen Laurentius geweiht, und am Feſttag desſelben (10. Auguſt) ißt man zu Ehren des Heiligen Nüſſe. Wer dabei eine Nuß mit drei Kernen findet, hält ſich für ſehr bevorzugt, weil man glaubt, dadurch Hexen zu erkennen. Legt man nämlich eine ſolche Nuß unter einen Stuhl, auf welchem eine Hexe ſitzt, ſo kann dieſelbe

nicht eher aufstehen, als bis die verhängnisvolle Nuß weggenommen ist. Man erzählt sich in der Gegend von Bologna Tausende von Geschichten, welche diese Wahrheit bestätigen. Nur ist man immer sehr ängstlich, den Versuch zu machen, weil man fürchtet, die Hexe könne sich an ihrem Feinde rächen.

Eine sinnige Sage erzählt Grube von der Walnuß: In der Neujahrsnacht trat ein Engel zum Nachtwächter eines Dorfes und führte ihn zu einer großen Kiste mit zwei Schubladen. Beide waren voll von Walnüssen, und der Engel befahl dem Nachtwächter, aus jeder einige zu nehmen. Der Nachtwächter nahm sich welche, fand jedoch, als er sie öffnete, daß die Nüsse aus der oberen Lade alle taub waren, die aus der unteren aber den schönsten Kern enthielten. Verwundert fragte er den Engel nach der Ursache, und dieser antwortete: „Bald kommt das Ende der Welt! Von außen sehen sich alle Menschen gleich, aber wenn der jüngste Tag da ist, werden alle Schalen zerbrechen, und jedermann wird anerkennen, warum der Richter die Nüsse in zwei Schubladen brachte."

Volksrätsel.

Höger as en Hues,
Lütter as en Mues,
Gröner as Gras,
Witter as Flaß,
Bitter as en Gall,
Un doch mägen de Herrn dat all.

Der Nußbaum.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Äste aus.

Viel liebliche Blüten stehen dran.
Linde
Winde
Kommen, sie herzlich zu umfah'n.

Es flüstern je zwei zu zwei gepaart,
Neigend,
Beugend
Zierlich zum Kusse die Häuptchen zart.

Sie flüstern von einem Mägdlein, das
Dächte
Nächte,
Tagelang, wüßte ach! selber nicht was.

Das Mägdlein horchet, es rauscht im Baum
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

Julius Mosen.

---

95. Der Lebensbaum.

(Thuja.)

Im 15. Jahrhundert drang aus dem Schloßgarten zu Fontainebleau, einer Stadt an der Seine, acht Meilen oberhalb Paris gelegen, durch Europa die Kunde, der Lebensbaum, von dem es 1. Mose 2, 9 heißt,

der Herr habe ihn mitten in den Garten gepflanzt, sei von neuem entdeckt worden. Begreiflicherweise setzte diese Nachricht viele in Aufregung; glaubten diese doch nun auch, in den Besitz des „Krautes wider den Tod" gelangen zu können. Das Gewächs, welches den Anstoß zu dieser merkwürdigen Bewegung der Gemüter gegeben, ist mit dem „Lebensbaum", der bei uns mit dem Namen Thuja bezeichnet wird, gleichbedeutend. In einem Kräuterbuche aus damaliger Zeit heißt es in bezug auf die vermeintliche Wunderkraft des Baumes: „Derselbe besitzt die natürliche Eigenschaft, daß, wer davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit und Altersschwäche; ja sein Leib werde unverwundbar wie der des Achilles. Wer aber das Grün als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorge."

Veranlassung zu dieser sonderbaren Vorstellung von der Pflanze hat vielleicht der Farbenwechsel der Blätter gegeben. Dieselben zeigen im Sommer eine frische, gelbgrüne Farbe, die wohltuend das Auge berührt; im Winter jedoch wird der Baum braun oder rostfarbig und gewinnt dadurch ein düsteres, totenhaftes Aussehen, als ob er kränkle. Doch sobald der Frühling wieder zurückkehrt, scheint auch er zu genesen. Die braune Farbe des Winters entschwindet, bald prangen die Nadeln im frischen Grün, und der ganze Baum erscheint als ein Sinnbild des wieder erwachenden Lebens in der Natur. Aus dem 16. Jahrhundert berichtet hierüber ein Naturkundiger: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im Frühlinge wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne Grund Baum des Lebens genannt worden ist." Man hat diesen Farbenwechsel der Nadeln, zumal sie im Frühlinge und Herbste Übergang von dem Grün zum Braun zeigen, mit der Mauserung der Vögel verglichen. Wegen des immergrünen, stark duftenden Laubes hat man den Lebensbaum als ein Symbol der Unsterblichkeit angesehen, und in diesem Umstande finden wir nach unseren gegenwärtigen Anschauungen eine genügende Deutung und Erklärung des Namens.

Jener Lebensbaum des Paradieses, zu welchem der Herr den Zugang durch einen Cherub mit einem flammenden Schwerte bewachen ließ, wird in einigen Legenden erwähnt. So wird berichtet: Seth habe, um den sterbenden Vater von dem Tode zu erretten, das Paradies aufgesucht und durch die Güte des Engels drei Samenkörner für den Vater erhalten. Doch Seth kehrte zu spät zurück, der Vater war indessen gestorben. Trauernd legte der Sohn die Samenkörner dem Vater in den Mund und begrub denselben. Doch aus dem Grabe sproßte ein Lebensbaum empor, der sich zu einem riesigen Stamme entwickelte. Diese Legende hat Fr. Rückert in dem folgenden Gedichte etwas verändert behandelt:

„Als Adam lag im Todeskampfe schon,
Schickt' er zum Paradiese seinen Sohn,
Zu holen einen Zweig vom Lebensbaum,
Und zu genesen hofft' er noch davon.

Seth bracht' das Reis, und als er's hergebracht,
Schon war des Vaters Lebenshauch entfloh'n.
Da pflanzten sie das Reis auf Adams Grab,
Und fortgepflanzt ward es von Sohn zu Sohn.
Es wuchs, als in der Grube Joseph lag
Und Israel in der ägypt'schen Fron.
Des Baumes Blüten gingen duftend auf,
Als David harfend saß auf seinem Thron.
Dürr ward der Baum, als an dem Weg des Herrn
Irr' war in seiner Weisheit Salomon.
Doch die Geschlechter hofften, daß ihn neu
Beleben sollt' ein andrer Davids-Sohn.
Das sah im Geist der Glaube, da er saß
Im Leid an Wasserflüssen Babylon.
Und als der ew'ge Blitz vom Himmel kam,
Zerbarst der Baum mit hellem Jubelton;
Begnadigt ward der dürre Stamm von Gott,
Zu dienen zu dem Holz der Passion.
Es zimmerte die blinde Welt aus ihm
Das Kreuz und schlug ihr Heil daran mit Hohn.
Da trug der Baum des Lebens blut'ge Frucht,
Daß, wer sie koste, Leben sei sein Lohn.
O Menschheit, sieh'! Der Baum des Lebens wächst,
Ausbreitend sich je mehr, als Stürme ihn umdroh'n.
Die ganze Welt ruh' unter seinem Schirm!
Die halbe ruht in seinem Schatten schon."

---

96. Der Holunder.

(Sambucus nigra.)

Der Name Holunder ist sehr alt, im Althochdeutschen findet er sich als holan-tar und im Englischen als the hollow-tree, d. h. der hohle Baum. Wie Dr. Söhns in der „Natur" nachweist, wird der Name dieses Baumes in neuester Zeit mit der Göttin Holda in Verbindung gebracht. Hollun ist die schwache Genetivform von Holla, so daß Holluntar demnach „der Baum der Holla" bedeutet. Nach vielen Volksbräuchen ist dieser Baum früher der Frau Holle geweiht gewesen. „Im Hornung (Februar) regiert nach altem Brauch ‚die Frau', nämlich Frau Holle. Zu Lichtmeß, ursprünglich ein altes heidnisches Fest der Berchta, das in den Februar fällt, tanzen die Weiber im Sonnenschein, tragen dabei Holundergerten in den Händen und schlagen damit auf die dem Tanzplatz sich nähernden Männer los." In Westfalen führt der Baum den Namen Hollerkenstruk, Strauch der Holle und Erka (Herke). Unter dem Ausdruck Herke verstand man einen Ausfluß der göttlichen Macht der Frau Holle. Der Name Flieder,

welchen der Baum in manchen Gegenden führt, ist erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem niederdeutschen vlieder aufgenommen und kommt nach Dr. Söhns von dem althochdeutschen fledirôn, mittelhochdeutsch vlederen her. Dies Wort bedeutet „flattern". Es bezeichnet daher einen Baum mit flatternden, gefiederten Blättern. In Ostfriesland und an manchen Orten der Provinz Hannover heißt dieser Baum Keilkenbaum und seine Früchte Keilken. Eigentlich müßte es Kelken heißen, weil die Beeren ein bewährtes Mittel gegen die Kolik sind, woraus der Volksmund Keilke oder Kelke gemacht hat. Auf diese Weise erklärt sich auch der in der Provinz Sachsen für diesen Baum gebräuchliche Name „Keiseken".

Die stark duftenden, weithin leuchtenden weißen Doldenblüten, die reiche Anzahl von schwarzen Beeren, das leichte, lockere Mark und der im Alter hohl werdende Stamm mußten schon früh die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich lenken. Zur Zeit des Heidentums galt der Holunder für einen heiligen Baum, in dessen Zweigen ein göttliches Wesen, die Frau Holder — entstellt aus Holle, als Göttin des Hauses — wohne. Sie verlieh dem Baume mancherlei Gaben und Kräfte, sie bewahrte und schützte ihn aber auch gegen Frevel. Beabsichtigte man deshalb zu irgendeinem Zweck einen Teil des Baumes zu nehmen, so mußte man vor demselben knien, die Hände falten und andächtig sprechen: „Frau Holder, gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Nach Tacitus gehörte der Holunder zu jenen Holzarten, welche bei der Bestattung der Leichen benutzt wurden. Und in späterer Zeit schnitt man im Hildesheimschen vom Holunder einen Zweig als Maßstab für Sarg und Gruft, und der Fuhrmann, der die Leiche nach dem Friedhof führte, trug statt der Peitsche einen Zweig des „heiligen" Baumes. Am Niederrhein legten die leidtragenden Freunde und Verwandten Holunderzweige in Kreuzesform in den Sarg und pflanzten einen Strauch auf das teure Grab. Aus der Schweiz erzählt E. L. Rochholz: Im Fricktale und im Freienamte, zweien großen Landschaften von fast unvermischt katholischer Bevölkerung, galt früher der Brauch, der in die Totenkammer gebrachten Leiche zwei Holunderstäbe, jeder dritthalb Schuh lang, kreuzweise auf die Brust zu legen; noch ein dritter Holunderstab neben der Leiche diente dem Schreiner als Maß zum Sarge. Wo nun dies abgekommen ist, da dient dem Schreiner doch zu demselben Zweck nicht sein Handwerksmaßstab, sondern ein frischgeschnittener markreicher Holunderstock, und ebenso ist das provisorische Grabkreuz, das dem katholischen Leichenzug durch einen Knaben vorangetragen wird, in seinem Kranz mit einem aus Hollermark zusammengesteckten Kreuzchen verziert, welches „Lebelang" heißt. Vom Holunderstrauch, der im Sommer lange Wasserschößlinge treibt und bei Regenmangel gelblich-fahl blüht, sagt man daher, seine langen Schosse künden den Tod von dem an und werden ihm das Maß zum Sarge, auf dessen Gut er steht. Nach diesen beiden Seiten ist er also ein Lebens- und ein Totenbaum zugleich. Man hat hierüber eine schon 1705 in Michael Neanders Physica aufgezeichnete

alte Sage. Ein Fürſt, der auf der Jagd von ſeinem Gefolge abgekommen und zu einer Bauernhütte gelangt iſt, ſieht hier einen greiſen Mann in Tränen ſitzen, der auf Anfragen erzählt, er ſei gerade von ſeinem Vater hart geſchlagen worden. Auf weiteres Erkunden um den Grund berichtet jener, er habe ſeines Vaters Großvater vom Stuhl weg anderswohin ſetzen ſollen und unverſehens fallen laſſen. Darüber verwundert, trat der Fürſt ins Haus ein, um derlei Uralte ſelbſt zu betrachten. Auf die Frage, von welcherlei Speiſe ſie lebten, erwiderten ſie, von Käſe, Milch und geſalzenem Brot. Jedoch um zu ſo hohen Jahren zu kommen, äßen ſie alljährlich auf beſtimmte Zeit Hollerbeermus. — Dieſes gleiche Mus wird von den oberdeutſchen Bauern büttenweiſe eingeſotten zu Markt gebracht und gilt bei Mutter und Kind als Univerſalmittel.

Für den Landmann war und iſt noch heute der Holunder eine vollſtändige Hausapotheke. Alle Teile desſelben benutzt er, und faſt für jedes Leiden und Gebrechen findet er unter denſelben ein Mittel. Die Blüten haben eine ſchweißtreibende Kraft, die ſich nach der Meinung der Landleute beſonders heilſam erweiſt, wenn die Blüten am Johannistage geſchnitten wurden. Wer von Zahnweh befallen war, begab ſich mit einem Meſſer rückwärts zum Holunder und ſprach dreimal:

„Liebe Frau Hölter, leih' mir ein Spälter,
Den bring' ich euch wieder."

Nun löſte er ein Stück der Rinde, ſchnitt ſich einen Span aus dem Holz und ging, wie er gekommen, in die Stube zurück. Hier ritzte er mit dem Span das Zahnfleiſch, bis derſelbe mit Blut befleckt war, worauf er ihn in derſelben feierlichen Weiſe zum Strauch zurückbrachte und ſorgfältig in den Stamm wieder einfügte. Der Zahnſchmerz ſollte damit auf den Holunder übertragen ſein.

Auch Fieber und Rotlauf ſollen auf den Holunder überpflanzt werden können. Die Formel dazu lautet:

„Zweig, ich biege dich,
Fieber, nun laß mich;
Holderaſt, hebe dich auf,
Rotlauf, ſetze dich drauf;
Ich hab' dich einen Tag,
Hab's du nun Jahr und Tag."

Um Kinder vom Halsweh zu befreien, ließ man ſie aus Holunderröhren trinken.

Am Rhein werden Metallgeſchirre mit Holunderblättern gerieben, ſie ſollen danach nicht roſten und kein Gift annehmen. Ebenſo werden die hölzernen Hausgeräte mit denſelben abgewaſchen, um ſie vor Holzwürmern zu ſchützen. In manchen Gegenden ſteckt der Landmann Holunderſtäbe in ſeinen Acker, um denſelben vor den Maulwürfen zu ſchützen.

In früherer Zeit hatte jeder Landmann in einem Winkel ſeines Hofraumes einen Holunderbaum; unter demſelben wurden die abge-

ſchnittenen Haare und Nägel und die ausgebrochenen Zähne vergraben, damit nicht ein anderer mittels derſelben den Bewohnern des Hauſes ein Leiden und Gebrechen anzaubern möchte. Allgemein war die Anſicht verbreitet, daß dieſer Baum Haus, Hof und Vieh gegen Ungemach ſchütze. Im Erzgebirge herrſcht der Glaube, daß jemand im Hauſe ſterben müſſe, ſobald ein Holunderbaum im Hofe abſterbe. Auch in den Klöſtern und Burgen Weſtdeutſchlands war der Holunder überall zu finden. Manche dieſer Wohnſtätten ſind ſpäter zerſtört worden und zerfallen, daß es ſchwer hält, Grenzen und Lage genau zu beſtimmen, doch der Holunder iſt geblieben, ein ſtummer Zeuge vergangener Tage, und oft treffen wir ihn einſam mitten im Walde neben altem Gemäuer als einziges Zeichen der Erinnerung an die ſchon vor Jahrhunderten verwüſtete Behauſung.

Wer unter einem Holunder ſchlief, wurde von der Frau Holder bewacht; ſie beſchützte ihn vor Mücken und Schlangen und jeder heimtückiſchen Verzauberung. Auch die Elfen liebten den Holunder und ſuchten in ſeinem dichten Gelaube bei einer Verfolgung Schutz. Die aus Holundermark geſchnitzten „Stehaufmännchen" ſind volkstümliche Nachbildungen der Kobolde.

Nach alter Überlieferung ſoll ſich Judas an einem Holunder erhängt haben; daher der hohle Stamm, daher heißt auch der auf dem Baum wachſende Schwamm Judasohr. — Die Weinbauern beurteilen nach der Blüte des Holunders die Rebenblüte; erſcheint erſtere dicht und gleichförmig, ſo erwarten ſie auch dieſes von der letzteren.

Auf einen Holunderbuſch an der Nortorfer Kirche in Schleswig iſt die Sage von dem Birnbaume auf dem Walſerfeld übertragen. Von dieſem Buſch wird erzählt, wenn er die Höhe erreiche, daß man ein Pferd unter ihm anbinden könne, ſo würde ein allgemeiner Krieg entſtehen. Ein König mit weißem Haupte würde alle ſeine Feinde beſiegen und ein mächtiges Reich gründen. An den Holunder würde er ſein Schlachtroß binden, und das Blut der Walſtatt würde bis an die Knöchel reichen. Zur Zeit der Napoleoniſchen Kriege war dieſer Holunder ſchon ſo hoch, daß ſeine Spitzen das Kirchendach berührten; dazu wollte man über demſelben in der Luft wunderbare Erſcheinungen geſehen haben, namentlich zwei ſich bekämpfende Heere. Als nun im Jahre 1813 wirklich die Feinde kamen und bei Nortorf ein Gefecht vorfiel, glaubte man, die Prophezeiung ginge in Erfüllung, beſonders da der König von Dänemark weißes Haar hatte. Als aber die Feinde von der Sage hörten, fällten ſie den Holunder eiligſt, daß er nun lange zu wachſen hat, bis er wieder ſeine frühere Höhe erreicht.

Wie bei der Nortorfer Kirche findet ſich der Holunder auf vielen Kirchhöfen als Schmuck der Gräber angepflanzt. Beſonders erwähnenswert iſt der merkwürdige Judenkirchhof zu Prag, welcher der Sage nach ſchon eher angelegt wurde, als die Slawen nach Böhmen kamen; hier ſteht der Holunder überall zwiſchen den Grabſteinen und zwar mit ſo dicken Stämmen und knorrigen Wurzeln, daß man ſogleich das hohe Alter derſelben gewahrt.

In Rußland herrſcht in manchen Gegenden die Sitte, daß die Weiber bei einer Seuche mit einem Pfluge eine Furche um das Dorf ziehen, um die böſen Geiſter abzuwehren. Dabei ſingen ſie:

„Vom Ozean, von der tiefen See,
Sind zwölf Mädchen gekommen.
Sie nahmen ihren Weg — kein kleiner war's —
Zu den ſteilen Höh'n, zu den Bergen empor,
Zu den drei alten Holunderbäumen.
Macht fertig die weißen Eichentiſche,
Schärfet die Meſſer von Stahl,
Macht heiß die ſiedenden Keſſel,
Spaltet, durchbohrt bis zum Tode
Jedes Leben unter dem Himmel.
In dieſen ſiedenden Keſſeln
Brennt mit unauslöſchlichem Feuer
Jedes Leben unter dem Himmel. —
Rund um die ſiedenden Keſſel
Stehen die alten Holunder.
Die alten Holunder ſingen.
Sie ſingen vom Leben, ſie ſingen vom Tod,
Sie ſingen vom ganzen Menſchengeſchlecht.
Die alten Holunder verleihen
Der ganzen Welt langes Leben;
Doch dem andern, dem üblen Tode,
Beſtimmen die alten Holunder
Eine weite und große Reiſe.
Die alten Holunder verſprechen
Ein beſtändiges Leben
Dem ganzen Geſchlechte der Menſchen."

Wie der Holunder noch in der Gegenwart in der Schweiz ſeine ehrwürdige Stellung behauptet, ſchildert in anziehender Weiſe Profeſſor E. L. Rochholz im folgenden: Ein Küchengärtlein hat für Bäume keinen Platz. Schattenbäume hindern den Pflanzenwuchs und ſind zumal dem Bauer unnütz, der den Tag über weit vom Hauſe weg im Felde draußen ſich müde hantiert. Aber der niedere Holunder hat ſeine Stelle am Zaun und wird da mit ehrerbietiger Scheu behütet. Aus ſeiner Blüte wird Tee gegen Fieber, aus ſeinen Beeren ein herbes Obſtmus und eine wundertätige Latwerge gekocht, die tellerförmigen Dolden verbäckt man zu betäubend wirkenden Schmalzküchlein. Wegen der ſchwindelerregenden Wirkung von Blatt und Blüte heißt es, wer unter dem Hollerbaum einſchlafe, erwache nicht wieder. Er muß das oberſte Kreuzchen hergeben, das man auf die Stange der Oſterpalmen pflanzt, aus ihm ſchnitzt man auch das proviſoriſche Grabkreuzlein, das einer Leiche vorausgetragen wird. Obſchon recht eigentlich ein Baum des Schattens und des Todes, nennt man ihn und jenes Grabkreuzlein mit auffallendem Euphemismus „Lebelang". Er iſt der beliebteſte Platz im Verſteckſpiele der Kinder, wie der bekannte Spielreim es beſagt:

„Sie ſitzen unterm Holderbuſch
Und machen alle huſch-huſch-huſch!"

Aus dem Hollerſchoß machen ſich die Knaben ihre Knallbüchſen und Waſſerſpritzen, aus dem Marke jene Purzelmännchen, die, umgeworfen, immer von ſelbſt wieder auf ihren genagelten Einfuß kommen. Das Mark taucht man ſcheibenweiſe in Öl, läßt es angezündet im Waſſerglas ſchwimmen und erkennt bei ſeinem Scheine in der Chriſtnacht alle Hexen, Zauberer und Geſpenſter der ganzen Umgegend. Weil dieſer Baum ein Geiſter abwehrender iſt, ſo kommt er auch häufig auf den Düngerhaufen zu ſtehen, hilft dieſen beſchatten und feucht erhalten, zugleich aber auch

das Vieh in der zunächſt gelegenen Stallung vor böſem Schaden behüten. Im Volksglauben heißt es, ein beſchädigter Holunderbaum nehme Rache an ſeinem Schädiger. Ein Schmeichelname der Geliebten heißt Holderſtock, indem man die eigene Holde zuſammenhält mit der Liebesgöttin Hulda, in deren Namen der Baum urſprünglich geweiht zu ſein ſcheint. Ganz beſitzlos ſein und keinen Holderſtock haben iſt in der Volksrede ſynonym; dies zeigt folgender Reim, den ein Armer ſeinem reichen Nachbar ſpottend ans Fenſter ſteckte:

„Heſch drißig Küeh am Baren obe
Und drißig vor der Türe (auf der Alm);
Ich hab' keis Vieh, kein Gitzibock
Und au kein einzige Holderſtock,
Und lebe doch dafüre."

Getreue Nachbarn.

Nachbars Kinder und Nachbars Holunder
Banneſt du nie auf die Dauer;
Schließeſt du ihnen die Türe, o Wunder!
Klettern ſie über die Mauer.

Volksblatt für Stadt und Land.

Der Holunder.

Seh' ich, Holunder, dich ſtehn im beſcheidenen Winkel am Hauſe,
Mit dem ergrauten Stamm, aber mit freundlichem Grün,
Welches die weißen Dolden umher gar reinlich bekränzen,
Gleich' ich dem Mütterchen dich, welches die Haube bedeckt.
Freundlich biſt du den Kindern geſinnt, gibſt mancherlei Spielzeug,
Pfeifen und Büchſen zum Knall und das Koboldchen von Mark
Deinen Geliebten dahin und freuſt dich, wenn ſie zum Spielen
Kommen mit Freuden zu dir, Mutter Holunder, getanzt.

W. Oſterwald.

---

97. Die Roßkaſtanie.

(Aesculus hippocastanum.)

Der Name aesculus oder esculus kommt von edere, eſſen. Urſprünglich kam dieſe Bezeichnung der immergrünen Wintereiche (Quercus aesculus) zu, es war die dem Jupiter geweihte Speiſeeiche, deren Früchte in früheſter Zeit den italieniſchen Völkern zur Nahrung dienten. Linné übertrug dieſen Namen auf die Roßkaſtanie, deren Samen auch ſehr mehlhaltig ſind.

Obgleich dieſer Baum mit der echten Kaſtanie (Castanea) gar keine Verwandtſchaft hat, ſo führt er trotzdem den Namen Kaſtanie, weil ſeine Früchte Ähnlichkeit mit denen der echten beſitzen; und da dieſelben ſchwer atmenden Pferden ſehr heilſam ſein ſollen, führt der Baum den Namen

Roßkastanie. Auch die hufähnlichen Narben der Blattstiele könnten Veranlassung zur Bildung des Namens gegeben haben. Die echte Kastanie (Castanea vesca) hat, wie die Kirsche, den Namen von der Heimat; sie ist benannt nach der Stadt Kastana in der Landschaft Pontus, wo diese Bäume in großer Anzahl wuchsen.

Die Heimat dieses Zierbaumes wird nach Persien verlegt, obgleich kein Reisender denselben dort wildwachsend angetroffen hat, während er in den Tälern des Himalaya große Wälder bildet. Nach neueren Forschungen sollen die Hochgebirge von Nordgriechenland die Heimat der Roßkastanie sein, wo sie wälderbildend wild angetroffen ist. Im Jahre 1588 wurde der Baum zuerst in Wien gezogen; in kurzer Zeit hat er sich von hier als schnell wachsender und reichlich Schatten spendender, prächtiger Park- und Alleebaum über das übrige Europa verbreitet. Den eigentümlichen Reiz, welchen der Baum in der Pracht seiner Blüten gewährt, hat ein Dichter schön in folgenden Versen geschildert:

Wie viel funkelnde Lichter am Christbaum flammen zur Weihnacht,
Also strahlet im Mai hell der Kastanienbaum.
Über der kräftigen Säule des Stamms wölbt voll sich die Kuppel
Dunkelgrünen Laubes, und aus dem dunkelen Grün
Ragen die blendenden Kerzen hervor, ein Opfer dem Frühling,
Welcher sein Weihnachtsfest feiert im blühenden Mai.

W. Osterwald.

Die Roßkastanie hat auf grünem Kandelaber
Die Blüten gelb und rot als Kerzen aufgesteckt;
Der Regen will sie löschen, aber
Zu höherm Glanz hat er sie aufgeweckt.

Fr. Rückert.

---

98. Der Flieder.

(Syringa vulgaris.)

Der blühende Flieder, der mit wunderholdem, balsamischem Hauch Hag und Garten durchduftet, erfreut sich allgemeinster Beliebtheit und ist eine der schönsten Gaben des deutschen Frühlings. Und dabei ist der Flieder in unseren Gärten und überhaupt in Europa verhältnismäßig jungen Ursprungs. Erst seit Ende des 16. Jahrhunderts wurde er Gegenstand der gärtnerischen Pflege, vorher wuchs er höchstens einmal unbeachtet als Aschenbrödel in Wald und Hag, recht und schlecht wie jeder andere Strauch, der auf dieselben Lebensbedingungen angewiesen war. Die gerade zu jener Zeit aufblühende gärtnerische Kunst richtete gar bald ihr Augenmerk auf ihn. Die reichen Trauben, die er ansetzt, die überaus zarten Farbentöne, zwischen denen er variiert, und nicht zum mindesten der Duft, in dem er sich schaukelt und wiegt, ließen erkennen, daß er gar wohl einen Platz in der Nähe der Menschen und ein Anrecht auf besondere Pflege beanspruchen dürfe.

Damals nannte man ihn „perſiſcher“ oder auch „türkiſcher“ Flieder, und die Meinung galt als verbürgt, daß Angenius Ghislain von Busbeck, der als Geſandter Kaiſer Ferdinands II. 1555 in Konſtantinopel geweilt, einen Ableger des Strauches von dort heimgebracht habe. Zuerſt treffen wir den neuen Zierſtrauch in den reichen weſtlichen Provinzen der Habsburger, in Flandern und Brabant. Die geringe Pflege, deren der Flieder von der Hand der Menſchen bedarf, die ſchnelle Art und Weiſe, wie er ſich fortpflanzt und verbreitet, bewirkten, daß man ihn bald hier, bald dort auftauchen und feſten Fuß gewinnen ſah; in verhältnismäßig kurzer Zeit war ganz Mitteleuropa mit Flieder beſtanden. Dabei iſt, wie ſein Urſprung in Deutſchland, auch ſeine eigentliche Heimat nicht einmal mit annähernder Sicherheit feſtzuſtellen. Neben Perſien und der Türkei gelten auch die Südabhänge der Karpathen in Ungarn und Siebenbürgen für die Heimat unſeres Flieders. Andere ſuchen dieſe viel weiter im Oſten, ja ſelbſt in China. Wie dem aber auch ſei — unter allen Umſtänden gehört nach Max Hesdörffer der Flieder zu unſeren älteſten Kulturpflanzen; nirgends mehr iſt er wildwachſend gefunden worden, und weder vom ſogenannten perſiſchen, noch vom chineſiſchen Flieder kann der Beweis geführt werden, daß er in jenen Ländern urſprünglich war, nach denen er benannt iſt.

Mit dem botaniſchen Namen Syringa bezeichnete man urſprünglich den Pfeifenſtrauch (Philadelphus coronarius), da ſeine langen geraden Schößlinge ſich leicht zu Flöten und Pfeifenröhren bearbeiten laſſen. Als dann der Flieder bei uns bekannt wurde, hielt man ihn für einen Verwandten des Pfeifenſtrauches und belegte ihn mit demſelben Gattungsnamen.

In einer blühenden Fliederlaube können Sonntagskinder, die zwiſchen 11 und 12 Uhr geboren ſind, um dieſelbe Zeit am Sonntage Geiſter ſehen. Eine fünfblättrige Blüte bringt Glück, eine dreiblättrige Unglück. Klemmt man eine einzelne Blüte oben am Daumen feſt und bewegt die Hand ſo lange auf und ab, bis die Blume abfällt, ſo kann man aus der Zahl dieſer Bewegungen auf die Lebensdauer ſchließen.

Flieder.

I.

„Willſt du an mir dich freun, laß mich am Strauche prangen!
Von deiner Hand geknickt, wie ſchnell bin ich vergangen!“

Joh. Trojan.

II.

Der Frühling kam, das iſt die Zeit,
In der die Toten auferſtehn
Und wir mit ſüßem Herzeleid
Geſtorbnem Glück ins Auge ſehn.

Und wenn der weiße Flieder blüht,
So ſpür' ich in dem herben Duft
Mein Kinderglück, mein Wiegenlied
Und eines alten Gartens Luft.

Und an die Blüte kühl und klar
Dräng' ich die Wange glühend heiß,
Und banger forſch' ich jedes Jahr,
Ob ſie den ſüßen Duft noch weiß.

Und jedes Jahr im Zweiggerank
Wird blaſſer jener holde Traum. —
Ich ſucht ihn heute ſehnſuchtsbang
Und fand die letzten Spuren kaum.

Denn jeder Frühling iſt ein Schritt,
Der mich von meiner Jugend trägt,
Und jeder nimmt ein Stückchen mit
Vom Kinderherzen, das hier ſchlägt.

Börries Freiherr von Münchhauſen.

---

99. Die Traubenkirſche.

(Prunus Padus.)

Neben dem Namen Traubenkirſche hat das Volk noch einige andere Bezeichnungen für dieſen Baum. Es nennt ihn Alpſtrauch, Elfen-, Hexen-, Unholden- und Drachenbaum. Alle dieſe Namen haben ihren Urſprung in dem Aberglauben, der ſich früher und teilweiſe noch jetzt an dieſen Baum heftet. Er ſtand in dem Anſehen, die Elfen und andere böſe Weſen, die dem Menſchen zu ſchaden ſuchten, unſchädlich machen zu können. Band man ſich z. B. eine Elfenrute, die man in der Marterſtunde des Heilandes, am Karfreitagmorgen um drei Uhr, von dieſem Baume geſchnitten, um den Leib und ging dann in die Kirche, ſo erkannte man alle Hexen. Wer ein Kreuz von Elfenholz beſaß, konnte den Teufel von ſich abhalten und ſich unſichtbar machen. Trug man eine Elfenrute mit Knoſpen auf dem bloßen Leibe, ſo erwarb man ſich Reichtum.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Wer hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er iſt es ſelbſt geweſen,
Der gute, reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tiſche
In ſeinem weiten Saal
Und ruft, was lebt und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie ſtrömt's aus allen Blüten
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüt' ein Becher
Voll ſüßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirtes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und ſteht auf Erden,
Was unter den Wogen ſich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und ſinke ſelig nieder
Aufs Knie und denk' an mich."

W. Müller.

---

100. Der Maulbeerbaum.

(Morus.)

Der Maulbeerbaum ſtammt aus Perſien und China und wurde bei uns wegen der Zucht der Seidenraupe angebaut. Sein Name, deſſen erſte Silbe nicht mit Maul = Mund zuſammenhängt, bezieht ſich auf die zuſammengeſetzte Beere ſeiner ſüßen Frucht. Den Alten galt der Baum als ein Symbol der Klugheit, da er der letzte unter den Bäumen iſt, welcher ſich belaubt, aber gerade wegen dieſer Langſamkeit auch vor der Kälte geſichert iſt und doch zur rechten Zeit, wenn die Hitze am größten iſt, die kühlende und erquickende Beere bietet.

Der ſchwarze Maulbeerbaum war dem Pyramus und der Thisbe geweiht. Beide waren Nachbarskinder in der alten Weltſtadt Babylon. Sie liebten einander und hätten ſich vermählt, wenn die Eltern, deren Häuſer aneinanderſtießen, nicht dagegen geweſen wären und jeden Umgang zwiſchen den Liebenden ſtreng zu verhindern geſucht hätten. Allein trotzdem fanden die jungen Leute Mittel, miteinander zu verkehren. Eine Lücke in der Mauer, die beide Häuſer ſchied, gab ihnen Gelegenheit, ſich zu ſprechen. Hier verabredeten ſie einſt, vor den Toren der Stadt am Grabe des Ninus zuſammenzutreffen. Thisbe kam zuerſt, aber die unerwartete Erſcheinung einer Löwin beſtimmte ſie, ſich in eine in der Nähe befindliche Höhle zu flüchten. In der Eile verlor ſie ihren Schleier, welchen die Löwin zerriß. Bald darauf ſtellte ſich auch Pyramus an dem Orte ein; ſtatt aber ſeine Geliebte zu finden, fand er deren zerriſſenen Schleier; dies brachte ihn auf den ſchrecklichen Gedanken, Thisbe ſei von dem Tiere zerriſſen, und in der Verzweiflung ſtürzte er ſich in ſein Schwert. Als nun die arme Thisbe bei ihrer Rückkehr ihren Geliebten im Blute fand, durchbohrte ſie ſich mit demſelben Schwerte. Beide barg ein Grab, und der Maulbeerbaum, unter dem ſie beerdigt wurden, verwandelte ſeine weißen Früchte in ſchwarze.

Der Maulbeerbaum.

Von neuem hatteſt du dich grün geſchmückt,
Um deine Blätterkrone ſummten Bienen,
Du ſahſt ſo fröhlich aus, ſo ſtill beglückt,
Vom goldnen Sonnenlichte hell beſchienen.

Da hat der Seidenzüchter dich erblickt,
Und ob auch um Erbarmen deine Mienen
Zu ihm gefleht, er hat dich kahl gepflückt,
Zum Futter mußt du ſeinen Würmern dienen.

Nun ſtehſt du wieder farblos und entlaubt,
So arm, ſo dürftig zwiſchen lauter Reichen,
Zum drittenmal ſchon deines Schmucks beraubt;

Gar manchem Dasein traurig zu vergleichen,
Das immer neu dem Grün der Hoffnung glaubt
Und immer neu es trüglich sieht erbleichen.

A. Waldmüller.

---

101. Die Zypresse.

(Cupressus sempervirens.)

Die Heimat der Zypresse sind die Länder um das Mittelmeer. Der auffallend starre Wuchs derselben hat schon im Altertum den Blick auf diesen Baum gezogen und Anlaß zu seinem Namen gegeben. Der deutsche Name ist abgeleitet von der botanischen Benennung Cupressus. Mit dieser Bezeichnung wollten die Alten daran erinnern, daß dieser Baum immer gleiche Äste treibt. In ihrer Gestalt gleicht die Zypresse unserer Pappel; die äußere Erscheinung des Baumes nach Form und Farbe macht einen düsteren Eindruck auf den Beschauer, so daß der Baum in seiner Heimat als Symbol der Trauer und des Todes angesehen wurde und noch jetzt als stille Wacht auf die Gräber der geliebten Toten gepflanzt wird.

Der hohe, pyramidale Baum hat Ähnlichkeit mit einer Flamme, deshalb stand die Zypresse bei den alten feueranbetenden Persern in großem Ansehen. Sie hatten ihr den Namen „Freier Baum" gegeben, weil sie nach ihrer Meinung keine Früchte trug. Als der Freiheit Baum ist die Zypresse auch von Fr. Bodenstedt gefeiert worden; derselbe singt:

„Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Nie zur Erde die Zweige senkt sie,
Empor zum lichten Himmelsraum
Ragt und die Zweige lenkt sie.

Schlank ist ihr Wuchs und fein ihr Laub,
Und keine Fruchtlast beugt sie;
Ihr Schmuck wird nicht des Winters Raub,
Von höherm Dasein zeugt sie.

Frei von dem lauten Weltgewühl
Den stillen Friedhof schmückt sie;
In ihrem Schatten ruht sich's kühl,
Den Blick vom Staub entrückt sie.

So ragt sie wie ein grüner Turm
Der Hoffnung in die Ferne —
Tief unter ihr nagt der Grabeswurm,
Hoch über ihr leuchten die Sterne."

Eine griechische Mythe berichtet über die Entstehung der Zypresse folgendes: Kyparissos war ein Sohn des Telephos. Er war ein Liebling des Sonnengottes Apollo, und als er sich eines zahmen Hirsches wegen, den er von diesem geschenkt erhalten hatte, und den er sehr liebte, aber unvorsichtigerweise erschossen hatte, das Leben nehmen wollte, verwandelte ihn der Gott in einen Zypressenbaum. Nach anderen war er ein Liebling des Waldgottes Silvanus, wurde unversehens getötet und in jenen Baum verwandelt. Daher trägt Silvanus häufig eine mit der Wurzel abgerissene Zypresse auf alten Abbildungen. Sie war aber auch Pluto, dem finsteren Gott der Unterwelt, heilig; bei den Opfern, die ihm bei Nachtzeit gebracht wurden, war der Priester mit

Zypreſſen bekränzt. Selbſt Amor ſchnitzte nach einer alten Sage, um den Schmerz der Liebe anzudeuten, ſeine Pfeile aus Zypreſſenholz. Im allgemeinen war die Zypreſſe den Griechen ein Baum der Trauer.

Aus ihrem Holz war das Zepter des Zeus angefertigt worden, um hierdurch zugleich anzuzeigen, daß er ein Herr über Leben und Tod ſei.

Auch in der Gegenwart ſteht die Zypreſſe als Trauerbaum bei den Türken in hoher Achtung. Bei den Begräbnisfeierlichkeiten ſelber findet ſie eine ausgedehnte Berückſichtigung. Nachdem die Gruft geſchloſſen, pflanzen die Leidtragenden Zypreſſenzweige zu beiden Seiten des Grabes ein. Gehen dieſelben an, ſo iſt dies ein Zeichen, daß der Verſtorbene in den Himmel eingegangen, wo nicht, daß er von den ſchwarzen Engeln gepeinigt wird.

Die türkiſchen Totenäcker, gewöhnlich groß und am äußerſten Ende der Städe angelegt, ſind meiſt mit hohen Zypreſſen bepflanzt und bilden häufig einen freundlichen Wald dieſer Bäume. Statt der maſſiven Steine, welche die Chriſten und Juden zur Bedeckung der Gräber wählen, bedienen ſich die Türken oft ſolcher Steine, welche an mehreren Stellen durchbrochen ſind, damit Zypreſſen und andere wohlriechende Geſträuche, welche unmittelbar über den Leichnam gepflanzt werden, durchwachſen können. Bisweilen legt man auf das Grab auch einen großen hohlen Stein, welcher die Geſtalt eines nicht bedeckten Grabes hat; man füllt denſelben mit guter Erde und pflanzt Gewächſe und Blumen hinein, die von der Familie des Toten ſorgſam gepflegt werden. Die Ehrfurcht, welche die Türken gegen ihre Toten hegen, geht ſo weit, daß die Totenäcker mehr noch als die Moſcheen ſelbſt Orte des Gebets und der religiöſen Sammlung ſind. Es gibt viele fromme Muſelmänner, welche keinen Tag verſtreichen laſſen, ohne auf dem Grabe ihrer Väter, Kinder, Verwandten oder Freunde zu beten. Man erblickt zu allen Stunden des Tages und ſelbſt der Nacht jemand, der an dieſem Aufenthaltsort des Friedens wohlriechende Pflanzen entweder begießt oder in die Erde ſteckt.

Bei uns iſt es der Zypreſſe im Winter im Freien zu kalt, ſie kann deshalb nur in Kübeln gezogen werden. Auf einem Pariſer Kirchhofe jedoch finden ſich einige Exemplare von ſtattlicher Größe. Beſonders verdient von der Zypreſſe noch das außerordentlich hohe Lebensalter, welches Jahrtauſende betragen kann, hervorgehoben zu werden. Einige Stämme haben wegen ihres Alters hiſtoriſche Berühmtheit erlangt. So ſteht z. B. eine Zypreſſe in der Lombardei, die bereits zur Zeit Julius Cäſars wegen ihres Alters berühmt war. Napoleon I. nahm auf ſie bei dem Bau der Simplonſtraße Rückſicht und ließ die Straße einen Umweg machen.

Die Zypreſſe.

Matt erſcheinſt du und heimwehkrank im Norden, Zypreſſe,
Und an die Gräber gepflanzt, zeigſt du erſterbend dich ſelbſt;
Doch in der helleren Luft des warmen Südens erhebt ſich
Kühn aufſteigend und ſtolzfeierlich deine Geſtalt.

Dort auf den Trümmern des Reichs der völkerbezwingenden Roma
Oder auf Gräbern dort ſchöner helleniſcher Kunſt
Stehſt du mit heiligem Ernſt und rauſcheſt erhabene Trauer
Um die vergangene Pracht allen Lebendigen zu.
Nicht mehr rieſelt die Quelle bei dir, um welche die Nymphen
Einſt zum gefälligen Tanz lachend ſich reichten den Arm;
Nicht mehr grünet der Raſen, auf dem in feiernder Ruhe
Weithin ſchallend und ſüß tönte die Flöte des Pan;
Nicht mehr ſteht dir zur Seite der heitere Tempel der Muſen,
Und ſtatt des frohen Geſangs ſchallet ein düſterer Chor
Weltentſagender Mönche dir zu aus finſterem Kloſter,
Und du höreſt ihn ſtill an mit erhabenem Ernſt.
Denn du gedenkeſt der Zeit des homeriſchen Sanges, und leiſe,
Wenn der Choral nun verklingt, rauſcheſt, Zypreſſe, auch du,
Und wehmütiger Duft ſtrömt langſam wallend im Rauſchen
Aus dem ambroſiſchen Haar weit in die ſonnige Luft.
Seltſam klingt dein rauſchender Ernſt dem horchenden Mönche,
Welcher das Kloſter verläßt, ſeltſam umweht ihn dein Duft,
Wie ein verlorener Hauch aus längſt erſtorbenen Zeiten,
Und er ſchauert und ſeufzt: „Alles iſt eitel dahier!“

Aus „Im Grünen“.

---

102. Die Nieswurz.

(Helleborus niger.)

Die Pflanze gehört zu den älteſten Heilkräutern; ſie hat ihren Namen von der Wurzel erhalten, welche, in pulveriſierter Form in die Naſe gebracht, heftiges Nieſen erregt. Wegen dieſer Eigenſchaft bildet die Wurzel noch jetzt einen Hauptbeſtandteil des Schneeberger Schnupftabaks. Zwei andere Benennungen der Pflanze, Schneerose und Chriſtblume, haben ihren Grund in der in die Weihnachtszeit fallenden Blütezeit. Ein alter Pflanzenkenner ſchreibt in ſeinem Buche, indem er auf die Ungläubigkeit gewiſſer Leute hindeutet, die nicht begreifen wollen, daß eine Pflanze auch zur Winterszeit blühen könne: „Chriſtwurtz hat ſeinen Namen darumb, daß ſeine Blüte, die gruen iſt, auf Chriſtnacht ſich aufthut und bluet, welches ich auch ſelbs wargenommen und geſehn, mag für ein geſpot haben wer da will“. Die Pflanze führte auch den Namen Wendewurz, weil ſie zur Zeit der Winterſonnenwende blüht.

Es kann nicht wundernehmen, daß dieſe Pflanze, die zu einer ſo heiligen Zeit blühte, ſelbſt für heilig gehalten wurde. Man legte ihr die Kraft bei, die böſen Geiſter zu bannen. Auch bei der furchtbaren Peſt ſuchte der Menſch bei dieſer Pflanze Hilfe. Man ſtach einem Peſtkranken die Peſtbeulen aus und ſteckte die Wurzel dieſer Pflanze in die Wunde.

Die Chriſtblume.

I.

Tochter des Waldes, du Lilien verwandte,
So lang' von mir geſuchte, unbekannte,
Im fremden Kirchhof, öd' und winterlich,
Zum erſten Male, o ſchöne, find' ich dich!

Von welcher Hand gepflegt du hier erblühteſt,
Ich weiß es nicht, noch weſſen Grab du hüteſt;
Iſt es ein Jüngling, ſo geſchah ihm Heil,
Iſt's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Im nächt'gen Hain, von Schneelicht überbreitet,
Wo fromm das Reh an dir vorüberweidet,
Bei der Kapelle, am kriſtallnen Teich,
Dort ſucht' ich deiner Heimat Zauberreich.

Schön biſt du, Kind des Mondes, nicht der Sonne!
Dir wäre tödlich anderer Blumen Wonne,
Dich nährt, den keuſchen Leib voll Reif und Duft,
Himmliſcher Kälte balſamſüße Luft.

Dich würden, mahnend an das heil'ge Leiden,
Fünf Purpurtropfen ſchön und einzig kleiden;
Doch kindlich zierſt du, um die Weihnachtszeit,
Lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Ed. Mörike.

II.

Die Weihnachtsroſe.

Eh' die Lerche ſang,
Iſt ſie wach ſchon lang',
In der ſchweigenden Welt,
Die der Winter umfangen hält,
Hebt ſie einſam ihr zartes Haupt.
Selber geht ſie dahin und ſchwindet,
Ehe der Lenz kommt und ſie findet,
Aber ſie hat ihn doch verkündet,
Als noch keiner an ihn geglaubt.

Joh. Trojan.

---

103. Das Schneeglöckchen.

(Galanthus nivalis.)

Wenn winterliches Stürmen noch die Welt bezwungen hält, und Schnee und Eis noch Berg und Tal bedecken, erhebt ſich im Walde und Garten als erſtes Zeichen des nahenden Frühlings das Schneeglöckchen und die ihr nahverwandte und ähnliche Frühlingsknotenblume (Leucoium vernum), die in Gegenden, wo das erſtere nicht vorkommt,

auch Schneeglöckchen genannt wird. Arme Kinder eilen dann hinaus und pflücken die Erstlinge des neuen Jahres, binden sie zu Sträußchen und tragen sie in die nahe Stadt zum Verkauf. Gern kauft sie der Städter; denn er freut sich, daß es schon im Walde blüht, und daß nach langem, bangem Warten der Frühling im Anzuge ist. Wegen der Blütezeit hieß die Pflanze im Mittelalter Hornungsblume, ein Name, der jetzt ganz verschwunden zu sein scheint. In der Schweiz nennt man sie auch Amselblümi; denn wenn sie blüht, läßt auch bald die Amsel ihren Schlag im Walde wieder hören. Nach der Dauer der Blütezeit bestimmen die Schweizer den Sommer: welken die Schneeglöckchen früh, so deutet das auf einen kurzen Sommer.

Über die Beziehungen des Schneeglöckchens zum Schnee weiß eine Sage der Oberpfalz folgendes zu erzählen:

Als der Herr alles erschaffen hatte, Gras und Kräuter und Blumen, und ihnen die schönen Farben gegeben, in denen sie prangen, machte er zuletzt auch den Schnee und sagte zu ihm: „Die Farbe kannst du dir selbst suchen, du frißt ja so alles!“ — Der Schnee ging also zum Gras und sagte: „Gib mir deine grüne Farbe!“ Er ging zur Rose und bat um ihr rotes Kleid, dann zum Veilchen und dann wieder zur Sonnenblume. Denn er war eitel und wollte einen schönen Rock haben. Aber Gras und Blumen lachten ihn aus und schickten ihn seines Weges. Da setzte er sich zum Schneeglöckchen und sagte betrübt: „Wenn mir niemand eine Farbe gibt, so ergeht es mir wie dem Winde, der nur darum so bös ist, weil man ihn nicht sieht.“ Da erbarmte sich das Blümchen und sprach bescheiden: „Wenn dir mein schlechtes Mäntelchen gefällt, magst du es nehmen.“ Und der Schnee nahm es und ist seitdem weiß; aber allen Blumen bleibt er feind, nur nicht dem Schneeglöckchen.

O. Dähnhardt, „Naturgeschichtl. Volksmärchen.“

Schneeglöckchen, einem Elfchen gleich mit dreifachem Silberflügel, wie steckst du so lauschend das Köpfchen aus dem noch farblosen Rasen und schaust, ob er komme, der Frühling, mit weckendem Kusse zur schlummernden Aue. Dich sandten die Schwestern voraus, die Töchter der Luft, um zu sehen, ob schon der Hain sich wieder geschmückt, sie zu empfangen und ihre Schleier zu tragen; ob von der Nymphe des Waldes auch schon der grüne Teppich auf die umschattete Wiese gebreitet zu ihren nächtlichen Reigen, und die Quelle des Tanzes taktvolle Weise wiederum murmele.

Noch gewahrst du von alledem wenig; denn es hatte der Lenz, bevor nicht der Winter besiegt, zum Schaffen und Schmücken nicht Zeit. Nun aber webt er geschäftig die Blätter und Blüten und spinnet die Halme; doch vor allem küßt er mit schmeichelndem Hauche dich, liebliches Kind, und säumt, zum Bannerträger dich weihend, dein schneeiges Kleidchen mit seinem süßesten Grün.

Sinnend blick' ich nieder zu dir und möchte dich fragen: Bist du auch jenes Frühlings Herold, der den Winter des Todes besiegt, und kannst du mir sagen, ob mein Geist so klar und leicht und fleckenlos dem Grab entsteigt, wie du der Erde Nacht, und ich den seligen Geistern dort willkommen bin, so wie du mir bist, holder Götterbote? Du lüftest statt der Antwort deine zarten Schwingen und zeigst den tiefen, grün umzogenen Kelch. — Ja, ich verstehe, du sagst: „Erhebe dich und hoffe!“

Pauline Klein.

Schneeglöckchen.

I.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: Heraus, heraus!
Heraus, ihr Schläfer in Flur und Heid',
Es ist nicht länger Schlafenszeit!
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald!
Die Blüten erwachen, sie kommen bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus —
Zum Weben und Leben heraus, heraus!
So läutet Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesamt aufgewacht;
Und läutet noch immer und schweiget nicht still,
Bis auch dein Herz erwachen will.
So öffne denn nun den engen Schrein,
Zeuch aus, in die ganze Welt hinein;
In das große, weite Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus,
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut.

G. Scheuerlin.

II.

Eh' noch erklang
Der Lerche Sang,
Noch eh' der Pflug aufreißt des Ackers Schollen,
Stehn sie schon auf;
Sie lockt's hinauf,
Die länger nicht geduldig warten wollen.

Erst eines wagt
Sich ganz verzagt
Ans Licht, die Gliederchen verschlafen reckend;
Gleich zeigen mehr
Sich ringsumher,
Das dunkle Beet mit blüh'nder Schrift bedeckend.

Rings alles still!
Wie lange will
Noch Baum und Strauch mit kahlen Zweigen trauern?
Der Wind nur weht
Rauh übers Beet,
Daß sie erschrocken sich zusammenkauern.

Wenn andre blühn
Aus vollem Grün,
Dann haben, ach, sie Abschied längst genommen.
Sie zeigen nur
Sich auf der Flur
Zu melden, daß die andern Blumen kommen.

Mag Winter auch
Mit eis'gem Hauch
Zurück sie weisen in das Reich des Toten:

Es trog uns nie
Der Lenz, der sie
Gesendet hat als seine ersten Boten.

So zart und klein,
So leuchtend rein
Stehn sie im Kleid, aus Licht und Schnee gewoben;
Verkündend laut
Dem, der sie schaut,
Der Erde Bündnis mit dem Himmel oben.

Joh. Trojan.

III.

Welch ein Wunder ist's, das ich seh'!
Was steht Reizendes hier im Schnee!
Aus den niederfallenden Flocken
Wurden liebliche Blütenglocken.

Joh. Trojan.

IV.

Auf den Fluren ausgebreitet
Leuchten noch des Winters Decken,
Und der Strahl der Sonne gleitet
Drüberhin, um aufzuwecken;
Da durchbricht die kalte Rinde
Schnell das übereil'ge Glöckchen.
O, verschont es, rauhe Winde,
Bettet weich es, duft'ge Flöckchen!

Erstlingsblümchen, sei willkommen!
Wirst den Frühling du bedeuten,
Bist du wohl so früh gekommen,
Um die Feier einzuläuten?
Hat man drum dich so geheißen,
Daß ein leises Lenzesklingen,
Wenn des Winters Bande reißen,
Sollte in die Seele bringen?

Künde nun auch mir den Frieden
Nach des Herzens Winterstürmen,
Daß ihm Ruhe sei beschieden,
Ob sich auch die Wolken türmen!
Wie der Sonne Strahl die Fluren
Wieder weckt zu neuem Leben,
Möchten so der Hoffnung Spuren
Mir auch Lebensnahrung geben.

K. Stelter.

---

104. Der Safran.

(Crocus.)

Der Safran, welcher erst durch die Kreuzfahrer im nördlichen Europa zu allgemeinerem Gebrauch gekommen ist, hat seinen Namen von dem arabischen Worte safara, gelb färben; die botanische Bezeichnung Crocus bezieht sich auf die fadenförmigen Narben (Kroke = Faden), die den gewürzigen, heilkräftigen, gelben Farbstoff enthalten. Der violette Frühlingssafran (C. vernus) gehört zu den ersten Frühlingsblumen

unſerer Gärten, der echte Safran (C. sativus) war eine ſehr geſchätzte Kulturpflanze der Alten, während in der Gegenwart der Gebrauch des Safrans durch andere Gewürze und Farben ſehr beſchränkt worden iſt.

Nächſt dem roten Purpur galt der gelbe Safran den Alten als die Farbe des Lichtes und der Majeſtät. Der Safran war die Lieblingsblume der Demeter, welche ſonſt keine Blumen liebte, weil ihre Lieblingstochter beim Blumenſammeln in die Unterwelt entführt worden war. Nach Homer trägt Eos, die Göttin der Morgenröte, ein ſafranfarbiges Gewand, und den Chriſten verſinnbildlichte der Safran in ſpäterer Zeit die Liebe Gottes. Den Römern war derſelbe als Würze faſt unentbehrlich; behaupteten ſie doch, er ſei das einzig wirklich gut riechende Ding. Der Kaiſer Heliogabal badete ſich nur in Teichen, deren Waſſer mit edlen Salben oder mit Safran gemiſcht war, und einſt lud er die vornehmſten Herren zu Gaſte und wies ihnen als Sitz ein Sofa an, welches mit Safran gepolſtert war. Aber nicht nur zu Parfüms und Salben benutzte man den Safran, ſondern man ſetzte ihn auch vielen Leckerbiſſen und Kuchenarten bei. Auch als Arznei diente er, und Plinius rühmt von ihm, daß nach ſeinem Genuſſe der Wein nicht trunken mache, und daß ein Kranz von ihm die Berauſchung verhindere.

Der Gebrauch des Safrans zur Würze der Speiſen und Backwerke hat das Mittelalter überdauert und ſich auf dem Lande noch hier und da erhalten. Ehemals war derſelbe ein ſehr teures Gewürz; denn erſt 20000 Narben liefern etwa 1 Pfund, und man ſah ſich deshalb nach Erſatzmitteln um. Ein ſolches lieferte eine lange Zeit hindurch der färbende Safflor (Carthamus tinctorius), welcher in Thüringen auf Feldern angebaut wurde.

Der Safran.

Krokus, Sproß des Morgenlandes,
Seltner Gaſt auf Schwabens Flur,
Zeugnis ewig jungen Frühlings
Und uralter Weltkultur:
Wo itzt Flocken niederwirbeln
Auf die wohldurchblümte Au',
Pflanzte einſt ihr Safrangärtlein
Eine kluge Römerfrau.

Saft dem Süpplein ihrer Küche,
Herzarznei für böſe Sucht,
Dunkler Locken Wohlgerüche
Zog ſie aus der edlen Frucht.
Und im Anhauch dieſer Blume
Schritt ſie, wenn der Frühling nah',
Opfernd zu dem Heiligtume
Der Diana Abnoba.

J. V. v. Scheffel.

---

105. Die Hyazinthe.

(Hyacinthus orientalis.)

Dieſe Pflanze weiſt mit ihrem Namen zurück in die Zeit, in der die Götter Griechenlands noch mit dem Menſchen in freundſchaftlichem Verkehr lebten. Die Sage erzählt, daß der lichte Sonnengott Apollo mit dem tugendhaften und reizenden Königsſohn Hyacinthos ein inniges Freundſchaftsbündnis geſchloſſen hatte. Oft ließ ſich Apollo mit dem

Jüngling in gymnaſtiſche Spiele ein, aber einſt, als ſie im Diskuswerfen ſich übten, trieb der neidiſche Zephyros, der den Jüngling ebenfalls liebte und ſich für ſeine Verſchmähung rächen wollte, die geſchleuderte Wurfſcheibe ſo, daß ſie zurück und dem Unglücklichen auf den Scheitel fiel und ihn erſchlug. Unendlich war des Gottes Schmerz, und laut ſtrömten ſeine Klagen. Um doch einigen Troſt zu haben, gab er einen Beweis ſeiner Wunderkraft. Denn:

„Siehe, das Blut, das ſtrömend des Erdreichs Kräuter gefleckt,
Endiget Blut zu ſein; voll Glanz, wie ſyriſcher Purpur,
Hebt ſich die Blum' und empfängt Geſtalt, gleich Lilien, wenn nicht
Rötelnde Bläue die ein', und die andre Silber gefärbet.
Nicht genügt es dem Phöbus; denn der war Stifter der Ehre.
Selbſt mit eigenem Wehe beſchrieb er die Blätter, und AI AI
Sagt dem Griechen die Schrift, und es klagt auf der Blume der Buchſtab'."

Das in dieſen Hexametern gebrauchte AI war bei den Griechen ein Ausdruck des Schmerzes.

Auch mit dem berühmten Helden Aias wird unſere Blume (von anderen jedoch der Ritterſporn, vgl. dieſen) in der griechiſchen Sage in Beziehung gebracht. Aias oder Ajax, Sohn des Telamon, Königs der Inſel Salamis bei Attika, war vor Troja der Schönſte und Tapferſte der Griechen nächſt Achilles. Den Hektor verwundete er durch einen Steinwurf, und viele Feinde ſanken vor ſeinem mächtigen Arm im Kampfe bei den Verſchanzungen und Schiffen. Nach Achilles' Tode ſtritt er ſich mit Odyſſeus um die Waffen des Helden, und als ſie dem letzteren zugeſprochen wurden, ward er ſo raſend, daß er ſich im Wahnſinn ſelbſt tötete, und

„— — — das Land, von dem Morde gerötet,
Zeugt aus grünendem Raſen die purpurnfarbene Blume,
Die dir früher entkeimt', öbaliſcher Knab', Hyacinthos.
Eine gemeinſame Schrift, dem Knaben ſowohl wie dem Manne,
Ward auf die Blätter geprägt; ihn nennet ſie, jenen beklagt ſie."

Dieſer Trauerzüge wegen war die Hyazinthe den Alten eine Blume der Klage, der Trauer und des Todes; doch erhellt auch aus mehreren auf uns gekommenen Berichten, daß ſich die jungen Griechinnen am Vermählungstage einer ihrer früheren Geſpielinnen mit Hyazinthenkränzen das Haar ſchmückten.

Die Heimat der Hyazinthe iſt der Orient; im Laufe der Zeit iſt ſie von Oſten nach Weſten gewandert. In der Türkei erfreute ſie ſich einer großen Beliebtheit, beſonders in den koſtbaren Gärten des Serails entfaltete ſie eine ſeltene Pracht und Schönheit. Im 16. Jahrhundert ſoll ſie von Bagdad über Konſtantinopel nach Italien gekommen ſein. Von hier wurde ſie nach Deutſchland eingeführt. Die großartigſte Kultur fand die Hyazinthe in Holland, nachdem die krankhafte Begeiſterung für die Tulpe ſich etwas gelegt hatte. Im Anfang des 18. Jahrhunderts entſtand in Holland eine förmliche Sucht nach Erzeugung neuer Hya-

zinthenarten. Die seltensten Exemplare wurden unglaublich hoch bezahlt; eine Sorte z. B. mit 4900 Gulden. Hatte man in einem Orte das Glück gehabt, eine neue Art erzeugt zu haben, so wurden die Bewohner der Umgegend zu einem Feste eingeladen, wobei der neuen Hyazinthe der Name gegeben wurde. Bekam die Blume den Namen von einer berühmten oder gar fürstlichen Person, so war das Fest mit entsprechender Pracht ausgestattet. Diese Begeisterung für die Blume ist in Holland mit der Zeit geringer geworden, aber trotzdem ist die Hyazinthenkultur der Stadt Haarlem noch immer in großem Ruf und Flor.

Auch in Berlin wurde die Kultur dieser Blume im 18. Jahrhundert stark betrieben. Vorzugsweise die Südostseite unserer Residenz eignet sich zur Anpflanzung von Hyazinthen, da sich hier leichter Sandboden mit feuchtem Untergrunde befindet. Im Jahre 1839 hatte ein Tulpen- und Hyazinthenhändler in Berlin 2000 □ Ruten mit diesen Blumen bepflanzt, an Hyacinthen besaß er 2 Millionen Stück. Zur Frühlingszeit war es bei hoch und niedrig Sitte, in die Hyazinthenfelder zu fahren oder zu gehen, um die Farbenpracht und den Duft zu genießen und zu bewundern. Doch auch die Blumen sind dem Tyrannen der Mode unterworfen. Plötzlich ließ in Berlin die Begeisterung für die Hyazinthe nach; man fand die eben bewunderten Felder eintönig und langweilig.

In Frankreich zog man die Hyazinthe als Wasserblume, indem man die Zwiebel in besondere Gläser mit Wasser tat, so daß die Wurzelfäden in das Wasser tauchten. Sie erhielt hiervon den poetischen Namen „über den Wassern schwebender Geist“. Man sieht diese Hyazinthengläser auch bei uns.

Die Hyazinthe.

Schlank auf schlankem Blütenstengel
Ragst du in die Maienluft,
Mit den Tinten ohne Mängel,
Mit dem wonnevollen Duft.

Wie so lieblich deine Kelche
Sich zur Blütentraube reih'n!
Von den andern Blumen, welche
Kann den Anblick uns verleih'n?

Wohl an Duft narkotisch feiner,
Üppiger auch, das geb' ich zu,
Aber zarter ist und reiner
Keine Blume als wie du.

J. N. Vogl.

---

106. Die Narzisse.

(Narcissus poëticus.)

Die Narzisse ist der griechischen Sage nach aus Narzissus, dem Sohne des Cephisus und der Meernymphe Liriope, entstanden. Derselbe war ein herrlicher, blühender Jüngling, und ihm war geweissagt, er würde ein hohes Alter erreichen, wenn er sich nicht selbst kennen lerne. Auf seinen Wanderungen kam er auch in einen einsamen Wald, rings

von hohen Felsen umgeben. Hier trauerte die Nymphe Echo; sie, einst die lieblichste und heiterste aller Bergnymphen, weilte hier in freudenloser Einsamkeit, weil sie einst den Zorn der Juno erregt. Als sie des bildschönen Jünglings ansichtig wurde, entbrannte ihr Herz, und sie bat den Narzissus, bei ihr zu bleiben. Doch ihre Bitte fand kein Gehör; im fröhlichen Übermut spottete Narzissus ihrer und zog weiter. Da rief sie zu den Göttern und bat um Vergeltung. Und die Götter erhörten ihr Flehen; als Narzissus aus einer Quelle trinken wollte, schaute er zum erstenmal sein eigenes Bild und ward von solcher Leidenschaft zu sich ergriffen, daß er sich in Liebesgram verzehrte.

Selbst sich staunet er an und starrt mit dem nämlichen Blicke,
Nimmer verrückt, wie ein Bildnis geformt aus parischem Marmor,
Alles bewundert er, was an ihm selbst der Bewunderung wert ist.
(Ovid.)

Er siechte und welkte dahin wie eine Blume. Aus Mitleid ließen ihn die Götter nicht ganz vergehen, sondern verwandelten ihn in die Narzisse.

Die Narzisse ist die eigentliche Totenblume der Griechen. Noch heute werden Tote und Grabmäler damit geschmückt. In der alten Mythologie wird sie öfters erwähnt: Pluto, der Gott der Unterwelt, trug sie, und die Furien, die Göttinnen der Rache und Vergeltung, flochten ihre Kränze aus ihr. Mit Narzissen spielte Proserpina, als Pluto sie in die Unterwelt raubte, und Narzissen sammelte Europa, als Zeus sich ihr in Gestalt eines weißen Stieres näherte und sie dann nach Kreta entführte. Der Name narcissus ist abgeleitet vom griechischen narkao, ich betäube. Der Duft der Pflanze verursacht Kopfschmerz.

Abweichend von der oben mitgeteilten Sage berichtet eine andere, daß Narzissus eine ihm so ähnliche Zwillingsschwester hatte, daß beide nicht zu unterscheiden waren, um so mehr, da sie sich ebenso wie er kleidete und die Jagd zu ihrer Lieblingsbeschäftigung machte. Er liebte sie mit der innigsten Zärtlichkeit; aber sie starb, und nun ging er oft zu einer Quelle, um im Anschauen seines eigenen Bildes Beruhigung seiner Leiden zu finden. Allein er fühlte den Verlust nur desto stärker, und in einem Augenblicke dumpfer Verzweiflung stürzte er sich in das Wasser, in die Arme des geliebten Bildes.

In Montreux, dem bekannten Kurort am Genfer See, bezeichnet das berühmte „Fest der Narzissen“ den Höhepunkt der Frühlingswonne. Gegen Mitte Mai tritt auf den bisher mit Blumen in allen Farben prangenden grünen Wiesen das Weiß immer mehr hervor; von ferne gesehen könnte man es für frisch gefallenen Schnee halten, wäre nicht der süße Duft, der uns die süße Narzisse verrät. Von Mitte Mai bis Mitte Juni sieht man Narzissen überall, in jedem Hause, an jedem Fenster. Man begegnet ihnen auf Schritt und Tritt, ihr berauschender Geruch erfüllt die Luft, und der Boden ist oft buchstäblich von ihnen bedeckt. Ganze Karawanen ziehen hinauf auf die Berge und bringen abends die Blumen garbenweis zu Tal. Die Narzisse ist in der Tat die Blume von Montreux, und als es sich darum handelte, ein Frühlings-

feſt zu feiern, war der Name „Feſt der Narziſſen“ ſogleich in aller Munde. Im Mai 1897 wurde es zum erſtenmal begangen. Den Verlauf desſelben im Park von Montreux ſchildert P. O. Höcker im „Daheim“ in folgender Weiſe: Für die großen Ballettaufführungen wird den ganzen Winter hindurch in den Sing- und Turnſtunden der Schuljugend gearbeitet. Nach einem rauſchenden Orcheſtervorſpiel überfluten weiße Pierrots und Pierrets — Schneeflocken ſymboliſierend — in munteren Reigen die ſonnige Szenerie. Auf prunkvollem Wagen, mit Blumen überſchüttet, naht die Fee, „der Frühling“. Chöre, von den die Lenzboten darſtellenden Schulkindern geſungen, erklingen. Ein wechſelvolles Spiel entſpinnt ſich zwiſchen den graziöſen Darſtellerinnen der Schwalben, die von den Geſtaden des blauen Sees an Stelle der Möwen, der winterlichen Alleinherrſcher am Strande, Beſitz ergreifen. Man feiert Winters Ende, den poſſierlichen Hintritt des ſchmelzenden Schneemanns. Und dann beginnen die reizenden Balletts und Reigen der verſchiedenen Blumengruppen in der Reihenfolge, in der ihre duftenden Originale droben auf den bunten Hängen zu lenzlichem Leben erblühten, bis Prinz Narziß die Herrſchaft über das Seegeſtade antritt und die putzige Huldigung all der zierlichen Puppen und Marionetten in Marquiſentracht entgegennimmt. Wer einmal das „Narziſſenfeſt“ miterlebt hat, der wird die Erinnerung daran ſeinen liebſten und ſchönſten beigeſellen.

---

107. Die Tulpe.

(Tulipa Gesneriana.)

Der Name dieſer ſtolzen Blume hängt zuſammen mit dem perſiſchen dulbend, worunter in Perſien ein buntes Tuch verſtanden wird, welches als Bedeckung um den Kopf geſchlungen und von uns Turban genannt wird. Wegen der Ähnlichkeit unſerer Blume mit einem ſolchen Dulbend bekam ſie den Namen Tulipane, woraus ſpäter Tulpe entſtanden iſt. Es iſt eine eigene Erſcheinung, daß dieſer ſtolzen, ſchönen Blume in der Mythologie nirgend Erwähnung geſchieht.

Aus ihrer Heimat Perſien erſchien die Tulpe im 15. Jahrhundert in der Türkei, wo ſie bald ſehr beliebt war, ſo daß man in Konſtantinopel in den koſtbaren Gärten des Sultans eigene Tulpenfeſte feierte. Im Jahre 1559 kam die erſte Tulpe nach Deutſchland. Sie wurde von dem Geſandten des Kaiſers Ferdinand I. am türkiſchen Hofe nach Augsburg geſchickt; 1565 blühten Tulpen als große Seltenheit in den Gärten der reichen Fugger. Überall, wohin die Tulpe kam, erwarb ſie ſich die Zuneigung der Menſchen. Ganz beſonderes Aufſehen erregte ſie in Holland, wohin ſie zu Anfang des 17. Jahrhunderts gekommen war. Sie wurde hier ein Gegenſtand wahnſinniger Spekulation und übte einen ſolchen Einfluß auf das menſchliche Gemüt aus, wie bisher noch keine andere Blume.

Der Holländer machte als geborener Kaufmann den Blumen-

handel zum Gegenstand großer Geschäfte. Das ganze Volk wurde von einem förmlichen Tulpenfieber ergriffen. Begünstigt wurde dies durch den Umstand, daß der Boden in Holland sich ausnehmend gut zur Tulpenzucht eignete. Eine gewaltige Menge von Tulpenzwiebeln wurde auf den überall angelegten Tulpenfeldern erzeugt und in den Handel gebracht. Doch dieser reelle Handel artete bald in einen förmlichen Tulpenschwindel aus. Die Hauptsache wurden bald nur die selteneren Tulpenarten, und alles bemühte sich, solche zu züchten und in den Handel zu bringen. Viele, die eine seltene Zwiebel kaufen wollten, bekamen anstatt der Zwiebel nur eine Bescheinigung darüber, daß sie den Kontrakt für eine solche abgeschlossen hätten. Diese Bescheinigung wurde dann wieder, womöglich zu höherem Preise, verkauft, auf welche Weise sich die Summe oft ins Unglaubliche steigerte. Der Hauptschwindel bestand darin, daß die angeblich gekaufte oder verkaufte Tulpenzwiebel gar nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der Einbildung existierte. Auf soche unlautere Weise war es möglich, daß einige Personen im Umsehen reich wurden. Alle Stände waren von der Sucht, Tulpenzwiebeln zu ziehen, um schnell reich zu werden, ergriffen. Jeder hatte in seinem Zimmer eine Tulpentreiberei angelegt. Für den Handel mit Tulpenzwiebeln hatte man besondere Markttage festgesetzt. Wie auf einer Börse versammelten sich in buntem Gemisch an diesen Tagen an bestimmten Plätzen die Tulpenhändler, Kaufherren, Grafen, Damen, Handwerker, Bauern, Schiffer, Tagelöhner, Näherinnen, Dienstboten und Kinder, und kauften und verkauften Tulpenzwiebeln. Fehlte jemandem das Geld zum Kaufen, so trieb man Tauschhandel. Kleidungsstücke, Schmucksachen, Häuser, Äcker, Viehherden u. a. wurden gegen schöne Zwiebeln gern eingetauscht. Die Preise der besseren Arten waren unglaublich. So zahlte man für eine Zwiebel „Semper Augustus“ 13000 Gulden. Für eine andere Zwiebel verpflichtete sich jemand folgendes zu liefern: 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 Ferkel, 12 Schafe, 2 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Achtguldenbier, 2 Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, ein Bündel Kleider und einen silbernen Becher.

Mancherlei Anekdoten sind aus jenen Tagen überliefert. Ein Amsterdamer Kaufmann hatte eine Tulpenzwiebel um 500 Gulden gekauft. Noch lag der unscheinbare Schatz auf dem Tisch, als ein Matrose ins Zimmer trat und eine Botschaft überbrachte. Der Kaufmann ließ ihm eine Kanne Bier und einen Hering vorsetzen, und unvermerkt griff der Bote auch nach der Zwiebel, schälte und aß sie — ein Frühstück, das dem Wirte mehr kostete, als wenn er durch den Koch des Prinzen von Oranien ihm ein Ehrenmahl hätte rüsten lassen. — Ein englischer Naturforscher steckte in einem Garten in Holland ein paar Zwiebeln zu sich, um die schädliche Wirksamkeit der sogenannten Tulpenfliege zu untersuchen, wurde aber des Diebstahls bezichtigt und sollte einen Schadenersatz leisten, als wenn er sich in einer fürstlichen Schatzkammer einen kühnen Griff erlaubt hätte.

Unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß sich die Tulpe auch auf dem Gebiete der Industrie Geltung verschaffte. Alle Stoffe,

beſonders die Brabanter Spitzen, mußten mit Tulpenmuſtern verſehen ſein, wenn man gute Geſchäfte damit machen wollte. Selbſt auf den Bildern der berühmten holländiſchen Maler des 17. Jahrhunderts durfte die Tulpe nicht fehlen.

Doch es war nicht möglich, daß ſolcher Schwindel ſich auf die Dauer halten konnte. Um den vielen bei ſolcher Wirtſchaft unausbleiblichen Streitigkeiten und Klägereien vorzubeugen, erſchien ein Geſetz, daß Tulpenverträge ebenſo eingehalten werden ſollten wie ein anderes Geſchäft. Dazu kam noch die Beſtimmung, daß Tulpenſchulden nicht eingeklagt werden konnten. Beide Maßregeln verfehlten ihre Wirkung nicht. Ebenſo ſchnell wie die Tulpe geſtiegen war, ſank ſie auch von ihrer ſtolzen Höhe. Doch hat ſich die Tulpenzucht im großen beſonders in Haarlem erhalten, und noch jetzt kommen jährlich eine Menge Zwiebeln von dort in den Handel.

Die Tulpe.

Andre mögen andre loben,
Mir behagt dein reich Gewand,
Durch ſein eigen Lieb erhoben,
Pflückt dich eines Dichters Hand.
In des Regenbogens ſieben
Farben wardſt du eingeweiht,
Und wir ſehen, was wir lieben,
An dir zu derſelben Zeit.

Als mit ihrem Zauberſtabe
Flora dich entſtehen ließ,
Gintе ſie des Duftes Gabe
Deinem hellen, bunten Vlies.
Doch die Blumen all', die frohen,
Standen nun voll Kummer da,
Als die Erde deinen hohen
Doppelzauber werden ſah.

„Göttin, o zerſtör' uns wieder,
Denn wer blickt uns nun noch an?"
Sprach die Roſe, ſprach der Flieder,
Sprach der nied're Thymian.
Flora kam, um auszuſaugen
Deinen Blättern ihren Duft.
Du erfreuſt, ſie ſagt's, die Augen,
Sie erfreu'n die trunk'ne Luft.

Aug. v. Platen.

Von einer Tulpenzwiebel.

Haarlems glückſeligſter Bürger iſt
Van Hoek, der göttliche Blumiſt.
Dort ſteht er, die Zwiebel in der Hand,
O ſeht, wie ſein Aug' in Wonne ſchwand!
Nicht hat er vor Jahren die ſchmucke Braut
So zärtlich, ſo ſorglich angeſchaut.
Scharf bläſt der Wind von den Dünen.

„O Semper Auguſtus, Tulpenfürſt,
O Wonne, wenn dein Inkognito birſt,
Du aufſteigſt in deiner Herrlichkeit
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher ſprießt,
Dein Haupt in Anmut königlich grüßt
Im Lächeln der Frühlingsſonne!

Um dich beut der Brite tauſend Mark,
Und böt' auch der Doge die goldene Bark',
Vom Dogen zum Sultan, zum Mogul umher,
Ihr findet den Semper Auguſtus nicht mehr.
O Glück! mir liegt's in der Hand, was ihr ſucht,
Von Peking, bis wo in Haarlems Bucht
Der Wind ſcharf bläſt in den Dünen.

O Blumenmonarch, dein Vaſall bin ich!
Dein erſter Gnadenblick fällt auf mich,
Und künd' ich, dein Herold, der Huldigung Zeit,
Stehn alle vereinigt, wie zaubergefeit.
Ach, noch iſt's nicht Zeit; doch Geduld, Geduld!
Bald ſchimmert der Tag voll Glanz und Huld
Im Lächeln der Frühlingsſonne!" —

Er bettet die Zwiebel ans Fenſter ſo lind,
Als wär's ihm ein lieb, ein kränkelnd Kind;
Er faßt ſie ſo zart, ſo ehrfurchtsſcheu,
Als ob's der Prinz von Orange ſei.
Nun muß er fort zum Hafen in Haſt,
Ein Blick noch, dann Pelz und Muff erfaßt!
Scharf bläſt der Wind von den Dünen. —

„Van Hoek nicht daheim?" ein Seemann fragt;
„Doch kehrt er bald", antwortet die Magd,
„Weißbrots ein Stück, ein Kännlein Bier
Verkürze Mynheern das Warten hier."
Er denkt: „Das kommt zu rechter Zeit,
Solch Trank erwärmt trotz wollenem Kleid.
Scharf bläſt der Wind von den Dünen.

Nur eins fehlt, Preis dem Seemannsſinn,
Du Zwiebel, duftende Negerin,
Braunhäutige, wie die Hindumaid,
Durchſichtige, wie das Kaffernkleid!
Zu Tränen zwingſt du mein alt Geſicht,
Als ſäh's noch der Liebſten ins Augenlicht,
Beim Lächeln der Frühlingsſonne.

Hoiho, da liegſt du am Fenſterrand,
Verlaſſen, wie Seemanns Witwe am Strand!
Willkommen, du Holde, dein Herzblut her!"
Da gibt's keinen Semper Auguſtus mehr!
Verſchlungen! Doch flau des Mörders Blick,
Der erſt noch gejubelt, geleuchtet vor Glück,
Wie Lächeln der Frühlingsſonne.

„Ade, du Magd, grüß deinen Herrn,
Den wackeren Mann, der Blumiſten Stern,
Doch Zwiebelzucht verſteht er kaum,
Gewächs iſt das für Mädchens Gaum;
Kein ſcharfer Duft, der das Auge beizt
Und Seemanns Herz und Zunge reizt,
Weht ſcharf der Wind von den Dünen."—

Van Hoek ſeither den Schlaf nicht kannt',
Ein Geiſt allnächtig am Bett ihm ſtand,
Aufſteigend in fürſtlicher Herrlichkeit,
Im Silberbrokat, im Scharlachkleid,
Im Goldturban, dran der Reiher ſprießt,
Sein Haupt in Anmut königlich grüßt,
Wie Lächeln der Frühlingsſonne.

Euch, Kinder der Sonne, o Tulpen ihr,
Euch ſang ich dies Lied im Lenzrevier,
Wie Ahnenlieder man Kindern ſingt
Und Tat und Gefahr der Vorzeit jüngt.
Der Rieſ' iſt tot, der die Kinder frißt,
Drum fürchtet euch nicht, und gaukelt und ſprießt
Im Lächeln der Frühlingsſonne.

A. Grün.

---

108. Die Kaiſerkrone.

(Fritillaria imperialis.)

Der Name **Kaiſerkrone** deutet auf den Blütenſtand, es iſt eine Kronenblume; die ſchönen Blüten hängen unter einem Büſchel, einer Krone von Blättern am oberen Ende des Stengels.

Die Heimat der Pflanze iſt Perſien; in Paläſtina kommt ſie häufig

vor, und die „Lilie des Feldes“, gegen die Salomos Herrlichkeit nichts ist, soll nach einigen die Kaiserkrone sein. Vom Orient ist sie 1570 über Konstantinopel nach Deutschland gekommen, um sehr bald der allgemeine Liebling zu werden. Am 5. April 1576 kamen die ersten Blüten der Kaiserkrone in der Hofburg zu Wien zur Blüte. In keinem größeren Garten durfte sie fehlen; es herrschte ein förmlicher Wetteifer in der Zucht der Blume, bei der es galt, möglichst viele Blütenglocken an einem Stengel zu erzeugen. Es gab Prachtexemplare mit 40, 50, sogar mit 70 Blüten.

Die niederhängenden Blüten, welche am Grunde zierliche, wie Perlen aussehende Honigbehältnisse haben, aus denen der Blumensaft so reichlich herabfließt, daß er bei der geringsten Erschütterung herabträufelt, haben Veranlassung zu der folgenden Legende gegeben:

Herrlich prangte die Kaiserkrone im Paradiese, mit ihren aufgerichteten Glocken stand sie da als die schönste der Blumen, von allen übrigen bewundert und beneidet. In eitler und stolzer Selbstüberhebung schaute sie bald verächtlich auf die anderen Kräuter und Blumen herab und übermütig zum Herrn hinauf. Zur Strafe ihres Hochmutes kehrte Gott die Glocken um. Seitdem beweint sie mit den hellen, schweren Tränen im Kelche der Blüten ihre Sünde, still hoffend, daß, wenn dieselbe einst gesühnt, sie dereinst wieder mit hellen Augen wird zum Himmel emporschauen dürfen.

Der Dichter weiß noch eine andere Deutung der herabhängenden Glocken zu geben:

Frühlingsbotin, Kaiserkrone,
Lilie des Morgenlands,
Schöner als auf Salems Throne
Salomo in seinem Glanz:

Warum mit gesenktem Haupte
Seh' ich immerdar dich stehn,
Der der eigne Wert erlaubte,
Fürstlich frei umherzusehn?

Weil du fragst, will ich dir sagen:
Zeiten sah ich ehedem,
Wie ich hoch das Haupt getragen,
Prunkend mit dem Diadem.

Auf des Ölbergs heiterm Gipfel
Hatt' ich mich zur Schau gestellt;
Unter mir die höchsten Wipfel,
Blickt' ich über Tal und Feld.

Osternacht! im Schmuck der Palmen
Nah'n die Pilgerzüge schon,
Und im Lob der Davidspsalmen
Zieht herauf der Davidssohn.

Ja, ich sah den Herrn des Himmels,
Seine heil'ge Hochgestalt
Von des freudigen Gewimmels
Hosiannaruf umwallt.

Aber hingebückt im Leide
Stand er über Josaphat,
Sehnlich seine Arme beide
Streckend nach der Davidsstadt.

„Die du tötest die Propheten,
Zion, dir zum Heil gesandt,
Weigerst in den höchsten Nöten
Dich der letzten Retterhand.

O wie oft rief ich die Deinen
Unter meiner Liebe Schild,
Wie die Henne ihre Kleinen
Mit dem Fittich warm umhüllt!

Zion, wenn du dich besänneſt,
Wer in Gnaden zu dir kommt!
Aber ach, du Stolze kenneſt
Nicht, was deinem Frieden frommt!

Und ich seh' die Adler fliegen,
Das geschmückte Opfer fällt,
Deine starken Mauern liegen,
Und dein holder Bau zerschellt!"

Sprach's, und vor ihm hingegossen,
Wagt' ich aufzuschauen nicht;
Doch ich fühlt' es, Tränen flossen
Von des Richters Angesicht.

Und sie alle sind gesunken
Hell und heiß in meinen Schoß;
Seit ich diese Tränen trunken,
Acht' ich andres nicht mehr groß.

Meine Kronen senkt' ich nieder
In des Busens stillen Schrein,
Dieses einen Schatzes Hüter
Und sonst weiter nichts zu sein.

Ferd. Bäßler.

Eine sinnige Deutung der schimmernden „Tränen" im Grunde der Glocken gibt auch eine Dichterin in folgendem Gedichte:

Kind.

Liebe Mutter, Kaiserkrönchen
Blüht so hold, so schön,
Sag', warum die vielen Tränen,
Die darinnen stehn?

Mutter.

Hast du nicht umhergesehen
Auf der Blumenau'?
Sieh, in jedem Kelche stehen
Helle Tropfen Tau.

Kind.

Ja, ich sah's, doch schnell vergehen
Sie im Sonnenglanz;
Aber diese Tropfen stehen
Immer schön und ganz.

Mutter.

Jene blühen frei im süßen
Hellen Sonnenschein,
Doch kein Strahl darf diese küssen,
Müssen stets verborgen sein.

Kind:

Stets verborgen? Liebe Mutter,
Nimm die Blume mit!
Will sie leis nach Hause tragen,
Sorgsam Schritt vor Schritt.

Was du mir dabei gelehret,
Will ich denken spät und früh;
Kronen schützen nicht vor Tränen,
Aber sie verbergen sie.

Agnes Franz.

---

109. Das Veilchen.

(Viola odorata.)

Das Eis zergeht, der Schnee zerrinnt,
Dann grünt es über ein Veilchen,
Und leise singt der laue Wind:
„Wacht auf, wacht auf, ihr Veilchen!"

E. Geibel.

Das Veilchen ist der Bote des deutschen Frühlings; nach altem Glauben sprießen unter den Tritten der Frühlingsgöttin, wenn sie über die Erde dahinschreitet, die ersten Veilchen auf. Sein frühes Blühen an heimlich-trauten Plätzen und sein wonnevoller Duft, der wie eine Vorahnung von all der späteren Pracht und Herrlichkeit des Lenzes nach trüben Wintermonden uns entzückt, machten es früh zum Liebling aller, und sein Standort in stiller Zurückgezogenheit und Verborgenheit ließ es als ein treffendes Symbol der Bescheidenheit und Demut erscheinen.

Sein Name: das Veil, in der Diminutivform Veilchen, die in der Gegenwart nur allgemein gebräuchlich, hat ſich aus dem Mittelhochdeutſchen: der viol entwickelt und iſt gleichbedeutend mit dem lateiniſchen viola. In alten Schriften heißt es, der Name viola komme von via her und bedeute Wegſeite, da das Veilchen auch ungeſehen den Wanderer mit ſeinem Dufte begrüßt. Bei den alten Perſern hatte es den ſchönen, bezeichnenden Namen Roſenprophet, weil es gleichſam der Roſe den Weg bahne.

Die alten Griechen liebten und pflegten das Veilchen ſehr, es war ihnen ein Sinnbild der jährlich wiederauflebenden Erde. In großer Menge wurde es in Athen zum Kauf ausgeboten, und die Stadt ſelbſt hieß nach ihm die „veilchenbekränzte". Die Bacchantinnen ſchmückten die in einen Fichtenzapfen auslaufenden, mit Efeu und Weinlaub umwundenen Thyrſosſtäbe mit demſelben, und ebenſo wurden die Bilder der Hausgötter mit Veilchen geziert.

Seinen Urſprung leiteten ſie von den Göttern her. Einſt pflückte Proſerpina, die Tochter der Ceres und des Zeus, in einem lieblichen Tale Blumen; zu ihrer Freude hatte der Vater der Menſchen und Tiere Narziſſen und Veilchen hervorſprießen laſſen. Plötzlich erbebte die Erde. Pluto, der Gott der Unterwelt, erſchien und raubte die liebliche Jungfrau, um dieſe in ſein ödes Schattenreich zu führen. Erſchrocken ließ ſie die duftenden Veilchen zur Erde fallen, wo ſie wieder Wurzel faßten und weiter wuchſen. Sie ſind die Stammeltern aller Veilchen; dieſelben waren den Griechen deshalb und wegen des dunklen Gewandes ihrer Blüten die Pflanze der Trauer und des Todes; mit ihnen ſchmückten ſie Sarg und Grabhügel, eine Sitte, die ſich bis in die Gegenwart erhalten hat.

Eine andere Mythe berichtet: Apollo, der leuchtende Sonnengott, verfolgte einſt mit ſeinen heißen Strahlen eine der ſchönen Töchter des Atlas, der zur Strafe für ſeine Teilnahme an dem Sturm der Titanen auf dem Olymp das Himmelsgewölbe tragen mußte. Um ſich vor ihm zu retten und dem Verderben zu entrinnen, flehte die Verfolgte in ihrer Angſt zum himmelbeherrſchenden Zeus und bat ihn um Schutz und Rettung. Dieſer lieh der Bedrängten gern und willig ſein Ohr, verwandelte die anmutige Jungfrau in das liebliche Veilchen und führte es in den lichten Halbſchatten des Waldes, wo es nun im Verborgenen weiter blüht und dem hohen Göttervater in ſeinen heiligen Eichenhainen die Rettung lohnt durch dankbare Opferdüfte.

Nach einer orientaliſchen Sage iſt das Veilchen durch Adam entſtanden. Einſt ſei Adam auf den nach ihm benannten Berge Ceylons niedergefallen und habe Tränen der bitterſten Reue geweint. Aus dieſen Tränen entſtanden die Bäume Indiens. Nachdem Adam hier hundert Jahre in tiefem Schmerz verlebt, ſandte ihm der Herr den Engel Gabriel, damit er ihm Gnade und Vergebung verkünde. Selig erhob Adam ſein Antlitz mit dankendem Blick zum Herrn empor, doch beugte er bald wieder ſein Haupt und weinte Tränen der Freude und Demut. Aus ihnen ſproßten die duftenden Blumen hervor, vor allen das Veilchen.

In früherer Zeit galt das Veilchen im allgemeinen Sinne als eine Wunderblume, es sollte geheimnisvolle Kraft besitzen, verborgene Schätze anzeigen und seine Finder in seltenster Weise beglücken. So nimmt es in einer altwendischen Sage eine gar liebliche Stellung ein. Der böse Gott der Wenden, der finstere Zernebogh, besaß eine prächtige Burg, auf welcher er thronte. Doch die christlichen Sendboten vernichteten seine Macht, seine Burg ward in einen Felsen verwandelt, seine schöne Tochter in ein Veilchen, das nur alle hundert Jahre blühen darf. Wer aber dann das Glück hat, dieses Veilchen zu pflücken, der gewinnt dadurch die schönste und reichste Tochter des Landes und ist in seinem ganzen Leben ein glücklicher Mann.

Im Mittelalter war es in Süddeutschland ein Jubeltag, an dem das erste Veilchen gefunden wurde. Auf grünem Wiesenplan band man es an eine Stange und richtete es auf zum Verkünder des angekommenen Lenzes. Jung und alt versammelte sich um dieses frohe Merkzeichen und feierte den Tag unter Spiel und Tanz; allen lachte die herzliche Freude aus den Blicken, aus der engen und dumpfen Stube des Winters zum erstenmal wieder in der freien Gottesnatur vereint zu sein.

Wie die Lilie die Parteiblume der Bourbonen war, so das Veilchen die Blume der Napoleoniden, obgleich dieses Haus sich durch nichts weniger als durch Demut und Bescheidenheit, welche wir an der Pflanze so hochschätzen, ausgezeichnet hat. In dem Leben Napoleons I. spielte das Veilchen, wie im folgenden (nach von Strantz) ausführlicher berichtet wird, eine romantisch-tragische Rolle.

Das Veilchen war schon in früher Jugend die Lieblingsblume der edlen Josephine, der ersten Gemahlin Napoleons I., und sie hat diese Vorliebe für das sinnige Blümchen auch nach ihrer Verheiratung mit dem späteren kaiserlichen Gemahl bewahrt. Durch mancherlei Umstände war ihr die Pflanze besonders lieb und wert geworden. In den Stürmen der Revolution geriet sie wie so viele Unschuldige ins Gefängnis, aus dem sie dem Blutgerüst entgegenzugehen fürchten mußte. In banger Erwartung ihres Schicksals saß sie in dem kleinen, dumpfen Gemach ihrer Zelle, der Abschied von dem Leben mit allem, was uns dasselbe verschönt und verherrlicht, wurde ihr so schwer, noch hing sie mit allen Fasern ihres Seins an demselben und träumte von späterem Glück und einstiger Freude. Zwar hatte sie hochgestellte Freunde, doch würde ihnen ihre Entlassung und Befreiung gelingen? Die quälenden Zweifel über die völlige Ungewißheit ihrer nächsten Zukunft drohten sie fast aufzureiben, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat und ihr einen Strauß duftender Veilchen überreichte. Die holden Blumen schienen ihr mehr als ein Zeichen herzlicher Teilnahme zu sein, sie erblickte in ihnen Botinnen ihrer baldigen Befreiung. Und sie ward nicht getäuscht. Der warmen Fürbitte einer treuen Freundin war es gelungen, die Entlassung zu bewirken; schon am folgenden Tage öffneten sich die Türen ihres Gefängnisses. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblume noch mehr ans Herz, Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, und die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der durch seine Siege die ganze Welt in Erstaunen setzte und dessen Lob auf aller Lippen in Frankreich schwebte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust; Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). Am Tage ihrer Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß, „das Symbol des Lebens und des Glückes". Mit Tränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk." Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte.

Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß. Napoleon beabsichtigte, sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder schenkte. Unter Sorge nahte der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag diesmal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glückes auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre Seele. Napoleon hatte indes nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen aus, aber die blauen Lenzboten waren nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu schaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Tränen zerfließen würde, wenn der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen, ohne das Gesuchte zu finden; da, als er schnell um eine Ecke biegen wollte, sah er ein gebücktes Mütterchen sitzen, einen Blumenkorb mit Veilchen vor sich haltend. Beglückt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr die so lieb gewordene Gabe überreichend.

Anfangs war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Verzweifelnd rief sie aus: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe!" Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm die Tochter des Kaisers von Österreich ein. Die unglückliche Josephine trug seit dieser Zeit keine Veilchen mehr, sie wollte dieselben nicht mehr sehen, und in ihrem zauberschönen Garten durfte keins mehr blühen; denn die holden Blumen erinnerten sie stets an ihr verlorenes Glück.

Doch auch der Stern ihres ehemaligen Gatten neigte sich zum Untergange; auf den Schnee- und Eisfeldern Rußlands ereilte ihn das Verderben. Sieg und Erfolg, sonst stets an seine Fahnen gekettet, flohen ihn, und von Deutschlands tapferen Söhnen ward er von seinem stolzen

Thron gestürzt. Von seiner großen Besitzung war ihm nur die kleine Insel Elba geblieben, auf der er nach Absicht der Verbündeten in Stille und Zurückgezogenheit sein Leben beschließen sollte. Nur wenige Monate überlebte Josephine die Verbannung Napoleons, den sie nicht aufgehört hatte zu lieben und zu verehren. Im Gartenhause zu Malmaison war ihre Leiche ausgestellt, zum letztenmal mit der ihr so verhängnisvollen blauen Blume geschmückt.

Napoleon versuchte zwar noch einmal, sich auf die frühere Höhe emporzuschwingen. Unerwartet landete er in Frankreich und sammelte die Scharen um seine Fahnen. Mit Jubel ward er empfangen, und zum Zeichen der Ergebenheit und Liebe trugen seine Anhänger Veilchen im Knopfloch. In schwärmerischer Verehrung nannte man ihn den „Veilchenvater". Er hoffte gewiß, daß er den Lenz des Sieges und Ruhmes zurückbringen würde. Doch der Jubel verstummte nur allzubald, vom Glück verlassen, das er so versucht, mußte er abdanken. Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und pflückte sich einige Veilchen zum Andenken. Treu hat er dieselben bewahrt; bei seinem Tode fand man sie nebst einer Haarlocke in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug.

Das Veilchen ist die Blume der Napoleoniden geblieben; bei dem Tode Napoleons III. trat dies besonders hervor. Gleich seinem Vorbilde starb er einsam und freudlos in der Verbannung, von seinem Volke, das er an den Rand des Verderbens gebracht, verstoßen. Doch zahllose prachtvolle Veilchenkränze waren von treu gebliebenen Anhängern als letzte Liebeszeichen von Frankreich herübergesandt worden. Und alljährlich noch besuchen seine Verehrer die Messe, welche an seinem Todestage gehalten wird, Veilchen im Knopfloch tragend. —

Als Herold des Lenzes erfreut sich das Veilchen wegen seines frühen Blühens und Duftens besonders der Vorliebe der Dichter. Goethe, dessen Lieblingsblume die Rose war, erkennt doch gelegentlich auch unserer Blume den Preis zu. In seinem stimmungsvollen Gedichte „Das Veilchen" hat er uns das Los der bescheidenen Liebe dargestellt, welche selbst in dem Schmerz, den ihr der geliebte Gegenstand bereitet, eine Quelle des Glückes findet:

„Es sank und starb und freut' sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch."

Diese stille und fromme Ergebung, diese einzige Bescheidenheit, welche so manche Dichter an unserm Blümchen gepriesen haben, hat freilich auch eine andere Deutung gefunden. Fr. Rückert erkennt darin nur einen bloßen Kunstgriff, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zu lenken.

„Das Veilchen birgt im Duft sich still,
Weil aufgesucht es werden will."

So erscheint uns das Veilchen als altklug und berechnend, und der Dichter Fr. Förster führt es uns als kühn und entschlossen, reiselustig und unternehmend vor.

Dem „kleinen Blauveilchen" gefällt es nicht mehr im Tal am Bach, es will die Welt besehen, will wandern und höher hinauf. Und so steigt es denn vom Tal auf den Hügel, von hier auf den Berg und erklimmt endlich mühsam und zum Tode ermattet die Alpen; denn

„Auf der Alp dort oben,
Das wär' eher zu loben,
Da möcht' ich wohl sein!
Da guckt' ich bis in den Himmel hinein,
Hörte die Englein musizieren,
Säh' unsern Herrgott die Welt regieren."

Aber der unbesonnene Wanderer vergißt dabei, daß dort oben ein steiniger Boden ist, in dem er keine Wurzel fassen kann, und eisiger Nord, der ihn erstarren macht. Was nun tun? Der Rückweg ist abgeschlossen, und die Reue kommt zu spät.

„Da fängt's bitterlich an zu weinen.
Die blauen Bäckchen werden weiß,
Die Tränen gefrieren darauf zu Eis.
‚Ach, wär' ich geblieben im Tale dort!'
Das war Blauveilchens letztes Wort.
Darauf sank es um
Und blieb stumm."

Und ernst mahnend fügt der Dichter hinzu für den, der gleich dem Veilchen gern hoch hinauf und hinaus möchte und sich in seiner sicheren, wenn auch bescheidenen Stellung in Hoffen und Wünschen, Sehnen und Grämen verzehrt:

„Hast du im Tal ein sicheres Haus,
Dann wolle nie zu hoch hinaus!"

Das Veilchen.

I.

Sei mir gegrüßt im dunklen Moose,
Du Blümchen der Bescheidenheit,
Dir weicht die Pracht der stolzen Rose,
Dir weicht der Nelke buntes Kleid.

Du duftest still im kleinen Kreise,
Du bist so schön und weißt es nicht,
Sie prangen nach der eitlen Weise
Nur in der Sonne vollem Licht.

Du willst nur wenigen gefallen,
Verbirgst dich gern im Blättergrün;
Sie suchen Lob und Ruhm bei allen
Und wollen nur für alle blüh'n.

Dein Bild soll mir im Herzen leben,
Soll mich der sanften Demut weih'n,
Und immerdar sei all mein Streben,
Dir holden Blume gleich zu sein.

J. C. Biernatzki.

Veilchen, unter Gras versteckt,
Wie mit Hoffnung zugedeckt,
Veilchen, freue dich mit mir,
Sonne kommt ja auch zu dir!

II.

Sonne scheint mit Liebesschein
Tief dir in dein Herz hinein,
Trocknet deine Tränen dir —
Veilchen, freue dich mit mir!

Hoffmann von Fallersleben.

Die blauen Frühlingsaugen
Schau'n aus dem Gras hervor;
Das sind die lieben Veilchen,
Die ich zum Strauß erkor.

III.

Ich pflücke sie und denke,
Und die Gedanken all',
Die mir im Herzen seufzen,
Singt laut die Nachtigall.

Ja, was ich denke, singt sie,
Laut schmetternd, daß es schallt;
Mein zärtliches Geheimnis
Weiß schon der ganze Wald.

H. Heine.

110. Das Stiefmütterchen.

(Viola tricolor.)

Den Namen Stiefmütterchen hat diesem Blümchen gewiß ein sinniger Beobachter der Natur von der Größe, Farbe und Stellung der fünf Blumenblätter gegeben. Eins derselben zeichnet sich nicht nur durch seine Größe vor den anderen aus, sondern auch durch seine drei Farben weiß, blau und gelb, und hebt sich noch dadurch hervor, daß es bequem auf zwei Kelchblättchen ruht. Die beiden mittleren, ihm zunächst stehenden Blumenblättchen sind kleiner, nur mit zwei Farben geschmückt und haben je ein Kelchblatt. Die beiden kleineren Blumenblättchen sind einfarbig und haben zusammen nur ein Kelchblatt zu ihrem Sitz. Das große Blumenblatt gleicht einer jungen Stiefmutter, welche in buntfarbigem Kleiderschmucke einhergeht und im Hause sich breit macht. Ihre zwei eigenen Töchter schmückt und kleidet sie ebenfalls noch standesgemäß und gibt jeder einen besonderen Stuhl. Die beiden Stieftöchter aber müssen mit einfachem Gewande und gemeinschaftlichem Sitze zufrieden sein. In der ersten Zeit stand nun das die stolze Stiefmutter bezeichnende Blatt zu oberst, und die beiden Stiefkinder saßen daher ganz unten. Da erbarmte sich der liebe Gott der verachteten Stiefkinder und drehte die Blüte einfach um. Dadurch kam die böse Stiefmutter ganz unten an und erhielt dazu noch einen gewaltigen Höcker; ihren beiden rechten Töchtern ließ Gott aber, um sie wegen ihres Stolzes zu demütigen, einen Bart wachsen. Aber die beiden Stieftöchter stehen seit der Zeit oben.

Über die Entstehung der Pflanze erzählt eine griechische Mythe folgendes: Einst war der himmelbeherrschende Jupiter dem Götterberg Olymp entstiegen und wandelte in der Gestalt eines jungen Schäfers, der ein schneeweißes Lamm mit sich führte, auf der Erde. Er streifte

ziellos umher und folgte darum neugierig dem Zuge einer größeren Anzahl von Leuten, die sich nach dem Tempel seiner Gemahlin Juno begaben. Hier erblickte er die liebliche Jo, die Tochter des Königs Inachus, als Priesterin, und ihre Schönheit entzückte ihn so, daß er sein Lamm als Opfergabe zu ihren Füßen niederlegte. Doch die Priesterin erkannte ihn und entbrannte in heißer Liebe zu ihm. Heimlich trafen sie sich und tauschten Wort und Kuß. Aber eine neidische Genossin der Jo hatte gelauscht, sie offenbarte es der eifersüchtigen Juno, deren Zorn nun über die Jo entflammte. Um sie vor dem sicheren Verderben zu schützen, verwandelte Jupiter die liebliche Jungfrau in eine Kuh und ließ aus der Erde die Stiefmütterchen als Nahrung emporsprießen. Deshalb nannten die Griechen die Pflanze Jupiterblume.

In vielen Gegenden heißt das Stiefmütterchen Dreifaltigkeitsblümchen. Einst stand es in dem Rufe eines ganz besonderen Heilkrautes; dazu duftete es gar lieblich und angenehm und übertraf bei weitem das Veilchen. Seinen Standort hatte es meistens im Korn. Da nun das Volk sehr fleißig das duftende Heilkraut suchte, wurde die Saat dabei arg zertreten. Das tat dem Blümchen bald sehr leid, und es bat die heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Die Bitte ward erfüllt, und zum Andenken an diese bescheidene, demutsvolle Bitte bekam es den Namen Dreifaltigkeitsblümchen.

In Frankreich, wo das Stiefmütterchen die Stelle unseres Vergißmeinnicht vertritt, führt es den Namen Pensée und gab im Jahre 1815 zu einem tragikomischen Ereignis die Veranlassung. Der Lehrer in einer kleinen Provinzialstadt hatte nämlich seinen Schülern als Thema zu einer schriftlichen Ausarbeitung die Beschreibung des Dreifaltigkeitsblümchens aufgegeben und ihnen als Motto nachstehende Verse aus einem lateinischen Gedicht rezitiert:

Flosque Jovis varius, folii tricoloris, et ipsi
Par violae.

Der Maire des Städtchens erhielt davon Kunde, glaubte in diesem Ansinnen des Lehrers an die Schüler die Absicht zu finden, letztere zur Empörung zu reizen, und ließ jenen infolge des Aufruhrgesetzes verhaften. Der Maire kommentierte nämlich die angeführten Verse also: Flos Jovis, Blume des Jupiter, d. h. Blume Napoleons; folii tricoloris, deutet unstreitig auf die dreifarbige Kokarde hin; et ipsi par violae, ist eine offenbare Anspielung auf le père de la violette, wie damals Bonaparte genannt wurde, weil seine Verehrer zum Abzeichen ein Veilchen am Busen oder im Knopfloch trugen (s. S. 257). So erstaunt und betrübt auch anfänglich der arme Lehrer über seine Verhaftung gewesen war, so konnte er sich doch nicht enthalten, die Auslegung und Interpretation des Maires über jene Stelle zu belächeln.

Das wildwachsende Stiefmütterchen hat in unseren Gärten viele Schwestern, die unter der Pflege und Kunst der Gärtner zu herrlichen Blumen geworden sind und kaum noch an ihren Ursprung erinnern. Bis zum Jahre 1810 war das Blümchen in der jetzigen stolzen Pracht in der Blumenwelt noch gänzlich unbekannt. Da erwählte es eine junge

Engländerin zu ihrer Lieblingsblume und pflanzte es auf die Terraſſe dicht vor ihrem Fenſter. Als das der in ihrem Dienſte ſtehende Gärtner ſah, ſuchte er durch die Pflege des Blümchens ihre Gunſt zu erwerben und ihr eine Freude zu bereiten. Er verwandte große Sorgfalt auf die Pflege der Pflanze, und durch Fleiß und Achtſamkeit gelang es ihm bald, die ſchönſten und prächtigſten Exemplare zu gewinnen.

Stiefmütterchen.

Als euch der Frühling lud zum Feſt, tat er euch kund:
Zieht euch recht niedlich an, macht die Geſellſchaft bunt.

Joh. Trojan.

---

111. Die Roſe.

(Rosa.)

Wie die Eiche die Königin des Waldes, ſo iſt die Roſe die des Gartens und der Blumen, wie ſie zuerſt Sappho genannt hat. Bis in das graueſte Altertum reichen die Zeugniſſe zurück, aus denen erſichtlich, daß ſie den Menſchen der bevorzugte Liebling unter den Töchtern Floras geweſen iſt. „Von jeher iſt ſie an allem Glück und Leid des Menſchenlebens beteiligt geweſen. Der Roſenſtrauch ſchüttet ſeine duftigen Knoſpen über die Wiege des Neugeborenen aus. In der halb erſchloſſenen Roſe ahnt die Jungfrau das Bild ihres eigenen blühenden Lebens und die Anmut, von der ſie ſelbſt unbewußt umfloſſen iſt. Wenige Jahre noch, und ſie wird von dem üppig belaubten Buſche Blumen für das herrlichſte ihrer Feſte brechen. Sinnig lächelnd erblickt die Matrone in den feinen, ſchwellenden Formen, in dem heiteren Kolorit, in dem ſüßen Atem der Roſe den Wiederſchein ihrer längſt entſchwundenen Jugend, und wenn ſie endlich zum letzten Schlummer niedergelegt wird, bekränzt die Hand des Enkels ihren Sarg mit Roſen und pflanzt einen Roſenſtrauch auf ihr Grab.“

Ihr Name und ihre Heimat ſind dunkel, doch ſcheint der erſtere iraniſchen Urſprungs und durch die Vermittelung der alten Griechen und Römer auf uns gekommen zu ſein. Die urſprüngliche Heimat ſucht man in Zentralaſien. Ritter ſchreibt in ſeiner Erdkunde: „Die Roſe gedeiht in der Gegend von Teheran in einer Vollkommenheit wie in keiner andern Gegend der Welt, nirgends wird ſie wie hier gepflegt und hochgeſchätzt; Gärten und Höfe ſind mit Roſen überfüllt, alle Säle mit Roſentöpfen beſetzt, jedes Bad mit Roſen beſtreut, die von den immer wieder ſich füllenden Roſenbüſchen ſtets erſetzt und erneut werden. Selbſt die Rauchtabak-Waſſerflaſche wird mit der hundertblätterigen Roſe für den ärmſten Raucher in Perſien geſchmückt, ſo daß Roſenduft alles umweht.“ Die Zentifolie, als deren Heimat Perſien angeſehen wird, ſoll durch Alexander den Großen nach Europa gebracht worden ſein. Die erſten chriſtlichen Schriftſteller verlegen die Urheimat der Roſe, als

Sinnbild der Jugend und Schönheit, der Liebe und Freude, sowie der Unschuld, in das Paradies. Von Zentralasien ist die Rose mit den Kulturvölkern nach Griechenland und von da über Italien in das übrige Europa gewandert und hat sich in der Gegenwart durch ihre Schönheit einen Verbreitungskreis über die ganze bewohnte Erde erobert; denn selbst dem eisigen Norden fehlt sie nicht; in Grönland blüht eine weiße Rose, auch Sibirien hat seine Rosen, auf Island wächst die Zimmetrose, ebenso kommt sie in Lappland und an den Ufern des Polarmeeres vor. „So hat die Natur ihr liebstes Blumenkind in den verschiedensten Arten und Formen fast in allen Teilen der nördlichen Erdhälfte angesiedelt. Die Rose überkleidet das nackte Felsgestein inmitten der Schrecken der Alpenwelt und läßt ihr rebenartiges Gezweig über den Rand der Klippen hinabhängen in die von schäumenden Wassern durchtoste Schlucht, sie steigt sogar bis zur Schneelinie hinauf. Das Hindumädchen schmückt mit ihren weichduftigen Blumen das Haar, und sie prangt in den wunderlich stilisierten Gärten Chinas und Japans; sie ist ebensogut in den Wäldern und Grassteppen Nordamerikas zu Hause wie auf den dürren Ebenen des Orients und begrüßt den Forscher noch am Rande der großen Sahara mit Büscheln weißer Blumen. Unsere Zaunrose ist ebenso häufig in Asien und Afrika wie bei uns. Andere Arten haben eine weniger ausgedehnte Verbreitung, kommen aber in ihnen günstigen Lagen außerordentlich häufig vor. Von ihnen stammen die Tausende von Varietäten ab, welche der Stolz unserer Gärten geworden sind."

Da in Rußland wegen des ungünstigen Klimas die Rosenzucht im Freien weniger betrieben werden kann, so steht dafür dort die sogenannte Rosentreiberei in Gewächshäusern auf der höchsten Stufe. In keinem Lande sollen soviel Topfrosen auf den Markt kommen wie in Rußland. Bemerkt sei an dieser Stelle, daß die größte Rosengärtnerei der Welt die von Levèque et fils bei Paris sein soll, die ihre Rosensträuche nach Millionen zählt.

Schon bei unseren Vorfahren, den Germanen, nahm die Rose eine hervorragende Stellung unter den Pflanzen ein, und mehrfach begegnen wir derselben in der deutschen Mythologie und dem Volksglauben. So führt Loki den Frühling dadurch herbei, daß er die winterliche Erde zum Rosenlachen zwingt; denn sobald die Wintergöttin lacht, schmilzt Schnee und Eis, der Frühling hält seinen Einzug und schmückt die Flur mit Rosen. Der Dornbusch war den germanischen Völkern ein Bild des Feuers, und da die dereinstige Vollendung der Welt durch Feuer geschehen sollte, so war ihnen der Dornbusch ein Bild des Weltunterganges. Deshalb heißt's im Rheinlande, in welchem sich noch die schöne Sitte erhalten hat, Jungfrauenleichen mit Kränzen vom Hagedorn zu schmücken, der Weltuntergang und das Jüngste Gericht seien nahe, sobald der Rosenstrauch zweimal in einem Jahre geblüht habe. Auf dem Birrfelde im Aargau steht ein uralter, großer Dornstrauch. Wenn der einmal welkt, heißt es, entsteht eine Schlacht, so furchtbar und blutig, daß das rinnende Blut der Erschlagenen drei Tage lang die Mühle bei Mühlingen treibt.

Das Alte Testament erwähnt die Rose an mehreren Stellen. Wir lesen von der Rose von Saron und von dem, „der die Wüste blühen läßt wie eine Rose“. „Gehorcht mir, ihr heiligen Kinder, und wachset wie die Rose, am Bächlein gepflanzt“, sagt Jesus Sirach, und „Lasset uns Kränze tragen von jungen Rosen, ehe sie verwelken“, heißt es im Buche der Weisheit. Doch soll die Bekanntschaft der Juden mit der Rose erst aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft herrühren. Die in den vorexilischen Schriften auf die Rose bezüglichen Stellen deuten eigentlich auf eine andere Pflanze; das von Luther mit „Rose“ übersetzte Wort soll sich auf die schöne purpurrote chalzedonische Lilie beziehen. Doch wie dem auch sein mag, der Talmud bestimmt Rose und Myrte für den Schmuck der israelitischen Bräute, und eine jüdische Sage läßt die rote Farbe der Rose von dem Blute Abels herstammen.

Die oft erwähnte Rose von Jericho ist, beiläufig bemerkt, gar keine Rose, sondern ein Kreuzblütler (Anastatica hierochuntia), der seine Äste in trockenem Zustande rosenartig zusammenzieht. Sobald man aber die getrocknete Pflanze in Wasser stellt, so dehnen sich die Äste wieder auseinander. Wegen dieser leicht erklärlichen Eigenschaft hielt man sie früher für wunderkräftig. Leichtgläubigen Pilgern und Kreuzfahrern ward sie von den Einwohnern Palästinas teuer verkauft. Eine solche Rose durfte man nur in der Christnacht oder in der Nacht vor Mariä Geburt durch Wasser „aufblühen“ lassen, wobei dieselbe den zuschauenden Gläubigen zukünftige Dinge offenbarte. Zu jeder andern Zeit jedoch durfte man dies Experiment mit der Pflanze nicht vornehmen, um nicht ein Unglück herbeizuführen.

Nach einer alten persischen Sage ist die Rose ein Geschenk Allahs. Einst erschienen die Blumen vor demselben und baten um einen neuen Herrscher, da der schläfrige Lotos den Pflichten seiner königlichen Würde in der Nacht nicht nachkam. Allah gewährte die Bitte und gab ihnen die jungfräuliche weiße Rose mit den sie schützenden Dornen. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin sah, ward sie von den Reizen derselben so entzückt, daß sie ihr tönereiches Herz gegen die spitzen Dornen preßte, so daß ihr Blut die zarten Blätter der Rose rötete; nur die inneren Blätter behielten die weißgelbe Farbe.

Wie sehr die Rose in Persien noch heute geschätzt wird, beweist die massenhafte Kultur derselben, wie z. B. in der Umgebung von Schiras.

Den Türken gilt besonders die weiße Rose als heilig, da sie nach der Lehre des Korans bei der nächtlichen Himmelfahrt des Propheten aus seinen Schweißtropfen entstanden ist. Kein Mohammedaner tritt deshalb eine Rose oder auch nur ein Rosenblatt mit Füßen, ehrfurchtsvoll hebt er es vielmehr vom Boden auf. Aus diesem Grunde schreiben die Mohammedaner der Rose auch eine reinigende Kraft zu. Als Saladin 1187 Jerusalem wiedererobert hatte, betrat er die von den Kreuzfahrern in eine Kirche verwandelte Moschee nicht eher, als bis deren Fußboden, Wände, ja der dieselbe tragende Felsen mit Rosenwasser, das auf 50 Kamelen zur Stelle geschafft worden war, gewaschen und gereinigt waren

Den alten Griechen war die Rose das Symbol der Liebe und Schönheit, sowie ein Ausdruck der gefälligen Anmut und heiteren Lebensfreude. Auch ihnen war sie ein Geschenk der Götter und daher vor allen anderen Blumen den Göttern geweiht. Besonders war sie die Blume der Aphrodite, der Göttin der Schönheit und Liebe. Jedoch auch dem Dionysos, dem Gott der blühenden Natur, wie der Diana von Ephesus, in welcher die überschwengliche Fruchtbarkeit der Erde verehrt wurde, war sie geweiht. Den Frieden stellte die alte Kunst mit einem Strauß von Rosen, Kornähren und Ölzweigen dar. Auch trug die Hora des Frühlings eine Rose in der Hand. Eine Reihe von Sagen berichtet über ihre Entstehung. So soll sie aus dem weißen Meeresschaum entstanden sein, der an Aphrodites Gliedern hing, als diese dem Meere entstieg. Als die Götter die herrliche Blume sahen, träufelten sie Nektar in dieselbe hernieder, wodurch ihr der köstliche Duft ward.

Die anfänglich weiß erschaffene Rose soll die rote Farbe von dem Blute der Aphrodite erhalten haben, als dieselbe dem von einem Eber tödlich verwundeten geliebten Adonis zu Hilfe eilte. Auf ihrem eiligen Laufe ritzte sie sich an den Dornen einer Rose, ihr Blut fiel auf die bis dahin weißen Rosenblüten und färbte sie rot.

Nach einer andern Sage soll die Rose auf folgende Weise entstanden sein: Diana, die Göttin der Jagd, war auf die schöne Rosalia in heftiger Eifersucht entbrannt, weil sie wähnte, Amor zöge letztere ihr vor. In raschem Zorn ergriff sie ihre Nebenbuhlerin, trug sie in ein nahes Dorngehege und brachte sie mit den scharfen Dornen ums Leben. Als Amor den Tod der Heißgeliebten erfuhr, eilte er in großem Schmerze nach dem Dornbusch. Mit Entsetzen sah er die Grausamkeit der Diana, tiefes Mitleid erfüllte seine Seele um die arme Gequälte, und heiße Tränen entquollen seinen göttlichen Augen, die auch den Dornstrauch netzten, der ihm das Liebste geraubt hatte. Doch plötzlich regte es sich an den Zweigen des Strauches, und herrlich duftende Blüten sproßten hervor zur ewigen Erinnerung an die schöne Rosalia.

Eine große Rolle spielte die Rose im ganzen Volksleben der Griechen. Trat der Jüngling in den Rat der Alten, so wurde er zuvor festlich mit Rosen bekränzt; die Braut trug einen Kranz aus Rosen und Myrten unter purpurfarbenem Schleier, und die Türpfosten eines Hauses, in dem eine Braut war, wurden mit Rosen geschmückt. Die Bilder der Götter, besonders der Venus, waren mit Rosen geziert. Bei fröhlichen Festen schmückten sich die Teilnehmer mit Rosenkränzen, und Rosen waren es, die sowohl den heimkehrenden Sieger als auch den Triumphwagen des siegreichen Feldherrn schmückten. Aber nicht nur bei den Freuden des Lebens fand die Rose eine so reiche Verwendung, auch bei der ernsten Totenfeier galt sie als schönste Liebesgabe. Die Sitte, den Abgeschiedenen durch Rosen zu ehren, reicht bis ins fernste Altertum. Schon Homer berichtet, daß Aphrodite den Leichnam Hektors mit Rosen und Myrrhen gesalbt habe. In dieser Beziehung galt die Rose den Griechen als Symbol der kurzen Dauer des schnell dahinwelkenden Lebens. Als ein Zeichen der Trauer um Verstorbene trug man Rosen

um Bruſt und Stirn. Auch die Grabmäler der Verſtorbenen zierte man mit Roſen, da man der Meinung war, dieſelben ſchützten die Überreſte der Verſtorbenen vor weiterer Zerſtörung und mit dem Dufte der Roſe erweiſe man dem Entſchlafenen noch einen Liebesdienſt.

Eine ganz andere Bedeutung hatte die Roſe bei den Römern, ihnen war ſie zur Zeit, als Einfachheit und Reinheit der Sitten, Lauterkeit der Geſinnung und Tüchtigkeit des Charakters als höchſte Zierde des Mannes galten, das Symbol ſtrenger Sitte und ein Lohn ernſter Tat. Als freilich in ſpäterer Zeit die Eigenſchaften ſchwanden, welche Rom zur Herrſcherin der Welt gemacht, als unſinniger Luxus und wüſte Schwelgerei an Stelle derſelben getreten waren, da ſank auch die Roſe zum Symbol des Laſters herab.

In jener Zeit der Kraft und Blüte des römiſchen Volkes ſetzte der Krieger beim Auszuge in die Schlacht einen Roſenkranz als Zeichen ſeines Mutes und ſeiner Kampfesluſt ſtatt des Helmes auf ſein Haupt; und bei der Heimkehr aus hartem, aber ſiegreichem Kampfe war ein Kranz aus Roſen ſein ehrenvollſter Schmuck. Es durfte überhaupt nicht jeder nach ſeinem Belieben Roſen tragen, nur eine würdige Stirn ſollten dieſelben zieren und ehren. War der Staat in Gefahr, ſo galt das Geſetz, daß niemand einen Roſenkranz tragen durfte. Ein Geldwechſler, der zur Zeit des zweiten Puniſchen Krieges hiergegen fehlte, wurde zur Strafe bis zum Friedensſchluß ins Gefängnis gelegt. Auch bei den Römern war es Sitte, die Gräber der Abgeſchiedenen mit Roſen zu ſchmücken. Reiche Römer ſetzten ſogar in ihrem Teſtament beſondere Legate für die Pflege der Roſen ihrer Gräber aus. Zum Andenken an die Verſtorbenen wurde im alten Rom ein Roſenfeſt gefeiert, es fiel auf den 23. Mai und wurde Rosalia genannt.

So war der Gebrauch der Roſe ein würdiger und ehrenvoller, bis ſie in ſpäterer Zeit bei dem entarteten Volke ein Gegenſtand des unſinnigſten Luxus wurde. Von dem berüchtigten Verres wird uns erzählt, daß er ſich einer Sänfte bedient habe, in welcher er auf einer mit Roſenblättern gefüllten Matratze lag. Sein Kopf und Hals waren mit Roſen bekränzt, und ein Netz mit Roſenblättern war ſein Kopfkiſſen. Nach damaliger Sitte wurden die Kränze aber nicht aus ganzen Roſen gewunden, ſondern es waren entweder dicht auf einen Faden gezogene Roſenblätter, oder die einzelnen Roſenblätter wurden auf Lindenbaſt übereinandergeheftet, ſo daß ſie einen dicken Wulſt bildeten. Im Speiſeſaal des Kaiſers Nero ſtellten die Wände, die ſich um die Tafel drehten, die vier Jahreszeiten dar. Anſtatt des Regens und Hagels fielen ungeheure Mengen von Roſenblättern auf die Gäſte herab. An einem ſolchen Abend ſollen für 90 000 Mark Roſen verſchwendet worden ſein. Bei einem berühmten Waſſerfeſte war die ganze Oberfläche des Sees Lucrinus dicht mit Roſen bedeckt. Das Schlimmſte wird uns in dieſer Beziehung vom Kaiſer Heliogabalus erzählt. Er ließ bei einem Gaſtmahl ſo viel Roſen von der Decke des Zimmers fallen, daß einige der Gäſte zu ſeiner Freude unter denſelben erſtickten. Dieſer Kaiſer badete nur in Roſenwein, ſelbſt die öffentlichen Schwimmbäder wurden auf ſeinen Befehl mit ſolchem

gefüllt. Sogar die Kochkunst dieser Zeit verwandte die Rose zur Herstellung der verschiedensten Rosengerichte.

Bei einer solchen massenhaften Verschwendung war es der Stadt Rom und ihrer Umgebung nicht möglich, die verlangte Zahl von Rosen allein zu liefern. Es wurden deshalb ganze Schiffsladungen voll Rosen von Alexandrien und Neu-Karthago nach Rom gebracht. Da bei jenen üppigen Gastmählern der Wein gleichfalls in Überfluß getrunken wurde, plauderte die Zunge manches Gastes oft mehr aus, als demselben bei nüchternem Verstande lieb war. Damit nun jeder erinnert wurde, das bei fröhlichem Gelage Gehörte nicht zu mißbrauchen und weiter auszubreiten, befestigte man eine weiße Rose unter der Decke des betreffenden Zimmers. Sie war das Sinnbild der Verschwiegenheit, weil sie ihr Inneres durch eine Menge Blätter verbarg. Seit jener Zeit datiert die Sitte, daß man jemand Mitteilungen, die derselbe unter dem Siegel der Verschwiegenheit bewahren soll, sub rosa (d. i. unter der Rose) anvertraut. Nach einer Anordnung Papst Hadrians V. wurde eine Rose als Symbol der Verschwiegenheit über den Beichtstühlen in der katholischen Kirche angebracht. In einem deutschen Reimspruch hat der Gedanke in folgender Form seinen Ausdruck gefunden:

„Was wir kosen,
Bleib' unter den Rosen."

„Die Alten hängten bei dem frohen Mahl,
Dem Festgelage im geschmückten Saal
Hoch ans Gewölb' den Kranz von Rosenzweigen.
Und ward manch freies Wort, manch Scherzwort laut
Von dem, was man sub rosa sich vertraut,
War jedes Gastes Ehrenpflicht, zu schweigen."

A. Stier.

Mit der Sitte in Rom war die Rose aufs tiefste gesunken, und es kann uns deshalb nicht wundernehmen, daß die ersten Christen den Rosenkultus verachteten. Sie duldeten nicht nur auf den Gräbern ihrer Toten keine Rosen, sondern hielten es sogar für eine Sünde, Rosenkränze zu tragen. Doch mit der Zeit legte sich diese Abneigung; die Rose gewann durch ihre Schönheit und ihren wonnevollen Duft auch die Liebe der Christen. Allmählich brachte das Christentum dieselbe wieder zu Ehren. Wie sie früher der Venus geweiht war, so wurde sie jetzt der Jungfrau Maria zugeeignet. In vielen Hymnen wurde Maria, die reine Gottesmagd, die „Rose ohne Dornen" genannt. Rose und Lilie ergänzten sich einander im Marienkult: symbolisierte die Lilie die himmlische Reinheit der Maria, so sollte die Rose ihre Anmut und Milde abbilden. Die altdeutschen Maler stellten deshalb die heilige Maria gern in einer Rosenlaube dar, und Rosen wuchsen ungepflanzt in der Nähe der Marienbilder. „Am Fuße des Kirchberges bei Lügde in Westfalen wuchsen einmal drei feurige Rosen aus der Erde, blühten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Anfangs fürchteten sich die Leute vor diesen Blumen, wie vor etwas Gespenstigem. Bald aber wurden sie dreister

und gruben an der Stelle, an welcher die Rosen erschienen waren, nach. Da fanden sie in der Tiefe ein uraltes, steinernes Marienbild."

Auch in das Leben der Heiligen wurde die Rose vielfach verflochten. Vom heiligen Dominikus, der 1208 den Rosenkranz, d. i. eine Schnur mit Kügelchen zum Abzählen der Gebete, einführte, wird erzählt, er habe sich einst in Dornen gewälzt, und bald darauf seien an denselben Rosen erblüht. Eine schöne Legende erzählt von der heiligen Dorothea, daß diese herrliche Jungfrau dem heidnischen Kanzler, der sie zur Verleugnung des Kreuzes zwingen wollte, vor ihrem Märtyrertode versichert habe, daß sie freudig in den Tod gehe, um in jenen Himmelsauen, auf welchen die Rosen nimmer welkten, die Herrlichkeit ihres Herrn zu schauen. Hierauf hätte der Heide spöttisch erwidert, sie möge ihm doch, wenn sie gestorben sei, von ihren Rosen einige bringen. Ein altes Lied berichtet nun weiter:

„Das Fräulein war gerichtet,
Da klopft es an sein Haus,
Der helle Morgen lichtet,
Ein Knäblein stehet drauß,
Geschwingt mit goldnen Flügeln,
Reicht's Rosenkörbchen dar,
Verschwindet auf den Hügeln,
Wannen es kommen war."

Eine andere Legende berichtet von der heiligen Rosa von Lima, daß dieselbe Rosen in die Luft geworfen habe, um sie dem lieben Gott zu schenken. Zum Zeichen, daß Gott dies Geschenk angenommen habe, hätten die in der Luft schwebenden Rosen ein Kreuz gebildet. Ferner wird mitgeteilt, daß der Erzengel Gabriel einst drei Kränze aus einhundertundfünfzig himmlischen Rosen für die Jungfrau Maria gewunden habe. Jeder Kranz hatte seine besondere Farbe und Bedeutung. Der erste aus weißen Rosen sollte auf ihre Freuden, der andere aus roten auf ihre Schmerzen, und der dritte aus goldenen Rosen auf ihre Glorie deuten. Dieser Legende gemäß pflegten die alten Maler die Mutter Maria mit dem Jesuskinde gern von drei Rosenkränzen umschlungen abzubilden. Die weißen Rosen haben den Namen Magdalenenrosen, da sie einst durch die Tränen der Reue, die Magdalena vergoß, entfärbt wurden. Eine anmutige Rolle spielt die Rose in solchen Legenden, wo sie als Erretterin aus Gefahr bei verbotenen Almosen erscheint. Es sollen diese Erzählungen wohl darlegen, wie gute Werke stets des himmlischen Schutzes sicher sind. Einst brachte der heilige Nikolaus bei strengem Winter den Armen Brot aus dem Kloster. Hierbei traf ihn der hartherzige Abt und verlangte, den Inhalt des Korbes zu sehen. Mit Zittern und Zagen öffnete Nikolaus den Deckel des Korbes; doch wie erstaunte er, als aus demselben blühende Rosen dem Abt entgegenleuchteten! Ein andermal brachte die Tochter eines Sarazenenkönigs den gefangenen Christen heimlich Speisen von ihres Vaters Tische. Auch sie wurde von ihrem Vater bei der Tat getroffen. Wiederum waren es nur Rosen, die sie bei sich

führte. Ähnliches wird auch von der heiligen Elisabeth, der Landgräfin von Thüringen, erzählt.

Der allgemeinen Beachtung entsprechend, welche die Rose in Deutschland gefunden, haben auch Sage und Aberglauben sich an dieselbe geschlossen. Die Heckenrose, Hagrose oder wilde Rose, die ihren Namen von den dornigen Zweigen führt, mit denen sie ein für Menschen und Tiere undurchdringliches Dickicht bildet, soll mit Vorliebe an solchen Orten wachsen, an denen einst heilige Haine gestanden oder die zu Opfer- und Begräbnisstätten gedient haben. Sie verdankt ihr Entstehen dem Umstande, daß einst Maria die Kleider des Christuskindes zum Trocknen über diesen Strauch breitete. Aus diesem Grunde erfreute sie sich auch einer besonderen Achtung. Hexen und Werwölfen war sie gefährlich; brach eine Hexe einen Zweig von ihr, so war sie entlarvt, und der Werwolf ward durch die Berührung dieses Strauches wieder zum Menschen. Der Zug der Sage, daß die Rosen erst durch Ausbreiten der Kleider des Christuskindes hervorgerufen worden sind, weist zurück in das germanische Heidentum. Noch heute erwartet man im Volke, besonders in Norddeutschland, wenn es die Woche über geregnet hat, am Ende derselben schönes Wetter, denn „Frau Holle muß zum Sonntag ihren Schleier trocknen"; sie hängt ihn auf Rosenbüsche, und darum erblühen die Rosen so schön.

Gefährlich ist es, sich von den Dornen des wilden Rosenstrauches umstricken zu lassen. Das erfuhr einst ein Mädchen im Hildesheimschen, welches mit seiner Mutter in den Wald zum Kräuterlesen gegangen war. Es fand einen wilden Rosenbusch mit herrlichen Blüten und wollte einige der Rosen brechen. Da rief es aus dem Busche: „Halt, Dieb! Ich hab dich lieb!" Das Mädchen roch einen betäubenden Rosenduft und war vor den Augen seiner Mutter verschwunden. Vergeblich jammerte und schrie die letztere; — daß ihre Tochter in einer wundervollen Rosenknospe oben am Strauche fortlebte, das freilich konnte sie nicht wissen. Das Mädchen war Rosenprinzessin geworden und lebte lange Jahre mit ihrem Gemahle in Herrlichkeit und Freuden.

Oft erscheint die Rose nach dem Volksglauben aber auch an anderen Sträuchern als der Hagebutte, und dann ist sie ein Wink, ein Fingerzeig Gottes. Ein Bauer, so erzählt eine vogtländische Sage, und zwar der reichste seines nun wüsten Dorfes, erfuhr, daß sein Sohn ein blutarmes Mädchen liebe und ihr ewige Treue geschworen habe. Da rief er aus: „Nicht eher sollst du die Betteldirne haben, als der Birnbaum draußen im Garten Rosen trägt." Im nächsten Frühjahr aber erblühten wirklich zwei wunderschöne Rosen, außen weiß, innen rot, auf dem alten Birnbaum. Da gab denn auch das harte Herz des Vaters nach, und seine Schwiegertochter wurde bald als die beste gepriesen weit umher im Lande.

Eine besondere Stellung nahm die Rose im deutschen Volksglauben als Symbol und Vorzeichen des Todes ein. Als letzten Rest dieser Anschauung kann man den noch heute anzutreffenden Aberglauben ansehen,

wonach eine einzelne im Herbſte aufblühende Roſe den Tod eines Familiengliedes ankündet. Um uns dieſe düſtere Bedeutung der Roſe zu erklären, müſſen wir zunächſt bedenken, daß unſere älteſten Vorfahren ausgezeichnete Schwerter mit Vorliebe „Roſe" nannten. „Noch in ſpäter Zeit hieß bei dem nordiſchen und heſſiſchen Schwerttanz jenes von Schwertern über die Königin des Feſtes geflochtene Schirmdach die Roſe." Auch die mit dem Schwerte beigebrachte Todeswunde hieß „Roſe", und das Schlachtfeld nannte man einen „Roſengarten". Weil nun die alten Germanen nur den Tod auf dem Schlachtfelde, dem Roſengarten, als einen ehrenvollen Tod anſahen, der ſie zu den Freuden jener Welt führte und berechtigte, ſo iſt erklärlich, daß von ihnen die Roſe, deren Namen ſie dem Schwerte und der Todeswunde gaben, auch als Symbol des Todes angeſehen wurde. Doch das Wort Roſengarten ward auch noch in anderer Beziehung gebraucht. Überall im deutſchen Lande gab es Äcker, die vom Volke als Roſengärten bezeichnet wurden; allein im kleinen oldenburger Lande ſind acht Felder, die dieſe Bezeichnung führten, nachgewieſen, obgleich man von keinem derſelben annehmen kann, daß es früher ein Luſtgarten geweſen ſei. Wahrſcheinlich hat man ſich unter dieſen Roſengärten die Friedhöfe unſerer Vorfahren zu denken. Es iſt möglich, daß das Wort Roſengarten in dieſer Beziehung gar nicht mit unſerer Blume zuſammenhängt, ſondern daß es mit rôze, d. h. Klagegeſang, Weinen, in Verbindung ſteht. In der Schweiz jedoch führen alte und neue Kirchhöfe, ſowie mitten in Wäldern gelegene altheidniſche Grabfelder den Namen Roſengarten, obgleich ſeit langer Zeit keine Roſe mehr auf ihnen wächſt. Zur Erklärung dieſer Sitte, die Friedhöfe Roſengärten zu nennen, müſſen wir uns daran erinnern, daß heilige Gräber bei den alten Deutſchen mit Roſen eingefriedigt wurden, daß das Holz des Hagedorns durch religiöſe Vorſchriften zur Verbrennung der Leichen beſtimmt war, und daß die nachher noch zu erwähnenden Gallenbildungen an den Hagroſen Schlafäpfel oder Schlafkunzen genannt wurden. Auch ſoll nach altgermaniſcher Anſchauung die Göttin der Nacht die Völker mit einer dornigen Rute ſchlagen, infolgedeſſen ſie in tiefen Schlummer verſinken. Aus allem dem geht hervor, daß die Roſe die Blume der Toten war, und daß ſich dadurch die Bezeichnung Roſengarten für den Ruheplatz der Toten erklären läßt. Doch wie die Roſe als Symbol des Todes galt, ſo erſchien ſie auch als Vorzeichen desſelben. „So oft einer aus der Zahl der Domherren zu Hildesheim ſterben ſollte, fand er am Morgen des dritten Tages vor ſeinem Ableben auf ſeinem Sitz im Chor eine weiße Roſe. Hatte er die geſehen, ſo mußte der Geiſtliche ſein Haus beſtellen, denn unfehlbar berührte ihn zu beſtimmter Zeit des Todes Kuß. Die Sage von der todverkündenden Roſe haftet auch am Dom zu Lübeck, und in der Kathedrale zu Breslau verkünden noch heute zwei ſteinerne Tafeln durch ihre Inſchriften, daß die wunderbare weiße Roſe auch hier den Domherren ihren ernſten Mahnruf, an die Ewigkeit zu denken, entgegenbrachte. Zu Korvei rief der Todesengel durch eine weiße Lilie. Auch von dem herrlichen rheiniſchen Kloſter Altenberg geht die gleiche Sage."

„Nachdem wir dieſe Bedeutung der Roſe kennen gelernt haben, ver-

ſtehen wir auch, warum die weiße Frau, welche des Nachts als Todesbotin die unheimlichen langen Korridore altfürſtlicher Schlöſſer durchſchreitet, den Namen ‚Berta von Roſenberg‘ führt. Sie, die ſtille, tieftraurige Ahnfrau der glänzenden Herrenhäuſer Deutſchlands, iſt ja urſprünglich die gütige Erdgöttin Berchta, die Leuchtende, welche alles Leben zu ſeinem Urſprunge wieder zurückführt; ſollte ſie aber einmal eine Edelfrau ſein, ſo mußte ſie wohl dem Geſchlechte von Roſenberg angehören.“ —

Doch nicht ohne alle Hoffnung ſtanden unſere alten Vorfahren an den Gräbern ihrer Lieben. Auch hier geben uns die überlieferten Sagen und alten Volkslieder Aufklärung. Dieſe erzählen, daß aus den Gräbern unglücklich Liebender eine Roſe emporwuchs, wie denn überhaupt aus den Gräbern Lilien, Veilchen, Vergißmeinnicht und Linden hervorwachſen ſollten. Man ſah in der Roſe, wie in allen jenen den Gräbern entſprießenden Blumen, die Verkörperung der fortlebenden Seele. So berichtet uns die Roſe auf dem Kirchhofe von dem altgermaniſchen Unſterblichkeitsglauben, und die noch heute übliche Sitte, die Gräber mit Roſen zu bepflanzen und die Leichenſteine mit einer Roſe zu ſchmücken, iſt altgermaniſchen Urſprungs.

Die Monatsroſe iſt nach der Sage aus einem in das Meer gefallenen Tropfen von Chriſti Blut entſtanden. Auch die nach unten gebogenen Dornen oder richtiger Stacheln weiß die Sage zu erklären. Der vom Himmel geſtürzte Luzifer hatte ſich einen Strauch mit langen Ruten und voller Dornen geſchaffen, um an dieſen Gerten wie an einer Leiter wieder in den Himmel zu ſteigen. Als aber der Herr ſeine Abſicht merkte, bog er die Zweige nieder. Der hierüber erzürnte Teufel krümmte auch die Dornen, ſo daß ſie fortan alles, was ſie berühren, feſthalten.

Um einen verhexten Stall von vergrabenen Zaubermitteln zu reinigen, ſchnitt man heimlich beim Vollmonde eine dreiteilige Hagebuttrute mit drei Schnitten ab; der erſte geſchah im Namen des Teufels, der zweite im Namen der heiligen Dreieinigkeit, beim dritten und letzten Schnitt ſprach man die Worte „ſchneide ich dich ab“. Auf dieſe Rute ſchnitt man drei Buchſtaben J. H. S. = Jesus hominum salvator, d. h. Jeſus, Erretter der Menſchen. Legte man nun von dieſer Rute zwei Hagebuttendorne in Form eines Kreuzes in den rechten Schuh, ſo konnte man im Stalle von der Stelle, an der das Zaubermittel verborgen lag, nicht fort, man war imſtande, dasſelbe auszugraben und zu vernichten.

Nach der Meinung des Volkes wachſen Roſen nicht gern da, wo ein Toter liegt, und wenn man einem Toten Roſen mit ins Grab gibt, ſo welkt der Strauch, der ſie getragen hat. Werfen Liebende Roſenblätter in einen Bach, und ſchwimmen zwei dieſer Blätter, ohne ſich zu trennen, miteinander, ſo kommt das Paar dereinſt zuſammen.

Beſonderen Stoff zu allerlei Aberglauben gaben auch die durch den Stich einer Weſpe entſtandenen Gallen, welche man Schlafkunzen nannte, und die ſogenannten „Roſenkönige“, unter welchen man eine Mißbildung der Roſen verſtand, bei der aus der Mitte der Blüte ein grüner,

mitunter wieder mit Rosen besetzter Blätterzweig gewachsen war. Die Schlafkunzen oder Schlafäpfel sollten, wenn man sie in die Wiege oder in das Bett legte, den Schlaf herbeiführen. Auch brauchte man sie gegen Behexung und Krämpfe der Kinder und zur Beruhigung von Wahnsinnigen. Sie waren ein so gebräuchliches Heilmittel, daß sie in den Kräuterläden käuflich waren. Die Rosenkönige galten als Vorzeichen wichtiger Ereignisse und deuteten entweder auf Unheil oder auf Segen, auf Tod oder auf Hochzeit. In letzterer Beziehung hießen sie auch Brautrosen. Fand man den Rosenkönig im Frühjahr, so hatte man Günstiges zu erwarten; erschien er im Herbste, so verkündete er ein Unglück. Pflückte man denselben aber in der Stille ab und warf ihn rücklings über das Dach, so wurde das Unheil in Segen verwandelt.

Unter den sich an die Rose knüpfenden Sitten sind besonders die Rosenfeste zu erwähnen, die in Frankreich, Deutschland und anderen Gegenden gefeiert wurden. Am Rosenfeste wurde über die Sitte und das Betragen der jungen Mädchen Gericht gehalten, und dasjenige, welches den Eltern am gehorsamsten und außerdem in ihrem Wandel am tugendhaftesten gewesen war, wurde mit einem Rosenkranze geschmückt und als Rosenkönigin allgemein geachtet. Ein eigenes Rosenfest wurde in der venezianischen Stadt Treviso gefeiert. Dasselbe wird folgenderweise beschrieben: Man errichtete mitten in der Stadt ein Kastell, dessen Wälle von kostbaren Teppichen und seidenen Ballen gebildet waren. Die vornehmsten Jungfrauen der Stadt verteidigten die Feste, die von den vornehmsten und edelsten Jünglingen angegriffen wurde. Man bombardierte mit Äpfeln, Muskatnüssen und Mandeln. Das Pelotonfeuer bestand aus Lilien, Narzissen, Veilchen, ganz besonders aber aus dem flammenden Geschoß der Rosen. Auch gab man Salven von wohlriechendem Wasser, namentlich von Rosenwasser, wozu man sich von beiden Seiten kleiner Spritzen bediente. Zu Tausenden umlagerten Zuschauer, welche von nah und fern herbeigeströmt waren, dies Festungsspiel. Kaiser Friedrich Rotbart behauptete, es sei das ergötzlichste Fest, das er jemals mit angesehen habe.

Wie es Rosenfeste gab, so beehrte man auch tugendsame, unbescholtene Mädchen mit dem Namen „Rosenkönigin" oder „Rosenmädchen". Von dieser Sitte erzählt Grube: „Seit Jahrhunderten feiert man in Salency, einem französischen Dorfe in der Pikardie, ein Rosenfest, dessen Feierlichkeiten berühmt geworden sind. Es wird nämlich von den drei unbescholtensten, durch Sittsamkeit und weibliche Tugend ausgezeichneten Mädchen des Dorfes die würdigste erwählt — früher vom Grundherrn des Dorfes, jetzt vielleicht vom Friedensrichter. Ihr Name wird aber vor dem festlichen Tage von der Kanzel verkündet, damit noch jedermann Zeit habe, Einsprache gegen die Wahl zu tun, falls er eine noch würdigere Jungfrau weiß. Ist jedoch die Wahl unbestritten, so wird am 8. Junius, als am Festtage des heiligen Medardus (der als Bischof von Noyon etwa um 500 n. Chr. das Fest gestiftet haben soll), das Rosenmädchen unter Musik und dem Geleit von zwölf festlich geschmückten Paaren auf das Schloß geführt. Von dort wurde sie früher vom Schloß-

herrn selber zur Kirche geleitet, wo die Vesper abgehalten ward. Dann begaben sich alle Versammelte in feierlichem Aufzuge zur St. Medardus-kapelle, wo auf dem Altar der rosenbekränzte Hut lag, der dann der Königin des Tages unter dem Gebet des Priesters auf das Haupt gesetzt ward."

Gleich den Römern hingen auch die Deutschen bei ihren Gelagen eine Rose als Sinnbild der Verschwiegenheit an die Decke des Zimmers, und Papst Hadrian IV. ließ zu gleichem Zwecke Rosen an den Beichtstühlen anbringen.

Auf den Beilen der Feme befand sich das Bild eines Ritters, der eine Rose trug, und so oft ein Mitglied der Feme eine Rose sah, mußte es sie küssen. Erwähnenswert ist auch, daß Luther in seinem Wappen eine Rose mit der Umschrift führte:

„Ein Christenherz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unterm Kreuze steht".

Luther schreibt darüber an Lazarus Sprengler, Stadtschreiber zu Nürnberg:

„Gnade und Friede in Christo! Ehrbarer, günstiger, lieber Herr und Freund! Weil ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft recht getroffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Ob's nun wohl ein Kreuz ist, mortificiret und soll auch wehe tun, noch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbet die Natur nicht, das ist, es tötet nicht, sondern behält lebendig. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gibt, kurz — in einer weißen, fröhlichen Rose, nicht wie die Welt Friede und Freude gibt, darum soll die Rose weiß und nicht rot sein; denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht in einem himmelfarbenen Felde, darum daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon darinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und um solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat, und auch köstlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchste, köstlichste Erz ist. Christus, unser lieber Herr, sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben. Amen!

Ex eremo Grubok (Koburg) VIII. Julii 1530.

Martinus Luther D."

Bei der hervorragenden und so tiefbedeutsamen Symbolik, welche die Rose besitzt, ist es selbstverständlich, daß der Volksgesang in alter und in neuer Zeit seine vollsten Töne der Herrlichkeit der Rose geweiht hat. Doch wir wollen weniger auf jene Rosenlieder eingehen, welche zu heiterem Lebensgenusse auffordern, nicht auf die Trinklieder, in welchen

die Becher mit duftendem Rheinweine, umkränzt mit Rosen, als das begehrenswerteste Gut der Erde gefeiert werden; — wir erwähnen nur jene ernsteren Volkslieder, in welchen die tiefere Bedeutung der Rose zutage tritt. Dieselbe klingt selbst durch schwäbische Schelmenliedlein hindurch. So singt das Volk am Neckar:

„Röslein am Strauche blüh'n
Lange Zeit nicht;
Lieb' ist so lang' nur grün,
Bis man sie bricht.

Nimm dir zwei Röselein
Auf deinen Hut;
Ewig bei 'nander sein,
Tut auch nicht gut.

Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind rot,
Wirf sie in 'n Bach hinein,
Denk', ich wär' tot."

In der Schlacht von St. Jakob an der Birs sprach Herr Burkhard Münch, Ritter von Basel und Marschall des französischen Dauphins: „Nun baden wir in Rosen frei!" und meinte damit der Schweizer vergossenes edles Blut. Das hörte ein im Sterben liegender Eidgenoß; mit der letzten Kraft richtete er sich auf und zerschmetterte Herrn Burkhard mit einem Steinwurf das Haupt. „Die Ros'", sagt das Volkslied, „ward in ihrem Blut zunicht'", denn:

„Wie hängt der Ritter auf dem Roß!
Sein Panzer ist ja rosenrot!
Legt ihn nur auf den Kirchhof fein!
Da wachsen viele Röselein!"

In einem sehr schönen und weitverbreiteten süddeutschen Volksliede scheidet ein ungetreuer Knabe von seiner Geliebten; er verspricht scherzend, wiederzukehren, wenn's rote Rosen schneit und kühlen Wein regnet. Das Herz der Verlassenen bricht:

„Sie trank des Herrgotts Wein.
Ein Rosenkränzlein in der Hand
Ist sie geschlafen ein."

Aber die Reue treibt den Jüngling zurück; er kehrt heim und will die Geliebte in dem Lustgärtlein, da sie oft beieinander gesessen, aufsuchen, den Becher Weins in der Hand, einen Kranz von Rosen auf dem Haupte. Da stößt er an ein Hügelein; — es ist ihr Grabhügel, und nun — er wankt:

„Da schneit es rote Rosen,
Da regnet's kühlen Wein!"

Das „Rosenkränzlein" selbst hat wunderbare Kraft, nämlich das gebetete. In einem geistlichen Volksliede wird die arme Seele eines sündigen Mägdleins vom Himmelspförtner St. Peter abgewiesen. Aber sie bittet:

„Ich hab' ja alle Sonntags Nacht
Mein Rosenkränzlein fertig macht!"

Da tritt Maria hervor und führt sie an ihrer milden Hand in das gelobte Land zu den Stühlen, welche in Ewigkeit bereitet sind. Ja, die erlöste, von aller Not befreite Seele wird selber ein Röslein im Garten der Ewigkeit, mag der nun liegen unter den spiegelnden Wassern des Sees, mag er droben erglänzen im Himmel; eine Scheidende spricht es schön und glaubensfreudig aus:

„In weiß und rot
Ziert man mich fein,
In hocherwünschten Farben!
Denn Jesu Tod
Bricht Röselein,
Die nie bisher verdarben!“

Im Anschluß an die Stellung der Rose im Volksliede möchten wir noch einiger Zeilen aus deutschen Dichtungen gedenken, welche die Rose erwähnen, und welche wegen der allgemeinen Bekanntschaft und des häufigen Zitierens den Namen von „geflügelten Worten“ verdienen. Von einem im 18. Jahrhundert viel gesungenen Liede des gemütlichen Hölty lebt noch heute der Anfang fast in aller Munde:

„Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“

wie aus dem Liede des Schweizers Usteri „Freut euch des Lebens“ der zum Genuß von Lebenslust und -freude mahnende Endvers des glücklichen Refrains:

„Pflücket die Rose, eh' sie verblüht“.

Das Sprichwort „Keine Rose ohne Dornen“ hat in einem tiefempfundenen Liede J. V. v. Scheffels, das er „jung Werner“ im „Trompeter von Säkkingen“ in den Mund legt, die schöne Prägung erhalten:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.“

Auch die beherzigenswerten Worte von Fr. Rückert gehören hierher:

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.“

Eine ganz besondere Berühmtheit hat in der katholischen Kirche die vom Papst verliehene „goldene Rose“ sich erworben. Am Sonntag Lätare weiht der Papst in weißem Gewande und im Beisein des ganzen Kardinalkollegiums in einer Kapelle der Peterskirche eine goldene, reich mit Edelsteinen besetzte Rose durch Gebet, Beräucherung und Weihwasser, dann taucht er sie in Balsam und bestreut sie mit Moschus. Dieser Brauch soll bis ins elfte Jahrhundert zurückreichen. V. Hehn meint, „daß die Anfänge dieser Sitte sich an altrömische Vorstellungen von der Rose als Blume des Lebens wie der Vergänglichkeit knüpfen, die in der Hand des Überwinders sowohl seine Glorie und Freude, als seine Sterblichkeit und Demut bedeute.“ Demnach wird die zarte und vergängliche Rose zum Sinnbild der Schwachheit des Körpers und der kurzen Dauer

des Menschenlebens und das kostbare und zugleich unvergängliche Metall zum Symbol der Unsterblichkeit der Seele. Das Geschenk der goldenen Rose ist eine der größten Ehrenbezeigungen, die der Papst erweisen kann. So sandte er sie z. B. Friedrich von Sachsen, dem Beschützer Luthers, um ihn der alten Kirche zu erhalten. Im Jahre 1856 bekam sie die Kaiserin Eugenie von Frankreich bei Gelegenheit der Taufe des Prinzen Louis Napoleon, des „Kindes von Frankreich". Eine der letzten goldenen Rosen erhielt 1867 Isabella von Spanien.

In der Geschichte Englands erinnert die Rose an einen blutigen Krieg von 1399 bis 1486, der unter dem Namen der „Kämpfe der roten und weißen Rose" in der Geschichte verzeichnet ist. Er wurde geführt von den Häusern York und Lancaster, welche um den Thron Englands miteinander stritten. Das Haus York führte eine weiße und das Haus Lancaster eine rote Rose im Wappen. Zur Erinnerung an dies Ereignis hat man in England eine Lancaster-York-Rose gezüchtet, die auf einem Stamme rote und weiße Rosen trägt.

In Deutschland hat die Rose am Dome zu Hildesheim eine geschichtliche Berühmtheit erlangt. Unter anderm erzählt man über ihre Entstehung, daß der Kaiser Ludwig der Fromme einst auf einer Jagd, die er mitten im Winter in der Gegend des jetzigen Hildesheim abhielt, das Reliquienkreuz, welches er am Halse trug, verloren habe. Nach langem Suchen fand ein Diener dasselbe an einem mitten im Schnee blühenden wilden Rosenbusche. Doch war er nicht imstande, dasselbe vom Strauche zu nehmen. Als der Kaiser dem Strauche nahte, erkannte er in dem großen Schneefleck den Grundriß einer Kirche, an dessen oberem Ende der Rosenstock sich befand. Er nahm das Kreuz ab und gelobte, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen und den Rosenbusch zu schützen. Diese im tiefen Walde errichtete Kapelle war der Anfang des herrlichen Domes und das erste Gebäude der Stadt Hildesheim. Der Rosenstock ist von Anfang an von den Bischöfen zu Hildesheim sehr gepflegt worden. Er bedeckt in einer Höhe von 7 bis 8 m eine Mauer, sein Stamm hat an der Erde eine Dicke von 6 cm. Sein Alter wird auf 800—1000 Jahre geschätzt, so daß er ohne Zweifel der älteste Rosenstock ist.

Auch in der Geschichte des preußischen Staates nimmt die Rose mehrfach eine ehrenvolle Stellung ein. Wir erinnern nur an zwei Fälle. Als die unvergeßliche, von Schenkendorf als „Königsrose" besungene Königin Luise sich mit ihrem Gemahl in Tilsit aufhielt, versuchte sie es, den stolzen Korsen günstig für ihr Land und Volk zu stimmen; sie nahte sich Napoleon als Bittende. Die Antwort des stolzen Korsen bestand darin, daß er ihr aus einer auf dem Tische stehenden Blumenvase eine Rose reichte. Die Königin sah darin einen Beweis seines Wohlwollens und sagte: „mais avec Magdebourg" (aber mit Magdeburg). Kalt erwiderte Napoleon: „Ich muß Ihre Majestät darauf aufmerksam machen, daß ich anbiete und Sie nur anzunehmen haben!" Dreifach hat unser Volk diese Demüttigung seiner großen Königin eingelöst in den „Rosengärten" von Leipzig, Belle-Alliance und Sedan.

Die Lieblingsblume der Königin Luise war die mattrosa „Mädchenröte", eine jetzt aus der Mode gekommene Rosenart. Am Schlosse zu Hohenzieritz und um den kleinen Tempel, der dort auf ihrem Lieblingsplatz errichtet ist, wo die hohe Königin den letzten Abend ihres Lebens im Freien zubrachte, stehen solche „Mädchenröte" zum Andenken an „die schöne Königin".

Als die Kaiserin Charlotte von Rußland 1834 ihren königlichen Vater, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, besuchte, veranstaltete dieser ihr zu Ehren ein glänzendes Fest, das Fest der weißen Rose, welche die Lieblingsblume der hohen Frau war. Kaiser Wilhelm I., der damalige Prinz Wilhelm, erschien dabei als Ritter der weißen Rose in silberdurchwirktem Waffenkleide, die Kette des Schwarzen Adlerordens um den Hals geschlungen, auf dem Haupt einen Helm mit aufgerichteten Adlerflügeln. Sein blanker Schild zeigte den Wahlspruch: „Gott mit uns". — Im neuen Palais, bei welchem das Fest stattfand, sproßt aus allen Nischen und Lauben die Moosrose, die Lieblingsblume der jetzigen Kaiserin von Deutschland.

Die zweite in Preußens Geschichte berühmte Rose ist jüngeren Datums. Einige Tage nach der Schlacht von Sedan erhielt der Magistrat Berlins einen Brief, in dem eine welke Rose lag. Der Brief war folgenden Inhalts: „Einem Hochlöblichen Magistrat zu Berlin übersendet ein Kämpfer vom 18. August und 1. September eine Rose, die er am 1. September im heftigen Kanonendonner gepflückt, mit der ergebensten Bitte, dieselbe derjenigen Dame von Berlin zur gefälligen Annahme zuzustellen, die sich am meisten in der Hilfe für die Verwundeten ausgezeichnet hat. Ein Jäger der 3. Kompagnie des Gardejägerbataillons." Der Magistrat glaubte den Bedingungen des Übersenders gerecht zu werden, indem er die bleiche, weiße Rose der Königin Augusta darbrachte, weil die hohe Frau als Vorsteherin und Oberleiterin der Krankenpflegerinnen in der edelherzigsten Weise den deutschen Frauen und Jungfrauen ein Vorbild gab. Doch die Königin wies die Rose in hoher Bescheidenheit zurück und sandte sie vielmehr in die Baracken, wo deutsche Frauen und Jungfrauen in selbstverleugnendster Weise die Kranken pflegten. Hier sollte für die Rose die Würdigste gefunden werden. Die Rose wurde unter Glas und Rahmen im kleinen Betsaal aufgehängt, bis sich diejenige gefunden, die die gerechtesten Ansprüche auf dieselbe hätte. Doch es fand sich keine Würdigere als die Kaiserin, und als die Baracken abgebrochen wurden, ist die Rose der Kaiserin einstimmig zugesprochen und überreicht worden. Der Pflücker und Absender der Rose ist nicht bekannt geworden, wahrscheinlich hat ihn in Feindes Land der ehrenvolle Tod ereilt.

Zum Schluß sei noch kurz auf die Verwendung hingewiesen, welche die Rose in der Architektur gefunden hat. Sie spielt in der gotischen Baukunst keine unbedeutende Rolle. Als acht- oder zehnfach geteilte Fensterrose schmückt sie die gotischen Dome und Gerichtssäle. Gern schloß man die Ausschmückungen der Kirchen und deren Türmchen mit einer steinernen Rose (Kreuzblume), um anzudeuten, daß sich unser Leben in seiner höchsten Schönheit erst im Jenseits entfaltet.

Bemerkenswert ist auch noch die eigentümliche Erscheinung, daß bei einigen Menschen der Duft und der Anblick, ja sogar der Gedanke an eine Rose Widerwillen, Ohnmachten u. dgl. hervorrufen. Man nennt einen derartigen kranken Zustand Idiosynkrasie. So konnte z. B. die zweite Gemahlin Heinrichs IV., Maria von Medici, ohne Abscheu keine Rose sehen, obgleich sie sonst eine große Blumenfreundin war. Dieser Widerwille gegen die Rose soll sich bei ihr sogar auf gemalte Rosen erstreckt haben. Auch von dem Kardinal Olivier Caraffa (geb. 1511) wird erzählt, daß er sich jedes Jahr um die Zeit der Rosenblüte eingeschlossen habe, um auf diese Weise zu verhindern, daß ihm von Freunden und Bekannten Rosen gebracht würden.

Der Ursprung der Rose.

Den Rosenzweig benagt ein Lämmchen auf der Weide;
Es tut's nur sich zur Lust, es tut's nicht ihm zuleide;
Dafür hat Rosendorn dem Lämmchen abgezwackt
Ein Flöckchen Wolle nur, es ward davon nicht nackt.
Das Flöckchen hielt der Dorn in scharfen Fingern fest;
Da kam die Nachtigall und wollte bau'n ihr Nest.
Sie sprach: „Tu auf die Hand und gib das Flöckchen mir;
Und ist mein Nest gebaut, sing' ich zum Danke dir."
Er gab, sie nahm und baut'; und als sie nun gesungen,
Da ist am Rosendorn vor Lust die Ros' entsprungen.

Fr. Rückert.

An die Rose.

Ewig trägt im Mutterschoße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich;
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüte sich.

J. Chr. F. Hölderlin.

Dornröschen.

Gott grüß dich am tauigen Morgen,
Dornröschen im schattigen Wald,
Wie lugst du so schelmisch verborgen
Am Felsen aus finsterem Spalt!
Dein Kleidchen so leicht und so luftig,
Es glänzt keine Seide so fein,
Dein Odem so süß und so duftig,
Wie Düfte von blühendem Wein.

Die Rose, die Fürstin der Frauen,
Sie pranget dort unten im Tal,
Sie lässet im Garten sich schauen,
Sie füllet mit Düften den Saal;
Du bist auf den Bergen geboren,
Die Tochter der ländlichen Flur,
So erfreut nach des Hofs Leonoren
Uns Gretchens naive Natur.

Die Rose, sie wiegt sich im Garten
Auf des Rasens gepolstertem Samt,
Sie tränken, sie putzen und warten
Ist des Gärtners beschworenes Amt;
Du blühest am Dornengehege
Auf moosigem Felsengestein,
Brauchst keinen Diener zur Pflege
Und nährst dich und schmückst dich allein.

Die Roſe, ſie kam, wie ſie ſagen,
Aus Kaiſergärten von Rom,
Drum weiß ſie ſo ſtolz ſich zu tragen,
Drum haucht ſie ſo köſtlich Arom;
Du aber im Schatten der Eichen
Germaniſchem Boden entblüht,
Biſt der deutſchen Maid zu vergleichen
Mit dem frommen, dem ſchlichten Gemüt.

Die Roſe, ſie gleichet der Dame,
Für welche der Ritter turniert
Und deren geprieſener Name
Die Lieder des Troubadour ziert;
Du biſt weder Dame noch Zofe,
Biſt des Förſters rotwangiges Kind,
Das ferne vom Schloß und vom Hofe
Der junge Jägersmann nimmt.

Die Roſe mit ſchwellendem Buſen
Iſt ein prächtig gerundet Gedicht,
Wie ſinnend im Haine der Muſen
Der treffliche Meiſter es flicht;
Du mit fünf Blättchen im Kreiſe
Kunſtlos zum Kelche gefügt,
Biſt des Volksliedes muntere Weiſe,
Dran Hirtin und Hirt ſich vergnügt.

Die hundertblättrige Roſe,
Sie gleicht dem verſchlungnen Roman,
Er führt zu dem ſüßeſten Loſe
Verliebte auf wechſelnder Bahn;
Du biſt wie das holde Geplauder
Des Märchen, das loſe geſchürzt
Mit heimlichem ſeligem Schauder
Den Kindern ein Stündlein verkürzt. —

Ade denn und fröhlichen Morgen,
Dornröschen, holdſeliges Kind,
Blüh heimlich im Walde verborgen,
Geſchaukelt vom ſchmeichelnden Wind,
Bis pirſchend auf rüſtigem Gange
Dich der junge Jäger entdeckt,
Dich grüßet mit muntrem Geſange
Und keck auf ſein Hütchen dich ſteckt.

Karl Gerok.

Die Monatsroſe.

Hoffnung iſt die Monatsroſe,
Deren Knoſpe viel verſpricht,
Doch die kurze, dauerloſe
Flatterblüte hält es nicht.

Aber daß dich nicht gereue
Monatsroſenlebenslauf,
Hoffnung zieht doch eine neue
Knoſpe jeden Morgen auf.

Fr. Rückert.

Hageroſe.

Welche Fülle jetzt von zarten
Vollen Roſen ſchmückt den Garten!
Aber dir am Waldesrand
Bleibt mein Herz doch zugewandt.

Iſt es, weil zu deinen Füßen
Glockenblum' und Erdbeer' ſprießen?
Iſt es, weil der Wind dich küßt,
Der durch's Korn gegangen iſt?

Iſt es, weil in mächt'gem Schweigen
Um dich ſchwebt der Elfenreigen,
Weil bei uns als trauter Gaſt
Hält der wilde Vogel Raſt?

Was es ſei — ich weiß das Eine:
Freiheit wohnt bei dir am Raine,
Wo du biſt, iſt Fried' und Ruh',
Und du ſelbſt, wie ſchön biſt du!

Joh. Trojan.

Die weiße Roſe.

Sie iſt gemacht zum Gräberſchmucke,
Für Menſchen, die verlaſſen ſtehn,
Für Dulder, die mit ſchwerem Drucke
Gebeugten Haupts durchs Leben gehn;

Für Herzen, die vom Gram gebrochen,
Die keine Liebe wieder heilt,
Die mit dem Tode ſich verſprochen,
Weil nichts für ſie auf Erd' mehr weilt.

Daß eine Rose möchte blühen
Für sie, wenn auch am Grabe nur,
So nahm ihr Gott das Freudeglühen
Bis zu des Rotes letzter Spur.

Ehrwürd'ge Blume sondergleichen!
Zerstörten Glückes Trau'rsymbol —:
Fürwahr, dem Schmerze Rosen reichen,
Das ist ein Gottes-Monopol!

Karl Pöls.

Geduld bringt Rosen.

Es ist Geduld ein rauher Strauch,
Voll Dornen aller Enden,
Und wer ihm naht, der merkt das auch
An Füßen und an Händen.

Und dennoch sag' ich: Laß die Müh'
Dich nimmermehr verdrießen,
Sei's auch mit Tränen, spät und früh
Ihn treulich zu begießen.

Urplötzlich wird er über Nacht
Dein Mühen dir belohnen —
Wenn über all den Dornen lacht,
Ein Strauß von Rosenkronen.

W. Wackernagel.

Die halboffene Rose.

Von all' den Rosen, die im Hage sprossen,
Ist keine mit so süßem Duft gewürzt
Als du, die halb erst ihren Kelch erschlossen,
Von grüner Knospenhülle noch geschürzt.

Den andern, die entfaltet jedes Läubchen,
Entführte bald den besten Geist die Luft,
Du aber hältst die feinsten Blütenstäubchen
Im tiefen Kelch gesammelt voller Duft. —

Halboffne Rose, lieblichste von allen!
Du mahnest mich an echten Liedes Reiz;
Soll ich erwecken süßes Wohlgefallen,
So laßt es nicht verflachen allerseits.

Nein, faßt es in geheimnisvolle Kürze,
Die innrer Schönheit Fülle ahnen heißt:
Dann sammelt sich im Kelch die feinste Würze,
Dann atmet's aller Süßigkeiten Geist. —

Halboffne Rose, lieblicher denn alle!
Du mahnest mich an echter Liebe Sinn:
Die rührt mich nicht, die stets im Redeschwalle
Des Herzens offnes Blatt mir breitet hin.

Nein, wo nur manchmal zart aus Aug' und Munde,
Wie aus der Knospe, dringt ein warm Gemüt,
Ahn' ich entzückt, daß tief im Herzensgrunde
Noch reich der Liebe Rosenfeuer glüht.

Ad. Stöber.

Lebensworte.

Zu dem vollen Rosenbaume
Sprach der nahe Leichenstein:
„Ist es recht, in meinem Raume
Großzutun und zu verhüllen
Meiner Sprüche gold'nen Schein,
Die allein mit Trost erfüllen?" —

„Auch aus Grüften", sagt die Blüte,
„Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch, denn tote Schriften,
Sein Gedächtnis hier zu stiften,
Und ich blühe tröstend fort,
Ein lebendig Gotteswort."

A. E. Fröhlich.

Rätsel.

Fünf Brüder sind zu gleicher Zeit geboren,
Doch zweien nur erwuchs ein voller Bart,
Dem einen ist zur Hälfte er geschoren,
Den andern blieb die Wange unbehaart.

Elisabeths Rosen.

Sie stieg herab wie ein Engelbild,
Die heil'ge Elisabeth, fromm und mild,
Die Gaben spendende, hohe Frau,
Vom Wartburgschloß auf die grüne Au.

Sie trägt ein Körbchen, es ist verhüllt,
Mit milden Gaben ist's vollgefüllt.
Schon harren die Armen am Bergesfuß
Auf der Herrin freundlichen Liebesgruß.

So geht sie ruhig — doch Argwohn stahl
Durch Verräters Mund sich zu dem Gemahl,
Und plötzlich tritt Ludwig ihr zürnend nah
Und fragt die Erschrockne: „Was trägst du da?"

„Herr, Blumen!" bebt's von den Lippen ihr.
„Ich will sie sehen! Zeige sie mir!" —
Wie des Grafen Hand das Körbchen enthüllt,
Mit duftenden Rosen ist's erfüllt.

Da wird das zürnende Wort gelähmt,
Vor der edlen Herrin steht er beschämt;
Vergebung erflehet von ihr sein Blick,
Vergebung lächelt sie sanft zurück.

Er geht, und es fliegt ihres Auges Strahl
Fromm dankbar empor zu dem Himmelssaal.
Dann hat sie zum Tal sich herab gewandt
Und die Armen gespeiset mit milder Hand.

L. Bechstein.

Rose im Staube.

Liegst am Boden, arme Rose,
Eines bösen Buben Raub,

Blühtest, ach, zu bess'rem Lose,
Als zu welken hier im Staub.

Doch der Knabe ſah dich prangen
Als des Gartens Königin,
Und er fühlt' ein frech Verlangen,
Brach dich ab — und warf dich hin.

Hätt' er treu dich heimgetragen,
Sorgſam in das Glas geſetzt,
Hätt'ſt du noch von Tag zu Tagen
Dich erquickt und ihn ergötzt.

Hätt' ein Frühlingsſturm die Blätter
Dir zerſtreut erbarmungslos:
Sterben unter Blitz und Wetter
Iſt ein ſchönes Blumenlos.

Aber hat die holde Sonne
Darum deinen Kelch enthüllt,
Gott und Menſchen ihn zur Wonne
Mit dem ſüßen Duft gefüllt,

Daß du ſollſt zur Beute werden
Eines Buben kurzer Luſt,
Daß du ſchnöd' im Staub der Erden
Dich zertreten laſſen mußt? —

Kommt ein Kind, dich aufzuleſen,
Doch die Mutter wehrt und ſpricht:
„Laß, wer weiß, wem ſie geweſen!“
Und das Kind begehrt dich nicht.

Und warum bei deinem Loſe
Mir das Herz vor Wehmut bricht?
Du in Staub getret'ne Roſe,
Ach, du biſt die einz'ge nicht!

K. Gerok.

---

112. Die Myrte.

(Myrtus communis.)

Aus Italien nach Deutſchland herübergekommen, iſt die Myrte wegen ihrer immergrünen, aromatiſch duftenden Blätter bald zu einer beliebten Topfpflanze geworden, die auch mit dem Leben des deutſchen Volkes in Freud' und Leid auf das innigſte verbunden iſt. Ihr deutſcher Name entſpricht dem lateiniſchen myrtus, der vom griechiſchen myron, Balſam, abgeleitet wird. Er bezieht ſich auf den würzigen Duft der Blätter und Blüten.

Nach einer arabiſchen Legende ſtammt ſie aus dem Paradieſe. Dem Gebote des Herrn zuwider hatte Adam von dem Baume der Erkenntnis des Guten und Böſen gegeſſen, und mit ſchuldbeladenem Gewiſſen mußte er den Garten Eden, dieſen Ort ſeligen Friedens und höchſter Glückſeligkeit, verlaſſen. Noch einen langen Blick voll Schmerz und Reue warf er auf all' die ihn umgebende Pracht und Herrlichkeit, um dann Abſchied zu nehmen auf immer. Als ein letztes Zeichen an die goldene Zeit des Paradieſes, des Jugendtraumes der geſamten Menſchheit, pflückte er ein Zweiglein von der am Wege prangenden Myrte, damit ihr überirdiſcher Duft in ſeinem ferneren mühe- und arbeitsvollen Leben ihn erinnere und mahne an das, was er einſt beſeſſen und leichtſinnig verſcherzt.

In Griechenland bedeckt noch in der Gegenwart die Myrte weite Strecken; im Altertum war ſie der Aphrodite geweiht. Die Myrte war es nach der griechiſchen Mythologie geweſen, welche um die Göttin der Liebe und Schönheit, als dieſe aus dem Schaume der Meereswellen geboren, und als rings kein Baum und Strauch zum ſchützenden Obdach

dem spähenden Blicke sich zeigte, ihre dichten, immergrünen Zweige schlug und ihr ein sicheres Versteck gewährte, bis weitere Hilfe nahte.

Über ihre Entstehung berichtet eine griechische Sage folgendes: In der Nähe von Athen lebte eine reizende Nymphe, namens Myrsine. Ausgestattet mit hohen körperlichen und geistigen Vorzügen, graziöser Gewandtheit und holder Anmut, war sie der erklärte Liebling der Athene, der Göttin der Weisheit und des Krieges. Doch als sie diese einst im Spiel im Laufen und Ringen übertraf, erregte sie die Eifersucht derselben, und die innige Zuneigung der Göttin verkehrte sich in bitteren Haß. Die liebliche Myrsine ward ein Opfer der glühenden Eifersucht der zürnenden Göttin, die sie einst im raschen Zorne tötete. Selbst die Götter trauerten um die holde Geschiedene, und nach ihrem Rate entsproß ein schlanker, zierlicher Baum dem entseelten Leichnam. In voller Verzweiflung und bitterer Reue umschlang Athene den Baum und klagte und trauerte und wünschte die ihr einst so liebe Gefährtin zurück; doch umsonst, die Teure kam nicht wieder; nur die Myrte blieb als ein immergrünes Denkmal der Erinnerung an sie zurück.

Wie bei dem Johanniskraut erblickt man bei den Blättern der Myrte, wenn man dieselben gegen das Licht hält, kleine, helle Punkte, welche von kleinen Öldrüschen herrühren; die Licht durchlassenden, kleinen Punkte sehen wie feine Nadelstiche aus, und die Sage gibt hierüber folgende Aufklärung: Der hochberühmte Heroe Theseus hatte sich als Greis mit der jugendlichen Phädra wiedervermählt. Die holde Anmut und bezaubernde Schönheit der blühenden Jungfrau hatten den hochbetagten Helden gefangen genommen; doch dieselbe war nicht so treu und gut, wie sie schön war. Sie entbrannte in sündiger Leidenschaft zu dem Sohne ihres Gatten aus erster Ehe; und als dieser ihren Lockungen kein Gehör schenkte, verleumdete sie, wegen verschmähter Liebe aufs tiefste gekränkt, denselben bei ihrem Gatten. Die Liebe des Theseus zu seinem Sohne verwandelte sich in grimmigen Haß, und er drohte mit furchtbarer Strafe. Auf der Flucht vor dem Vater fand der treue Sohn seinen Tod. Da ergriff die Phädra bittere Reue, und in tiefer Schwermut zerstach sie mit goldenen Nadeln die Blätter der Myrte, in deren Schatten sie oft auf den heimkehrenden Geliebten gewartet. Ruhe und Frieden waren für immer dahin, und in banger Verzweiflung erhängte sie sich selbst an den Zweigen des Baumes. Seit jener Zeit zeigen alle Blätter die feinen Nadelstiche.

Wie schon im Anfange erwähnt, war die Myrte die heilige Pflanze der Aphrodite und galt als Symbol der Jugend und Schönheit. Doch diente sie auch Demeter, der Göttin des Ackerbaues, zum Schmuck, und die eleusinischen Priester trugen Kränze, aus Myrten- und Taxuszweigen gewunden. Auch bei Triumphen für Siege, welche kein Blut gekostet hatten, fand die Myrte Verwendung; eine Krone, aus ihr geflochten, schmückte den Triumphator.

Die Sitte, die jungfräuliche Braut bei der Trauung mit einem Myrtenkranze zu schmücken, die jetzt in Deutschland ganz allgemein, besteht erst seit dem 16. Jahrhundert; sie findet sich aber bereits bei den

alten Griechen und Römern. Und wie die Myrte den Menschen schmückt bei des „Lebens schönster Feier", so begleitet sie ihn auch auf seinem „letzten Gange"; die Blätter der großblättrigen Myrte verwendet man in vielen Gegenden mit Vorliebe zu Kränzen und Girlanden für Verstorbene, und die Pflanze führt deshalb den Namen Totenmyrte.

O Myrtenkrone!
Dein Los ist schön, du dienst der Lieb' im Leben;
Der Unschuld dienest du im Sarg' zum Lohne.

Fr. Rückert.

Der Brautkranz.

Lebt wohl! ihr Schwestern, die ihr heut' mich schmücket,
Nehmt für den letzten Dienst den letzten Dank!
Die Myrte, die ihr in das Haar mir drücket,
Trennt mich von euch, mahnt mich zum ernsten Gang.
Lebt wohl! gedenkt im herzlichen Gebete
Des Mädchens, das nun bald wird Gattin sein,
Und laßt mich, eh' ich vor den Altar trete,
Laßt mich noch einen Augenblick allein.

Ich bin allein — doch ob mich niemand sähe,
Ein Auge, weiß ich, ruht klar über mir:
Mein Herr und Gott! ich fühle deine Nähe,
Und meine Seele flüchtet sich zu dir.
Im Myrtenkranz, der einmal nur im Leben
Als höchster Schmuck der Jungfrau Stirn umlaubt,
Und dem das Mädchenherz mit bangem Beben
Entgegenschlug, neig' ich vor dir das Haupt.

Du sahst so oft die Augen freudig glänzen,
In deiner Hut war immer mir so wohl;
Ich schmückte mich so gern mit Blumenkränzen,
Des Mädchenstandes lieblichem Symbol.
Du hast bisher auf meines Lebens Pfade
So viele Freudenblumen mir gestreut:
Du, lieber Herr, für alle deine Gnade
Nimm einmal noch den Dank des Mädchens heut'.

Mit Blumen darf ich heute mich nicht schmücken,
Ein neues Leben soll mir erst erblüh'n;
Nur reines Weiß will zu der Braut sich schicken,
Und drüber schwebt der Myrte Immergrün. —
O Herr, mein Gott, ich will ja gerne scheiden
Vom Mädchenstand, doch nimmermehr von dir:
Laß immer mich das Weiß der Unschuld kleiden,
Laß diese Myrte grünen für und für.

G. Jahn.

113. Der gemeine Buchsbaum.

(Buxus sempervirens.)

Sowohl der lateiniſche Name buxus, als der deutſche Buchsbaum ſtammen von dem griechiſchen pyxis = Büchſe ab, weil das harte Holz ſich ſehr zur Herſtellung von Büchſen und anderen Gerätſchaften eignete.

Die Heimat des Buchsbaums iſt der Orient; die Alten kannten ihn und wußten ihn wegen ſeines ungemein feſten und ſchweren Holzes zu ſchätzen. Bereits von Homer wird im 24. Geſang der Iliade ſeiner erwähnt, wo dieſer die Joche der Rinder des Priamos ſchildert: „Von Buchsbaum glatt, mit Buckeln erhöht und wohl mit Ringen gezieret.“ Nach Ovid hat Minerva zuerſt aus dem feſten Holz des Buchsbaums, das ſie mit Löchern durchbohrte, die Flöte gemacht. Neben den muſikaliſchen Inſtrumenten verfertigte man aus dem Holze Götterbilder, Schmuckkäſtchen, Kämme u. a. Die ſpäteren Römer benutzten den Buchsbaum zu Einfaſſungen von Gängen und Beeten und ſchnitten die Sträucher zu mannigfachen Geſtalten, Tierbildern und Buchſtaben zu. Zur Zeit Ludwigs XIV. kam man auf dieſe Spielereien zurück, und im Lenôtreſchen Gartenſtil ſpielte der Buchsbaum eine große Rolle.

Wegen der immergrünen Blätter findet der Buchsbaum in manchen Gegenden neben Immergrün und Rosmarin bei Beerdigungen Verwendung. Die Leichenträger führen Buchsbaumbüſchel, welche zuweilen mit Goldſchaum verſehen ſind, im Knopfloch und ſtecken dieſelben ſpäter auf den friſchen Grabhügel. Auch zum Zauber wurde unſere Pflanze gebraucht. In die aufgenommene und in einen Topf geworfene Fußſpur eines Menſchen wird Buchsbaum gepflanzt; wie dieſer wächſt, ſollte jener vergehen. Von einer Sitte, die ganz an die alten heidniſchen Opfer erinnert, und bei welcher ebenfalls der Buchsbaum benutzt wird, erzählt die Bavaria. In Jachenau in Oberbayern wird zu Oſtern von einem Hofbeſitzer der Reihe nach ein Widder gegeben; dieſer wird gebraten und dann wieder zuſammengeſetzt. Der Kopf wird mit einem Buchsbaumkranze und bunten Bändern geziert, die Hörner werden vergoldet, und nun wird er in die Kirche getragen und geweiht. Im Wirtshauſe wird er ſpäter an die Hirten und Tagelöhner verteilt.

Eine häufige Art.

Iſt eine Menſchenart auf Erden,
Die muß wie Buchsbaum gehalten werden.
Den muß man ſtets herunterſchneiden,
Sonſt wird er läſtig und unbeſcheiden,
Doch knapp gehalten und brav geſtutzt
Iſt er recht brauchbar, ziert und putzt.

Joh. Trojan.

114. Die Lilie.

(Lilium candidum.)

Neben der Roſe, der unbeſtrittenen Königin der Blumen, tritt ſchon früh die Lilie als eine allgemein beliebte und verehrte Blume faſt bei allen alten Kulturvölkern auf. Ihr Name ſtammt aus dem Griechiſchen und bedeutet eine glatte, zarte Blume; er bezieht ſich vor allem auf die ſchönſte des Geſchlechts, auf die weiße Lilie.

Die Heimat dieſer Pflanze iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben; ſie hat in dieſer Beziehung gleiches Los mit ihrer Schweſter unter den Zierblumen, der Roſe. „Sie hat, wie dieſe, überall ein Heimatsrecht, aber keinen ſpeziellen Heimatsſchein.“

Nach einer griechiſchen Mythe war die Lilie aus der Milch der Juno entſtanden und dieſer Göttin daher beſonders heilig. Herder teilt uns über ihren Urſprung folgende Paramythie mit: „Als einſt, ein nackter Fels, die Erde daſtand, ſiehe, da trug eine freundliche Schar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach teilten ſie ſich in ihr Geſchäft. Schon unter Schnee und im kalten, kleinen Graſe fing die beſcheidene Demut an und webte das ſich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyazinthe. Jetzt kam, da es jenen ſo wohl gelang, ein ſtolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt; die Narziſſe blickte umher mit ihrem ſchmachtenden Auge. Viele andere Göttinnen und Nymphen beſchäftigten ſich auf mancherlei Art und ſchmückten die Erde, frohlockend über ihr ſchönes Gebilde. Und ſiehe, als ein großer Teil von ihren Werken mit ſeinem Ruhm und ihrer Freude daran verblüht war, ſprach Venus zu ihren Grazien alſo: ‚Was ſäumt ihr, Schweſtern der Anmut? Auf, und webet von euren Reizen auch eine ſterbliche Blüte.‘ Sie gingen zur Erd' hinab, und Aglaja und Euphroſyne webten mit ſchweſterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Roſe. Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Roſe beneideten keine und wurden von allen beneidet. Schweſterlich blühen ſie zuſammen auf einem Gefilde und zieren einander, denn ſchweſterliche Grazien haben ungetrennt ſie gewebt.“

Bei den Morgenländern galt die Lilie als das Sinnbild der Reinheit und Unſchuld. Im Alten Teſtament wird ihrer öfter Erwähnung getan, und die mannigfache Verwendung, die ſie in den gottesdienſtlichen Einrichtungen der Juden fand, zeugt am beſten von dem hohen Anſehen, das ſie bei denſelben hatte. Die Altäre waren mit derſelben geziert, und die Kapitäler der Säulen im Salomoniſchen Tempel hatten die Form der Lilie. Auch das Waſchbecken der Prieſter war der Geſtalt derſelben nachgebildet, und die goldenen Leuchter des Allerheiligſten waren mit ihr geſchmückt. Die Lilie wuchs in Paläſtina ohne Pflege und Sorgfalt von ſeiten der Menſchen, die ſich nur über die Pracht und

Herrlichkeit der Blumen zu freuen brauchten. Sie war so recht ein Bild der Güte und Fürsorge Gottes, als welches der Herr sie uns in der bekannten Stelle der Bergpredigt hinstellt: „Schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins."

Auch bei den alten Persern stand die Lilie in hohem Ansehen. Der Name der Hauptstadt des Landes, Susa, bedeutet Lilienstadt. Sie führte die Lilie als Sinnbild der Schönheit in ihrem Wappen. Von den persischen Dichtern ist sie neben der Rose in zahllosen Liedern gefeiert und verherrlicht.

Bei den Römern galt sie als heilige Blume der Juno und wurde als solche verehrt, zugleich war sie ein Symbol der Hoffnung und ein Bild des Thronfolgers. Auf vielen alten römischen Münzen ist eine Lilie abgebildet mit den Worten: Spes populi romani (Hoffnung des römischen Volkes).

In der deutschen Mythologie trägt Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Zepter, welches mit einer Lilie gekrönt war.

Neben der Grabesrose, dem Zeichen der nach dem Tode noch fortdauernden Liebe, ist die Lilie die zweite deutsche Totenblume. Zwar bedeutet sie in einigen Volksliedern auch die verlassene Unschuld, der Liebe Schmerzen und Klagen, im Gegensatz zu der glückverkündenden Rose; doch sind diese Fälle nur vereinzelt; sie ist die eigentliche Totenblume, die aber vor der Grabesrose besondere Eigentümlichkeiten voraus hat. Sie wird nicht von den Hinterbliebenen oder sonst in natürlicher Weise auf das Grab gepflanzt; sie sprießt von selbst, durch eine unheimliche Kraft getrieben, aus dem Grabe hervor, in einer bestimmten Frist, gewöhnlich nach drei Tagen. Ferner wächst die Lilie auf den Gräbern solcher Personen, die eines unnatürlichen, oft schrecklichen Todes gestorben sind. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen von der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie die Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten. Endlich ist sie auch wohl aufzufassen als ein Gruß des Toten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe. So das bekannte

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Auch einmal seh'n".

Ein Bild der drohenden Rache sind die Lilien in der Ballade „Der Mordknecht". Eine Edelfrau besticht um ihres Buhlen willen den Knecht ihres Gemahls, diesen auf breiter Heide zu erschlagen. Sie lobt den Knecht nach vollbrachter Tat; aber als sie auf ihrem grauen Rosse über jene Heide sprengt, da winken ihr weiße Lilien unheimlich entgegen. Angst und Reue überfallen sie, und sie geht in ein Kloster.

Auf den Sühnelilien erſcheinen gewöhnlich einige Worte in goldenen Buchſtaben. So iſt es in den hiſtoriſchen Liedern von den Raubrittern Schüttenſam und Lindenſchmidt, welche für ihre zahlreichen Freveltaten von den Nürnbergern gefangen und hingerichtet wurden; ferner auch im Liede vom Grafen Friedrich, welcher das Unglück hat, ſeine Braut mit dem Schwerte, welches aus der Scheide fällt, zu töten. Dafür wird er vom Brautvater erſchlagen.

„Es ſtund bis an den dritten Tag,
Da wuchſen drei Lilien auf ſeinem Grab,
Darauf da ſtund geſchrieben,
Er wär' bei Gott geblieben." —

Aus dem Judentum ging die Lilie als Symbol der Unſchuld und Reinheit auch in das Chriſtentum über; ſie wurde faſt zum feſtſtehenden Attribut bei allen Abbildungen der Mutter Maria. Nach der Sage trug der Engel Gabriel, als er bei der königlichen Jungfrau zur Begrüßung und Ankündigung des Weltheilands erſchien, einen Lilienzweig. Deshalb pflegt man auch in katholiſchen Ländern an hohen Feſttagen die Marienbilder mit Lilien zu bekränzen. In früherer Zeit trugen auch die Jungfrauen, wenn ſie zur Einſegnung gingen oder ein Kindlein zur Taufe hielten, eine Krone, aus Lilien geflochten.

Während des Mittelalters wurden beſonders in den ſtillen Kloſtergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwiſſende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in dieſe Pracht warf und die herrlichen Blumen ſah, legte ihnen für das Leben der Mönche eine beſondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichſten Sagen über die Lilien um. So erzählte man von dem Kloſter Korvei an der Weſer, wenn einer der Mönche ſterben ſollte, ſo fand er drei Tage vor ſeinem Tode eine weiße Lilie in ſeinem Chorſtuhle, und wie dieſe Lilie welkte, ſo welkte er auch. Einſt war einer dieſer Mönche ſehr ehrgeizig und wünſchte ſehr gern Prior des Kloſters zu werden; er verſchaffte ſich deshalb heimlich einen Lilienzweig und legte dieſen in den Chorſtuhl des ſiebzigjährigen Priors nieder. Als dieſer die Blume ſah, erſchrak er ſo heftig, daß ihn die Aufregung auf das Krankenbett warf und er wirklich nach drei Tagen verſchied. Der Mönch wurde nun ſelbſt Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr, ſein Gewiſſen beunruhigte ihn, und ernſt und verſchloſſen verbrachte er ſeine Tage. Auf dem Totenbette bekannte er ſpäter ſeine Tat. (Vgl. S. 289.)

In keinem Lande Europas ſpielt die Lilie eine ſolche Rolle wie in Frankreich; den erſten Anlaß hierzu ſoll der Begründer des fränkiſchen Reiches, Chlodwig (481—511), gegeben haben. Es wird von ihm erzählt, er habe ſich in der Schlacht bei Zülpich gegen die Alemannen, als dieſe den Sieg zu erringen drohten, an Chriſtus im heißen Gebete gewandt und ihm gelobt, ein Chriſt zu werden, wenn er als Sieger aus der Schlacht hervorginge; da ſei ihm ein Engel erſchienen, der ihm eine Lilie gebracht, mit der Weiſung, ſie als Schwert zu benutzen. Der An-

blick der Lilie entflammte in Chlodwigs Kriegern den schon gesunkenen Mut zur höchsten Kampflust; ihrem Ungestüm vermochten die Alemannen nicht zu widerstehen; und seit der Zeit wurden die königlichen Insignien mit Lilien geschmückt. In dem Familienwappen der Könige von Frankreich tritt sie 1197 zum erstenmal auf. Ludwig IX. setzte bei seinem Kreuzzuge drei Lilien auf seine Fahne und in sein Wappen. Das Lilienbanner ist seitdem immer das Zeichen gewesen, um welches sich alle treuen Anhänger der Bourbonen geschart haben, und selbst in der Gegenwart ist die Lilie noch die Parteiblume für die wenigen Getreuen, welche dem Hause Bourbon verblieben. —

Bei den Chinesen ist der Ausdruck „goldene Lilie" die Bezeichnung für die verkrüppelten und verunstalteten Füße der Damen, welche bekanntlich als größte Schönheit geschätzt und von den Dichtern besungen werden.

Die Lilie.

I.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt?
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du ein so weißes Kleid
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich acht,
Er sendet dir in stiller Stund'
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Tau so rein
Und trocknet's in dem Wind
Und bleicht es in dem Sonnenschein
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst, der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

A. J. Ph. Spitta.

II.

Ich leid' es wohl, daß du der Rose
Getreuster Freund und Ritter bist,
Daß dir die Tulpe, dir der bloße
Geruch der Nelken Wonne ist:
Am schönsten von den schönen allen
Will mir die Lilie gefallen.

Auf ihrem Schafte schlank und grade
Steigt königlich sie in die Höh',
Dann öffnet sie wie süße Gnade
Der Blätter Pracht, des Kelches Schnee,
Und mit dem Zauber ihrer Düfte
Erfüllt sie rings die Morgenlüfte.

So preislich stand in Samt und Seiden
Nicht Salomo der Weise da
Des Tages, da mit tausend Freuden
Ihn Sabas Königin ersah.
Viel schmuckern Rock ließ sonder Spinnen
Die Lilie ihr Gott gewinnen.

Du liebe wunderschöne Blume,
Ach, sage mir, wie fang' ich's an,
Daß zu des Glaubens Heiligtume
Ich armes Kind gelangen kann?
Mein Heiland sagt, du sollst's verstehen
Samt allen Vögeln in den Höhen!

Du bist die Freie und die Reine,
Bist Unschuld und bist Seligkeit,
Die Engel geh'n in deinem Scheine
In lilienweißer Herrlichkeit,
Maria, die Gebenedeite,
Hat Lilien zu ihrer Seite.

Ich bin nicht rein, nicht ohne Fehle,
Doch schau' ich dich so stille an,
Was arg ist, flieht aus meiner Seele,
Und sel'ger Friede bricht sich Bahn,
Ja ich vergesse alle Dinge,
Als ob ich schon im Himmel ginge.

Drum, wenn ich nun begraben werde
Und euch der Frühling Blumen gibt,
Ihr Lieben, auf den Hügel Erde
Pflanzt mir die Blume hochgeliebt,
Du aber nimm mich auf beim Scheiden,
Herr Christ, du Lilie jener Freuden!

Martin (M. Lange).

III.

Nur wenig Müh' braucht's, dich zu warten,
Zum Lichte strebst du froh hinauf
Und blühst auch in der Armut Garten
In deiner reinen Schönheit auf.

Joh. Trojan.

Die Todeslilie zu Korvei.

Zu Korvei, dem Kloster von hohem Rang,
War einst ein bedeutsam Wunder im Schwang,
Es hing eine Lilie dort am Altar,
Die allen Mönchen ein Schrecken war.
So oft die göttliche Allmacht wollte,
Daß einer der Mönche sterben sollte,
So ward drei Nächte vor dessen Ende
Durch unsichtbarer Geister Hände
Die Blume, die einst ein Heil'ger gepflegt,
Auf des Erkor'nen Platz gelegt.
Wenn er dann des Morgens sie fand,
So wußt' er, was bevor ihm stand.
Nun hegte Korveis Klosterschaft
Auch einen Mönch voll Jugendkraft,
Der wurde Bruder Markwart genannt,
Die Lilie war ihm wohlbekannt.
Einst fand er sie auf seinem Sitz;
Da stand er getroffen wie vom Blitz;
Doch rafft' er bald sich schnell zusammen,
Die Augen leuchteten ihm wie Flammen,
Die Blum' ergriff er mit kühnem Satz
Und warf sie auf eines Greises Platz;
Dann setzt' er keck sich auf die Bank.
Der Alte ward vor Schrecken krank,
Genas jedoch am dritten Tag, —
Als Markwart tot im Bette lag.
So war, was geschehen sollte, geschah'n,
Doch hat man die Lilie nicht mehr gesah'n.

L. Wiese.

115. Die Schwertlilie.

(Iris germanica.)

Wegen des reichen Farbenkleides der Blüte, das bei der deutschen Schwertlilie fast alle Farben des Regenbogens enthält, hat die Pflanze nach der griechischen Göttin des Regenbogens den Namen Iris erhalten.

Sie war den Griechen eine liebe Blume, und da die Iris als schnellfüßige, goldgeflügelte Götterbotin die Seelen der Frauen und Mädchen an den Ort ihrer Bestimmung führte, pflanzten die Griechen die nach ihr benannte Blume auf die Gräber der Verstorbenen. Bis in die Gegenwart hat sich diese Sitte erhalten. Ein neuerer Reisender hat eine Art der Pflanze überall auf den Gräbern der griechischen Kirchhöfe blühen sehen.

In der nordischen Mythologie stand der Himmelsschwertel mit dem Kultus der Frühlingsgöttin Ostara in Verbindung, die ja mit ihrer Rückkehr gleichsam den Regenbogen von neuem schuf. Auch dienten die Blätter der Pflanze zum Schmuck der Pfingstbraut, die nach altem deutschen Brauche um Pfingsten ihren Ehrenzug hielt; Reste dieser alten Sitte haben sich in Holland erhalten. Ein Mädchen wird hier mit Bändern und Blumen reich geschmückt und unter dem Namen „pinxter bloem", wie auf holländisch die Iris heißt, als personifizierter Frühling auf einem kleinen Wagen eingeführt. Arme Weiber ziehen das Gefährt, und jeder, der es kommen sieht, wirft demselben ein Scherflein zu; freut er sich doch auch, daß nunmehr wieder die bessere Zeit des Jahres ihren Anfang genommen hat. (Vergleiche auch Wiesenschaumkraut.)

In Mecklenburg und an den Küsten der Nordsee heißt die Pflanze Adebarblom und Storchblume, da sie mit der Ankunft der Störche zu blühen beginnt und an Orten wächst, wo sich der Storch gern aufhält. Die Südslawen nennen die Iris perunika, d. i. Blume Peruns, des Donnergottes. Darum bezieht auch wohl Beyer unsere Pflanze richtiger auf Thor, als Mannhardt auf Frô. Den jetzigen Namen Schwertlilie hat die Pflanze von den schwertförmigen Blättern erhalten, die den Klingen zweischneidiger Schwerter gleichen und von den Knaben im Spiel auch als solche benutzt werden.

Die Wurzeln von verschiedenen Arten sind vielfach zu Schminke und Parfümerien verwandt worden, die der Wasserschwertlilie galten sogar für wundertätig. Wer sie bei sich führte, glaubte in ihnen ein Schutzmittel gegen Verblutungen zu haben.

Im Gegensatz zu der Brachdistel oder Mannstreu hat man die Schwertlilie Frauentreue genannt; von ihr singt der Dichter K. P. Conz:

„Mannstreu' nennt man ein Distelgewächs; von der zarten der Frauen
Schweigt man. Männer ja nur haben die Namen geschöpft.
Still doch reden von ihr unbenannt auch die Blumen; die Iris,
Über den Bach dort gebeugt, nennt man die Treue der Frau'n.
Lüftern entrollt er, der flüchtige Quell; mit liebender Sehnsucht
Hangend am Flüchtigen stets, blickt ihm die Schmachtende nach."

Die Entſtehung der Schwertlilie.

Wie ſchmerzlich iſt's, zu flieh'n das Vaterland,
Das Haus, in dem des Kindes Wiege ſtand,
Das Gärtlein, wo der Knabe jubelnd ſpielte,
Das Tal, wo Mut und Kraft der Jüngling fühlte!
Nur halb erfreut in fremder Flur das Glück,
Und doppelt laſtet jedes Mißgeſchick.

Als einſt mit Joſeph, dem vertrauten Mann,
Maria fliehen mußt' aus Kanaan,
Den Gottesſohn vor Menſchenmacht zu retten,
Durchzog ſie ſtill entlegne, wüſte Stätten;
Doch wie ſie an Arabiens Grenzen kam,
Wuchs ſtündlich höher ihres Herzens Gram.

Es ſtrahlte von des Himmels reinem Blau
Der Sonne Glut auf die verbrannte Au,
Und nirgends fanden bei des Mittags Schwüle
Die matten Wandrer eines Palmbaums Kühle,
Maria bat: „Vergönne, Joſeph, mir
Und unſerm Knaben eine Ruhſtätt' hier."

Und als ſie ſo auf hartem Boden ſaß
Und trüben Blicks die öde Fläche maß,
Da flehte ſie, das Kindlein auf den Armen:
„O habe, Herr, mit uns hier doch Erbarmen
Und führe bald durch dieſer Wüſte Sand
Mich, deine Magd, zurück ins Vaterland!"

Wie dies Gebet ſich von der Lipp' ergoß,
Zur Erde nieder eine Träne floß.
Und ſchau', ein Pflänzlein ſah zu ihren Füßen
Maria plötzlich aus dem Boden ſprießen;
Es wuchs und trieb zwei Blätter lang und ſchmal
Und ſchneidend wie des Schwertes ſcharfer Stahl.

„Ach, muß ich denn auf allen Wegen ſeh'n,
Daß mir ein Schwert ſoll durch die Seele geh'n!"
Maria ſprach's mit trauerndem Gemüte,
Da ſchoß ein Stengel auf und eine Blüte;
Die Blüt' erſchloß vor ihrem Auge ſich
So klar und blau, daß ſie dem Himmel glich.

Nach oben hob Maria nun den Blick,
Von oben kam ihr Mut und Kraft zurück.
Sie brach die Lilie: „Deine Himmelsbläue
Sei mir ein Bild von meines Gottes Treue!
Komm, Joſeph! nach Ägypten zieh' ich gern!
Wo wir auch ſind, uns ſchützt die Hand des Herrn."

F. Günther.

116. Das gebräuchliche Seifenkraut.

(Saponaria officinalis.)

Das Seifenkraut, Waſchkraut, die Seifenwurzel der Alten, hat ſeinen Namen von der Eigentümlichkeit der Wurzel, das Waſſer ſchäumend zu machen, wie Seife. Dieſe Wirkung rührt von dem Saponin her, einem ſeifenähnlichen Stoff, welcher in der langen, kriechenden Wurzel enthalten iſt. Die Alten benutzten das Seifenkraut beſonders zur Reinigung der Wolle und erzählten über die Entſtehung desſelben, es ſei aus dem weggegoſſenen Waſchwaſſer der Aphrodite entſtanden, als dieſe nach der Berührung mit ihrem rußigen Gatten ein Bad genommen hatte. Die Pflanze wurde ehemals in den Kloſtergärten gezogen; wie H. Bock mitteilt, wuſchen die Kloſterleute mit dieſem Gewächs ihre Kappen und Gewänder ſauber und rein und ſparten damit Seife und Alaun.

Ähnlich verwenden die Tataren die chalzedoniſche Lichtnelke (Lychnis chalcedonica), welche darum auch den Namen Tatarenſeife führt; in unſeren Gärten iſt dieſelbe als „brennende Liebe“ eine beliebte und bekannte Zierblume.

Brennende Liebe.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein blau und rot,
Vor allen aber machet
Die brennende Liebe
Mir Not.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum',
Es glühet ſonder Ende
Die brennende Liebe
Ringsum.

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie ſprießet Tag und Nacht,
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe
Gebracht?

Die ſchlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll ſtehn
Und flüſtern: „Ach, da drinnen
Blüht brennende Liebe
So ſchön!“

J. Moſen.

---

117. Die Nelke.

(Dianthus.)

Der Name Nelke iſt verkürzt aus Nägelein, Nägelken, der urſprünglichen Bezeichnung für die Gewürznägelein, welche ihren Namen von dem aromatiſchen Geruch und der Ähnlichkeit mit kleinen Nägeln erhalten haben.

Wegen ihres angenehmen Duftes waren die Nelken ſchon bei den Alten beliebt. Nach einer griechiſchen Sage iſt die Bart- oder Studentennelke aus den Augen eines jungen Schäfers entſtanden. Mißmutig und unzufrieden kehrte einſt die Göttin Diana von einer Jagd zurück; denn ſo ſehr ſie ſich auch bemüht, nicht ein Stück Wild hatte ſie

erlegt. Auf dem Heimwege begegnete ihr ein schöner Schäfer, der fröhlich auf seiner Hirtenflöte blies; ihn beschuldigte Diana, das Wild verscheucht zu haben, und drohte mit furchtbarer Strafe. Umsonst beteuerte der Schäfer seine Unschuld, in blinder Raserei griff die Göttin der Jagd nach dem Unglücklichen und riß ihm die Augen aus dem Kopfe. Doch bald wurde sie von bitterer Reue erfaßt und wünschte ihre blutige Tat ungeschehen. Sie flehte zu Zeus, und dieser ließ aus den Augen, die sie in der ersten Wut weit hinweggeschleudert, zwei Nelken erwachsen, die zum Zeichen des Ursprungs das Bild des Auges in sich trugen.

In der französischen Geschichte spielt die Nelke zu verschiedenen Malen eine nicht unbedeutende Rolle. Als Ludwig IX. oder der Heilige im Jahr 1270 seinen zweiten Kreuzzug gegen Tunis unternahm, brach in seinem Heere die Pest aus. Umsonst war das Bemühen der Ärzte, dem Wüten der Seuche Einhalt zu tun. Der König, der die Natur in ihrem geheimnisvollen Walten so vielfach als Spenderin des Heils gegen große Übel kannte und in ihrem Kräuterreichtum nicht unerfahren war, nahm an, daß in einem Lande, das solche Krankheiten erzeuge, auch die Natur ein Heilmittel dagegen bieten müsse. Er beschloß, in eigener Person nach den Pflanzenschätzen Afrikas auszuspähen; nach längerem Suchen entdeckte er auf dem dürren Boden eine an gewürzhaftem Duft überreiche, zarte Blüte, die er infolge dieser Eigenschaft Nelke nannte, da sie in ihrem Geruch ihm Ähnlichkeit mit dem Gewürznägelein Indiens zu haben schien, und die er sofort als segenbringendes Geheimmittel betrachtete. Und wie die Sage berichtet, gelang es ihm auch, mit der aus der Blüte bereiteten Arzenei manchem zur Heilung zu verhelfen. Doch nach einiger Zeit ward er selbst von der Seuche ergriffen und fiel als Opfer derselben. Die Kreuzfahrer brachten die Nelken mit nach Europa, und bald erfreuten sie sich in Frankreich allgemeiner Beliebtheit.

In späterer Zeit war die Nelke die Lieblingsblume des großen Condé, des Siegers von Rocroy (Ludwig II. von Bourbon, geb. 1621). Er liebte die Blume leidenschaftlich und gab für ihre Pflege besondere Vorschriften heraus; selbst als er in das Gefängnis geworfen wurde, hörte seine Liebe zu derselben nicht auf. Es war seine einzige Freude, Nelken in Töpfen unter sorgsamer Pflege zu ziehen, und gern vergaß er bei ihrem Anblick sein Mißgeschick. Seine Gattin warb während dieser Zeit treue Anhänger, die sie selbst zum Kampfe gegen die Feinde führte. Als es ihr endlich nach großen Anstrengungen gelungen war, ihn aus dem Gefängnis zu befreien, rief er bewundernd aus: „Fast ist es nicht zu glauben; während der alt erprobte Kämpfer Nelken zieht und pflegt, führt die Frau den Krieg und erringt ruhmvolle Siege!“ Die rote Nelke wurde die Parteiblume aller, die ihm von Herzen zugetan waren. Knopfloch und Helm schmückten sie mit derselben, um sich schon äußerlich als treue Verbündete erkennen zu geben. Sie war ein Zeichen ihrer Verehrung, aber auch zugleich ihres kühnen Mutes und ihrer opferfreudigen Hingebung für den geliebten Feldherrn.

Durch das Interesse, welches der große Feldherr der Blume geweiht hatte, war die Blume im Hause der Bourbonen gleichsam erblich ge-

worden. Der Herzog von Burgund, Enkel Ludwigs XV., beschäftigte sich in seinen Jünglingsjahren fast ausschließlich damit, Nelken zu ziehen. Er meinte, die Natur habe ihn besonders für die Blumenkultur befähigt. Dieser naive Glaube war durch die Schlauheit eines Schmeichlers entstanden, der, sowie der Prinz eine Nelke gepflanzt, in der Nacht einen bereits blühenden Nelkenstock unterschob und den Prinzen überredete, daß die von ihm gepflanzten Nelken in einer Nacht zur Entwickelung kämen. Der Prinz war unwissend genug, diese Lüge zu glauben, und er wollte nun sehen, wieweit die Natur überhaupt seine Befehle vollziehe. Als er daher in einer schlaflosen Nacht plötzlich aufstand, seine Umgebung ihm aber bemerkbar machte, daß es noch mitten in der Nacht sei, sagte er gebietend: „So will ich, daß es augenblicklich Tag werde!" Aber Aurora war weniger gefällig als der Hofschranze mit der blühenden Nelke, sie erschien nicht — es war und blieb Nacht.

Es war wohl ein Zurückgreifen in Condés Zeit, wenn während der grauenvollen Revolution die Opfer der Guillotine sich mit roten Nelken schmückten, um ihre Todesverachtung und Treue zum Ausdruck zu bringen. Bemerkenswert hinsichtlich der Kultur der Nelke in Frankreich ist es ferner, daß die hochrote Farbe der Nelke in Anknüpfung an die Volkstradition im Jahre 1802 für das Band der Ehrenlegion gewählt worden ist. In England erschien die Nelke zuerst im 16. Jahrhundert. Der Gärtner der Königin Elisabeth soll die ersten schönen Nelken aus Polen erhalten haben, und bald wurde die Blume der Liebling und kostbare Schmuck der hohen Aristokratie; man erzählt, daß für eine Nelke eine Guinee gezahlt worden sei, und daß ein Kranz aus Nelken, den die Herzogin von Devonshire bei einem Feste trug, 100 Guineen gekostet habe.

Während in Frankreich und England die Nelke sich lange Zeit hindurch als eine Mode- und Lieblingsblume der höheren Gesellschaftskreise behauptet hat, ist sie in Belgien zu einer echten Volksblume geworden, die ihre Verehrer und Pfleger selbst in den untersten Volksschichten gefunden hat. Es sind besonders die Arbeiter in den Steinkohlengruben, welche mit Lust und Liebe die Nelken in Töpfen ziehen und sich an ihrer dunkeln Pracht erfreuen.

In Deutschland war die Nelke in den höheren Ständen wohl auch beliebt und ihres Duftes wegen geschätzt, doch keineswegs so mit dem Volksleben verwebt. Die Dichter erheben sie zum Symbol der Freundschaft, weil sie der Farbe bis in den Tod treu bleibt; ein Distichon sagt von ihr:

„Nelke, du wandelst die Farbe nicht eh', als der Tod dich entblättert,
Inniger Freundschaft Symbol, darum erwähle ich dich."

Nach einer andern Deutung gilt sie als Sinnbild der Eitelkeit und der körperlichen Schönheit; Goethe macht eine Anspielung hierauf, da er einen Kreis schöner, aber wenig geistvoller Frauen also vergleicht:

„Nelken! wie find' ich euch schön! doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht."

Auch mit einer gestreiften Halskrause hat man sie verglichen und sie „langweilig“ genannt oder in ihrer Farbenpracht ein „Sich-vordringen“ gewahren wollen. Alle, die ein derartiges Urteil fällten, waren weder Kenner noch Blumenfreunde; denn eine so duft- und farbenreiche Büte weist diese Vorwürfe durch die edle Innerlichkeit von sich ab; andere deutsche Dichter haben sie auch sympathischer gefaßt, und es scheint, als sei auch Goethe später zu besserer Erkenntnis gekommen, wenn er von ihr sagt:

„Im schönen Kreis der Blätter Drang
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben!“

Die Nelke.

O Nelke, die noch gestern
Im Kreise schöner Schwestern,
Gepflanzt von Gärtners Hand,
Als stille Knospe stand!

Schon aus der Knospe brachen
Die Schimmer und versprachen:
Es wird aus dir erblüh'n
Des Gartens Königin.

Du konntest kaum erwarten,
Zu prangen in dem Garten,
Und drängtest dich mit Macht
Hervor in einer Nacht.

Da barst die zarte Hülle
Von deines Stolzes Fülle.
O Blumenkönigin,
Dein Diadem ist hin!

Denn wenn nicht noch vom Baste
Ein Bändchen dich umfaßte,
So hing dein stolzes Haupt
Herab in niedern Staub.

Was willst du nun bei Schwestern,
Die deinen Stolz nur lästern?
O schätze dich beglückt,
Daß ich dich abgepflückt!

Fr. Rückert.

Felsennelke.

Ich bin das Felsennägelein
Im purpurroten Kleide,
Ich steh' im Sturm und Sonnenschein
Auf hoher grüner Heide,
Ich seh' auf meiner Bergesflur
Den Jäger und den Hirten nur
Und Schäflein auf der Weide.

Da drunten tief im Unterland,
Da hab' ich eine Muhme
Von feinem Duft und hohem Stand
Und weltbekanntem Ruhme:
Die Nelke prangt im Gartenbeet
In voller Pracht und Majestät,
Des Sommers schönste Blume.

Ich bin kein zärtlich Mutterkind,
Hab niemand, mich zu pflegen,
Mich wiegt allein der Sommerwind,
Mich wäscht allein der Regen,
Ich lebe nur von Licht und Luft,
Bin ohne Glanz und ohne Duft,
Doch lustig allerwegen.

Ich bin ein leichter Springinsfeld
Und weiß von keinen Sorgen,
Ein fröhlicher Guckindiewelt,
Zufrieden heut' wie morgen,
Ob Sonne scheint, ob Wolken ziehn,
Ich blüh' und welke unbeschrien
Vor aller Welt verborgen.

Karl Gerok.

118. Die Pfingstrose.

(Paeonia officinalis.)

Diese in Griechenland und im südlichen Deutschland wildwachsende, bei uns nur in Gärten als Zierblume vorkommende Pflanze war bereits im Altertum bekannt. Ihr Name Paeonia stammt aus der ältesten Zeit und ist griechischen Ursprungs. Er soll nach einigen von Päonius, dem Gott der Heilkunde, herrühren, der mittels dieses Krautes den Gott der Unterwelt, Pluto, geheilt haben soll; nach anderen soll er von dem Namen des griechischen Arztes Päon abstammen. Die volkstümliche Bezeichnung Pfingstrose ist aus Päonia entstellt.

Die Alten unterschieden die männliche und weibliche Päonia, und mußte man die erstere des Nachts graben; denn der Specht war ihr Hüter und fuhr jedem, der es wagte, am Tage danach zu graben, grimmig in die Augen. Die Pflanze stand als Mittel gegen Epilepsie und Gicht in hohem Ansehen, woran noch der in einigen Gegenden gebräuchliche Name Gichtrose erinnert. Da sie um die Pfingstzeit ihre rosenrote Blüte zu voller Pracht entfaltet, führt sie auch die Bezeichnung Pfingstrose. Den Samen schrieb man ehemals Zauberkräfte zu und gebrauchte sie als Amulett. Noch heute hängt man kleinen Kindern dieselben unter dem Namen Zahnkorallen um den Hals, um ihnen dadurch das Zahnen zu erleichtern.

---

119. Der Goldlack.

(Cheiranthus Cheiri.)

Der Name Goldlack ist vielleicht aus „Goldlakai" entstanden; denn die Kindersprache macht den goldbetreßten Blumenblättern zu Ehren aus der Pflanze einen „goldenen Lakai". Der alte deutsche Volksname ist Gelbveiglein, veranlaßt durch den veilchenartigen Geruch der Blüte.

Es ist eine liebe, altmodische Pflanze, die ebenso unermüdlich in halbverwilderten Bauerngärten und auf Dorfkirchhöfen, wie auf den gepflegten Gartenterrassen den Frühling anduftet. Man findet die Blume häufig auf den Altanen, dem Gemäuer und in den öden Fensteröffnungen der rheinischen Burgruinen, und es sind gleichsam die letzten Angedenken und Grüße der holden Burgfräulein und ehrbaren Schloßfrauen. Bezeugt uns doch der alte deutsche Botaniker von Bergzabern (Tabernaemontanus), daß die deutschen Frauen diese „gelben Veiel" (Gelbveigelein) mit Vorliebe in ihren „Wurtzgärten" gepflegt hätten. Noch mehr als am Rhein kommt die Pflanze in Südeuropa verwildert vor. Sie stammt jedenfalls aus Asien und wurde schon von den Alten kultiviert, vorzüglich von den Römern, die sie mit Vorliebe zu Blumenkränzen wählten. Die Veilchenfelder, von denen bei Ovid und Virgil die Rede ist, beziehen sich auf diese Pflanze. In einem alten Kräuterbuch

heißt es von dem Goldlack: „Er stärket das Haupt, schärft das Gedächtnis, ist gut gegen Zittern, bringt die verlorene Sprache wieder, erfreut und erquicket das Herz, tilgt aus die Flecken des Gesichtes, macht das Gesicht klar und schön".

Weil die Pflanze sich überall mit Leichtigkeit ansiedelte, erhielt sie in Frankreich und Spanien die Bedeutung: „Treue im Unglück!" Auf altfranzösischen Wappenschildern findet sich oft ein Goldlack mit der Umschrift: „Fidélité au malheur."

Das Gelbveiglein war im Mittelalter in Deutschland eine der verehrtesten Pflanzen; es ist in unzähligen Volksliedern erwähnt und meist als Abbild trauernder Liebe gedacht.

„Da bin ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und Gelbveigelein,
Dem ich alles gebe so gerne,
Der ist nun in der Ferne!"

L. Uhland.

Auch als Kirchhofsblume erscheint sie oft; in den verschiedensten Volksliedern findet sich nachfolgende Strophe variiert:

„Und um das Grab der Herzliebsten mein
Blüht Amarant und Gelbveigelein!"

Goldlack.

„Goldlack", das klingt ein wenig nüchtern
Für die Blume, so wert den Dichtern,
Des alten Volkslieds „Gelbveigelein",
Das klingt und duftet ins Herz hinein.

Joh. Trojan.

---

120. Die Levkoje.

(Matthiola annua.)

Die Levkoje, in der Gegenwart noch eine der beliebtesten Gartenzierpflanzen, ist, wie ihr Name bezeugt, schon seit Homers Zeiten wegen ihres angenehmen Duftes ein Liebling der Menschen gewesen. Der jetzige Name ist aus der italienischen Bezeichnung leucojo entstanden, welche gleichbedeutend ist mit leucoion, d. i. weißes Veilchen (zusammengesetzt aus leukos = licht, weiß und ion = Veilchen).

Die Levkoje wurde bereits von den alten Griechen kultiviert; die wildwachsenden Pflanzen haben daselbst eine weiße Farbe und einen würzigen Veilchenduft. Nach einigen Gelehrten sollen es weiße Veilchen, Levkojen, gewesen sein, welche der Erde zur Nahrung für die in eine Kuh verwandelte Io entsproßten. Auch die von Virgil, Ovid und Horaz erwähnten Veilchenfelder werden von denselben als Levkojen gedeutet. Horaz erwähnt sie in einer seiner Oden, in welcher er den Luxus

seines Jahrhunderts beklagt, daß, wo einst Ulmen, mit Weinreben umkränzt, standen, jetzt nur einsame Platanen ständen, und wo sonst ergiebige Ölpflanzen Nutzen brachten, jetzt nur duftende „Violarien" sich breiteten, und die Levkojen alles überwucherten.

Im Mittelalter war die Levkoje die Lieblingsblume von jung und alt. Besonders war sie in den Gärten der Burgen und Schlösser zu finden, wo sie von den Burgfrauen in großer Fülle unter sorgsamer Pflege gezogen wurde. Man erzählt, daß es damals gelungen sei, Levkojenblüten in der Größe kleiner Rosen zu erhalten. Doch war die Kultur der Pflanze im ganzen eine wenig lohnende, recht unsichere. Oft erschien trotz der sorgsamsten Pflege nur eine dürftige Staude; dazu war die Farbe eine gar wechselnde. Die Pflanze führte deshalb auch den Namen die Wandelbare und ward durch andere, dankbarere Blumen für lange Zeit verdrängt.

In Italien hat sie sich fast immer in der Gunst der Menschen erhalten, doch ist hier besonders eine hochrote Art beliebt. Seit dem heidnischen Altertum wird sie abergläubisch im Vollmond gesät, damit sie gefüllte Blüten trage.

Gefüllte Blumen.

Es kann dir jeder Gärtner sagen,
Daß gefüllte Blumen nicht Früchte tragen.
Auch die gefüllt so prächtig blühn,
Muß man aus einfachen Blumen ziehn.

Joh. Trojan.

---

121. Die Reseda.

(Reseda odorata.)

Der Name dieser an äußerer Schönheit bescheiden ausgestatteten Blume kommt vom lateinischen resedare und bedeutet heilen, weil die Pflanze früher als Beschwörungs- und schmerzstillendes Mittel bei Krankheiten gebraucht wurde.

Die Heimat der Reseda sind die sonnereichen und regenarmen Gegenden der Berberei und Ägyptens, von wo sie erst vor zirka 100 Jahren durch die Franzosen nach Europa gebracht wurde. Sie erschien 1742 zuerst im königlichen Garten zu Paris. Der kostbare Duft machte sie schnell zum Liebling von reich und arm, und die Resedazucht wurde in vielen Handelsgärtnereien in solcher Ausdehnung getrieben, daß ein Topf mit Reseda für ein billiges zu erstehen war. In der Gegenwart zeichnen sich in der Resedazucht besonders die Städte Gent, Lüttich und Berlin aus. Die dortigen Gärtner verstehen es, die Reseda in verschiedener Höhe zu züchten. Man sieht dort neben Resedabäumchen zwei Meter hohe Resedapyramiden.

Weil die Reseda den kostbaren Duft aus so ganz schmucklosen und gar nicht in die Augen fallenden Kronen spendet, kann sie als Sinnbild

der Bescheidenheit und des segensreichen Wirkens in der Stille und im Verborgenen gelten. In diesem Sinne singt J. F. Schink von ihr:

„Dein Duft ist süß und mild,
Und ohne Farbenpracht, doch lieblich deine Blüte;
Du bist des edlen Weibes Bild,
Das ohne Schimmerprunk anzieht durch stille Güte.

Du blickst nicht stolz empor,
Als wolltest du dich selbst durch deine Düfte preisen;
Bescheiden hauchst du sie hervor:
So nützet ohne Stolz der Unterricht des Weisen.

Rings füllt dein Hauch die Luft,
Obgleich nicht Kron' noch Helm dein Dasein uns verraten;
Dir gleichet an Gestalt und Duft
Der wahre Menschenfreund und seine stillen Taten."

In demselben Sinne singt Goethe:

„Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut."

Eine bei uns wildwachsende Verwandte der wohlriechenden Reseda ist der Färberwau (R. luteola). Unter allen Resedaarten enthält diese am meisten einen gelben Farbstoff in sich, der sich zum Färben von Wolle und Seide eignet, weshalb diese Pflanze in manchen Gegenden angebaut wird. Auch der Name Wau bezieht sich auf den Farbstoff. Er stammt wahrscheinlich aus dem Keltischen. In dieser Sprache bezeichnet god einen gelben Farbstoff. Aus dem keltischen god wurde das französische gaude. Dieses Wort verwandelte sich in vaud, woraus unser deutsches Wau entstanden sein soll.

122. Der Rosmarin.

(Rosmarinus officinalis.)

Der Name Rosmarin stammt aus dem Lateinischen; er ist zusammengesetzt aus ros und marinus und bedeutet Meertau. Diese sonderbare Benennung hat die noch sonderbarere Erklärung veranlaßt, die Pflanze sei so genannt, „weil sie auf trockenen Hügeln und steinigen Ufern des Meeres wachse, von dessen Bespritzung sie sich erhalte". Tatsächlich wächst die Pflanze viel an den Meeresküsten Südeuropas und gedeiht dort infolge der Einwirkung der feuchten Seeluft ausgezeichnet. Wahrscheinlicher ist die Deutung, die Professor A. Martin dem Namen Rosmarin gibt. Danach ist das Wort griechischen Ursprungs und bedeutet ein „stark duftendes Kraut".

Schon den Griechen und Römern war diese Pflanze wegen ihres stark balsamischen Duftes und Geschmackes bekannt, und Rosmarin-

kränze fanden beim Opfern Verwendung. Auch die alten Germanen kannten bereits den Rosmarin, er war dem Fro und der Göttin des Hauses, Holda, geweiht. Jener war der Gott des Sonnenscheins und der Fruchtbarkeit der Erde, den man um günstiges Wetter und reiche Ernte anrief, sowie der Gott der Liebe und der Ehe. Er lenkte den Sonnenwagen, der mit einem goldborstigen Eber bespannt war. Aus diesem Grunde ward auch der dem Sonnengott an dem Jul- oder Sonnenwendfeste dargebrachte Juleber mit Rosmarin bekränzt. In späterer Zeit nach Einführung des Christentums wurden die Kirchen mit Rosmarin bestreut. Nach nordischem und rheinischem Volksglauben verwandeln sich um 12 Uhr in der heiligen Weihnacht alle Bäume auf einen Augenblick in Rosmarin, wie ein alter Reim meldet: „All' Wasser Wein, all' Bäume Rosmarein!" Ein Weihnachtslied P. Gerhardts läßt sogar das Christkind auf Rosmarin schlummern.

In der Volkssitte hat der Rosmarin reichlich Verwendung gefunden und sich in einigen Gegenden bis heute erhalten. Bei Kindtaufen trugen die Paten Rosmarinsträuße an der Brust, und das Taufbecken war mit Rosmarinzweigen geschmückt. Auch die Braut trug statt der Myrte Rosmarin im Haar, und die Hochzeitsgäste waren gleichfalls damit geschmückt, selbst auf der Hochzeitstafel waren Braten, Butter und Kuchen damit verziert. Da jedoch Holda nicht nur die Göttin des keimenden Lebens, sondern auch die des Todes war, der ebenfalls der Anfang eines neuen Lebens ist, so dient in manchen Gegenden der Rosmarin als Zeichen der Trauer und wird bei Leichenbestattungen benutzt. Bei dem Begräbnis tragen die Leidtragenden Rosmarinzweige statt der sonst üblichen Zitrone in den Händen, die sie in das frische Grab werfen. Auch legt man wohl den Toten auf Rosmarinzweige und pflanzt einen Strauch auf das teure Grab. Der Rosmarinstock stirbt ab mit dem Verwesen der Leiche oder zeigt Tod durch sein Absterben an. In Schwaben gebraucht man neben Rosmarin auch Lorbeerblätter, wie es im Volksliede lautet:

„Rosmarin und Lorbeerblätter
Schenk' ich dir zu guter Letzt,
Das soll sein das Angedenken,
Weil du mich nochmal ergötzt."

Und in dem Liede auf Herzog Marlboroughs Grab heißt es:

„Man pflanzte Rosmarin rund um des Grabes Hang,
Und auf dem höchsten Zweige eine Nachtigall sang.
Es schwebte seine Seele durch Lorbeerblätter."

Wegen der Beziehung zu den Toten gilt es als ein düsteres Vorzeichen, wenn man von Rosmarin träumt, und das Volkslied klagt deshalb:

„Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum."

In anziehender Weiſe ſchildert Profeſſor Rochholz aus der Schweiz die mannigfachen Beziehungen des Rosmarins zum Menſchen. Er ſchreibt: „In der Mitte der Bauerngärten auf dem Kreuzweg ſteht die Rosmarinſtaude in ihrem eigenen, mit Buchs eingefaßten Rundell; wie ein Wächter ſteht ſie auf erhöhtem Platze und ſchaut über alle anderen Pflanzen hin. Sie iſt das älteſte Familienangedenken unter dieſer jungen Pflanzenwelt, ſie bezeichnet Geburt und Tod. Mit ihren immergrünen Schoſſen geſchmückt, trat einſt der Hofbauer ſamt ſeiner Braut zum Traualtar, die Pflanze wird auch einſt ſeinen Söhnen und Töchtern zur gleichen Liebeszier dienen. Am Hochzeitstage teilt nämlich die „Gelbe Frau", wie man die Patin der Braut als deren Brautführerin nennt, jedem Gaſte einen Rosmarinzweig aus; aber der dem jungen Ehepaar gegebene wird nach der Hochzeit ſorgſam in einen Topf und mit dem Frühling in das Gartenland verpflanzt. Dies Symbol ausdauernder Liebe dient auch dem Kinde, mit einem ſolchen Zweiglein geht es zur erſten Kommunion. Und wieder erinnert dieſelbe Staude an das Lebensende; einſt ſtecken die Nachbarn ein Zweiglein an Rock oder Hut, wenn ſie auf ihren Schultern die Leiche der Bäuerin zu Grabe tragen. Der ſtarke würzige Geruch, ſagt man, ſtärke das Gedächtnis der Überlebenden an ihre Heimgegangenen.

Der Rosmarin.

Aus des ſtillen Gärtchens Frieden
Sind vorm heißen Sonnenſtrahl
Schon die Roſen hingeſchieden,
Nelk' und Roſen allzumal.

Auch die andern Blumen ſtarben,
Neigend vor der Sonne ſich,
Traurig floh'n die heitern Farben,
Selbſt der Blätter Grün verblich.

Nur dort abwärts, grün wie immer,
Stehſt du noch, mein Rosmarin!
Willſt du von dem bunten Schimmer
Ernſt zu dir die Seele zieh'n?

Ja, du ſagſt: „Wenn alle ſchieden,
Wenn erloſch der Blumen Glanz,
Biet' ich ſtillen Orts dem Müden
Meinen ernſten, dunkeln Kranz."

Luiſe Brachmann.

---

123. Braut in Haaren.

(Nigella damascena.)

Die bläulichweißen Blüten mit 5- bis 7blätteriger, vielteiliger Hülle erinnern an das aufgelöſte Haar einer Jungfrau oder Braut und haben der Pflanze die Namen: Braut in Haaren, Jungfer im Grünen und Jungfer im Buſch gegeben. Faſt bei ſämtlichen alten Kulturvölkern war der Übergang vom ledigen zum ehelichen Stande bei den Frauen mit einem Wechſel in der Tracht des Haupthaares (anderes Einflechten, Bedecken uſw.) bezeichnet; das Abſcheren derſelben galt vielfach für ein Zeichen der Schmach. Bei den alten Deutſchen beſonders erſchien die Braut an ihrem Ehrentage im vollen, aufgelöſt herabwallenden Haarſchmuck, eine Sitte, die ſich für fürſtliche und vornehme Bräute noch bis ins 18. Jahrhundert erhalten hat. Es war ein Zeichen

des jungfräulichen Standes, und die züchtige Braut hieß danach eine „Braut in Haaren“.

Die Pflanze heißt auch Gretel im Busch, und man erzählt in Österreich über die Entstehung dieses Namens folgende Sage: In einem Dorfe war ein reicher, aber geiziger Bauer, der eine schöne Tochter hatte, die Grete hieß. Ihm gegenüber wohnte ein armer Bauer, dessen hübscher Sohn Hans genannt wurde. Die jungen Leute liebten sich und sehnten sich herzlichst, einmal ein Stündchen zusammen zu verplaudern; doch der Bauer bewachte mit scharfem Auge die Tochter und verhinderte jede Annäherung. Da sah nun Grete in verzehrender Sehnsucht so lange aus ihrem Garten nach Hans, und dieser schaute vom Wege her so lange nach Grete, bis beide in Blumen verwandelt wurden. Aus Grete wurde Gretel im Busch und aus dem Hans Hansel am Weg (Polygonum aviculare).

An die Blume knüpft sich auch eine Erzählung über den Tod Friedrich Barbarossas. Als dieser Kaiser einen Heereszug nach dem fernen Osten unternommen hatte, um das Heilige Land den Türken zu entreißen, hatte er mit seinen tapferen Kreuzfahrern in Cilicien sein Zeltlager aufgeschlagen. Plötzlich ereilte ihn hier der Tod, als er in den Fluten des Kalikadnus badete. Der Schmerz des Heeres und des ganzen Reiches um den geliebten Kaiser war groß, und verschiedene Sagen suchten das plötzliche Dahinscheiden des Kaisers zu erklären. Eine dieser Sagen berichtet, daß Barbarossa nachts, wenn seine Krieger im tiefen Schlummer lagen, an den herrlichen Ufern des Kalikadnus allein auf und ab ging. Eine herrliche Wassernixe hatte ihn beobachtet, und jede Nacht tauchte sie aus den Fluten des Stromes empor, sobald sie Barbarossa gewahrte, und suchte ihn durch verlockenden Gesang für sich zu gewinnen. Und der mächtige Kriegsheld, der so manchen Sarazenenheld bezwungen, ließ sich von der Wassernixe besiegen. Eines Abends erhaschte er sie und entriß ihr mit Gewalt den Schleier, der ihre Locken verhüllte, um sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Grüne Locken umwallten ihr schönes Antlitz, und ein blaues Kleid umgab ihre Gestalt. Aber um den Kaiser war es geschehen, er mußte mit hinab in das kristallene Haus der Nixe, und keines Menschen Auge hat ihn hier oben wieder gesehen. Vergebens suchten die trauernden Kreuzfahrer ihren Kaiser. Auch Barbarossas Kampfgenosse, der König von England, suchte ihn allerorten. Als er zufällig an die Ufer des Kalikadnus kam, sah er mit einemmal unsere Blume, die ihn wie ein liebliches Undinchen mit grünem Haar und blauem Kleide anschaute. Nie zuvor hatte er diese Blume gesehen, und er erblickte in ihr eine stumme Botin, die der Kaiser aus der Tiefe seinem Freunde gesandt hatte, und sprach zu den Kriegern:

„Seht, das ist das Wasserfräulein,
Das mit dem Sirenentone
Kaiser Rotbart hat verlockt;
In der Blume Knospe schaut ihr
Noch das Netz, das ihre Haare
Lange tückisch ihm verborgen.

Und hier iſt die ‚Braut in Haaren‘,
In der vollen Nixenſchöne,
Wie ſie ſicher ihm erſchienen,
Als er ihr das Netz entriſſen,
Um in ihre vollen Locken
Nun der Myrte Kranz zu flechten.
Doch was ſcheint ſie uns zu reichen
An dem dritten ihrer Stengel?
Iſt es nicht des Reiches Apfel
Mit der Krone Kaiſer Friedrichs,
Die durch ſie der Barbaroſſa
Seinen Treuen ſenden will?!“

Braut in Haaren.

Es iſt eine Blume weit bekannt,
Jungfer im Grünen wird ſie genannt.
Sie hat noch andre Namen mehr,
Darunter einer gefällt mir ſehr:
Sie heißt auch Braut in Haaren.

Zur Zeit, als es die Sitte war,
Daß Jungfrau'n gingen mit loſem Haar,
Da nannte man das „in Haaren gehn“,
Daraus der Name iſt zu verſtehn
Der Blume Braut in Haaren.

Die Blume iſt von zartem Bau,
Von des Waſſers Farbe, lieblich blau;
Umſchloſſen iſt ſie von lichtem Grün,
Haarfein zerteiltem — ſo ſiehſt du blühn
Die Blume Braut in Haaren.

Ob ſie auch ſchön von Angeſicht,
Eine vornehme Blume iſt ſie nicht.
Aus der Reichen Gärten iſt die verbannt
Und aus den Städten hinaus aufs Land,
Die Blume Braut in Haaren.

Im Bauerngarten auf dem Beet,
Wo brennende Lieb' und Raute ſteht,
Da iſt ſie immer noch gern geſehn,
Da ſeh' ich als Wandrer oft ſie ſtehn,
Die Blume Braut in Haaren.

Dann tret' ich hin an den Gartenzaun,
Um ihr in das Angeſicht zu ſchaun.
Wir beide ſtehn uns auf du und du,
Sie lacht mich an, und ich nick' ihr zu:
„Guten Morgen, Braut in Haaren“.

Joh. Trojan.

---

124. Das Löwenmaul.

(Antirrhinum majus.)

Als Herkules den Rieſenlöwen Nemeas, der nur mit waffenloſer Hand erlegt werden konnte, und der darum lange ein Schrecken für ganz Griechenland geweſen war, mit ſtarkem Arm glücklich bezwungen und getötet hatte, da feierte ſelbſt der Olymp die große Tat, und alle Götter brachten ihre Geſchenke. Flora, die Göttin der Blumen, wollte ihn bekränzen und ſchuf dazu eine neue herrliche Blume, die in ihrer Blüte in Bau und Farbe dem blutigen Rachen des Untiers glich, der ſich vor kurzem noch brüllend geöffnet, um den gefeierten Sohn des Zeus und der Alkmene zu zerfleiſchen. Seitdem ſprießt das Löwenmaul fort und fort aus unſerer Erde, Götter und Heroen hat es überdauert.

Mit ſeinen blutigen Lippen und weitem Schlunde ſchreckt es nicht die emſige Biene, die kühn hineinſchlüpft, um den Nektar in ſeinem Schlunde zu ſaugen, und Kinderhände greifen zu luſtigem Spiel und erheiternder Kurzweil gern nach ihm.

Aus „Savonarola“.

An Blumen freut ſich mein Gemüte,
Und ihren Rätſeln lauſch' ich gern,
Wie ſie uns nah mit Duft und Blüte,
Und durch ihr Schweigen doch ſo fern.

Wenn ich durch ihre ſchmucken Reihen
In Abendkühle wandeln geh'
Und oft in ſüßen Träumereien
An einer Gruppe ſinnend ſteh':

So iſt mir ſchon zu Sinn geworden,
Es lag're unterm Himmelszelt
Der große reiche Blumenorden,
Ein weites Kloſter durch die Welt.

Ob ſie nicht in Gelübden leben? —
Sind nicht die Blumen keuſch und rein?
Der Armut hold und treu ergeben,
Vergnügt bei Tau und Sonnenſchein?

Gehorſam ſpringen ſie vom Bette,
Wenn ſie die Frühlingshora ruft,
Und eilen in die große Mette,
Zu bringen ihren Opferduft.

N. Lenau.

---

125. Das Geißblatt.

(Lonicera.)

Das Geißblatt hat ſeinen Namen von der Vorliebe, welche die Geiß oder Ziege für die Blätter dieſer wohlriechenden Pflanze zeigt. Eine Erklärung der auffallenden Bezeichnung Jelängerjelieber gibt W. Müller in folgender Mythe:

Vorzeiten blühte das Geißblatt nur kurze Zeit, wie die übrigen Kinder der Flora. Aber da wohnten einmal zwei Verlobte, Daphnis und Chloe, weit voneinander getrennt und konnten ſich nur ſelten ſehen und ſprechen. Einſtmals im Frühling kam die alte Lycinna mit ihrer Tochter Chloe und beſuchte ihre Jugendfreundin, Daphnis' Mutter. Doch dieſe erwartete ſie nicht und ſaß gerade in einer blühenden Geißblattlaube ihres Gartens, als die lieben Freundinnen ſie überraſchten. Da fragte Daphnis nach den erſten ſtummen Ergüſſen der Zärtlichkeit die gute Lycinna, ob ſie auch recht lange bei ihnen bleiben wollte. Scherzend antwortete jene: ſie wollte bleiben, bis das Geißblatt verblüht wäre. Dieſe Worte merkte ſich Daphnis, und als es finſter geworden war, ging er nach dem nahen Haine, wo ein Hirt die Göttin der Liebe aus glänzendem Buchsbaum geſchnitzt hatte, und bat dieſe: „Laß das Geißblatt lange blühen und duften dieſes Jahr, denn mit ihm verwelken meine Freuden. Zwei weiße Tauben gelobe ich dir und friſche Kränze jeden Abend, wenn du meine Bitte erhörſt.“ Die Göttin erhörte ihn und ließ das Geißblatt blühen und duften bis in den ſpäten Sommer hinaus, und ſo hielt Daphnis ſeine Gäſte feſt bei ihrem Worte und genoß lange die Nähe

ſeiner Geliebten. Damals nannte er es zum erſtenmal: „Jelängerjelieber“, und bis auf unſere Zeit behielt es ſeine lange Blütezeit und den ſchönen Namen.

An eine Geißblattranke.

Zwiſchen Fichtenwäldern in der Öde
Find' ich, teure Blüte, dich ſo ſpat?
Rauhe Lüfte hauchen ſchnöde,
Da ſich eilig ſchon der Winter naht.

Dicht auf Bergen lagen Nebelſtreifen,
Hinter denen längs die Sonne ſchlief,
Als noch übers Feld zu ſchweifen,
Mich ein inniges Verlangen rief.

Da verriet dich dein Geruch dem Wandrer,
Deine Weiße, die dich blendend ſchmückt:
Wohl mir, daß vor mir kein andrer
Dich geſeh'n und dich mir weggepflückt.

Wollteſt du mit deinem Dufte warten,
Bis ich käm' an dieſen ſtillen Ort?
Blühteſt ohne Beet und Garten
Hier im Wald bis in den Winter fort?

Wert iſt wohl die ſpat gefund'ne Blume,
Daß ein Jüngling in ſein Lied ſie miſcht,
Sie vergleichend einem Ruhme,
Der noch wächſt, da ſchon ſoviel erliſcht.

Graf A. v. Platen.

---

126. Die Nachtviole.

(Hesperis matronalis.)

Die Nachtviole iſt die ſchöne Königin der Nacht. Nur in der lauen Dunkelheit entſtrömt ihren Blüten der liebliche, veilchenartige Duft, welcher ihr den Namen gegeben und ihr die Herzen der Dichter zugewandt, die ſie in ihren Liedern verherrlichen. — Was unter den Vögeln die Nachtigall, iſt unter den Blumen die Nachtviole; beim hellen Tagesſcheine unanſehnlich in das Gewand der Trauer gehüllt, werden beide unter ihren glänzenden Schweſtern leicht überſehen. Aber bricht die ſtille Nacht herein, ſo entſteigt der einen bezaubernder Geſang, der andern ſüßer Duft zum Himmel empor, und ſtille Seelen freuen ſich ihrer.

Die Nachtviole.

I.

Warum biſt du aufgewacht
Erſt im Sternenſcheine,
Arme Blume? Deine Pracht
Blüht jetzt ganz alleine
In der Nacht.

Deine Zweige nicken ſacht,
Kühle Winde wehen;
Sonne, die ſo golden lacht,
Wirſt du niemals ſehen
In der Nacht.

All' die Freuden, reich entfacht,
Darfſt du nicht erwerben;
Wo kein Auge dein hat acht,
Mußt verlaſſen ſterben
In der Nacht.

Auch in meines Herzens Schacht
Tut ſolch Blümlein ſtehen,
Deſſen noch kein Aug' gedacht;
Wird wie du vergehen
In der Nacht.

L. Pfau.

II.

In dunklen Nächten haucht ihr reines Leben
Die Nachtviole aus, die zarte Blume;
Die Welt bemerkt es nicht, und nur die Sterne
Freuen ſich ihrer.

In Lebensnächten weint ſo manche Seele
Ihr tiefes Leid, der lauten Welt verborgen;
Sei ruhig, Seele, auch in deine Nächte
Schimmern die Sterne.

W. Kilzer.

---

127. Der Eiſenhut.

(Aconitum napellus.)

Der Eiſenhut war wegen ſeiner giftigen Eigenſchaften eine den Alten wohlbekannte Blume. Wie Ovid erzählt, ſoll ſie aus dem Geifer erwachſen ſein, den der Höllenhund Cerberus auswarf, als ihn Herkules auf den Befehl des Königs Augias heraufholte.

„. . . . . der tobend im wütenden Zorne
Ringsum füllte die Luft mit Gebell aus dreifacher Kehle,
Während das grüne Gefild er beſpritzt' mit weißlichem Geifer,
Der, wie man glaubt, ward hart, und aus fruchtbar treibendem Boden
Sog er den nährenden Stoff und gewann ſo Kraft, zu verderben.
Weil im harten Geſtein das Gewächs ausdauernd hervorſproßt,
Nennt es das ländliche Volk Akonit."

Die Entſtehung des Namens Aconitum findet verſchiedene Erklärungen. So ſoll er z. B. aus dem griechiſchen a = ohne und konis = Staub, Erde zuſammengeſetzt ſein und eine Pflanze bezeichnen, die auf ſteinigem Boden wächſt.

Im nordiſchen Altertume hieß unſere Blume, der man Zauberkräfte beilegte, nach J. Grimm Tyrhelm, Thorhelm und Thorhut zu Ehren der germaniſchen Götter Tyr und Thor. Die Bezeichnung Wolfskraut deutet derſelbe Forſcher auf den Kampf Tyrs mit dem Wolfe. In der Gegenwart führt die Pflanze in Öſterreich die Bezeichnungen Wolfswurz und Täuberle im Neſt. Die Kinder entfernen von der Blüte vorſichtig den Helm, wodurch die Honiggefäße als kleine Täubchen zum Vorſchein kommen, die an kleinen, hellen Fäden an den Wagen aus den Blütenblättern geſpannt ſind; der etwas höhere Griffel inmitten der Staubgefäße iſt die Venus, umgeben von den Amoretten. Man nennt daher die Blume auch Venuswagen.

Wie der Eiſenhut giftig wurde, darüber erzählt Pieper in ſeiner „Volksbotanik": „Wie das Volk glaubt, hat Gott die Blumen zur Freude der Menſchen erſchaffen, und ſolange ein Menſch noch die Blumen liebt, iſt er mit unſichtbaren Fäden an den Himmel gekettet. Der Teufel

wollte dieſes Band zerreißen; er ging daher über die Erde und ſchaute mit ſeinem böſen Blick die Blumen an, um ſie zu vergiften. Doch Gott ſandte einen Wind, und die meiſten Blumen neigten ihre Köpfchen zu Boden, ſo daß ihnen der Teufel nichts anhaben konnte. Nur einige blieben übermütig ſtehen, und dieſe wurden durch das Auge des Teufels vergiftet. Zu dieſen gehört auch der Eiſenhut."

Der Eiſenhut.

Glänzend belaubt
Stehſt du aufrecht und grade,
Stahlblauen Helm auf dem Haupt,
Als gelt' es ehrlichen Streit. Ach, ſchade!
Voll Trug und Liſt
Dein Inn'res iſt.

A. Fulda.

---

128. Die Ringelblume.

(Calendula officinalis.)

Die Ringelblume iſt eine in Gärten und auf Kirchhöfen häufig angepflanzte Zierblume. Der Name Calendula bezieht ſich auf die monatelange Dauer der Blütezeit; denn mit dem Worte Calendae bezeichnete man ſowohl den erſten Tag jedes Monats als auch den Monat ſelbſt. Im Deutſchen führt die Pflanze mehrere Bezeichnungen. Über den Namen Ringelblume ſagt ein alter Kräuterkenner: „Die Pflanze iſt aber aus keiner andern Urſache Ringelblume genannt worden, als von ihrem Samen, der ganz krumm wie ein Ring zuſammengebogen iſt." Ein anderer Name iſt Totenblume; dieſe Benennung kann von dem leichenartigen Geruch der Pflanze herrühren oder von der Sitte, Kinderleichen mit dieſen Blumen zu ſchmücken. In Öſterreich heißt die Pflanze vorzugsweiſe Totenblume, weil ſie am Allerſeelentage noch auf den Gräbern blüht und aus ihr und dem Singrün viele Totenkränze gewunden werden. Außer dieſen Namen führt ſie auch die Bezeichnung Regenblume. Die Blüte iſt hygroſkopiſch, d. h. empfindlich für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Öffnet ſich daher die Pflanze am Morgen nicht, ſo kann man mit Recht darauf ſchließen, daß Regen in naher Ausſicht iſt.

Ringelblume.

Die Ringelblume lieb' ich ſehr,
Sie ſpricht mir ſo zum Gemüt
Seit der Kinderzeit von der Heimat her,
Wo ſie vor den Hütten blüht.

Früh mit der Sonne wird ſie wach,
Geht nieder mit ihr zur Ruh;
Wenn es Abend wird, ſchließen allgemach
Sich leis ihre Augen zu.

Auch Sonnenbraut wird ſie genannt,
Weil immer empor ſie ſchaut,
Dem Licht ihr Antlitz zugewandt,
Iſt doch eine arme Braut.

Eine arme Braut, aber lieb und hold
Und freundlich von Angeſicht,
Ein leichtes Gold iſt ihr Blumengold,
Aber unecht iſt es nicht.

Bis tief in den Herbſt an der Hoffnung hält
Sie feſt, empor ſie blickt,
Bis Schnee ihr über die Augen fällt
Und der bittre Froſt ſie knickt.

Die Ringelblume drum lieb' ich ſehr,
Die arme, ſehnſüchtige Braut,
Seit der Kinderzeit von der Heimat her
Iſt mir dieſe Blume vertraut.

Erwerb' ich einmal zum Eigentum
Ein Gärtchen, iſt's noch ſo klein,
Meiner Heimat Blume, die Ringelblum',
Die pflanz' ich mir da hinein.

Joh. Trojan.

---

129. Die Sonnenblume.

(Helianthus annuus. Heliotropium europaeum.)

Die Sonnenblume hat ihre Heimat in Mexiko und Peru und iſt 1569 nach Europa gekommen. Man weiß nicht, ob ſie den Namen von der ſtrahlenden Sonnenform und goldenen Farbe der Blüte hat, oder ſo heißt, weil ſie immer der Sonne ihr glänzendes Angeſicht zuwendet.

Die alten Griechen bezeichneten mit Sonnenblume oder Sonnenwende eine andere Blume, Heliotropium europaeum, die, wie Ovid uns berichtet, aus der unglücklichen Klytia entſtanden ſein ſollte. Herangewachſen zu herrlicher Jugendſchöne, war dieſelbe in heißer Liebe zu dem ſtrahlenden Sonnengott Helios entbrannt; all ihr Denken und Sinnen galt nur dem treu Geliebten, und gern lauſchte ſie deſſen ſchmeichelnden Worten, daß auch ſein Herz ihr allein gehöre. Doch nur zu bald entſchwand die holde Täuſchung, Klytia mußte in bitterer Enttäuſchung zu ihrem großen Schmerze erfahren, daß ſie die Gunſt des licht- und lebenſpendenden Gottes mit der Leukothea nur teilte. Im raſchen Zorn der auflodernden Eiferſucht entdeckte ſie Orchamos, dem Vater ihrer Nebenbuhlerin, das Liebesverhältnis, wurde jedoch zur Strafe dafür von Helios verſtoßen. In verzehrender Sehnſucht und hoffnungsloſer Trauer aber folgte ſie fortan dem leuchtenden Gefährt desſelben vom Aufgange bis zum Niedergange, bis ſich endlich die Götter ihrer erbarmten und ſie in das Heliotropium verwandelten, das noch heute ſeine offenen Blütenaugen ſtets dem „Strahl des Helios" zuwendet.

Die Sonnenblume liebt das Licht;
Sie will ſich ſtets zur Sonne drehen.
So mußt du Gottes Angeſicht,
Willſt du nicht irren, auch anſehen.

J. Terſteegen.

Die Deutſchen hatten ebenfalls die Beobachtung gemacht, daß die Blüte ſtets dem Gange der Sonne folge; ſie brachten die Pflanze daher mit Wodan in Beziehung und nannten ſie Godeskrut. Alle das

Licht ſcheuenden Tiere, Skorpione, Schlangen, Ameiſen uſw., fürchteten und flohen die Sonnenwende. Die Pflanze gehörte auch zu den neunerlei Kräutern, aus denen die Hexen ihre Salbe machten, mit der ſie ſich einrieben, um durch die Luft fahren zu können, und die ſie zum Wetterzauber benutzten.

Die Sonnenblume.

I.

Du Sonnenblume dort oben,
Dir bin ich allezeit gut,
Weil ſtets ſo fromm erhoben
Dein Aug' in der Sonne ruht.

Und iſt ſie hinabgeſunken,
So neigſt du krank das Haupt,
Als ſei dir in ihren Funken
Ein Mutterantlitz geraubt.

Du willſt mir, Blume, deuten,
Daß ich ſo glaubensvoll
Zum Quell der Himmelsfreuden
Mein Auge richten ſoll.

G. Scheuerlin.

II.

O Roſen, die mit Ruhme
Ihr prangt in Duft und Licht,
Ich bin die Sonnenblume,
Und ich beneid' euch nicht.

Des Falters flatternd Koſen,
Die Lieder im Geſträuch,
Der Menſchen Lob, ihr Roſen,
Wie gerne gönn' ich's euch!

Mir ſchafft es volle G'nüge,
Vom Himmelstau getränkt
In meines Liebſten Züge
Zu ſchauen ſtill verſenkt.

Zum Sonnenjüngling richte
Das Haupt ich früh und ſpät
Und nähre mich vom Lichte,
Das ſein Gelock umweht.

Mein Auge bleibt dem Hohen
Auch dann noch zugekehrt,
Wenn er mit heil'gen Lohen
Zuletzt mich ſelbſt verzehrt.

O ſprecht, wie ließ erwerben
Sich köſtlicher Geſchick,
Als ſo dahinzuſterben
Sanft an des Lieblings Blick!

Drum blüht in eurem Ruhme,
Ihr Roſen, wonniglich;
Ich bin die Sonnenblume,
Und ſelig bin auch ich.

E. v. Geibel.

III.

Im Dorf auf dem Gemüſeacker
Und vor des Bauern kleinem Haus,
Wie ſteht ſie da ſo g'rad' und wacker,
Und wie zufrieden ſieht ſie aus!

Ihr Angeſicht, ein volles rundes,
Es blickt ſo luſtig in die Welt;
Beſtändig lacht ſie breiten Mundes,
Und welch ein Lachen, unverſtellt!

Nicht wo ſie fremd iſt und mißachtet,
Bei ihr zu Haus mußt du ſie ſehn,
Und wer ſie da genau betrachtet
Und ſie verſteht, dem iſt ſie ſchön.

Joh. Trojan.

IV.

Auf den Feldern wird's mählich lichter,
Doch sieh nur einmal, plötzlich schau'n
Zahllose lachende Gesichter
über Hecken und Gartenzaun.

Joh. Trojan.

---

130. Die Georgine.

(Georgina variabilis.)

Die Heimat der Georgine ist Mexiko. Im Jahre 1784 sandte sie der Direktor des botanischen Gartens in Mexiko, Vincent Cervantes, dem Direktor des botanischen Gartens, Cavanilles, zu Madrid, der sie zuerst 1791 beschrieb und ihr zu Ehren des schwedischen Botanikers Dr. Dahl den Namen Dahlia beilegte. Dreizehn Jahre wurde sie in den königlichen Gärten des Eskorial als Gefangene gehalten; keine Knolle durfte abgegeben werden. Endlich kam sie nach Frankreich, wo sie großes Aufsehen erregte. Aus Unkenntnis hatte man sie in ein Treibhaus gebracht, und die Knollen verfaulten. Doch bald darauf entdeckte Humboldt im Mutterlande die Pflanze auch und sandte Samen und Knollen nach Europa. Der Botaniker Wildenow taufte sie von neuem, und da schon eine frühere Pflanze nach Dahl den Namen erhalten hatte, nannte er sie nach dem berühmten Petersburger Reisenden Georgi Georgine, nicht nach dem König Georg III., wie die Engländer angeben.

Schnell verbreitete sich die Georgine und wurde die beliebteste und gesuchteste Modeblume. Vorzüglich wurde in England ein solcher Luxus damit getrieben, wie wohl noch nie mit einer Pflanze zuvor; ungeheure Summen wurden dafür verschwendet. Man begrüßte es als ein großes Ereignis, als es einem englischen Gärtner gelungen war, eine weiße Georgine zu erzeugen. Die Spielarten vermehrten sich ins ungeheure, über 2000 werden in der Gegenwart unterschieden. Es ist gelungen, dieselben in allen Farbenschattierungen zu kultivieren; nur die Bemühungen, eine blaue Art zu erhalten, sind trotz der Aussetzung eines Preises von 1000 Pfd. Sterling nicht mit Erfolg gekrönt worden. Die blaue Georgine ist eine Blume der Phantasie geblieben bis heute.

Dafür machten jedoch die Georginen durch eine andere, ganz eigentümliche Eigenschaft von sich reden. Man bemerkte nämlich, daß einige gelbe Georginen im Dunkeln leuchteten, phosphoreszierten; diese haben den Namen Deutsche Sonne erhalten. Vor ungefähr sechzig Jahren wurde in Mexiko noch eine neue, reichblühende weiße Georgine entdeckt, die zu Ehren des Kaisers Maximilian den Namen Kaiserdahlia erhielt. Sie scheint jedoch ein wärmeres Klima zu beanspruchen; alle Versuche, sie bei uns einzubürgern, haben bis jetzt wenig Erfolg gehabt.

So sehr die Georgine aber auch bei uns gepflegt worden ist, und so schön sie auch sein mag — zum Herzen ist sie nie gedrungen, wie

etwa die königliche Roſe oder auch nur das beſcheidene Veilchen. Sie iſt und bleibt ein Fremdling, der mit äußerem prahleriſchen Schmucke wohl das Auge reizt, doch dem das Angenehme und Anziehende des Duftes fehlt.

Die Georgine.

I.

Warum ſo ſpät erſt, Georgine?
Das Roſenmärchen iſt erzählt,
Und honigſatt hat ſich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer ſchon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir dieſe Nächte,
Wie lebſt du dieſe Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin;

Wenn ich mit Maitau dich benetzte,
Begöſſe dich mit Junilicht?
Doch ach, dann wärſt du nicht die Letzte,
Die ſtolze Einzige auch nicht.

Herm. v. Gilm.

II.

Wie ſchön dich deine Farben kleiden,
Wie heiter uns dein Antlitz lacht!
Du kündeſt zwar des Sommers Scheiden,
Doch ſcheidet er in bunter Pracht.

Joh. Trojan.

---

131. Die Aſter.

(Aster chinensis.)

Die ſtrahlenförmig ſtehenden Randblumen geben den Blüten ein ſternähnliches Ausſehen, deshalb bezeichneten ſchon die alten Griechen und Römer verſchiedene Arten dieſer Gattung und auch ähnlich blühende Pflanzen mit dem Namen Aster, d. h. Stern.

Unſere Gartenaſterblume ſtammt aus China und iſt um 1730 bei uns eingeführt worden. Sie erfreute ſich bald einer allgemeinen Beliebtheit, ward für lange Zeit Modepflanze und in zahlreichen Spielarten kultiviert.

Über die Entſtehung der Aſter erzählt W. Müller folgende Legende: Zu der Zeit, als unſer Erlöſer noch ein Kind war, ſandte ſein Vater die Engel aus dem Himmel herab und gab ihnen Knabengeſtalt, um mit dem kleinen Jeſus und anderen frommen Kindern in Nazareth zu ſpielen. Da begab es ſich eines Tages, daß der kleine Johannes, der nämliche, der ſeines Herrn Lieblingsjünger wurde, mit ſeinem himmliſchen Geſpielen in einem ſchönen Blumengarten ſich erging. Der Abend war ſchon angebrochen, und die Sterne traten immer heller aus dem dunkeln Äther hervor. Da ſprach der Engel zu Johannes: „Ich will nun ſchlafen gehen.“ — „Wo iſt dein Bett, lieber Fremdling?“ fragte Johannes. — „Dort oben bei den Sternen“, entgegnete der Engel. — „Ach, da muß es ſich wohl recht ſüß ſchlafen laſſen“, ſeufzte der Kleine; „wenn ich doch

mit dir gehen dürfte." — „Dein Bett ist auch schon droben gemacht," tröstete ihn der Engel, „aber da wirst du dich hier unten erst noch ein Weilchen recht müde liegen müssen, du armes Kind." Der Knabe verstand die letzten Worte des Engels nicht und pflückte schnell ein Sträußchen von Rosen und Lilien, um sie seinem lieben Gespielen zum Andenken bis zum anderen Morgen mitzugeben. „Da hast du ein Sträußchen," sprach er zu dem Engel, „und wenn du morgen früh wieder herunterkommst, so vergiß nicht, mir ein anderes von droben mitzubringen, denn da müßt ihr ja viel größere und schönere Blumen haben, als wir." — „Die haben wir auch," antwortete der Engel, „aber wir können sie nicht zu euch herunterbringen. Siehst du die Sterne am Himmel leuchten? Das sind unsere Blumen, die sind aber so groß und hell, daß du mit deinen kleinen und schwachen Augen wohl schwerlich würdest hineinsehen können, wenn ich sie dir so nahe brächte wie diese Rosen und Lilien. Ich kann dir das alles nicht so deutlich sagen, aber diese Blumen sind nicht in Erdreich gepflanzt, sondern in blauen Äther, und sie nähren sich nicht von Sonnenstrahlen, sondern von Gottes Augenlicht. Doch will ich dir morgen ein Samenstäubchen von solcher Blume mitbringen, das wollen wir in deine Erde pflanzen, und wer weiß, was daraus werden kann." — Der Engel küßte den Knaben und verschwand. Am andern Morgen kam er wieder, wie er versprochen, und hatte ein hellschimmerndes Körnlein in der Hand, das gruben sie selbander in die Erde und begossen es alle Morgen und alle Abend mit frischem Wasser, das der Engel in seiner Hand brachte. Der kleine Johannes erzählte nun allen guten Kindern in Nazareth, daß er einen Stern in seinen Garten gesät habe, und die Kinder kamen alle Tage, um zu sehen, ob der Stern noch nicht aufgehen wollte. Und siehe, da erwuchs und erblühte im Herbste eine schöne, bunte Blume, von runder Gestalt und ringsum von vielen schmalen Blättchen, gleichwie von Sternstrahlen, umgeben, und sie behielt den himmlischen Namen, den die Kinder ihr gegeben hatten. Und wenn ich des Abends bei einem Asterbeete stehe, und über mir und ihnen die Sterne aufgegangen sind, so scheint es mir oft, als ob sie miteinander von ihrer Verwandtschaft flüsterten, und als wollten die Blumen vor Sehnsucht hinauf und die Sterne herunter, um sich in Liebe zu umfangen.

Die Aster.

I.

Lieb ist mir gar manche Blume,
Die in meinem Garten steht;
Doch am liebsten mag ich weilen
Vor dem bunten Asterbeet.

Aster will ein Stern bedeuten,
Also hab' ich es gehört;
Weiße, blaue, rote Blumen
Werden damit hoch geehrt.

Blaue, rote, weiße Blättchen
Sitzen in dem Kelch vereint,
Wie ein Kranz von hellen Strahlen
Rings um seinen Stern erscheint.

Sternenblume! zu den Sternen
Willst du unsre Augen lenken,
Daß wir an der Sterne Schöpfer
Und an deinen mögen denken!

Fr. Rückert.

II.

Sterne sind Blumen am Himmelsazur,
Blumen sind Sterne der irdischen Flur;
Sterne zum Himmel und Blumen im Land,
Beide gesät von allmächtiger Hand.

K. Gerok.

---

132. Das Singrün.

(Vinca minor.)

Das Singrün gehört zu den wenigen heimischen Pflanzen, die auch in eisiger, trüber Zeit, wenn die andern zarten Kinder des Lenzes längst verwelkten und verwehten, fröhlich im winterlichen Walde grünen, und die in ihren frischen, saftigen Blättern das Panier der Hoffnung auf eine bessere Zeit entfalten. Der Name heißt so viel wie Immergrün; die erste Silbe desselben ist entstanden aus dem altdeutschen Worte sin oder sint, das als Hauptwort in der Bedeutung von Stärke und Dauer zu fassen ist; Singrün bedeutet demnach so viel wie die in Dauer grüne Pflanze. Das alte Wort sint finden wir noch in Sinau und Sintflut, jetzt meist Sündflut geschrieben. Schon früh hat man in der Pflanze das Sinnbild der Treue und Beständigkeit erblickt; auch die Farbe der Blüte war der Pflanze förderlich; das Blau derselben deutet auf die Ewigkeit.

Das Singrün war vorzüglich den Jungfrauen geweiht, und seine Blüten wurden Jungfrauenkronen genannt. Ging das Mädchen zum Tanz, so schmückte es sich gern mit einem Kranze von Singrün. Da derselbe aber nicht nur für ein Zeichen der Reinheit, sondern auch der Unsterblichkeit galt, benutzte man die Blume auch zum Schmuck der Särge. Ein Kranz auf das Antlitz des Toten gelegt, schützte vor Verwesung und erhielt lange Zeit die Kenntlichkeit. Wie Birlinger aus Schwaben und Montanus vom Niederrhein mitteilen, durfte bis zu Ende des 18. Jahrhunderts kein Jüngling, keine Jungfrau begraben werden, deren Leiche nicht mit einem Kranze aus Singrün geschmückt war. Der alte kräuterkundige Tragus erzählt, daß er „im Jahre 1535 einen langbegrabenen Leichnam habe ausgraben gesehen, der samt seinem Singrünkranze noch unverweset gewesen sei". Auf diesen weitverbreiteten und langjährigen Gebrauch der Blumen deuten die Volksnamen Totenviole, Totenblümli, Totenkraut, Totenmyrte, Totenblätter.

Im Oberbergischen winden die Mädchen am 23. Februar zweierlei Kränze, etliche von Stroh und die andern von Efeu und Singrün, und gehen damit zu einer Quelle. Bei düsterem Fackelschein und unter dem Gesang von besonderen Liedern umtanzen sie dieselbe und legen dann die Kränze nieder. Rücklings nähern sie sich dann der Quelle und suchen einen Kranz zu erhaschen. Ein Strohkranz gilt als ein böses Vorzeichen,

wem aber das Glück hold ist, der ergreift einen Kranz aus Singrün oder Efeu. Ein ähnliches „Glücksgreifen" erzählt Wuttke aus dem Hannöverschen. In der Matthiasnacht legen die jungen Mädchen um Mitternacht schweigend in ein mit fließendem Wasser gefülltes Gefäß einen Kranz aus Singrün, einen von Stroh und eine Handvoll Asche, dann tanzen sie mit verbundenen Augen dreimal schweigend darum und greifen nun danach. In dem grünen Kranz erfassen sie den Brautkranz, in dem zweiten Unglück und in der Asche — den Tod.

In der Zeit, als man glaubte, daß einzelne Menschen mit dem Bösen ein Bündnis zum Schaden ihrer Mitmenschen schließen könnten, benutzte man das Singrün, um zu erfahren, wer ein solcher Unhold sei. Im Namen des Bösen wurden zu diesem Zwecke einige Singrünblätter gepflückt und einzeln in eine Pfanne geworfen, in welcher man Öl heiß werden ließ. Bei jedem Blatte nannte man den Namen eines Verdächtigen. Blieb das Blatt in der Pfanne, so war der Betreffende schuldlos, sprang es jedoch bei Nennung seines Namens heraus, so war der Verdacht begründet. Auch sonst stand früher das Singrün als Wundenkraut und Mittel gegen Zauberei in Ansehen.

---

133. Der Weinstock.

(Vitis vinifera.)

Von der ältesten historischen Zeit bis auf den heutigen Tag ist der Wein der unentbehrlichste Genosse des Menschen bei jedem frohen Feste. Schon zur Zeit der alten Hebräer rühmt ihn der Psalmist, wenn er singt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz." Neben der Frucht des Getreides weihte ihn der Herr im heiligen Abendmahle, nachdem er schon vorher sich und die Seinen mit einem Weinstocke verglichen hatte. „Ich bin der Weinstock, und ihr seid die Reben."

Wie man im Altertum das unentbehrliche Getreide als ein Geschenk des Himmels ansah, welches die freundliche Ceres den Menschen verliehen, so galt der stärkende und erquickende Rebensaft gleichfalls als eine Gabe der Götter, die einst der fröhliche Bacchus gespendet. Deshalb war den Griechen Ceres die Göttin des Getreidebaues, Bacchus der Gott des Weins. —

Der Weinstock gehört nach Ferd. Cohn einem alten Geschlechte an, das schon in der Miozänzeit die Braunkohlenwälder durchrankte und noch in der Gegenwart durch 28 lebende Sorten vertreten ist; doch sind diese sämtlich in den Ländern des wärmeren Asien und Amerika heimisch; nur der edle Weinstock (Vitis vinifera) gehört auch Europa an. Die Frage nach der Urheimat unserer Pflanze, wo sich die Rebe in unabhängiger Freiheit im Walde entwickelt hat, aus dem sie der Mensch einst herausholte, um sie in seinem Garten einzupflanzen, diese Frage ist eine der bedeutungsvollsten, welche auch auf die Geschichte der Menschheit ihre Schlaglichter wirft. Der erste Anfang der Weinkultur fällt gleich

dem Anbau der Getreidearten und der Zähmung der meisten Haustiere vor den Anfang aller Geschichte. Ohne Zweifel war es eines der Urvölker aus mittelländischem oder kaukasischem Stamm, welches zuerst, die ungebundene Freiheit des wilden Jagdlebens aufgebend, es vorzog, Rind und Schaf in Herden sorgsam aufzuziehen, statt sie mühselig in Gebirg und Steppe zu jagen, und einzelne körnerreiche Gräser und Fruchtbäume in bearbeitetes Erdreich auszupflanzen, statt sich auf die ungewissen Erträge der wilden Flora zu verlassen; von diesen ersten Erfindern haben die übrigen Völker erst nach und nach die Gabe des Ceres und des Bacchus kennen gelernt. Zwar weisen alle Anzeichen auf das westliche Asien als die gemeinsame Heimat der mittelländischen Völker, ihrer wichtigsten Haustiere und Kulturpflanzen; aber welcher Teil von Vorderasien es auch gewesen sein mag, auf dem einst die Getreidearten freiwillig aus dem jungfräulichen Boden hervorsproßten, heutzutage läßt sich derselbe nicht mehr mit Sicherheit auffinden.

Nur wenige strauch- und baumartige Pflanzen mit saftigen Früchten und knochenharten Samen sind schmiegsamer Natur; sie bürgern sich leicht völlig ein, säen sich von selbst aus und suchen in natürlichem Freiheitstriebe nach Wäldern und einsamen Gegenden zu entfliehen, wohin die Macht des Menschen nicht reicht. Man sagt alsdann: Die Art *verwildert*, sie hat sich *naturalisiert*. Und wenn nicht historische Zeugnisse nachweisen, daß sie erst zu bestimmter Zeit von auswärts als Kulturgewächs eingeführt ist, so vermöchte man sie von den eingeborenen Arten nicht zu unterscheiden. Zu diesen letzteren Gewächsen gehört neben unseren Obstbäumen, dem Ölbaum, dem Feigenbaum auch der Weinstock. Überall, wo seine Samen reif werden — und dies ist schon in Süddeutschland der Fall — da ist es ihm leicht gemacht, sich der menschlichen Knechtschaft zu entziehen und zu verwildern. Vögel, die sich von den Beeren nähren, tragen den unverdauten Samen in die Hecken an den Flußufern, selbst in die Wälder; dort keimen sie und erwachsen zu jungen Reben, die erst schwächlich und schüchtern sich an die Zweige des Gebüsches anklammern, bis sie mit den Jahren erstarken und dann hoch in die Baumwipfel hinaufklettern. Wir finden solche anscheinend wilde Weinreben bereits in den Waldauen des oberen Rheintals zwischen Rastatt und Mannheim und zwischen Speier und Straßburg, auch hier und da in Württemberg, in besonderer Üppigkeit aber im Donautal, von Wien stromabwärts bis hinein nach Ungarn, Serbien, Bulgarien, Rumänien und Bessarabien. Reissek und Kerner schildern uns die Vegetation dieser wilden Rebstöcke in den feuchten Wäldern der Donauinseln: wie sie in Gruppen dem Dickicht entsteigen und mit starken Armen sich in die höchsten Waldkronen aufschwingen, bald umfangreiche Lauben von Stamm zu Stamm wölben, bald über Gesträuch und geschlossene Hecken herabfallend, zu weitläufigen Laubwänden sich aufbauen.

In ähnlicher Weise findet sich der wilde Weinstock heutzutage in allen Ländern, in denen gegenwärtig Weinbau stattfindet oder früher Weinbau stattfand. In den Maremmen von Toskana wuchert er mit urwaldartiger Stärke und bildet Stämme von mehr als Mannesschenkel-

dicke; ſolche wilde Weinſtöcke waren es, aus denen die Torflügel der Kathedrale von Ravenna, wie einſt die Schwelle zum Tempel der Diana von Epheſus geſchnitten wurden. Als im Jahre 1773 der berühmte Naturforſcher Pallas, aus Rußland kommend, in den Wäldern am Fuße des Kaukaſus zuerſt wilde Reben erblickte, gab er, von dem überraſchenden Anblick ergriffen, eine ſolche Schilderung von ihrer Herrlichkeit, daß man ſeitdem gewöhnlich dort die Urheimat des Weinſtocks ſucht; es läßt ſich jedoch keine naturgeſchichtliche Tatſache dafür angeben, weshalb gerade in dieſem Gebiet eher, als in irgendeinem anderen zwiſchen den Säulen des Herkules und des indiſchen Kaukaſus die Geburtsſtätte der Rebe anzunehmen ſei.

In welchem Lande, von welchem Volke, zu welcher Zeit zuerſt der Verſuch gemacht worden iſt, den wilden Weinſtock aus dem Walde zu holen, ihn in den Garten zu verpflanzen, durch verſtändige Erziehung zu veredeln, dann ſeinen Saft auszupreſſen, die Gärung abzuwarten und den jungen Wein in tönernem Kruge oder in ausgepichtem Lederſchlauche aufzubewahren — darüber ſchweigt die Geſchichte. Die älteſten Schriftdenkmäler der Juden und Griechen kennen den Weinbau bereits als einen allgemein verbreiteten landwirtſchaftlichen Betrieb und verſetzen ſeine Einführung in die mythiſche Vorzeit. Wertvoll ſind die Zeugniſſe bezüglich der genauen Zeitbeſtimmung für die Weinkultur in Ägypten; ſie führen uns bis in die früheſten Zeiten der Pharaonen, die mehr als fünf Jahrtauſende hinter uns zurückliegen, als Memphis blühte und die Pyramiden errichtet wurden. In lebensvollen, farbenfriſchen Bildern wird uns an den Wänden der Gräber und Tempel die ganze Geſchichte des Weines vorgeführt; in gewölbten Lauben oder an langen Spalieren, geſtützt auf bunt bemalte Säulchen, reifen die dunkelblauen Trauben; wir ſehen, wie ſie von fleißigen Winzern geleſen, in Körbe geſchüttet und gekeltert werden, wie der Wein filtriert, eingekocht, in weithalſige, große, bunte Amphoren abgefüllt, verſpundet, verſiegelt und etikettiert wird, um dann in Tauſenden von Weinkrügen auf Holzgeſtellen in ſchattigen Magazinen aufbewahrt zu werden; wir erfahren, daß in jener Urzeit bereits roter und weißer Wein in zahlreichen beſſeren und geringeren Sorten unterſchieden, daß derſelbe als Trankopfer den Göttern dargebracht, aber auch von vornehm und gering, und nicht immer mit Maßen getrunken wird. (Wönig, „Die Pflanzen im alten Ägypten.“)

In Israel hatte zur Zeit der Könige die Weinkultur eine ſolche Höhe erreicht, daß Salomo (nach Jeſ. 7, 23) im Norden vom Libanon einen Weinberg beſaß, in dem je 1000 Stöcke einen Wert von 1000 Silberlingen hatten. Über den Ertrag der Weinberge gibt uns 2. Chron. 2, 10 Aufſchluß; nach dieſer Stelle verpflichtete ſich Salomo, den Arbeitern des Hiram im Libanon 20 000 Bath Wein = 4122 hl zu liefern. Die Weinleſe fiel in Israel in die Monate September, Oktober und November und war eine Zeit allgemeiner Freude. Aus Paläſtina ſtammt auch die am Rhein und in anderen Gegenden Deutſchlands übliche terraſſenförmige Anlage der Weinberge. In Judäa iſt der Fuß der Berge terraſſenförmig gebildet und eignet ſich daher beſonders

zum Weinbau. Durch die Kreuzfahrer ist diese Anlage der Weinberge zu uns gekommen.

Die Phönizier haben den Ruhm, in der alten Zeit die Kulturträger nach dem Westen gewesen zu sein. Sie werden auch den Weinstock nach allen ihren Kolonien, die am Ufer des ganzen Mittelmeeres zerstreut lagen, gebracht haben. Zunächst kam er durch sie zu den benachbarten Inseln des Ägäischen Meeres, Cypern, Kreta, Naxos, Chios, Lesbos u. a. Von diesen Inseln, die gleichsam eine Brücke von Asien nach Europa bilden, wanderte die Rebe schon in vorgeschichtlicher Zeit nach Hellas. „Mit dem heiteren, liebenswürdigen, poetischen Nationalcharakter des hellenischen Volkes harmonierte der geistige Trank, der Anregung, Fröhlichkeit, Geselligkeit zu verbreiten mag." Jedoch trank der Grieche den Wein nicht anders als sehr mit Wasser verdünnt.

Schon zu Homers Zeiten war der Wein in Griechenland ein allgemein bekanntes Getränk. Odysseus machte den Kyklopen mit Wein trunken, und als ersterer endlich in die Heimat zurückkehrte, bewirtete ihn der treue Schweinehirt Eumäus mit Wein, den selbst die Unterhirten aus hölzernen Bechern tranken. Die Griechen betrachteten, wie schon im Eingange bemerkt, den Wein als eine köstliche Gabe der Götter und brachten dem Bacchus als dem Gott, der den sterblichen Menschen die Weinkultur gelehrt, besondere Opfer dar. Sie stellten sich den Gott des Weins als einen lebensfrischen, blühenden Jüngling vor, dessen Schultern von lockigem Haar umwallt waren, während Efeu- und Weinranken den Kopf schmückten. Mit rasender Eile jagte er auf einem kostbaren, von Tigern und Leoparden gezogenen Wagen dahin. Sein Gefolge bestand aus einer Schar wilder Weiber, welche, weinbekränzte Stäbe in ihren Händen schwingend, fortwährend riefen: „Heil Bacchus!" Sowohl das wilde Gespann, als auch das abenteuerliche Gefolge sollte die Ausgelassenheit und Wildheit versinnbildlichen, die bei einem unmäßigen Genuß des Weins beim Menschen eintritt.

Die Griechen bewahrten den Wein in großen irdenen ausgepichten Töpfen auf. Der römische Geschichtsschreiber Strabo teilt uns mit, daß die Gallier an Stelle des bis dahin vorherrschenden Lederschlauches als die Ersten das hölzerne Weinfaß bauten. Viktor Scheffel singt zwar:

„Das echte Faß zeigt deutschen Schwung,
Es gingen die Germanen
Schon auf die Völkerwanderung
Mit Trinkglas, Faß und Hahnen."

Es sind aber Exemplare von dem damaligen vas vinarium, aus dessen Inhalt der römische Naturforscher Plinius als Knabe sich heimlich gütlich tat, wie er selbst erzählt, nur noch im Museum des heutigen Avenches, altrömischen Aventicum im schweizerischen Waadtland, also auf alemannischem Gebiete erhalten, und ebenso sind es gemäß der Angabe der Germanisten Lindenschmitt und Haßler vorzüglich alemannische Totenfelder — in Rheinhessen und bei Ulm — die alte Glasbecher und Hahnen zutage förderten, offenbar alles dem Weinkonsum dienende

Geräte, die die Alemannen von ihren Grenznachbarn, den gallischen Winzern, kennen gelernt hatten.

Alexander der Große soll ein großer Freund des Weins gewesen sein. Es wird von ihm erzählt, daß er einst in Indien ein großes Preistrinken in lauterem Wein veranstaltet habe; denn der Morgenländer trank früher, wie auch heute, den Wein mit Wasser vermischt, nur der Schlemmer trank reinen Wein. Das Ende dieses Wetttrinkens war, daß fünfunddreißig Trinker ihren Leichtsinn auf der Stelle mit dem Leben bezahlen mußten, während der Sieger, der den Preis von 1 Talent = 4500 Mark errungen hatte, nach vier Tagen starb. Er soll nicht weniger als 14 Liter getrunken haben.

Von Griechenland wanderte der Weinstock über Sizilien nach Italien. Die alten Römer verwandten viel Fleiß auf den Anbau und die Veredelung desselben. Auch sie verehrten den Bacchus als Gott desselben und feierten ihm zu Ehren im März ein besonderes Fest unter dem Namen der Bacchanalien. Die Weinkultur war zu Plinius' Zeiten so im Flor, daß Italien unter den Weinländern den ersten Rang einnahm. Jedoch bei dem materiellen Sinne der Römer steigerte sich der Weingenuß oft zum Unmaß; man trank den Wein ungemischt, kühlte ihn mit Eis und versetzte ihn mit Gewürzen. Einen großen Wert legten schon die Römer auf recht alte Weine.

Als Cäsar Gallien zur römischen Provinz machte, brachte er neben der römischen Kultur auch den Weinstock in die Länder jenseit der Alpen. Schon nach kurzer Zeit hatte der Wein von Bordeaux seine Berühmtheit erlangt. Von Gallien wanderte die Rebe über den Rhein in Germanien ein. Die ersten Weinberge ließ Kaiser Probus im Jahre 280 v. Chr. an der Mosel und am Rhein anlegen. In ganz Frankreich und Süddeutschland von der Donau bis zum Rhein und an der Lahn wurde die Rebe mit Erfolg gepflegt. Leider ging unter den verheerenden Fluten der Völkerwanderung auch dieser Kulturzweig zum größten Teil wieder zugrunde. Jedoch das junge Christentum, das den Wein unter seine geheiligten Mysterien aufgenommen hatte, nahm von nun an den Weinbau in seinen Schutz. Kaiser Karl der Große befahl in seinen Kapitularien, daß die Wälder in Deutschland ausgerodet und dafür Wein- und Obstpflanzungen angelegt werden sollten. Besonders um die Kultur des Weins am Rheine, wo er sich in Ingelheim einen berühmten Palast hatte errichten lassen, erwarb sich der Kaiser große Verdienste, die noch heute in der Erinnerung des Volkes leben und ihn zum Schutzherrn der Reben erhoben haben, wie das nachstehende Gedicht „Rheinsage" von E. v. Geibel bezeugt:

„Am Rhein, am grünen Rheine, da ist so mild die Nacht;
Die Rebenhügel liegen in goldner Mondenpracht,
Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.

Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land.

Er ist hinaufgestiegen zu Aachen aus der Gruft
Und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.

Bei Rüdesheim, da funkelt der Mond ins Wasser hinein
Und baut eine goldne Brücke wohl über den grünen Rhein.
Der Kaiser geht hinüber und schreitet langsam fort
Und segnet längs dem Strome die Reben an jedem Ort.

Dann kehrt er heim nach Aachen und schläft in seiner Gruft,
Bis ihn im neuen Jahre erweckt der Trauben Duft.
Wir aber füllen die Römer und trinken im goldnen Saft
Uns deutsches Heldenfeuer und deutsche Heldenkraft."

Ganz besonderes Verdienst um den Weinbau in deutschen Landen haben die frommen Mönche der Benediktiner und Zisterzienser. Lange Zeit hatte der sogenannte Klosterwein, vinum theologicum, den ersten Ruf. Anfänglich betrieben die Geistlichen die Weinkultur ausschließlich selber, den zum Abendmahl nötigen Wein zogen die Mönche.

Über den Weinbau in der Mark Brandenburg heißt es in der Wochenschrift „Der deutsche Garten" (1878): „Wenngleich mit der Einführung des Christentums auch der Weinbau an einigen Orten Norddeutschlands begonnen hatte, so wird derselbe in der Mark doch erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts erwähnt, wo Albrecht der Bär seine Schlacht gegen Pribislav hinter den Weinbergen der Potsdamschen Felder ausgefochten haben soll. Es wird weiter durch Urkunden festgestellt, daß er und seine Nachfolger den Weinbau in der Mark besonders begünstigten und förderten; derselbe erlangte dann auch schnell eine größere Bedeutung; es wurde ein Weinzoll erhoben, es wurden Ausfuhrgesetze erlassen, und unter den bei Potsdam aufgezählten Weinbergen finden wir auch die bei Werder verzeichnet.

Ende des 15. Jahrhunderts wird unter Joachim I. der erste kurfürstliche Weinberg erwähnt; er war 1 Hektar groß und ergab durchschnittlich 200 hl Wein jährlich. Es muß dieses edle Gewächs wohl den echten Dreimännerwein geliefert haben; denn unter Joachim II. wurde 1551, zugunsten der Weinbauer, eine Polizeiverordnung erlassen, laut welcher bei hoher Strafe geboten war, bei Hochzeits- und Kindtaufsfesten die Gäste nur mit weißem und rotem märkischen Wein zu traktieren. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, schlürfte der Kurfürst selbst diesen Landwein mit großem Behagen bei den großen Huldigungsfesten, welche die Städte veranstalteten; auch das hohe Gefolge mußte gute Miene zum bösen Wein machen. Dieses konnte das wohl, da ihm und der Geistlichkeit der Ausfuhrzoll für die Produkte der eigenen Berge erlassen war.

Ganz besonders begünstigte Kurfürst Johann Georg den Weinbau, der eine außerordentliche Ausdehnung während seiner Regierung (1571 bis 1598) gewann; Edelleute und Bauern zogen Weine, und zwar in solcher Fülle, daß er ein bedeutender Ausfuhrartikel nach Polen, Rußland und Preußen war. Der beste wurde auf den kurfürstlichen Gütern gezogen und mit Vorliebe an der fürstlichen Tafel getrunken. Der Wein-

bau war somit ein bedeutender Handelskulturzweig geworden und hatte bei Potsdam den Ackerbau fast ganz beiseite gedrängt. Johann Georg erließ sogar eine Weinbauordnung, die so korrekt und ausführlich war, daß sie noch heute als Richtschnur dienen könnte. Unter Johann Sigismund (1608—1619) waren die meisten sich dazu eignenden Hügel der Mark zu Weinbergen umgeschaffen und dem märkischen Weine neue Absatzgebiete in Sachsen, Thüringen und Böhmen eröffnet."

Als die deutschen Ordensritter aus Süddeutschland nach Preußen zogen, pflanzten sie Weinberge an den Ufern der Weichsel bei Thorn und Kulm, ja bei Königsberg und Tilsit. Der Hochmeister durfte es wagen, sein Eigengewächs den Königen von England und Polen als Präsent zu schicken. Heute machen die Provinzen Norddeutschlands nicht mehr Anspruch darauf, zu den Weinländern zu zählen. Man hat daraus schließen wollen, daß sich das Klima in jenen Gegenden verschlechtert habe; doch wurden vermutlich damals selbst in besonders guten Jahrgängen die Trauben nur notreif, und zu anderer Zeit begnügte man sich, den vaterländischen Rebensaft durch Zusatz von Gewürz und Beschneiden trinkbar zu machen.

Auch mag an dieser Stelle eine Bemerkung Platz finden, aus der hervorgeht, wie streng man im Mittelalter gegen die Weinfälscher verfuhr. Der fromme Erzbischof Balduin, einer der edelsten Kirchenfürsten von Trier, ließ 1324 zwei Weinfabrikanten ohne Erbarmen auf einem Scheiterhaufen von dürrem Rebenholz verbrennen. Das scheint eine drakonische Strenge zu sein; aber bei der gottesdienstlichen Bedeutung des Weins ward eine Fälschung des Abendmahlweins wie eine Gotteslästerung angesehen.

Unter den Sagen, die sich an den Wein knüpfen, sind zwei besonders sinnreich; die eine ist jüdischen, die andere mohammedanischen Ursprungs. Nach der ersteren rühmten einst sämtliche Bäume prahlerisch ihre Vorzüge und Eigenschaften. Nur der Weinstock war bescheiden, er schwieg und senkte seine Ranken zu Boden. Als der Mensch dies bemerkte, gab er dem Wein eine Stütze und zog die Ranken daran empor. Reichlich lohnte der Weinstock dem Menschen den Liebesdienst durch die herrlichen Früchte. Die andere Sage sucht die verschiedene Wirkung des Weintrinkens beim Menschen zu erklären. Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, kam der Teufel in der Nacht, um die Pflanze zu düngen. Zu diesem Zwecke schlachtete er ein Lamm, einen Löwen und ein Schwein. Mit dem Blute dieser drei Tiere begoß er dann den Weinstock. Hieraus erklärt es sich, daß der Wein, solange er mäßig genossen wird, das Gemüt des Menschen mild wie das eines Lammes macht, daß der stärkere Genuß die wilden Leidenschaften des Menschen aufregt, und daß endlich der übermäßige Genuß ihm die Menschenwürde nimmt, daß er dem dritten der Tiere gleicht.

An diese beiden Sagen reihe sich folgende Legende: Einst begehrte der Herr für sich und seinen Begleiter Petrus von den Bürgern der Stadt Lindau im Bodensee Herberge. Da die hartherzigen Bürger den hohen, ihnen allerdings fremden Wandersleuten die Bitte abschlugen,

gingen sie zu einem armen Tagelöhner vor dem Tor, der sie gern aufnahm und das wenige, was er hatte, mit ihnen teilte. Zum Lohne durfte sich der Tagelöhner etwas vom Herrn erbitten. Er wünschte sich ein Gärtchen und einen Acker. Im reichsten Maße wurde seine Bitte erfüllt. Als die Bürger Lindaus solches erfuhren, entschuldigten sie sich bei dem Herrn und baten auch um seinen Besuch. Zum großen Ärger des Petrus ging der Herr auf ihre Bitte ein und ließ sich von ihnen bewirten. Und da er ihnen auch einen Wunsch erfüllen wollte, baten sie um Weinberge, die ihnen der Herr gewährte. Auf der Weiterreise fragte Petrus unwillig den Herrn: „Warum hast du den neidischen, ungefälligen Leuten Wein wachsen lassen?" Lächelnd antwortete der Herr: „Sei ruhig, Petrus, sie werden von dem Wein nicht zuviel trinken." Der Lindauer Wein soll nämlich so sauer sein, daß er kaum zu genießen ist.

Der heilige Urban, der als Urban I. im Jahre 223 den päpstlichen Stuhl bestieg, steht unter vielen anderen Heiligen, die mit dem Weinstock in Verbindung gebracht werden, in ganz besonderer Beziehung zu demselben. Bei einer Christenverfolgung soll er sich nämlich in einem Weinberge versteckt gehalten haben; aus Dankbarkeit hierfür hat er sowohl die Rebe als auch den Wein in seinen besonderen Schutz genommen. Daher ist der Urbanustag (25. Mai) dem Winzer auch sehr wichtig; er beobachtet an diesem Tage das Wetter und schließt davon auf den Ertrag der Weinernte.

„Hat Urbani Sonnenschein,
Gibt es viel und guten Wein. —
Sankt Urban hell und rein
Füllt die Fässer ein."

In den Weingegenden liegt der Bauer schon häufig in der Frühe des Morgens auf dem Auslug und beobachtet sorgfältig die Bildung und Stellung der Wolkenschichten, um sich von vornherein ein Bild zu konstruieren, wie der Tag verlaufen wird.

Wie in der ersten Zeit des Mittelalters die Klöster in dem Rufe standen, den besten Wein im Keller zu haben, so in der späteren die Ritterburgen. Die alten kühnen Ritter waren dem Weine sehr zugetan und übertrafen die Römer an Trinkfertigkeit bei weitem; selbst die Edelfrauen und züchtigen Fräulein verstanden es, die großen Becher in fröhlicher Tafelrunde bis auf die Neige zu leeren. Darum weiß aber auch die alte Überlieferung von mancher Burgruine zu berichten, daß in ihren vermauerten Kellern uralter, köstlicher Wein verwahrt sei. Als edelsten und vorzüglichsten Wein, von dem die Sage erzählt, galt der Wein, der sich in „seiner eigenen Haut" befand. Dieser war so lange gelagert, daß sich im Laufe der Jahre an der Faßwandung eine dicke Hülle Weinstein gebildet hatte, während das Faß verfault war. Wenn je der Wein so lange Ruhe vor dem Menschen gehabt hätte, so müßte derselbe in der Tat kostbar gewesen sein, und der Ausdruck „in seiner eigenen Haut" wäre sehr bezeichnend. —

Damit aus dem Traubensaft Wein werde, muß derselbe mit einer zweiten Pflanze in Berührung kommen, und zwar ist dies ein mikro-

ſkopiſcher Pilz, dem wir eigentlich den Wein verdanken. Wenn der ausgepreßte Traubenſaft einige Stunden der Luft ausgeſetzt iſt, ſo entwickeln ſich in ihm zahlloſe Bläschen oder Zellen, ſo klein, daß ihrer 25 Millionen ganz bequem in einem Tropfen Platz haben; man bezeichnet ſie als Weinhefepilze. Ihre Keime ruhen im Erdboden der Weinberge, werden mit dem Staube in der Luft verbreitet, fallen mit dieſem maſſenhaft auf die Stiele und Schalen der Beeren und gelangen ſo beim Auspreſſen in den Traubenſaft. In der ſüßen Flüſſigkeit, die ihnen zur Nahrung dient, vermehren ſie ſich raſch ins Ungeheure, indem ſie nach allen Richtungen ausſproſſen und ihre Brut in perlſchnurförmigen Ketten aneinanderreihen. Durch die im Traubenſaft ſchwimmenden Hefepilze erſcheint die anfangs klare Flüſſigkeit trübe und ſchillernd, ſie heißt nun „Federweißer“; an ihrer Oberfläche ſammelt ſich eine weiße, ſchaumige Maſſe, die aus unzähligen Hefepilzen beſteht. Alle Hefepilze beſitzen die wunderbare Kraft, Zuckerlöſungen in Alkoholgärung zu verſetzen. Unter dem Einfluß der Weinhefepilze kommt der Traubenſaft nach wenigen Stunden in Aufruhr, der von Tag zu Tag ſich ſteigert. Alle ſeine Teilchen geraten in lebhafte Bewegung; es entſtehen Zerſetzungen und Umbildungen, zahlloſe Gasbläschen entweichen; die Flüſſigkeit ſteigt, wallt, ſiedet und ſchäumt, und wenn nach vierzehn Tagen bis vier Wochen die ſtürmiſche Hauptgärung vorüber iſt, ſo iſt ihre Natur eine andere geworden. Der ſüße, kraftloſe Traubenſaft hat ſich in feurigen, geiſtreichen Moſt umgewandelt, der ſich allmählich in der monatelang fortdauernden ſtillen Gärung zu edlem Wein ausbildet. — Wird ſehr ſüßer Wein in Flaſchen gefüllt, bevor ſeine Gärung vollendet iſt, ſo geht die Vergärung des Zuckers in den Flaſchen ſelbſt weiter fort. Die Kohlenſäure aber, die nicht entweichen kann, iſt gezwungen, ſich im Weine aufzulöſen, wenn es ihr nicht gelingt, die Flaſche zu ſprengen. Erſt beim Öffnen des Korkes entweicht ſie ihrem Gefängnis brauſend und ſchäumend; hierauf beruht die Bereitung der mouſſierenden Schaumweine. Ein langſamer chemiſcher Prozeß geht aber auch in allen übrigen Weinen vor ſich; denn erſt im Laufe der Jahre entwickelt ſich in den beſſeren Weinen jenes Aroma, die „Blume“ oder das „Bouquet“, wie es die edlen Rhein- und Moſelweine aushauchen. Es beruht auf der Bildung gewiſſer Atherarten und kann daher zum Teil wenigſtens künſtlich nachgemacht werden.

Im Frühlinge, wenn durch Wald und Wieſe ſchon friſches Leben ſtrömt, ſteht der Weinſtock noch regungslos, mit ſchlafenden Augen, als ſei er in tiefen Schlummer verſunken und unberührt von dem lebendigen Treiben umher. Aber dieſe Ruhe iſt nur ſcheinbar; unter dieſer trockenen, faſerig zerriſſenen, in dünnen Blättern ſich abſchälenden Rinde, in dieſen ſchlanken, biegſamen Zweigen pulſiert bereits ein Leben, ſo voll und kräftig, daß die Wiſſenſchaft kaum zu begreifen vermag, wie in ſo ſchwachem Gefäße ſo gewaltige Kraftentwickelung vor ſich gehen kann. Kaum iſt der Boden vom Winterfroſte gelöſt, ſo treten die ſtarken, holzigen, tief in die Erde eindringenden Wurzeln des Weinſtocks an ihre Arbeit: ſie ſaugen das Waſſer ein, welches der mit Feuchtigkeit überſättigte Boden

ihnen zuführt; sie tun dies mit solcher Heftigkeit, als gälte es einen brennenden Durst zu löschen. Die Wurzeln behalten das Wasser nicht; sie treiben es empor in den Stamm; hier steigt es von Knoten zu Knoten, von Ast zu Ast, bis hinauf in die obersten Zweige. Durchschneidet man um diese Zeit eine Rebe, so fließt Saft aus der Wunde; man sagt dann „der Weinstock *tränt*", „die Rebe *blutet*".

Der *größte Weinstock der Welt* soll sich in einem Garten bei London befinden; derselbe ist im Jahre 1768 angepflanzt worden. Er bekleidet ein Gewächshaus von 72 Fuß Länge und 30 Fuß Breite. Der 30 Zoll starke Stamm trägt an seinen zirka 100 Fuß langen Zweigen jährlich 2000—3000 Trauben.

Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hat begonnen,
Beschied'nes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich müh'n, die Hände regen
Still, emsig, treulich, nimmer ruh'n:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein beschied'nes Tun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz;
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hängen blieb ein Dornenkranz.

W. Wackernagel.

Rätsel.

Die Sonne kocht's, die Hand bricht's,
Der Fuß tritt's, der Mund genießt's.

Simrock.

Weinrebe.

Wenn längst im warmen Frühlingsschein
Gesträuch und Bäume, groß und klein,
Im heiteren, grünen Schmuck erscheinen,
Da sieht man erst die Traube — weinen.

Die Reben weinen dankbeseelt,
Daß sie der Himmel ausgewählt,
Auf ihrem Stamm in spätern Tagen
Das edelste Getränk zu tragen.

Zusner.

Dionysos und seine Rebenzucht.

Als Dionysos in der Jugend
Noch nicht erkannt des Weines Tugend,
Nahm er den Wanderstab zur Hand
Und stieg umher durch Thrakierland.
Als er dort einst auf einem Steine
Ausruhte seine müden Beine,

Sah er ein Pflänzchen vor sich stehn
Mit Blättern, lieblich anzuseh'n.
Er zog es langsam aus der Erde,
Daß er die Wurzel nicht gefährde,
Und wie er sinnt, es zu bewahren,
Die späh'nden Augen bald gewahren

Nah' einen feinen Vogelknochen,
Gehöhlt und oben ſo gebrochen,
Daß er bequem mit etwas Erde
Dem Pflänzchen zum Behälter werde.
Froh ſeines Fundes zog nun heiter
Durch Thrakien Dionyſos weiter
Und hielt ſein Pflänzchen wohlgeborgen,
Das größer ward mit jedem Morgen,
So daß die Wurzel faſt zerſprengte
Den Knochen, der ſie ſehr beengte.
Als ſo vergangen ein paar Wochen,
Fand Dionyſos einen Knochen,
So mächtig, daß es offenbar
Der Knochen eines Löwen war.
Des Pflänzchens Triebkraft zu bewahren,
Läßt er den Vogelknochen fahren
Und pflanzt zu beſſerem Gedeih'n
Es in den Löwenknochen ein,
Der ihm bald ſolche Kraft verlieh,
Daß es ganz wunderbar gedieh.
Und eh' ein Mond vergangen war,
Ward Dionyſos offenbar,
Daß für der Pflanze Wurzelkraft
Zu eng auch ſei die neue Haft.
Er ſucht, was beſſer möge taugen —
Da plötzlich liegt ihm vor den Augen
Ein Eſelsknochen hohlgeſtaltig,
Von einer Größe ſo gewaltig,
Daß Dionyſos ihn ſofort
Erkor zu ſeinem Rebenhort.
Er ließ den Löwenknochen fahren,
Die Rebe beſſer zu bewahren,
In friſche Erde ſie zu ſetzen,
Mit friſchem Waſſer ſie zu netzen.
Da wurd' ihr endlich zum Gedeih'n
Der Eſelsknochen auch zu klein.
Doch jeder Knochen ließ ſein Mark
Dem Rebſtock: dreifach ward er ſtark
Und trieb im Herbſte goldne Trauben
Von einer Größe, kaum zu glauben.
Es ward, wer trank von ihrem Wein,
Erſt munter wie ein Vögelein;
Dann, wenn der Wein ihm drang ins Blut,
Ward er voll Löwenkraft und Mut,
Um endlich, nach zu vielem Trinken,
In Eſelei ganz zu verſinken. —
So melden uns die alten Sagen
Aus Dionyſos' goldenen Tagen.

Fr. Bodenſtedt.

Die wandernde Traube.

Makarius, ein frommer Abt, erkrankte,
Daß er nur ſchattengleich durchs Kloſter wankte;
Da ſandt' ein ferner Freund, daß er ſich labe,
Ihm eine Traube einſt als Liebesgabe.

Makarius dankte Gott und trug zur Stelle
Mit ſchwankem Schritte nach der nächſten Zelle
Die Traube, die zur Labung ihm beſchieden,
Um einem kränkern Bruder ſie zu bieten.

Auch der behielt ſie nicht und ließ ſie wandern
Mit frommem Liebesgruß zu einem andern,
Von dem er glaubte, daß er nöt'ger habe,
Als er, der würz'gen Traube ſelt'ne Labe.

Der Kranke maß die Traube mit Entzücken,
Verſchlang ſie faſt mit ſeinen heißen Blicken,
Dann aber plötzlich, wie nach inn'rem Streite
Rief er der Pfleger einen ſich zur Seite

Und ſprach zu ihm mit ſichtlichem Behagen:
„Nimm dieſe Traube, geh, um ſie zu tragen

Zu unſerm kranken Abt als Liebesgabe,
Damit er an dem würz'gen Saft ſich labe."

So kam ſie wieder in Makarius' Zelle.
Da leuchtete ſein Auge ſelig helle,
Und fromm begeiſtert ſchaute er nach oben,
Um für die Gnade ſeinen Herrn zu loben,
Der, welchen Liebesſchatz ſein Haus bewahrte,
Ihm durch der Traube Wandrung offenbarte.

Julius Sturm.

---

134. Die Johannisbeere.

(Ribes rubrum.)

Einſt kam Johannes der Täufer nach langer Wanderung, auf welcher er viele für das Himmelreich gewonnen, in ein ödes Felſental. Er hatte tagsüber im heiligen Berufseifer der leiblichen Bedürfniſſe nicht geachtet; doch nun ſtellten ſich Hunger und Durſt und Müdigkeit ein. Ermattet ſank er auf einer Steinbank unter einem Strauche nieder. „Ach", ſeufzte er, „wenn doch irgendwelche Erquickung zu haben wäre. Aber weit und breit keine Hilfe, kein Menſch, nirgends eine Quelle und eine Frucht!" Ergeben in ſein Schickſal, voll Vertrauen auf Gott, daß er ſeinen Diener nicht verlaſſen werde, verrichtete er ſein Abendgebet und ſchlief ein. Während der Nacht ſchmiegte ſich der Strauch freundlich an des Jüngers Bruſt. Endlich brach der Morgen an. Johannes erwachte; doch wie erſtaunte er! Der Strauch, der am Tage zuvor nur grüne Blätter trug, war mit den ſchönſten, purpurnen Beeren geſchmückt, die traubenartig an den dünnen Zweigen hingen. Johannes koſtete die Beeren, ſie ſchmeckten vorzüglich; herzlichſt dankte Johannes dem Herrn; die herrlichen Trauben aber blieben dem Strauche für immer, der ſeitdem Johannisbeerſtrauch heißt.

Eine andere Sage über die Entſtehung der Johannisbeere erzählt man im Luxemburger Lande:

Als Sankt Johannes am Sterben war, bat er, daß man ihm einen Rebenzweig bringe. Er wollte ihn ſegnen, daß er in alle Ewigkeit gut gedeihe. Man ſpottete jedoch ſeiner und brachte ihm einen Beerenzweig, den er ſegnete. Seit dieſer Zeit gedeihen die Beeren alljährlich ſo außerordentlich gut und tragen deswegen auch ſeinen Namen. (O. Dähnhardt, „Naturgeſchichtl. Volksmärchen.")

Der Johannisbeerſtrauch mit ſchwarzen Beeren (R. nigrum) heißt weitverbreitet im Volksmunde Gichtbeere, Gichtſtock, Gichtbaum u. a. Die harn- und ſchleimlöſenden Früchte, auch die Blätter werden vielfach auf Branntwein angeſetzt und als Heilmittel gegen die Gicht verwandt. Wie Panzer in den Beiträgen zur deutſchen Mythologie mitteilt, grub eine Kräuterſammlerin in Grethen bei Dürkheim Gicht-

kranken öfter den Gichtſtock. Um ſichere Heilung zu erlangen, mußte der Kranke den Strauch ſchweigend pflanzen und durfte ihn allein nur pflegen, die dürren Äſtlein abbrechen und das herum wachſende Unkraut entfernen.

---

135. Die Erbſe.

(Pisum sativum.)

Die Heimat dieſer wohlſchmeckenden und nahrhaften Hülſenfrucht iſt mit Sicherheit noch nicht ermittelt worden. Nach Heyn ſoll ſie aus dem mittleren Aſien ſtammen und ſich am Pontus vorüber den Weg nach Europa gebahnt haben. Sie wächſt in der Krim, an den Küſten des Schwarzen Meeres und am Kaukaſus wild.

Wir wiſſen von Homer, daß ſchon die alten Griechen die Erbſe kultivierten:

„Wie von geplatteter Schaufel die Frucht der geſprenkelten Bohnen
Oder der Erbſen im Herbſt auf räumiger Tenne dahinfliegt,
Unter dem Schwunge des Wurflers vom ſauſenden Winde getragen:
So von dem Panzergewölbe des herrlichen Danaerfürſten
Prallte der bittere Pfeil und tauchte ſich weit in die Ferne . . .“

heißt es, als Helenus, der Sohn des Priamus, auf Menelaus einen Pfeil abgeſchoſſen hatte.

Von Griechenland kam ſie nach Italien, wo ſie ganz beſonders den ärmeren Klaſſen zur Nahrung diente.

Der botaniſche Namen Pisum ſtammt aus dem Griechiſchen und hängt mit einem Worte, welches „enthülſen“ oder „ſtampfen“ bedeutet, zuſammen; die Erbſen wurden nicht wie das Getreide durch Austreten, ſondern durch Stampfen enthülſt. Die Bezeichnung Erbſe, althochdeutſch araweiz, mittelhochdeutſch arwis, ſtammt von ervum, womit die Frucht in Italien zunächſt benannt wurde.

In Deutſchland ſcheint die Erbſe ſchon ſehr früh bekannt geworden zu ſein; ſie war dem ſich in Blitz und Donner offenbarenden Donar heilig. Erbſen wurden am Johannisfeuer gekocht. Man kannte aber früher die Erbſe nur in dem reifen Zuſtande. Von den Zuckererbſen wußte man nichts. Dieſelben wurden erſt zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Frankreich kultiviert, woſelbſt ſie zu enormen Preiſen für die Tafeln der Vornehmen und Reichen angekauft wurden. Ludwig XV. ſoll ſie mit Vorliebe gegeſſen haben, und von der bekannten Pompadour wird erzählt, ſie habe durch den Polizeileutnant von Paris alle jungen Erbſen aufkaufen laſſen, um den König damit zu bewirten. England, welches das milde Klima Frankreichs entbehrt, baute früher die feinen Gemüſe nicht in großer Menge. Man bezog dort die Zuckererbſen noch im Jahre 1660 aus Holland. Georg Wilhelm, Herzog von Braunſchweig, der ſich in Deutſchland um den Gartenbau ſehr verdient machte,

ließ ſtets demjenigen, der den erſten Korb voll grüner Erbſen zu Markte brachte, eine Belohnung auszahlen.

Wie einſt die Gileaditer an der Ausſprache des hebräiſchen Wortes Schibboleth, d. h. Kornähre, die ihnen feindlichen Ephraimiter erkannten und ſchonungslos ermordeten (Richter 12, 6—7), ſo erforſchten die Sizilianer durch ein Wiedergeben des Wortes Ciceri, d. h. Erbſe, im Landesdialekt alle Franzoſen, um dieſelben zu vertreiben und zu töten. Es war am 30. März 1282, um die Veſperſtunde, als das von dem Übermute der Franzoſen auf das tiefſte empörte und erregte Volk ſich erhob und das furchtbare Blutbad begann, welches in der Geſchichte unter dem Namen „Sizilianiſche Veſper" bekannt iſt.

Wie Plutarch erzählt, hatte einer der Vorfahren des berühmten Redners Cicero ein erbſenähnliches Gewächs auf der Naſe gehabt. Zum Andenken hieran weihte Cicero, als er zum Quäſtor ernannt wurde, den Göttern einen ſilbernen Becher, auf dem er hinter ſeinem Vornamen Marcus Tullius eine Erbſe ſtatt des Familiennamens hatte eingraben laſſen.

Der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit entſprechend, hat die Erbſe auch im deutſchen Volksglauben Beachtung gefunden. Sie galt als eine Lieblingsſpeiſe der Zwerge, während ſie im Mecklenburgiſchen als Leichengericht den Männern, welche die Wache bei einer Leiche hielten, zur Mitternachtszeit vorgeſetzt werden mußte. Beim Legen der Erbſen ſoll man ſchweigen, und um zu verhüten, daß die geſäten Erbſen von den Vögeln verzehrt werden, ſoll man drei Erbſen in den Mund nehmen und ſie nachher vergraben. Im Rhöngebirge wälzten ſich früher die Leute in der Chriſtnacht auf ungedroſchenem Erbſenſtroh. Die hierbei ausgefallenen Erbſen mengten ſie unter die Ausſaat, wodurch das Wachstum der Erbſen erhöht werden ſollte. Mittels der Erbſe meinte man das kalte Fieber heilen zu können, wenn man ſo viel Erbſen, als der Kranke Jahre zählte oder als Tage ſeit ſeiner Krankheit vergangen waren, in Papier wickelte und in fließendes Waſſer warf. Legt man in der Karfreitagsnacht in einen mit Erde gefüllten Totenkopf Erbſen und gräbt dieſen unter der Dachtraufe einer Kirche ein, ſo ſollen die auf ſolche Weiſe gezogenen Erbſen die Macht beſitzen, einen Menſchen, der eine ſolche Erbſe in den Mund nimmt, unſichtbar zu machen. Zur Zeit der heiligen zwölf Nächte durfte man keine Erbſen eſſen, widrigenfalls man böſe Geſchwüre bekam. Um zu zeigen, daß man auch ſcheinbar geringfügige Sachen nicht verächtlich anſehen dürfe, und daß man auch im kleinen ſtets haushälteriſch zu Werke gehen müſſe, hieß es, man ſolle keine Erbſe unbeachtet liegen laſſen, „denn ſchon mancher habe durch Erbſen eine Königstochter und ein Schloß gewonnen."

Nach ſchwäbiſchem Volksglauben ſind die ſogenannten „Hauserſche", d. h. Erbſen, welche beim Johannisfeuer gekocht werden, das ſicherſte Mittel gegen Wunden und Quetſchungen. Man kann mit Erbſen Geiſter beſchwören; denn wenn man bei Nacht in eine Kapelle geht und dabei Erbſen im Munde hat, ſo ſieht man die Seelen aller verſtorbenen Bekannten. Wenn ein Mädchen oder ein Burſche eine Hülſe mit neun Erbſen findet und hinter die Tür legt, ſo ſpricht der nächſte, welcher

die Schwelle überschreitet, den Namen des künftigen Bräutigams oder der Braut aus. In der Mark schenkt man der Braut am Vorabend der Hochzeit Erbsen, dann hat sie viel Glück und wird reich. Wirft man dagegen zwischen zwei Brautleute eine Handvoll Erbsen von einer Stelle, auf welcher sich zwei Hähne gebissen haben, so verwandelt sich ihre Liebe in Gram. Der in vielen Orten Deutschlands und in der Schweiz bestehende Brauch, am Donnerstag Erbsengemüse zu essen, ist ein Überrest des alten Donarkultus. Nach dem Glauben unserer Altvordern verdanken nämlich die Pflanzen ihr Wachstum dem Donnergotte Donar, welcher mit dem einschlagenden Blitzstrahle das Erdreich lockert und mit dem nachrauschenden Regen befruchtet. Die Erbsen galten als Symbole der im Gewitter niederfahrenden Donnergeschosse und Hagelkörner und wurden deshalb stets als Lieblingsspeise der Gewitterzwerge genannt, die für ihr Leben gern in den Schotenfeldern naschen.

Weil ein Erbsengericht eine gewöhnliche Speise ist, so hält mancher dasselbe für ein schlechtes, wertloses Essen. Einem solchen diene folgende Geschichte zur Lehre: Auf der Insel Rügen befand sich bei einem Bauer ein Knecht im Dienst, der keine Erbsen essen mochte. Kamen sie auf den Tisch, so fuhr er mit dem umgekehrten Löffel hinein und sprach voll Hohn: Hock up, so fret ik di! Durch sein Gebaren erregte er den Unwillen seiner Herrschaft, und da er meinte, überall ein besseres Unterkommen ohne die verachteten Erbsen finden zu können, verließ er das Haus. Doch bald ging es ihm so schlecht, daß er sich herzlich nach den verachteten Erbsen sehnte. Er kehrte darum nach einiger Zeit wieder zu seinem alten Herrn zurück und bat, ihn aufs neue in den Dienst zu nehmen. Doch der Herr fuhr, ohne ihm zunächst zu antworten, mit einer umgekehrten Schaufel in einen Haufen Erbsen und rief: Hock up, so met (miete) ik di! Und da keine Erbse auf der umgekehrten Schaufel liegen blieb, so mußte der Knecht unter dem Gespötte der anderen davonziehen.

---

136. Die Bohne.

(Vicia faba. Phaseolus vulgaris.)

Wie bei Erbse und Linse reichen auch bei der Bohne die Nachrichten über Kultur und Verwendung bis in das graue Altertum zurück. Die am längsten bekannte Bohnenart ist die Acker-, Buff- oder Saubohne (Vicia faba), auf sie sind mithin auch die ältesten Nachrichten und Mythen zu beziehen. Dem lateinischen faba entspricht gemäß der Lautverschiebung die deutsche Bezeichnung Bohne.

Nach der Sage der Alten soll die Bohne gleichzeitig mit dem Menschen aus dem Urschlamm hervorgegangen sein. Ihr reicher Gehalt an Nahrungsstoff war wohl bekannt, doch ihr Genuß den ägyptischen Priestern verboten. In Griechenland soll der Prophet Amphiaraus, der zur Zeit des Argonautenzuges lebte, sich zuerst der Bohnen als Speise enthalten haben; er tat es, weil sie den Schlaf stören und er zu seinen

Prophezeiungen ungestörter Träume bedurfte. Nach ihm hat auch Pythagoras seinen Schülern den Bohnengenuß untersagt. Die Gründe dieses Verbotes werden verschieden angegeben: angeblich, weil der Genuß der Bohnen die Sinne abstumpfe und den Schlaf beunruhige, und weil auf den Blüten der Bohnen traurige Zeichen (schwarze Flecken) seien und er in ihnen die Seelen der Verstorbenen vermutete. Darum hielten es auch die Pythagoreer mit dem Verse des Orpheus: „Ihr Unglückseligen, rührt keine Buffbohnen an!“ und lebten nach dem Sprichwort: „Buffbohnenesserei ist so schlimm wie Mord und Totschlag“. Aber trotz dieser Mißachtung, mit welcher die Bohne von einzelnen betrachtet wurde und die ihren Grund jedenfalls in den blähenden und reizenden Wirkungen derselben hat, stand sie bei dem griechischen Volke doch in hohem Ansehen. In Athen feierte man im Juni ein Bohnenfest, an welchem man frische Bohnen opferte und Bohnenbrei speiste, auch verehrte man einen besonderen Bohnengott Kyametes, dessen Tempel sich am Bohnenmarkt befand.

Nach Plinius wurde bei den Römern nach alter Sitte Bohnenbrei bei den Opfern verwendet, und da man glaubte, daß die menschliche Seele auf ihrer Wanderung auch in den Bohnen vorübergehend ihre Wohnung nehme, galt dieselbe besonders als Totenspeise und fand bei dem jährlichen Toten- und Gespensterfeste Verwendung. Dieses Fest, die sogenannten Lemuralien, wurde vom 9. bis 13. Mai gefeiert und hatte den Zweck, die ruhelosen und umherspukenden Geister der Verstorbenen, die Lemuren, zu bannen. Um dieses zu vollführen, erhob sich an den einzelnen Tagen um Mitternacht der Hausvater von seinem Lager und ging barfuß hinaus, indem er, um die Gespenster von sich abzuhalten, mit den Fingern Schnippchen schlug. An einer fließenden Quelle wusch er sich dreimal die Hände, drehte sich um und nahm schwarze Bohnen in den Mund.

„Hinter sich wirft er sie dann, und ‚Ich lasse sie frei aus den Händen‘,
Spricht er, ‚und kaufe damit mich und die Meinigen los‘.“

Diese Worte wiederholte er neunmal, ohne sich umzusehen. Dann wusch er sich abermals, schlug eherne Becken zusammen, und

„Neunmal rufet er dann: ‚Zieht aus, ihr Geister der Ahnen!‘
Dann schaut er um, und rein glaubt er vollbracht den Gebrauch.“

Auch sonst knüpfte sich nach der Überlieferung des Plinius in Rom mancherlei Aberglaube an die Bohne. Es galt für ein gutes Vorzeichen, wenn man vom Felde eine Buffbohne mit nach Hause brachte, und bei Auktionen steckte man dieselbe zu sich, um einen guten Kauf zu tun. Man erzählte, sie sei die einzige Feldfrucht, die sich bei zunehmendem Monde wieder fülle, wenn sie von Würmern hohl genagt sei.

Die weißen und schwarzen Bohnen dienten den Alten bei den Gerichtsverhandlungen zum Abstimmen, die weißen bedeuteten die Freisprechung, die schwarzen die Verurteilung. Hiermit steht der heutige Gebrauch, beim Ballotieren weiße und schwarze Kugeln anzuwenden,

jedenfalls in Verbindung. Wie Plutarch uns berichtet, ließ einst Perikles seine Soldaten mit Bohnen losen, wobei diejenigen, welche die weißen gezogen hatten, von der Teilnahme am Kriegszuge befreit wurden.

Die Wertschätzung der Buffbohne hat sich besonders in Erfurt erhalten; Buffbohnengemüse ist ein allbeliebtes Essen, und ein richtiger Erfurter (von den Nachbargemeinden darum auch „Buffbohniter" genannt) geht an keinem Buffbohnenfelde vorüber, ohne in achtungsvoller Verehrung vor demselben den Hut zu ziehen.

Die Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) ist erst durch Alexander den Großen nach Griechenland gebracht worden; ihr Anbau wurde in Deutschland durch die Bestimmungen Karls des Großen besonders angeordnet. Die zahlreichen deutschen Namen, wie Schwert-, Schnitt-, Stangen-, Zwerg-, Salatbohne u. v. a. beziehen sich auf Gestalt der Hülsen, Gebrauch, Größe u. a. In Süddeutschland und Österreich heißen die Bohnen unter Anlehnung und Entstellung des botanischen Namens Phaseolus Faseln, Fasseln, Fisolen. Bei der Bedeutung der Bohne im menschlichen Haushalt und bei der Empfindlichkeit der jungen Pflanze kann es nicht wundern, daß sich der Aberglaube besonders mit der Aussaat der Bohnen beschäftigt hat. Wie A. Wuttke mitteilt, läßt man sie in Ostpreußen zuvor dreimal durch die Hosen gehen und steckt sie nicht an dem Wochentage, an welchem der erste Schnee gefallen ist. In Oldenburg legt man sie nicht in der Himmelfahrtswoche, in der Pfalz wählt man dazu die Karwoche und in der Wetterau den Gründonnerstag, ist man doch dann auch sicher, daß sie nicht erfrieren. Ziemlich allgemein bestimmt man zur Aussaat der Bohne wie auch der übrigen Hülsenfrüchte einen Donnerstag, den Tag des Donnergottes, der auch zugleich als der Gott der Fruchtbarkeit verehrt wurde. Um einen reichen Ertrag zu sichern, legt man in Hessen und in der Wetterau stets eine ungerade Anzahl von Bohnen.

Die Zeit der Bohnenblüte ist nach altem Glauben für den Menschen nicht ungefährlich, da die Ausdünstung der Blüten geeignet sein soll, in dem Menschen Tollheit hervorzurufen und ihn zu närrischen Streichen zu veranlassen. Darum behauptet auch ein alter Vers:

„Solang' die Bohnen blühen,
Blüht auch die Narretei."

Nach den Aargauer Sagen pflegt die Frau Holle auf ihren Zügen weiße und gelbe Bohnen zu verschenken, die sich nachträglich in Silber und Gold verwandeln. Auch als Todesankündigerin erscheint die Gartenbohne, und zwar den Schweizern, wenn sehr frühzeitig Blatt und Hülse gilben, und den Franken, wenn eine Pflanze im Garten allein weiße oder gelbe Blätter trägt. Von abergläubischen Bewohnern an der Mosel wird die Bohne benutzt, um sich unsichtbar zu machen. Man nimmt einen Menschenkopf, in welchem die Zunge noch nicht verwest sein darf, kocht diese ab und steckt sie wieder an die vorige Stelle. Dann begräbt man den Kopf im Frühjahre, setzt drei Bohnen darüber und benennt

jede mit einem Namen der heiligen Dreieinigkeit. Sind nun die Hülsen, welche zu diesen Bohnen gewachsen waren, gedörrt und abgenommen, so macht man die Bohnen frei und legt sie auf die Zunge, eine nach der andern. Diese Bohnen sollen die Kraft besitzen, denjenigen, der sie auf seiner Zunge liegen hat, unsichtbar zu machen. Aus Tirol teilt der Sagenforscher Zingerle mit, daß auf einem Acker bei Brixen eigentümliche Bohnen wachsen, die den Namen Monstranz-Fisolen führen. Es sind Bohnen, deren Narbe (Keim) eine Monstranz vorstellt, welche von zwei Engeln getragen wird. Dies soll daher stammen, daß einst eine Monstranz von den Feinden geraubt und in diesem Acker vergraben wurde, ohne daß man imstande war, sie später aufzufinden.

Die Legende erzählt von Maria Magdalena, daß sie sich, nachdem sie der Herr zur Erkenntnis ihrer Sünden geführt hatte, in aufrichtiger Reue und Buße in die Einsamkeit der Wüste zurückzog und mit sich nur einen Krug Wasser und einige Bohnen nahm. Neun Jahre lebte sie ihren ernsten Übungen, ohne daß das Wasser im Kruge versiegte und die Bohnen sich verminderten.

In den Niederlanden feiert man am Tage der heiligen drei Könige das Bohnenfest. Zu demselben wird ein großer Kuchen gebacken, in welchem sich eine einzige Bohne befindet. Nach der Zahl der Mitfeiernden wird der Kuchen in Stücke geschnitten und dann den Gästen präsentiert. Derjenige, in dessen Anteil sich die Bohne befindet, ist für den Abend König und muß die anderen Teilnehmer im Trinken freihalten, wofür diese verpflichtet sind, so oft der Bohnenkönig sein Glas erhebt, zu rufen: „Der König trinkt!“

Auch in einigen sehr gebräuchlichen sprichwörtlichen Redensarten spielt die Bohne eine Rolle. So sagt man von einem Menschen, der für Mahnungen und Andeutungen kein Gehör zu haben scheint: „Er hat Bohnen in den Ohren“, oder: „Er hat Bohnen gegessen“, oder von einem andern, der in seinen Umgangsformen große Derbheit zeigt: „Er ist grob wie Bohnenstroh“.

Bohnenblüte.

Ich bin das junge Bohnenblütchen,
Ein hübsches Kind, ein lustig Blut,
Mein feuerrotes Sommerhütchen,
Steht's nicht zum grünen Kleid mir gut?
Der Küchengarten dient zum Nutzen,
Das Aschenbrödel schafft am Herd,
Doch Sonntags sich ein bischen putzen,
Sei braven Mägden unverwehrt.

Karl Gerok.

Zierbohne.

Unten, wo die Käfer spielen,
Kann sich einer wohlig fühlen!
Oben, wo die Vögel fliegen,
Ist gewiß noch mehr Vergnügen.
Will's versuchen.

Hier an dieſer Laube Sproſſen,
Klimm' ich aufwärts keck entſchloſſen,
Schmiegſam, biegſam, ſchlank geſtaltet.
Bretterchen, ich bitt' euch, haltet!
Denn ſonſt fall' ich.

Spinnlein, nicht an meine Ranke
Knüpf dein Netz! Ich gleit' und ſchwanke.
Wind! was zerrſt du mich! was ziehſt du
Mich zurück? dir trotzend — ſiehſt du? —
Bin ich oben.

O wie weit die Welt! Tief unter
Mir erblüht es bunt und bunter.
Schon mit Blumen, wie Korallen
Leuchtend rot, hoch über allen
Blühend prang' ich.

Übers Dach der Laube nickend
Wie ein Schlänglein, um mich blickend,
Hier- und dorthin ſuchend neig' ich
Mich ſehnſüchtig; ach! wie ſteig' ich
Weiter aufwärts?

Hier und dort kein Halt zu finden!
Nichts zu faſſen, zu umwinden!
Lerche, hoch im Blauen ſchwebend
Über mir, ſprich, Auskunft gebend:
Wie geht's weiter?

Joh. Trojan.

137. Die Linſe.

(Ervum lens.)

Der Name Linſe ſtammt von dem lateiniſchen lens und ſoll von lentus = ſchwach oder biegſam abgeleitet ſein und ſich auf den dünnen Stengel beziehen. Die Pflanze iſt eine der älteſten angebauten Hülſenfrüchte; um ein Linſengericht verkaufte Eſau ſeinem Bruder Jakob das Erſtgeburtsrecht. Bei den alten Ägyptern war die Linſe ein beliebtes Nahrungsmittel, und die Stadt Phakuſſa trug nach ihr den Namen „Linſenſtadt". Nicht gleich hoher Achtung erfreute ſie ſich bei den Griechen, in Athen war ſie nur die Nahrung des niederen Volkes. Nach Plutarch wurde ſie als ein Lieblingsgericht der Vorzeit bei den Leichenſchmäuſen den Toten vorgeſetzt. Von Italien kam die Linſe nach Deutſchland und drang von hier zu den Litauern und Slawen.

In vielen Gegenden Deutſchlands gehört die Linſe zu den Gerichten, welche am Chriſtabend gegeſſen werden. Wer Linſen am Chriſtabend ißt, heißt es im Erzgebirge und in Thüringen, hat das ganze Jahr Geld; dagegen darf man nach dem Volksglauben in Schwaben ſolche am Karfreitag nicht verzehren, ſonſt bekommt man Geſchwüre. Im weſtlichen Ungarn benutzen die unverheirateten Mädchen die Linſen, um einen Blick in die Zukunft zu tun. Man kocht in der Chriſtnacht in einem neuen Tongeſchirr Linſen und verklebt den Deckel mit Lehm. Vor Mitternacht legt man das Eßzeug ſodann verkehrt auf den Tiſch, ſtellt einen Stuhl mit den Füßen nach oben davor und ſetzt die Linſen auf. Von außen ſchaut nun das Mädchen in die Stube hinein; ſieht es nichts, ſo bleibt es noch ledig. Günſtigenfalls aber erſcheint der Freier, ſetzt ſich an den Tiſch und ißt die Linſen.

138. Sellerie und Peterſilie.

(Apium graveolens, A. Petroselinum.)

Sellerie und Peterſilie gehören, um mit Leunis zu reden, zu den „vegetabiliſchen Großmächten unſeres Suppentopfes“. Als Küchenkräuter waren ſie bereits den Alten bekannt und von ihnen geſchätzt, wie auch ihre Namen zu den Römern und Griechen zurückweiſen. Sellerie iſt aus dem italieniſchen celeri gebildet, welches Wort wiederum mit Übergang des m in r aus Selinum entſtanden ſein ſoll. Mit selinon (von selas = Glanz) bezeichneten die Griechen Kräuter mit glänzenden Blättern, wie das apium der Römer; Peterſilie iſt mit petra = Fels zuſammengeſetzt und heißt Steinſilge. Beide Pflanzen nennt man nach dem botaniſchen Namen Apium (vom keltiſchen apon = Waſſer) auch Eppich und unterſcheidet dann Sumpfeppich und Stein- oder Bergeppich.

Der Sellerie ſtand bei den Griechen in hohem Anſehen und war den Göttern der Unterwelt geweiht; er bedeutete Trauer und Tränen. Deshalb wurden auch die Gräber und Denkmäler mit Kränzen aus Eppichblättern belegt, und von einem hoffnungslos darniederliegenden Kranken pflegte man zu ſagen: „Er hat nur noch Eppich nötig“, oder: „Er wird bald Eppich brauchen“. Bei fröhlichen Gelagen geſellte man zum Feſtſchmuck der Roſe und Lilie den Eppich bei, um durch dieſen ſtillen, ernſten Mahner die überſchäumende Freude zu zügeln. Die Sieger in den Feſtſpielen zu Nemea wurden mit dem Eppichkranze geſchmückt. Die Peterſilie benutzten die Alten zur Einfaſſung der Gartenbeete, und deshalb pflegte man von einer Sache, die noch nicht weit über den erſten Anfang gediehen war, zu ſagen: „Es ſteckt noch in der Peterſilie“.

Nach dem Volksglauben in Pommern ſoll eine aus der Erde gezogene Peterſilienwurzel, welche im Namen einer andern Perſon wieder eingepflanzt wird, dieſer den ſicheren Tod bringen. Ein ähnlicher Aberglaube herrſcht nach C. Sterne in England; wie John Jones in Gloucester erzählt, weigerte ſich in dem Garten desſelben ein Mann auf das entſchiedenſte, die Peterſilie zu verpflanzen. Auf Drängen und Zureden erklärte der Mann, „er ſei völlig bereit, die Peterſilie auszureißen und gänzlich auszurotten, aber dieſelbe umpflanzen könne er nicht, noch kenne er jemand weit und breit, der die Konſequenzen einer ſolchen Handlung auf ſich nehmen würde“.

Thekla von Gumpert weiß zur Warnung für unverträgliche Kinder folgendes Geſchichtchen von der Peterſilie zu erzählen:

Es waren einmal zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen. Das Mädchen hieß Silie, und der Knabe hieß Peter. Die Kinder waren gar nicht freundlich zueinander. Sobald ſie zuſammenkamen, ſtritten ſie und ſchlugen ſich; das war ſehr häßlich, und ſie erhielten deshalb viele Schelte. Nun hatten die Kinder einen Bekannten, der war Zauberer. Der Unfriede unter ihnen ärgerte den Mann, und er ſagte einmal: „Wartet nur, ihr unartigen Dinger! Ich werde euch zur Strafe zuſammenwachſen laſſen. Dann müßt ihr miteinander leben und dürft euch nicht wieder ſtreiten.“ — Eines guten Tages ſtanden die beiden im Garten und ſahen

ſich an, und mit einemmal ging der Lärm wieder los; die Silie ſchlug den Peter und der Peter die Silie. Da kam plötzlich der Zauberer durch die Luft herangefahren und berührte ſie mit ſeinem Stabe. Nun waren ſie verwandelt. Peter wuchs in die Erde hinein als Wurzel, und Silie wuchs oben auf ihm fort als grünes Kraut, und der Zauberer nannte ſie zuſammen — Peterſilie.

---

139. Der Dill.

(Anethum graveolens.)

Der Dill, althochdeutſch der tilli oder die tilla, mittelhochdeutſch der tille, hat ſeinen Namen von den fein zerteilten Blättern. Wegen des kräftigen Geruches und Geſchmackes des Krautes und der Samen gilt die Pflanze ſchon ſeit alters als ein zauberkräftiges Mittel gegen das Unweſen der Hexen. Nach Mitteilung aus der Altmark muß die Braut Dill und Salz in den Taſchen haben, damit der Böſe ihr nichts anhaben könne. Neugeborene Kälber müſſen mit Dill und Salz beſtreut werden, ſonſt gedeihen ſie nicht. In Oſtpreußen ſteckt man am Johannisabend Dill und Koriander in die Stallpfoſten, um allen böſen Zauber von den Tieren fern zu halten. Auch ſonſt wird der Dill mit anderen Pflanzen, welche gegen die Hexerei Verwendung fanden, zuſammen genannt. (Vgl. Doſten und Kümmel.)

---

140. Der Lattich.

(Lactuca sativa.)

Dieſe als Zukoſt beliebte Pflanze ſtammt aus dem Süden Europas. Von hier brachte ſie ihren Namen zu uns mit. Derſelbe iſt aus dem lateiniſchen Lactuca entſtanden. Dieſes Wort iſt abzuleiten von lac, die Milch, es weiſt auf den Milchſaft, welcher ſich in den Blättern und Stengeln dieſer Gewächſe findet. Die gebräuchlichſte deutſche Bezeichnung dieſer Pflanze iſt Salat. Dieſes Wort ſtammt entweder vom italieniſchen salare, ſalzen, oder von dem perſiſchen salasa, womit man eine Speiſe bezeichnete, die kalt und mit Eſſig und Öl zubereitet gegeſſen wurde.

Nach der Erzählung des Herodot war der Salat bereits den Perſern bekannt. Kambyſes tötete ſeine Gemahlin und Schweſter, als dieſe bei Tiſche ihre Familie mit einer entblätterten Salatſtaude verglich, weil deren Mitglieder dem Mißtrauen und der Grauſamkeit des königlichen Bruders und Gatten zum Opfer gefallen waren. — Auch die Römer ſchätzten den Salat hoch. Sie genoſſen ihn beſonders zur Abendmahlzeit, da er in dem Rufe ſtand, ruhigen Schlaf zu bewirken. Der Arzt Galenus ſchreibt um 200 v. Chr.: „Als ich älter zu werden begann und das richtige Maß der Zeit ſchlafend hinbringen wollte, war ich teils

durch die Gewohnheit, des Nachts zu wachen, teils weil im Alter der Schlaf von ſelbſt oft fehlt, nur dadurch imſtande, mir den wohltätigen Schlaf zu verſchaffen, daß ich des Abends eine Portion gekochten Salates verſpeiſte.“ Und von dem Kaiſer Tacitus wird berichtet, er trank und ſpeiſte ſehr mäßig, nur Salat aß er viel, um ſich einen recht ſanften Schlaf zu verſchaffen.

141. Der Rhabarber.

(Rheum.)

Die Heimat des Rhabarbers, der ſeit ungefähr 300 Jahren als Arznei und in letzterer Zeit als Gemüſe benutzt wird, iſt die große Hochebene von Mittelaſien, China und die Tatarei. Das Wort Rhabarber iſt zuſammengeſetzt aus Rha und barbarum. Das letztere dieſer beiden Wörter iſt bekannt und bedeutet fremd oder ausländiſch, während das Wort Rha auf zweifache Weiſe gedeutet wird. Rha iſt eine Bezeichnung für die Wolga, an deren Ufern der früher gebräuchliche Rhabarber in großer Menge wächſt; danach bezöge ſich der Name auf die Heimat der Pflanze. Rha iſt aber auch ferner eine Bezeichnung für die Wurzel einiger Knöterichgewächſe; hiernach würde das Wort Rhabarber ſoviel wie fremdländiſche Wurzel bedeuten.

Die Rhabarberwurzeln werden im April oder Mai ausgegraben, in Stücke zerſchnitten, durchbohrt, auf Fäden oder Stangen gezogen und zum Trocknen an die Luft gehängt. Die ſo getrockneten Wurzeln können auf zwei Wegen zu uns kommen. Der ſchlechtere, billigere Rhabarber kommt nach Canton und wird von hier zur See nach Europa geführt. Die teurere Wurzel geht zu Lande von Kiachta durch Sibirien über Moskau und Petersburg. Dieſer letztere Rhabarber iſt bedeutend beſſer als der zur See gekommene, da die ruſſiſchen Kommiſſionäre die Wurzeln genau prüfen und die untaugliche Ware ſofort verbrennen.

142. Der Lauch.

(Allium.)

Bereits die Urvölker ſuchten mit Begierde nach anregenden Gewürzen, welche die alltägliche Nahrung ſchmackhafter machen ſollten. Das Pflanzenreich bot gar mancherlei ſcharfe, beißende Säfte, die der Menſch durch Zufall entdeckte. Ohne Zweifel ſind Lauch, Zwiebel und Knoblauch die erſten Gewürzpflanzen geweſen, die durch ihren ſcharfen Geruch die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf ſich zogen.

Man ſucht die Heimat derſelben im Innern von Aſien, wo Botaniker ſie auf den Steppen wildwachſend gefunden haben. Schon in grauer Vorzeit müſſen ſie mit dem Menſchen von hier nach Südweſten gewandert ſein; denn in den älteſten Schriften der Ägypter, Juden und Perſer

werden die Zwiebelgewächse erwähnt. Herodot berichtet, daß beim Baue der großen Cheopspyramide allein für Rettich, Zwiebeln und Lauch 1600 Talente Silber = 720 000 Mark für die Arbeiter verausgabt worden seien. Auf der Pyramide selbst ist diese Ausgabe in Hieroglyphenschrift vermerkt. In der allerfrühesten Zeit bildeten Zwiebeln und Knoblauch in Ägypten eine allgemeine Volksnahrung. Dies geht auch aus 4. Mose 11, 5 hervor, wo die Israeliten sagen: „Wir gedenken der Pfeben, Lauch und Zwiebeln und Knoblauch". Den Priestern war jedoch der Genuß derselben verboten, weil Dyktis, ein Liebling der Mondgöttin Isis, einst nach einer Zwiebel griff, dabei aber in den Nil stürzte und ertrank. Nach Plinius standen die Zwiebelgewächse in Ägypten in so hohem Ansehen, daß man unter Anrufung derselben sogar schwor.

Die Juden haben die Liebe zu den Zwiebeln und dem Knoblauch aus Ägypten mit nach Kanaan genommen, und bis in die Gegenwart bilden diese Gewächse eine Lieblingsspeise des „auserwählten Volkes". Berühmt und gesucht war in Palästina besonders die Zwiebel von Askalon. Nach ihr ist die Schalotte, schalotte, benannt. Daß die Juden schon seit alter Zeit in dem zweifelhaften Rufe standen, leidenschaftliche Verehrer des Knoblauchs zu sein, beweist ein Ausspruch des Kaisers Markus Aurelius, des Besiegers der Markomannen und Quaden. Als dieser nämlich einst durch Palästina kam, wurde ihm der Gestank und der Lärm der Juden so lästig, daß er ausgerufen haben soll: „O Markomannen, Quaden und Sarmaten, ich habe doch noch schlimmere Leute als euch gefunden!"

Daß auch bei den alten Persern die Zwiebel eine beliebte und geschätzte Speise war, geht aus den Verzeichnissen der täglichen Lieferungen an das Oberküchenmeisteramt des persischen Hofes hervor; nach diesen wurden in der Küche des Königs täglich 1 Talent Gewicht Knoblauch und $^1/_2$ Talent Zwiebeln verbraucht.

Den Griechen war die Zwiebel gleichfalls in der frühesten Zeit bekannt. Homer erwähnt sie bereits. Im 11. Gesange der Iliade schildert er, wie die „lockige Hekamede" im Auftrag des Nestor den Gästen das Mahl zurichtet, wie sie die schön geglättete Tafel mit stahlblauem Gestell zurechtrückt und Brot und Honig und Wein aufträgt; aber mitten auf der Tafel

„stand ein eherner Korb mit trunkeinladenden Zwiebeln".

Mit den Griechen wanderte die Zwiebel nach Italien. Man glaubt bereits in einer Überlieferung über die erste Besitzergreifung des nachmaligen römischen Landes seitens der Griechen die Zwiebel benannt zu finden. Als die hellenischen Auswanderer in Italien landeten, sollen sie den Ureinwohnern das eidliche Versprechen gegeben haben, in Friede und Freundschaft mit ihnen das Land gemeinschaftlich zu besitzen, solange sie diese Erde beträten und Köpfe auf den Schultern trügen. Hinterlistigerweise hatten sie aber Erde in ihre Schuhe geschüttet und Zwiebelköpfe unter den Kleidern auf den Schultern verborgen. Als sie sich darauf beider Sachen entledigten, glaubten sie ihres Schwures entbunden zu sein und nahmen das Land für sich allein in Besitz.

Die Germanen lernten die Zwiebel (Allium cepa) oder Bolle von den Römern kennen. Einen deutlichen Beleg hierfür liefert die Verwandtschaft der deutschen und lateinischen resp. italienischen Bezeichnung für dieselbe. Der Name Zwiebel sowohl wie Bolle stammt aus dem italienischen cipolla, welches aus dem spätlateinischen cepulla entstanden ist.

Der Lauch hieß im Mittelhochdeutschen louch, im Niedersächsischen Look. Er hängt offenbar mit dem angelsächsischen lucan, d. h. schließen, zusammen, da die Blätter der meisten Laucharten geschlossen und hohl sind.

Bei unseren Vorfahren stand die Siegwurz (Allium victorialis) in ganz besonderem Ansehen. Sie trägt eine Reihe von Namen, die alle bekunden, daß man in ihr gewisse Zauberkräfte verborgen wähnte, die besonders den Kriegern Schutz gewähren sollten. Sie hieß Sieglauch, Allermannsharnisch, Glücksmännlein und Hilfwurz. In einem alten Kräuterbuche heißt es von dieser Pflanze: „Sie wird Siegwurz oder Allermannsharnisch genannt, weil ihre Wurzel überzogen ist von Härlein in Gestalt eines Panzers". Man verglich also die netzartige Wurzelhülle mit einem Panzerhemde und benannte aus dem Grunde die Pflanze Allermannsharnisch; wie Paracelsus schreibt: „Die Siegwurz hat Geflecht um sich wie ein Panzer; das ist auch ein magisch Zeichen und Bedeutung, daß sie behüt' für Waffen wie ein Panzer". Darum trugen auch die Kriegsleute in früherer Zeit die Siegwurz als schützendes Amulett am Halse, um sich dadurch hieb- und stichfest zu machen. Auch die Landleute schätzten die Pflanze als ein kräftiges Mittel gegen den bösen Zauber der Hexen und unholden Geister. Als einst auf dem Harzgebirge ein böser Geist ein schmuckes Mädchen entführen wollte, erblickte dieses im Augenblick der höchsten Not noch eine Allermannsharnischstaude. Es entriß dieselbe dem Boden und hielt sie dem Bösen entgegen, worauf dieser mit den Worten entschwand:

„Allermannsherrn, du böse Krut,
Du höst mi genomen miene junge Brut!"

Eine andere bekannte Lauchart ist der Bärenlauch (A. ursinum). Dieselbe führt im mittleren Thüringen den Namen Ramschel und erfreut sich einer ganz besonderen Wertschätzung. In dem Dörfchen Hayn, zwei Stunden von Erfurt entfernt, wird alljährlich am letzten Sonntag im April das „Ramschelfest" gefeiert, das auf sehr alten Überlieferungen beruht. Bevor in der Walpurgisnacht (1. Mai) die Hexen den Wald durchstreifen und der Ramschel die Wunderkraft, krankes Vieh gesund zu machen und gesundes stets gesund zu erhalten, nehmen, muß dieselbe gepflückt werden. Zu diesem Zwecke ziehen die festlich gekleideten Mädchen und Burschen nach dem nahen Walde und suchen eifrig nach der geschätzten Pflanze. Unter den munteren Weisen der Musik geht es später, wenn sich alle Teilnehmer mit der stark riechenden Blume geschmückt haben, nach dem Orte zurück, wo ein fröhlicher Tanz den Tag beschließt. In Gamstädt, einem zwischen Erfurt und Gotha gelegenen Dorfe, wo

das „Ramschel-" oder „Ramselfest" in ähnlicher Weise wie in Hayn gefeiert wird, sucht man jedoch nicht nach dem stark nach Knoblauch riechenden Bärenlauch, sondern nach der bitteren Kreuzblume (Polygala amara), welche hier im Volksmunde die Namen Ramsel und Milchblume führt. In H. Bocks altem Kräuterbuche aus dem 16. Jahrhundert heißt es von derselben: „Solches Blümlein habe ich nie anders hören sagen denn Kreuzblümlein, darum, daß man sie in den Kreuzwochen am vollkommlichsten findet . . . An etlichen Enden heißt dies Gewächs Ramsel . . . Kreuzblümlein in Wein gesotten und getrunken, bringen der Säugerin die versiegene Milch wieder." Der Name „Ramsel" scheint sehr alt zu sein und von dem Standort herzurühren, denn ram ist ein keltisch-gälisches Wort, entstanden aus roinn, rann usw., welches die Bedeutung von Berg hat.

Als heimische Gewürzpflanzen waren die Lauchsarten auch bei den Germanen in den ältesten Zeiten sehr geschätzt. Das Schöpfungsgedicht der Edda führt den Lauch als die erste der emporsprossenden Pflanzen auf.

„Sonne von Süden schien auf den Felsen,
Und dem Grund entgrünte grüner Lauch."

Da der Genuß des Lauches kriegerischen Mut erregen sollte, galt er für eine vornehme Pflanze, durch welche Helden ausgezeichnet wurden. In diesem Sinne heißt es in der Sämmundur Edda, als Helgi, der Hundingstöter, geboren wurde:

„Der König selbst ging aus dem Schlachtenlärm,
Dem jungen Helden edlen Lauch zu bringen."

Selbst als Bild des Helden wird der Lauch gebraucht. Gudrun klagt in einem Liede der Edda:

„So war mein Sigurd bei Giukis Söhnen,
Wie hoch aus Halmen edles Lauch sich hebt."

Aus diesen Beziehungen des Lauches zu den Helden mag es herrühren, daß es bis in das 16. Jahrhundert in manchen Gegenden Sitte war, als Zeichen der Herausforderung Lauch auf den Helm zu stecken.

Als die Walliser am 1. März 640 über die Sachsen einen großen Sieg errungen hatten, pflückten sie der Sage nach vom Schlachtfelde Lauchsträußchen und steckten sie als Siegeszeichen an den Hut. In Erinnerung der Heldentaten seiner Vorfahren schmückt noch heute jeder patriotische Walliser am Davidstage (1. März) seinen Hut mit einem Lauchsträußchen.

Daß der Lauch einst etwas Ehrendes bedeutete, geht auch aus einem Brauch hervor, den Montanus aus Altsachsen mitteilt. Kommt dort ein Freier in einen Hof, so erfährt er durch gewisse Speisen, was er zu hoffen habe. Werden ihm Rüben oder Kartoffeln vorgesetzt, so ist es ein Zeichen, daß er gleich wieder umkehren könne; erhält er Kaffee oder Mehlbrei, so bedeutet es, daß man ihn als Freund zu ehren wisse; reicht man ihm aber Eierkuchen mit grünem Lauch, so ist dies ein Zeichen, daß er als Werber willkommen sei.

Wegen seines besonders starken Geruches fand der Knoblauch (A. sativum) seit den ältesten Zeiten nicht nur als Gewürzpflanze eine mannigfache Verwendung, sondern er spielt auch in dem Volksglauben eine nicht unbedeutende Rolle. Sein Name lautet eigentlich Kloblauch und hat nach Grimm die Bedeutung von „gespaltenem Lauche" (spalten = klieben, klauben). Er führt auch den Namen Götterhilfe, weil er in dem Rufe stand, böse Geister zu besiegen und unschädlich zu machen. Zur Fastenzeit salbte man sich mit Knoblauch, um vor Hexen geschützt zu sein. Auch sollte der Knoblauch alles Böse an sich ziehen, was wahrscheinlich seine Erklärung in der Eigentümlichkeit desselben findet, bei längerem Liegen an der Luft schwarz zu werden. Aus diesem Grunde bediente man sich desselben, um Gift aus anderen Stoffen auszuscheiden, oder als Gegengift. In gebirgigen Gegenden schreibt man dem Knoblauch die besondere Eigenschaft zu, daß er kräftigend auf den Mann bei Ersteigung hoher Berge einwirke. Er soll nicht nur Kraft, sondern vor allem Ausdauer verleihen. Es wird vom Spanier erzählt: wenn er die Pyrenäen übersteigen will, nimmt er gewöhnlich einige Stücke geröstetes, mit Knoblauch gut eingeriebenes Brot mit auf die Reise; es erleichtert ihm wesentlich das Bergsteigen, wenn er es bissenweise genießt. Der Gebrauch von Knoblauchzwiebeln ist überhaupt in Spanien ein sehr großer und läßt sich bis zur Römerzeit verfolgen; aber auch die Serben sind leidenschaftliche Knoblaucheſſer, und in kleineren Orten Serbiens soll nach Reiseberichten die Luft oft von Knoblauchduft und Ziegenbratengeruch förmlich geschwängert sein.

Die Alten vermuteten in dem Knoblauch erhitzende und erregende Kräfte. Darum fütterten die Griechen die zum Wettkampf bestimmten Hähne mit demselben, und Aristophanes läßt einem Wursthändler von einem Chorführer zurufen:

„Ein Knoblauchfrühstück mache hitz'ger dich zum Streit!"

Die Römer gaben ihren Soldaten Knoblauch zu essen, um ihre körperliche Kraft zu stärken und ihren Mut zu erregen.

In der Gegenwart hält man in vielen Gegenden Deutschlands den Genuß von Knoblauch zur Erhaltung der Gesundheit für sehr zuträglich; er soll die Ausdünstung befördern, die Munterkeit unterhalten und den Leib gegen ansteckende Krankheiten fest machen. Nach Beobachtungen eines erfahrenen Landwirts soll der Knoblauch ein bewährtes Mittel gegen die Rinderpest sein. Einige gequetschte Zwiebeln davon mit Brot, Kartoffeln u. a. morgens dem noch nüchternen Vieh gegeben, sollen dasselbe vor Ansteckung sichern.

Wenn die Deutsch-Ungarn ein neugeborenes Kind zum erstenmal in die Wiege legen, pflegen sie drei Knoblauchzwiebeln, drei Pfefferkörner und drei Teilchen Weihrauch in ein Tüchlein geknüpft unter dasselbe zu tun, mitunter auch ein Gesangbuch hinzuzufügen. Derb realistische Väter geben auch wohl zum Schutze noch ein Messer, legen obendrein den Bratspieß in den Ofen und den Besen auf die Wiege; alles, damit die Bösen nicht ankommen können. Auch die Wöchnerin selbst muß

Knoblauch, Pfeffer und Weihrauch unter dem Kopfe oder in das Kopftuch eingebunden haben. Die Deutsch-Böhmen behaupten, wenn man den Knoblauch in der Frühsuppe genieße, solle er tüchtig zur Arbeit machen. Auch geben ihn alte Leute gern am heiligen Abende dem Haushunde, dem Haushahne und dem Gänserich, weil diese dadurch Courage bekommen sollen.

Gegen Beherung hat man sich von jeher, so noch heute besonders in Ostpreußen, durch Knoblauch zu schirmen gesucht. Bei unseren germanischen Altvordern galten Knoblauch und Baldrian als die wirksamsten Mittel für einen Hochzeiter, der, mit ihnen ausgerüstet, an seinem Ehrentage vor den neidischen Elben sicher war. Im Mittelalter salbten sich unsre Ahnen, besonders in der Fastenzeit, Brust, Achselhöhlen und Fußsohlen mit Knoblauch, weil sie wähnten, dadurch vor den Hexen geschützt zu sein.

In der Umgegend von Querfurt und Sangerhausen heißt der Aschermittwoch Knoblauchsmittwoch; an ihm darf nicht gesponnen werden, weil man sonst „krumme Gänse und Küchel" erhalten würde. Der sonderbare Name findet seine Erklärung durch den bereits erwähnten, von J. Grimm auch für Serbien nachgewiesenen Gebrauch, sich in der Fastenzeit des Knoblauchs als eines Schutzmittels gegen die Hexen zu bedienen.

Mit Hilfe der Zwiebel (A. cepa) bestimmt man in der Gegend Wiens die Witterung des ganzen Jahres im voraus. Zu diesem Zwecke legt man in zwölf Zwiebelschalen vor der Messe Salz und stellt sie der Reihe nach auf den Tisch. Nach der Messe untersucht man das Salz der Schalen, von denen jede einen Monat darstellt. Je nachdem nun der Inhalt der Schalen trocken oder naß ist, schließt man für den betreffenden Monat auf eine trockene oder feuchte Witterung.

Rätsel.

„Es steht im Acker,
Hält sich grau und wacker,
Hat viele Häute,
Beißt alle Leute."

---

143. Die Möhre.

(Daucus carota.)

Der Name Möhre ist sehr alt; einige nehmen an, daß er von dem niederdeutschen mör = mürbe herkommt. Die wilde Möhre heißt im Volksmunde Vogelnest, weil die Dolde sich nach dem Blühen vogelnestartig zusammenzieht.

Während die Zwerge nach dem Glauben des Volkes den Kümmel sorgsam meiden und fliehen, wird die Möhre wegen ihrer Süße von ihnen gesucht und mit besonderer Vorliebe gegessen. Sie ist die Lieb-

lingsſpeiſe der Zwerge, und oft haben ſie ſchon für ein Gericht, welches eine wohltätige Hand für ſie an einen beſonderen Ort geſtellt hat, ein Goldſtück hingelegt. Um das ganze Jahr Geld zu haben, muß man am Neujahrstage Möhren eſſen.

Die Möhre findet auch Verwendung bei ſympathetiſchen Kuren, d. h. bei ſolchen Kuren, in denen nicht die der Wiſſenſchaft und Erkenntnis offenliegenden und verſtändlichen Heilmittel angewandt werden, ſondern zu welchen man geheimnisvolle Mittel (Zaubermittel) gebraucht, bei welchen für die äußerliche und verſtändige Betrachtung kein Zuſammenhang mit der Krankheit und ihrer Heilung iſt. Für den Aberglauben iſt allerdings ein Zuſammenhang da, es gilt für ihn oft der Gedanke, daß die Krankheit durch Ähnliches geheilt wird. So ſchneidet in Bayern ein Fieberkranker ſich die Fingernägel und vergräbt die Schnitzel unter einer Eſpe; denn er zittert ja wie dieſe. Um die Gelbſucht zu heilen, muß man Möhren oder gelbe Rüben, wie ſie in einigen Gegenden genannt werden, anwenden; auch Safran empfiehlt ſich wegen ſeiner gelben Farbe als ein Heilmittel gegen dieſe Krankheit.

Von der Möhre wird im Schwarzwalde folgende Münchhauſiade erzählt: Ein Samenhändler reiſte einſt über den Rhein und ließ im Schwarzwalde ein Korn des Möhrenſamens fallen. Als er wieder zurückkam, war aus demſelben eine ſo große Möhre erwachſen, daß er zwei Ochſen damit mäſten konnte, die während dieſer Fütterung ſo große Hörner bekamen, daß, wenn man zu Martini (11. November) in eins derſelben hineinblies, der Ton erſt zu Georgi (23. April) wieder herauskam.

---

144. Der Rettich.

(Raphanus sativus.)

Die Namen Rettich und Radieschen ſind aus dem lateiniſchen Namen radix = Wurzel entſtanden. Schon die Alten ſchätzten den Rettich als ein appetitreizendes Zugemüſe und verzehrten ihn roh mit Salz oder Eſſig. Schärfer als der gemeine Rettich iſt der Meerrettich (Cochlearia Armoracia). Verſchieden ſind die Meinungen über die Entſtehung und Deutung dieſes Namens. Nach der einen Auffaſſung iſt das Wort „Meer“ entſtanden aus „Mähre“, das Pferd, ſo daß die Pflanze eigentlich Mähr-Rettich heißen müßte. Wie Mähre zur Bezeichnung eines ſchlechten, abgetriebenen Pferdes dient, ſo würde die Benennung Mähr-Rettich eine geringe Sorte von Rettich angeben. Nach der andern, wahrſcheinlicheren Auffaſſung weiſt der Name auf den urſprünglichen Standort dieſes Rettichs hin. Das Wort „Meer“ bedeutet in ſeiner früheren Form ein totes Waſſer im Gegenſatz zu dem lebendigen Fluß- und Quellwaſſer. Hiernach wäre der Rettich eine Pflanze, die an ſtehenden Gewäſſern und in ſumpfigen Niederungen wächſt, womit ſowohl die Meeresküſte als auch ein Moor gemeint ſein kann. Für dieſe Auffaſſung ſpricht auch der alte lateiniſche Name der Pflanze Armoracia. Zwar weiſt

derſelbe auf die Landſchaft Armorika an der franzöſiſchen Küſte hin, doch bedeutet dieſer Name ganz allgemein einen Landſtrich am Meere.

Im Tempel zu Delphi ſtand der Rettich in ganz beſonderem Anſehen; die Prieſter bezeichneten ihn als das vorzüglichſte Gemüſe, und man pflegte dem Apoll als Weihgeſchenk einen Rettich in Gold, eine Runkelrübe von Silber und eine gemeine Rübe von Blei zu bringen. Dieſe Reihenfolge iſt nicht ſo übel, da die größte Rübe in Gold und die kleinſte in Blei nachgebildet wurde. Ein Hauptbeſtandteil der „bitteren Salſen", d. i. Kräuter, welche die Juden mit dem Paſſahlamm nach 2. Moſe 12, 8 verzehrten, war der Rettich. Hieran knüpft ſich in einigen Gegenden die noch gebräuchliche Sitte, den Meerrettich als den Vertreter der bitteren Erdgewächſe am Oſtertage in der Kirche weihen zu laſſen. Einen andern abergläubiſchen Brauch berichtet Prätorius. Man legte den Kindern, welche zum erſtenmal in die Schule gingen, Rettichſcheiben auf das Butterbrot, weil ſie dann das Alphabet leichter „vorwärts und hinter ſich" ausſprechen lernten.

145. Der Kohl.

(Brassica.)

Der Kohl iſt, wie aus dem Namen hervorgeht, keine urſprünglich deutſche Pflanze, er iſt aus Italien eingeführt worden. Die deutſche Bezeichnung kommt aus dem lateiniſchen caulis oder colis, d. i. Stengel, und es würde danach Kohl zunächſt den Stengelkohl bedeutend und ſich auf den Strauchkohl (Brassica oleracea fruticosa), den man für die Stammart hält, beziehen. Aus dem großen Nutzen, welchen die kultivierte Pflanze in ihren zahlreichen Spielarten gewährt, erklärt ſich die volkstümliche Benennung Kraut; der Kohl iſt eben für die Landleute das wichtigſte und nützlichſte Kraut, wie das Korn — wie der Roggen in einigen Gegenden genannt wird — die wichtigſte Körnerfrucht iſt. Das Sauerkraut hat man im Scherz als das „deutſche Nationalgericht" bezeichnet, und H. Heine, die „Spottdroſſel im deutſchen Dichterwalde", ſingt deshalb:

„Der Tiſch war gedeckt. Hier fand ich ganz
Die altgermaniſche Küche.
Sei mir gegrüßt, mein Sauerkraut,
Holdſelig ſind deine Gerüche!"

Der Kohl war den alten Griechen ein Bild der Nüchternheit, und ſie ſchrieben ihm, wie dem Frauenhaar, eine beſondere Kraft gegen die Trunkenheit zu. Über ſeine Entſtehung ſind uns zwei Sagen überliefert worden. Als einſt Bacchus, der Gott des Weinſtockes, aus Aſien nach Thrakien überſetzte, leiſtete ihm der König Lykurgos, ein Sohn des Dryas und König der Edonen, kräftigen Widerſtand. Einſt verfolgte dieſer in den heiligen Hainen von Nyſa die Prieſterinnen des Bacchus und ängſtigte ſie mit beſtachelten Stäben ſo, daß ſie ihre Thyrſosſtäbe

niederwarfen; selbst Bacchus floh erschrocken in die Wellen und rettete sich in den Schoß der Thetis, welche ihn freundlich aufnahm und dafür mit einer goldenen Urne von ihm beschenkt wurde. Aber um den Tod der gemordeten Priesterinnen zu rächen, überzog der Gott den Lykurgos mit seinem Heere, nahm ihn gefangen und geißelte ihn so scharf mit Weinreben, daß Lykurgos heiße Tränen vergoß, aus denen ein Feind des Weins, der Kohl, aus der Erde hervorwuchs.

Eine andere Sage behauptet, daß Jupiter sich einst die Mühe gab, zwei sich widersprechende Orakel zu deuten, bei welcher allerdings selbst für einen Gott schwierigen Arbeit ihm der Schweiß so heftig ausbrach, daß er in starken Tropfen auf die Erde fiel, aus denen der Kohl emporsproßte.

Der Gemüsekohl wurde von den Alten in ausgedehnter Weise kultiviert und erfreute sich einer großen Beliebtheit. Für seine allgemeine Bekanntschaft sprechen besonders einige von ihm hergenommene Sprichwörter, von denen das folgende in deutscher Übertragung auch uns ganz geläufig ist: Crambe bis cocta mors, aufgewärmter Kohl schmeckt schlecht. Der alte Cato hält dem Kohl eine große Lobrede wegen der medizinischen Eigenschaften; er sagt, die alten Römer hätten sich in ihren Krankheiten sechshundert Jahre allein mit Kohl beholfen, so daß keine Krankheit sei, die man nicht mit Kohl heilen könne; erst nachher seien Ärzte ins Land gekommen. Namentlich sei der wilde Kohl eine überaus wirksame Heilpflanze.

Wie beim Flachs, so ist auch beim Kohl die Kultur desselben in Deutschland vom Aberglauben dicht umrankt. Um den Kohl vor dem Erfrieren zu bewahren, sät man den Kohlsamen an Petri Stuhlfeier (22. Februar) und am Aschermittwoch; damit der Mond nicht den Samen wieder aus der Erde herauszieht, darf die Aussaat nicht bei Vollmond geschehen. Ist das besäte Beet glatt geklopft, so legt man in Ostpreußen einen Stein darauf, dann werden die Köpfe so hart wie die Steine. Die Raupen werden von dem Felde abgehalten, wenn in der einen Ecke desselben bis zum Oswaldtage (5. August) ein Besen steckt. In der bayerischen Oberpfalz legt man auch als vermeintliches Mittel gegen Raupen und Hasen ein Stück von einem alten Sarge in den Boden. In der Provinz Brandenburg geht man mit einem Birkenstrauch, der am Pfingsttage als Maie gedient hat, dreimal um das Kohlfeld herum und spricht dabei: „Rupen, packt ju, de Moan (Mond) geit weg, de Sunn kümmt.“ Ein ganz eigentümliches Verfahren schlägt man in Hessen gegen die Raupen ein. Um den Garten oder das Kohlfeld von ihnen zu reinigen, zerdrückt man an jeder von den drei Ecken des Gartens oder Feldes eine Raupe, von der vierten Ecke aber nimmt man eine und hängt sie im Schornstein zum Räuchern auf. Wie diese im Rauche vertrocknet, so sollen auch die andern auf dem Kohl vertrocknen und verkommen. Soll das Kraut recht dick werden, so nimmt man im Waldeckschen zu Jakobi mittags zwischen elf und zwölf Uhr von jeder Pflanze ein Blatt und spricht: „Jakob, Dickkobb, werd' so dick wie mein Kobb, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ In

der Wetterau muß die Frau, um für einen recht reichlichen Kohlertrag zu sorgen, während des Säens auf den Herd springen und dabei rufen:

„Häupter wie mein Kopf,
Blätter wie mei' Schürz',
Und Strünke wie mein Bein!"

Will man im Oldenburgischen eine neue und bessere Art Kohl bekommen, so wickelt man am Katharinentage (25. November) welke Kohlblätter zusammen, umbindet sie mit einem Stück Wollenzeug, etwa einem alten Strumpfe, vergräbt sie einen Fuß tief und nimmt sie am 6. März wieder heraus, so sitzt in allen Adern der neue Same.

Der Gründonnerstag ist in sehr vielen Gegenden ein Kohltag. Man ißt entweder den jungen Sprossenkohl oder sogenannten Sammelkohl, worunter Blätter von allerlei wilden Pflanzen, wie Gundermann, Sauerampfer, Nesseln u. a., zu verstehen sind.

So viel über die Kultur des Kohles. In Mecklenburg wird derselbe von den jungen Mädchen zum Orakel benutzt. Am Christabend stellen dieselben drei Teller auf den Tisch, auf einem befindet sich Wasser, auf dem andern Sand und auf dem letzten Kohl. Mit verbundenen Augen greifen sie nach denselben, um ihr zukünftiges Schicksal zu erfahren. Wer den Sand ergreift, muß bald sterben; wer mit seiner Hand in das Wasser taucht, steht vor einem nahen Unglück; wer aber den Kohl erfaßt, wird in der Kürze vor den Traualtar geführt werden. Ebenso deutet es auf eine Braut, wenn der Kohl schon im Sommer Blüten treibt, oder wenn die grünen Blätter desselben mit einem weißen Rande versehen sind.

In Steiermark herrscht ein ganz eigener Hochzeitsbrauch, in welchem das Kraut eine Rolle spielt. Wenn Braut und Bräutigam sich zur Trauung nach der Kirche begeben, tritt unmittelbar vor der Kirchentür die Frau Wirtin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll, der Braut in den Weg und gebietet dieser streng, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse „das Kraut gesalzen werden". Und in der Küche reicht sie der Braut mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfrau Braut,
Laß dir eine Lehre geben,
Versalz' das Kraut,
Aber nicht dem Mann das Leben!"

Eine ostpreußische Sage versetzt einen Kohldieb in den Mond. Einst ging ein Mann in einer Nacht hinaus, um Kohl zu stehlen. „Es sieht mich keiner", sagte er halblaut vor sich hin. Aber da kam der Mond hervor und sprach: „Ich seh' dich!" und hob ihn mit dem gestohlenen Kohl zu sich empor. Seitdem steht der Mann dort ganz fest, und jeder kann ihn sehen.

Während manche Pflanzen nur eine Zauberkraft haben, wenn sie zufällig gefunden werden, wie z. B. ein vierblätteriges Kleeblatt, erweisen sich wieder andere nur wirksam, wenn sie gestohlen sind. So ist in Schlesien und Brandenburg der Aberglaube verbreitet, um im ganzen

Jahre wohlgenährte und gesunde Pferde zu haben, müsse der Knecht in der Neujahrsnacht Kohl stehlen und mit diesem die Pferde füttern. An anderen Orten heißt es, man soll Kohl aus dem Garten des dritten Nachbars holen und jedem Tiere im Stall davon geben, damit es vor Hexerei gesichert bleibe.

Über den Kohlbau erzählt man aus dem Kloster Harvestehude bei Hamburg folgende wunderbare Geschichte: In dem Kloster war zwei Schwestern die Pflege des Kohlgartens anvertraut. Während aber die eine üppige und kräftige Pflanzen für die Küche abgab, konnte die andere trotz aller Sorgfalt und Pflege nur schlechte und verkümmerte liefern. Man war mit ihr deshalb unzufrieden und gab ihr schuld, daß sie ihre Pflanzen vernachlässige. Da klagte sie endlich der Mitschwester ihr Leid und bat um ihren Rat. Diese vertraute ihr nun an, daß sie bei der Feier des Abendmahls die Hostie im Munde behalten und später unter die Krautstengel vergraben habe. Die zweite Schwester machte es nun der ersten nach und erzielte ebenfalls große Köpfe. Doch in einer Nacht bemerkten die Nachbarn in dem Garten ein wunderbares Licht; sie machten der Äbtissin davon Anzeige, und in feierlichem Zuge begaben sich sämtliche Nonnen in den Garten. Die Flamme stand über einer kräftigen Kohlpflanze; man grub dieselbe heraus und fand an den Wurzeln ein von Natur gewachsenes Kruzifix. Dasselbe wurde in Hamburg aufbewahrt, bis es im Jahre 1602 in die Raritätenkammer Rudolfs II. gelangte.

Das Sauerkraut, wie wir den eingemachten Kohl nennen, ist für viele Gegenden Deutschlands seit langer Zeit das Nationalgericht, und es ist noch gar nicht so lange her, daß der Franzose dem Deutschen keinen größeren Tort antun zu können glaubte, als daß er ihn mit dem Namen choucrouteur oder choucroutemann, Sauerkrautesser, belegte.

Der größte Sauerkrautschwärmer war unstreitig Hippolytus Guarinonius, der um 1700 zu Hall im Inntale die ärztliche Praxis ausübte. In einem umfangreichen Werke schreibt er nach Dr. J. Frank in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" über den gegorenen Weißkohl folgendes: „Zu den Nahrungsmitteln, denen eine besondere Heilkraft innewohnt, gehört das ‚Zettel- oder Kabeskraut', d. h. das Sauerkraut, über welches ‚edle Kraut' der medizinische Verfasser mit Begeisterung in mehr als fünfzig Lobeserhebungen, untermischt mit gelehrten Zitaten aus Galenus und Dioskorides, sich erschöpft. Vom gemeinen, uneingemachten Kabes, der noch zäh, feucht und grob ist, werde ein melancholisches Geblüt erzeugt, davon die Dämpfe in den Kopf steigen. Schon Galen, der Urahn aller Ärzte, habe das Sauerkraut für blöde Magen und den mit Gicht Behafteten empfohlen. Auch als inneres Mittel gegen den Biß toller Hunde könne es gebraucht werden usw. usw. Das Kabeskraut ist die edelste Speise, ist ein Tyriak, ist Zucker an Festtagen."

Auch L. Uhland scheint ein großer Verehrer des feingehobelten, durch Einsalzung und Gärung präparierten Weißkohles mit Schweinefleisch gewesen zu sein, singt er doch im „Metzelsuppenlied":

„Auch unſer edles Sauerkraut,
Wir ſollen's nicht vergeſſen;
Ein Deutſcher hat's zuerſt gebaut,
Drum iſt's ein deutſches Eſſen.
Wenn ſolch ein Fleiſchchen weiß und mild
Im Kraute liegt, das iſt ein Bild
Wie Venus in den Roſen."

Rätſel.

Das erſte frißt,
Das zweite ißt,
Das dritte wird gefreſſen,
Das Ganze wird gegeſſen.

Simrocks Rätſelbuch.

Das Krautſammeln.

(Ein Sittenbild aus Niederöſterreich von Ed. Jg. Freunthaller.)

Wenn der Kohl in dem Jahre gut gedeiht, dann wird's luſtig werden im oberen Bielachtale. Es braucht juſt nicht einmal viel Kohl gewachſen zu ſein, ſo wird's doch luſtig hergehen am Allerheiligentage; denn an demſelben Tage geht alt und jung, groß und klein „ſaures Kraut" ſammeln. Man ſammelt von Haus zu Haus.

Zur Veſperzeit gehen die Leute mit Körben in die Kirche. Schwer ſind die Körbe nicht, ganz leer aber auch nicht. Ein „Häfen" iſt drinnen, ein irdener Topf, hoch, weitbauchig und leer.

Nach dem Nachmittagsgottesdienſte zerſtreuen ſich die Leute nach allen Richtungen, nur nicht nach Hauſe. Wer wollte auch heute leer heimwärts ziehen! Hat der Morgen ſeine „Heiligenſtrizzel" gebracht, ſo mag der Abend auch noch was bringen.

„Saures Kraut!" lautet die Loſung.

„Hin zu den Bauern!" ſchallt der Feldruf.

Die Völkerwanderung beginnt. Auf allen Wegen und Stegen ſieht man korbtragende Leute ziehen, alle Pfade werden heute gegangen, alle Wälder durchzogen. Ein ſeltſames Leben und Treiben an dieſem „Krautkirchtage"! Selbſt der Pfarrherr bleibt heute nicht daheim, auch er geht mit Korb und Köchin „ums teure Kraut"; denn er weiß, daß ſein Beſuch die Bauern ehrt.

In das Gehöft „Schweinberg" treten eben etliche Gäſte. Die Bauersleute ſind daheim; denn zum Geben muß doch wer ſein. Überhaupt wird dieſer ſeltſame Brauch im oberen Bielachtale nur an den Bauern ausgeübt, die Bauersleute ſelber bleiben an dieſem Tage überall daheim, um zu geben.

Der Trupp Gäſte tritt grüßend ein.

„Nur gleich hinſetzen und zulangen!" ladet ſie der Hausvater ein. Die Leute ſtellen ihre Körbe der Reihe nach auf die Ofenbank, dann ſetzen ſie ſich um den Eichentiſch. Auf demſelben dampft was aus einer tiefgrünen Schüſſel, die Krautſuppe. Löffel liegen genug herum, die Leute faſſen mit friſchem Mute an und löffeln fleißig.

Nach der Krautſuppe wird ſaures Kraut aufgetragen. Die Leute löffeln wieder und eſſen Schwarzbrot (Haferbrot) dazu. Der Bauer ſtellt mittlerweile jedem Gaſte

ein Stengelglas voll Branntwein, „Dirndlbranntwein“, hin. Der ſtärkt die Lebensgeiſter.

„Geſegnete Mahlzeit!“

Aller Diskurs dreht ſich heute um Kohl und Sauerkraut. Doch nicht allzu lange. Die Leute wollen ja heute alle Krautbauern aufſuchen, da darf man ſich nicht verweilen.

„Nun, wie ſchmeckt das Kraut?“

Allgemeines Lob: „Das beſte Kraut!“

„Wann nur wieder ein Kraut wächſt nächſtes Jahr!“

„Warum ſoll keins wachſen?“

„Gott gäb's! Ich tät's nachher den zweibeinigen ‚Krautwürmern‘ gerne vergunnen!“

„Dank dir's Gott, Schweinberger!“

„Gott g'ſeg'n Euch's!“

Mittlerweile hat die Bäuerin einen Rieſentopf voll ſaures Kraut in die „Leutſtuben“ gebracht. Die Leute ſtehen auf, nehmen ihre Körbe zur Hand, und die Bäuerin gibt jetzt in jeden Topf einen tüchtigen Schöpflöffel voll Sauerkraut hinein, daß es „patſcht“.

Ein kurzes „Behüt' Gott“, und die Gäſte ſind dahin. Vielleicht ſchon in der nächſten Minute kommt ein zweiter Trupp Gäſte. Jede Stunde bringt friſche Gäſte, und die Bauersleute haben bis ſpät in die Nacht hinein vollauf zu tun.

Tags darauf guckt die Bäurin in die „Krautboding“ (Kübel), „Armerſeelen“ guckt heraus.

„Es iſt dennoch ſchon was, wie die zweibeinigen ‚Krautwürmer‘ geſtern gehauſt haben! Kein' Schüſſel mehr voll im ganzen Kübel!“

„Deſto mehr Platz kriegt nachher das friſche Kraut!“ tröſtet ſie der Bauer.

Die Holzknecht-, Tagwerks- und derlei Leute aber lachen daheim bei der vollen Krautſchüſſel.

„Wär' doch bald wieder einmal ‚Allerheiligen‘!“

Freilich gibt's immer noch manche, die zu ſchimpfen haben und ſagen: „Der Bauer macht juchezen, daß er ſein letztes Kraut los hat, ſeine Hausleut' hätten es nimmer mögen eſſen vor Säure!“

Es iſt das letzte Sauerkraut, das der Bauer ſeinen Krautgäſten vorſetzt. Gemeiniglich iſt der Kohl von den Krautgärten ſchon heimgeerntet und wartet auf ein leeres Faß. Aber das Faß iſt noch nicht leer, der Bauer braucht Gäſte fürs Kraut, er wartet mit Schmerzen auf ſeine zweibeinigen „Krautwürmer“, weil ihm ſchier ſelber „graut“ vor ſeinem „Kraut“.

---

146. Der Hopfen.

(Humulus lupulus.)

Der Name Hopfen iſt nicht mit hüpfen verwandt, bezeichnet alſo nicht eine Pflanze, welche über die Zäune gleichſam hüpft; ſondern er iſt von heben abzuleiten und ſo gewählt, weil ſich die Pflanze mit ihrem windenden Stengel in die Höhe hebt.

Obgleich dieſe Pflanze wegen des bitteren Stoffes, der in den Kätzchenſchuppen enthalten iſt und als Bierwürze gebraucht wird, jetzt in ganz Europa bekannt iſt, war dieſelbe doch den Alten unbekannt. Nirgends wird der Hopfen erwähnt, trotzdem das Bier ein allgemein bekanntes Getränk war. Auch in den Verordnungen, die Karl der Große über Anbau und Verwendung der Nutzpflanzen gab, ſuchen wir vergebens nach demſelben. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts geſchieht des Hopfens zuerſt Erwähnung in Deutſchland. Ob aber der Hopfen erſt durch die Völkerwanderung in das weſtliche Europa gekommen, und wo er zuerſt zur Würze des Bieres benutzt worden iſt, bleibt zweifelhaft. Als man die Wirkung des Hopfens auf das Bier kennen gelernt hatte, kam er ſchnell in Aufnahme. (Siehe Gerſte am Schluß.) England, welches jetzt zu den Haupthopfenländern der Erde gehört, wehrte ſich anfangs, wie Carus Sterne in den „Herbſtblumen“ mitteilt, mit aller Kraft gegen die drohende Neuerung im Braugewerbe. Heinrich IV. und Heinrich VI. erließen um 1400 und 1450 Verbote gegen Anbau und Einfuhr des Hopfens in England. Noch 1524 brandmarkte das Parlament den Hopfen als ein nichtswürdiges Unkraut, geeignet, das Getränk zu verſchlechtern und das Volk zu verderben. Doch ſchon wenige Jahre nachher beſang Tuſſer den Hopfenbau in folgenden begeiſterten Verſen:

„Für den Hopfen wähl' aus nur den kräftigſten Grund,
Wie ein Gartenbeet rein, ſo recht tief und geſund,
Von Gewäſſern erfriſcht, doch auch nimmer ein Teich —
Das halt' im Gedächtnis, dann macht er dich reich.

Laß die Sonn' ihn beſcheinen im Weſten und Süd,
Wo ihr Strahl ihn mit heißeſtem Feuer durchglüht,
Doch hüt' vor dem Nord und nordöſtlichem Wind
Den Hopfen, das zärtliche Sonnenkind.

Und trifft du ein Plätzchen im Garten und Feld,
Wo er fröhlich gedeiht, ſei's nicht feil dir um Geld,
Dann ſchaufl' und grab', daß die Luft hineindringt,
Umſetz' es, und pfleg' es, bis Segen es bringt.

Ich lob' mir den Hopfen — ſein duftiges Salz,
Es ſtärkt das Gebräu und veredelt das Malz,
Hält gut auf dem Lager und kräftigt das Bier —
Und wirft's dich zu Boden — nicht ſchadet es dir!“

Das üppige Wachstum macht den Hopfen zu einem Sinnbild der Fruchtbarkeit und des Gedeihens; in Rußland überſchüttet man deshalb die Braut am Morgen des Hochzeitstages mit Hopfen, und Prätorius rät: „Wenn Jungfrauen langes Haar bekommen wollen, müſſen ſie ſich einige Haare abſchneiden und mit den Hopfenſetzlingen in die Erde legen; denn ſo wie der Hopfen in die Höhe ſteigt, wächſt auch ihr Haar“. In der „Bedeutung der Blumen“ heißt es von unſrer Pflanze: „Wer einen Kranz von Hopfen trägt, verkündet dadurch, daß er heiteren Gemütes ſei und ſich wenig um Liebesgram kümmere. Wenn er aber jemand ge-

bietet, er ſolle eine Hopfenranke tragen, ſo deutet man ihm an, daß er mehr geſchwätzt habe, als er verantworten könne: denn der wilde Hopfen trägt viel mehr Blüten als andere Kräuter und bringt doch keine nützliche Frucht."

Die Hopfenranke.

Und als ich kam zum grünen Hag,
Da ſprach die Hopfenranke:
„Wie ſehnt ich mich einſt Tag für Tag
Aus dunkler Erdenſchranke!

Doch ach! vergeblich war mein Traum
Nach jenen Himmelspforten,
Bis dieſer feſte, ſtolze Baum
Zur Stütze mir geworden." —

Dein Wort, du ſchlanke Rebe, kam
Mir warm ins Herz gezogen,
Und aller Kummer, aller Gram
Iſt leicht dahingeflogen.

Wie ich aus dunkler Erde dich
Zum goldnen Licht erhoben,
So ſchwinget meine Seele ſich
Am grünen Stab nach oben.

H. Hoffmann v. Fallersleben.

---

147. Der Kürbis.

(Cucurbita pepo.)

In der Geſchichte des Propheten Jonas ſpielt der Kürbis eine bedeutſame Rolle; der Herr benutzt ihn, um den mißmutigen Propheten zurechtzuweiſen. Auf des Herrn Befehl war Jonas endlich nach Ninive gezogen und hatte der in Sünden verſunkenen Stadt den Untergang verkündet, wenn ſie ſich nicht beſänne und umkehre von ihrem böſen Wege. Dann war er hinausgegangen aus der Stadt und hatte ſich an der Morgenſeite eine Hütte gebaut, damit er ſähe, was derſelben widerfahren würde.

In der Nacht ſchuf Gott der Herr einen Kürbis, der wuchs empor und gab dem Jonas Schatten, und der Prophet freute ſich ſehr über denſelben. Aber ein Wurm benagte die Pflanze, als die Morgenröte anbrach, und als nun die Sonne höher und höher ſtieg, vertrocknete der Kürbis, und Jonas hatte ſehr viel von der Glut derſelben zu leiden, daß er matt und mißmutig wurde und ſprach: „Ich wollte lieber tot ſein, denn leben." Da ſprach der Herr zu Jonas: „Meineſt du, daß du billig zürneſt um den Kürbis?" Jonas erwiderte: „Billig zürne ich bis an den Tod." Da ſprach der Herr: „Dich jammert des Kürbiſſes, daran du nicht gearbeitet haſt, haſt ihn auch nicht aufgezogen, welcher in einer Nacht ward und in einer Nacht verdarb, und mich ſollte nicht jammern Ninives, ſolcher großen Stadt?" (Man hat den Kürbis dieſer Geſchichte als den unter dem Namen „Wunderbaum" bekannten Rizinus gedeutet.)

Der Kürbis entwickelt ſich ſehr ſchnell, doch bedarf er, um ſich vom Boden zu erheben, fremder Hilfe. Die Früchte erhalten ein ſo bedeutendes Gewicht, daß der lockere, loſe Stamm nicht imſtande iſt, ſie hoch zu tragen. Da möchte es manchem wohl ſcheinen, daß es in der Natur hätte beſſer eingerichtet ſein können, wenn z. B. die Eiche die Früchte

des Kürbis und der Kürbis Eicheln trüge. So dachte (nach Gleims Fabel) auch ein Mann, als er an einer schwanken Ranke einen großen Kürbis hängen sah. Er sprach:

„Nein, solche Last
Hätt' an ein so schwaches Reis
Wahrlich ich nicht aufgehangen!
Mancher Kürbis, gelb und weiß,
Sollte Reih' an Reihe mir
Stattlicher dort oben prangen
An der hohen Eiche hier!"

So sprechend streckte sich der Wanderer in dem kühlen Schatten der Eiche nieder, um ein Stündchen zu ruhen. Doch nach kurzer Rast fuhr er plötzlich empor; eine Eichel war ihm in das Gesicht gefallen und hatte ihn aus dem süßen Schlummer aufgeschreckt. Zugleich war er aber auch zur Besinnung und Einsicht gekommen und hatte die Lust verloren, an Gottes Werken zu mäkeln; denn er sprach:

„O wie töricht war ich doch,
Daß ich unbedachtsam wollte,
Daß der Eiche Frucht an Frucht
Gleich dem Kürbis wachsen sollte!
Nein, wie dumm hab' ich gedacht!
Traf der Kürbis meine Nase,
Läg' ich jetzo tot im Grase." —

Die Malaien benutzen den Kürbis zum Fangen der Affen. Zu diesem Zwecke höhlen sie — wie A. Brehm erzählt — harte Kürbisse durch eine kleine Öffnung aus und füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker und Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Öffnung und erfassen eins der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von den Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Gefaßte wieder losließen. Durch die Last am Laufen verhindert, fallen sie schnell in die Gewalt der Menschen.

Kürbis und Eiche.

Kürbisstauden eine
Sagt zur hohen Eiche:
„Du geprief'ne Reiche,
Hast du gar gemeine
Früchte' und winzig kleine.
Schau dagegen meine
Äpfel, wie sie quollen,
Wunder von Gewichte!"
„Aber schnell zunichte
Sind die wasservollen",
Spricht die Eich'; „aus meinen
Kernen, den so kleinen,
Wird in späten Zeiten
Sich ein Wald bereiten".

A. E. Fröhlich.

148. Die große Brennessel.

(Urtica dioica.)

Die Nessel, althochdeutsch nezila, mittelhochdeutsch nezel, hat den Namen von dem Brennen und Jucken erhalten, welches ihre Berührung verursacht. Wegen derselben Eigenschaft stand sie auch in Beziehung zu Donar und führte den Namen Donnernessel. In der Schweiz und Tirol wirft man bei einem heraufziehenden Gewitter Nesseln ins Feuer, damit der Blitz nicht einschlage; neben das junge Bier gelegt, schützen dieselben den Gerstensaft während eines Gewitters vor dem Umschlagen.

Die junge Nessel gehörte zu den neunerlei Kräutern, welche am Gründonnerstage das vorgeschriebene Mittagsgericht lieferten, wie es bei Rollenhagen im „Froschmeuseler" heißt:

„Am grünen Donnerstag im Mei
kocht eine bewrin ihren brei
von neunerlei kohlkreuterlein,
sollt wider alle krankheit sein."

Man glaubte sich durch den Genuß des Gemüses nicht nur vor mancherlei Krankheit, sondern vornehmlich vor aller Bezauberung zu schützen. Auch sonst knüpfte sich an die Nessel mancherlei Aberglaube. Helle Lichter, welche im Dunkeln die Brennesseln umzucken, künden einen verborgenen Schatz an, der zu heben ist. Um dem Vieh die Maden zu vertreiben, pflückt man vor Sonnenaufgang eine Nessel, faßt sie mit beiden Händen und spricht:

„Brennessel, laß dir sagen,
Unsere Kuh hat im Fuß die Maden,
Willst du sie ihr nicht vertreiben,
So will ich dir den Kragen umreiben."

Nun wird die Nessel abgedreht und rückwärts über den Kopf geworfen. Um jedoch sichere Hilfe zu erhalten, muß es drei Tage nacheinander wiederholt werden. Die Nessel hilft ferner gegen Milzbeschwerden, gegen Nasenbluten, und „wenn die fueß wee tuon, das dy podagra hayst". War jemand gefährlich krank, so legte man sie in dessen Harn; blieb sie Tag und Nacht grün, so war es ein Zeichen der Genesung, schrumpfte sie aber ein, so mußte man jede Hoffnung aufgeben. Gibt man Nesselsamen Pferden und Schafen zu fressen, so wird ihr Fell glänzend und feinhaarig. Legt man am Christabend die Wurzel einer Brennessel in die Milch, so wird diese während des Jahres nicht zur Käsebereitung behext. Wer in Kärnten, nachdem das Pfingstfeuer entfacht ist, welches stets mit Reisig und feuchtem Holze genährt wird, damit es recht praffele, zuletzt beim lodernden Pfingstbrande am Sonntagmorgen anlangt, erhält den Namen des „Pfingstkönigs" und wird mit einem Brennesselkranze gekrönt.

Aus den Blättern bereitete man einen Tee gegen allerlei Übel. Darum lautet ein Vers in einem alten Medizinbuch:

„Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Bei hellichtem Mondenschein,
So ginge noch manche Maid
Spazieren am Ufer des Rhein."

Auch in den Dienst der Eitelkeit wurde die Nessel in früherer Zeit gestellt, indem Nesselsamen, in destilliertem Wasser gekocht, als ein viel begehrtes und umworbenes Schönheitsmittel verkauft wurde. Es sollte dieses Säftchen, auf die Haut gestrichen und auf derselben von selbst trocknend, der Haut eine Weiße wie Alabaster und eine Zartheit gleich dem Sammet verleihen. Ebenso wurden Liebestränke mit Hilfe derselben gebraut. Wer an Liebe krank war, den ließ man Nesselsamen im Wasser kochen und unter Gemurmel folgenden Sprüchleins das Gebräu umrühren:

„Wie Jesus jeden Menschen liebt,
Auch selber den, der ihn betrübt,
So sei auch du in Liebe mein,
So brennend, als die Nesseln sein!"

Mit diesem Safte begoß man die Türschwelle des Liebsten, der nun sofort in unwandelbarer Liebe zur holden Zauberin entbrennen sollte.

Die Nessel gehört zu den Gespinstpflanzen, allerdings ist ihre Kultur in der Gegenwart zu den Seltenheiten zu rechnen. Nestorius erzählt schon im 9. Jahrhundert von den prächtigen Gewändern aus Nesseltuch und rühmt ihren Glanz und ihre Feinheit. Ebenso spricht er von der Haltbarkeit und Zähigkeit der Schiffstaue und Segel, die alle mehr oder weniger nach damaligem Gebrauche aus Nesselfasern verfertigt zu werden pflegten. Auch in späteren Jahrhunderten wurde die Nesselkultur getrieben und war weitverbreitet; erst die Einführung der Baumwolle scheint dieselbe ganz zurückgedrängt zu haben.

Von der Entdeckung der Nesselfaser erzählt die Sage: Ein böser Vormund wollte das Glück seines Mündel nicht eher krönen, als bis sie aus einem am Wege stehenden Unkraute — er deutete auf die Brennnessel — sich ihr Brautkleid selbst gesponnen und gewebt habe. Die Arme eilte mit schwerem Herzen in ihr Kämmerlein, betete zu Gott und bat innig um Hilfe. Ermattet schlief sie ein. Da öffnete sich ihr im Traume der Himmel, und zwei Engel schwebten zu der Schlafenden hernieder, nahmen sie bei der Hand und geleiteten sie zu dem verhängnisvollen Nesselstrauche. Hier unterwiesen sie die Maid, daß sie, solange der Tau auf der Pflanze liege, dieselbe ungefährdet ernten könne, zeigten ihr, welche wunderbare Fasern der Stengel in sich birgt, und lehrten sie diese Fasern spinnen, weben und bleichen und sich daraus ihr Brautkleid fertigen. Als das Mägdlein erwachte, dankte es aus tiefstem Herzensgrunde und ging sofort an das Werk. An dem Tage, an welchem es seine Arbeit vollendete, starb der böse Vormund eines jähen Todes, und die Liebenden wurden vereint.

In dem Märchen von den sieben Raben muß die stumme Königin sieben Hemden aus Nesseln spinnen, um ihre Brüder zu befreien und die Sprache wiederzugewinnen.

Trotz des abstoßenden Äußern spielt also die Brennessel im Glauben und in der Phantasie des Volkes eine nicht unbedeutende Rolle. Selbst einige lustige Sprüchlein und Sprichwörter gibt es von derselben, z. B.:

„Die Ratt, de seet in'n Nettelbusch,
Im Nettelbusch verborgen,
Do keem der kleene König her
Und bod äer goden Morgen".

Von den Sprichwörtern bezieht sich eins auf die superklugen Leute, denen auch einmal etwas mißglückt: „Wiese Höner leggt ook wol in'n Nettel und verbrennt sick'n —"; und das andere führt uns den Teufel als schlechten Botaniker vor, indem es von ihm berichtet: „Dat Krut kenn ick, säd de Düwel un sett sick in de Brennettel."

Im Volksliede ist die Nessel das Sinnbild der Liebestrauer, wie aus folgendem hervorgeht:

„Das Nesselkraut ist bitter und herb,
Es brennet sehr;
Verloren hab' ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.

Es reut mich sehr und tut mir
In meinem Herzen weh,
Daß ich die Herzallerliebste
Soll sehen nimmermehr."

Die Nessel.

Wenn ihr an Nesseln streifet,
So brennen sie;
Doch wenn ihr fest sie greifet,
Sie brennen nie.
So zwingt ihr Feinen
Auch die gemeinen
Naturen nie;
Doch preßt ihr wacker
Wie Nußaufknacker,
So zwingt ihr sie.

Fr. Rückert.

Brennessel.

Als unverträglich muß sie gelten,
Aber mit Ruhe nimmt sie's hin.
Sie hat davon einen Gewinn:
Ob man sie tadeln mag und schelten,
Feindsel'ge Hand berührt sie selten.

Joh. Trojan.

---

149. Der gemeine Andorn.

(Marrubium vulgare.)

Eine der ältesten und gebräuchlichsten Zauberpflanzen, die sich besonders kräftig gegen den Spuk der bösen Geister erwiesen, ist Andorn.

Der Name kommt bereits in derſelben Form im Alt- und Mittelhochdeutſchen vor. Bei der Silbe „orn“ iſt man geneigt, an Dorn zu denken; doch ſcheint ſie ableitend zu ſein, und der Volksmund verwandelt nach Andreſen das Wort in Anton. Die Pflanze ſtand als Heilkraut in hohem Anſehen, und es erklären ſich hieraus die Namen Helfkraut, Gutkraut, Gotteshilfe, Siegmünze. Beſonders gebärenden Frauen erzeigte ſie ſich heilſam, daher Mutterkraut. Gott machte bei ihrem Gebrauch die Schmerzen vergeſſen, weshalb ſie Gottvergeß genannt wurde. Man ſetzte ſie auch zu dem gewaltigen Donnergotte Donar in Beziehung, wie die Namen Dorant, Taurant, Durant bekunden; die Bezeichnung weiße Leuchte erinnert ebenfalls an Donars Wetterleuchten und ſeine Blitze. In Schleſien bezeichnet der Name Dorant eine andere Pflanze (Antirrhinum orontium).

Außer der heilenden Kraft, welche das Kraut in ſich barg, gewährte es vor allem Schutz gegen die Einwirkungen der dämoniſchen Weſen, es half zum Sieg über die böſen Erd- und Waldgeiſter. In ſolchen Fällen führt es aber ſtets Donnernamen und ſteht, wie J. Grimm hervorhebt, in der Formel ſtabreimend mit Doſt (Origanum) zuſammen.

Nach einer vogtländiſchen Sage kam eine Frau in den Keller, um Bier zu holen. Da erſchien ihr ein Geiſt. In der Angſt ergriff ſie einen in der Nähe liegenden Strauß von Dorant und Doſten, worauf der Geiſt mit den Worten verſchwand:

„Hätteſt nicht Dorant und Doſten,
Solleſt 's Bierle nicht koſten.“

Nach einer andern Sage führte ein Geiſt eine Frau in den Garten; hier ſah er aber Doſt und Dorant blühen, und um die Frau in ſeine Gewalt zu bekommen, warnte er ſie mit den Worten:

„Heb' auf dein Gewand,
Daß du net falleſt auf Doſten und Dorant.“

Die Frau merkte jedoch die Liſt des Böſen, legte ſich hinein und war ſo gegen ſeinen Zauber geſchützt.

Einem verzauberten Hund, der nicht bellen kann, gibt Dorant die Stimme wieder, ſein Rauch verſcheucht alle Geiſter, auch macht er, unter den Leim gemiſcht, die Leinwand ſtark. Aber trotz dieſer guten Eigenſchaften iſt der Dorant doch auch eine Irrwurz; denn es heißt:

„Stoß nur nicht an den Dorant,
Sonſt kommen wir nimmer ins Vaterland.“

---

150. Der Nachtſchatten.

(Solanum.)

Der Name Nachtſchatten iſt ſehr alt; bei älteren Botanikern heißt die Pflanze Nachtſchatt, im Mittelhochdeutſchen nahschate, im

Althochdeutſchen nahtscato; der letztere Ausdruck bedeutet zuerſt den nächtigen Schatten, den Schatten der Nacht. Nach E. L. Rochholz liegen dem Namen mythiſche Vorſtellungen zugrunde. Die nordiſche Göttin Skadhi iſt die Tochter des von Thor getöteten Winterrieſen Thiaſſi. Als Mannweib, mit Helm und Panzer geſchützt, ſtürmt ſie bewaffnet nach Asgard, um den Vater zu rächen. In verſchiedenen Sagen tritt ſie nicht nur als eine nächtliche Schattengöttin, ſondern auch als ſchadende Kriegerin auf. Wenn ſie als bewaffnete Walküre des Nachts in blutbeſpritzter Brünne angeritten kommt, fällt Hagel zu Tal, ſo oft ihr Roß die Mähne ſchüttelt. Der Name Nachtſchaden, der oberdeutſch die ausfahrende Hexe und den von ihr angeſtifteten Hagelſchlag bezeichnet, und der Pflanzenname ſchwarzer Nachtſchatten (S. nigrum) entſprechen dem Namen und Weſen dieſer Skadhi. Der rote Nachtſchatten (S. dulcamara) iſt unter dem Namen Bitterſüß allgemein bekannt; derſelbe findet ſeine Erklärung in dem Umſtande, daß die Beere der Pflanze anfänglich einen bitteren Geſchmack hat, der ſich aber ſpäter in einen ſüßlichen verwandelt. Man nennt deshalb die Pflanze auch Jelängerjelieber.

In den Alpen benutzen die Hirten das Kraut als Heilmittel gegen Engbrüſtigkeit und Keuchen des Viehes, indem ſie dasſelbe den kranken Tieren um den Hals hängen; es führt hier den Namen Alpenranke. Man legte es den Kindern auch in die Wiege, um ſie vor Verzauberungen zu ſchützen.

Die Namen Saurebe, Stinkteufel, Hundsbeere u. a. beziehen ſich auf die Giftigkeit der Pflanze und bekunden die Abneigung, welche der Menſch im allgemeinen gegen ſie hat.

---

151. Die Zaunrübe.

(Bryonia alba.)

In Hecken und Dorfzäunen findet ſich als eine echte Dorfpflanze die Zaunrübe, leicht kenntlich an ihrem windenden, üppig ſich emporſchlingenden, weinblätterigen Stengel. Die fauſtgroßen, rübenförmigen Wurzelknollen enthalten einen ätzendſcharfen, giftigen Bitterſtoff, der in der Volksheilkunde vielfach Verwertung findet und der auch wohl der Grund für das Anſehen iſt, welches die Pflanze im Aberglauben genießt.

Die ausgehöhlte Wurzel wurde als Becher benutzt, aus welchem ein Kranker ſicher Geneſung und Linderung ſeiner Schmerzen trank. Mittels derſelben ſollte auch die Gicht geheilt werden können und zwar durch Überpflanzung. Dem Leidenden ließ man etwas Blut ab, welches in eine ausgehöhlte Zaunrübe träufelte; dieſe wurde ſodann an einem heimlichen Orte vergraben. Wie die Zaunrübe in der Erde vermoderte, ſo ſollte auch die Krankheit auf immer von dem armen Leidenden weichen.

Im Volksmunde heißt die Wurzel Körſchenswurz; als ſolche wurde ſie gegen Gewitter im Hauſe aufgehängt und als Schutzmittel

gegen Hexen am Halſe getragen. Aber auch die Dorfſchönen kennen in manchen Gegenden Deutſchlands die Wurzel, und ſie wiſſen noch von einer geheimnisvolleren und tieferen Kraft derſelben. Nach ihrer Meinung übt dieſe einen großen Einfluß ſelbſt auf Herzen aus, indem ſie Zuneigung und Liebe ſchafft. Deshalb legen ſie, ehe ſie zum Tanzplatz eilen, einige Scheiben in ihre Schuhe und ſprechen dabei:

„Körſchenſchnitzel in meinem Schuh,
Ihr Junggeſellen, lauft mir zu!“

Nach einer ſolchen Vorbereitung kann es ihnen nun nicht an Tänzern und Anbetern fehlen.

In früherer Zeit wurden die Wurzeln betrügeriſcherweiſe auch wohl ſtatt der echten Alraunwurzeln als Alraunmännchen verkauft. Die Mandragora (Alraunwurzel, Hexenkraut, Zauberwurzel, Zauberpflanze der Circe) wächſt am Mittelmeer, beſonders in Griechenland, und ſtand bei den Alten in großem Anſehen und vorzüglichem Rufe als Zaubermittel zum Unſichtbarmachen und als Amulett gegen Hexerei. Die große, rübenförmige Wurzel teilt ſich oft von der Mitte an in zwei gleiche Teile und iſt mit zarten, haarförmigen Wurzelfaſern bekleidet, ſo daß ſie einem Puppenbalge ähnelte und Halbmenſch-Pflanze genannt wurde. Pythagoras ſah ſie als eine in einen Menſchen verwandelte Pflanze an, und Plinius unterſchied ſogar eine männliche und eine weibliche Pflanze.

Die alten Germanen halfen durch Kunſt nach und ſchnitzten kleine menſchliche Figuren, ſonderbar geſtaltete Schutz- und Hausgötter aus dieſer Wurzel. Doch da die echte Alraunwurzel (Mandragora) nur ſelten in ihre Hände kam, ſo behalfen ſie ſich mit den Wurzeln der Zaunrübe und nannten die Figuren Alraunen, Alruniken, Erdmännchen, Glück- oder Heinzelmännchen, weil ſie den Beſitzern Glück bei allen ihren Verrichtungen bringen ſollten.

Die Wurzeln kamen nur ſelten vor; denn die Alraunen ſollten in ihrer menſchlichen Geſtalt nur aus dem unwillkürlichen Harne der unſchuldig Gehenkten unter dem Galgen erwachſen. Auch die Erlangung derſelben ſollte mit Lebensgefahr verknüpft ſein; man erzählte, beim Ausgraben ächze und ſchreie dieſelbe ſo entſetzlich, daß man davon ſterben müſſe. Um die Wurzel ohne Schaden zu erlangen, ſoll man ſich daher wie Odyſſeus die Ohren mit Wachs verſtopfen und dann die Erde ringsum abgraben, ſo daß die Wurzel nur noch an dünnen Faſern hängt. Nun bindet man dieſelbe mit einer Schnur einem „allſchwarzen“ Hund an den Schwanz, zeigt dieſem ein Stück Brot und läuft eilends weg. Der Hund, gierig nach dem Brot, folgt und zieht die Wurzel aus; doch von dem ächzenden Geſchrei derſelben getroffen, fällt er tot zur Erde. Nun hebt man die zauberkräftige Wurzel auf, wäſcht ſie in rotem Wein ſauber ab, wickelt ſie in weißes und rotes Seidenzeug, legt ſie in ein Käſtchen, badet ſie alle Freitag und gibt ihr alle Neumond ein neues weißes Hemdlein. Sie muß ſehr heimlich aufbewahrt werden, wie ſchon der Name Alraune oder Alrune es ausdrückt; denn Runa bedeutet Geflüſter, Geheimnis. Man nahm ſie aus ihrem Schranke nur, um ſie

zu fragen und weisſagen zu laſſen; denn das Männlein antwortet auf alle Fragen, offenbart heimliche und zukünftige Dinge und bringt dem Hauſe Glück und Segen. Ein Stück Geld, das man nachts zu ihm legt, findet man am Morgen doppelt; doch darf man ihm hierin nicht zu viel zumuten, ſonſt genießt man ſeines Dienſtes nicht lange, es nimmt ab und wird untüchtig. Betrüger, welche mit Alraunen handelten und dieſelben an abergläubiſche Leute teuer verkauften, legten denſelben eine Münze (Hecktaler) bei und nannten ſie Heck- oder Geldmännchen.

Die Rabbinen haben Labans Götzen auf Alraunen gedeutet; denn dieſer Aberglaube iſt ſehr alt, und es laſſen ſich die Spuren desſelben bis in das graueſte Altertum verfolgen.

Zaunrübe und Klee.

Zum Klee die Zaunrübe ſprach:
„Nachbar, komm mir doch nach!
Steigen wir doch zugleich aus den Schollen,
Warum haſt du nicht mit mir wollen?“

Lächelnd erwidert der Klee:
„Darfſt auf die ſtattliche Höh'
Eben ſo trotzig nicht pochen;
Ich ſtehe, du biſt gekrochen!“

E. M. Arndt.

---

152. Das Schellkraut.

(Chelidonium majus.)

Das Schellkraut, auch Schwalbenwurz genannt, iſt wegen ſeines gelben, giftigen Saftes jedem Landmanne bekannt. Bereits im Altertum hatte dieſe Pflanze die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Der botaniſche Name Chelidonium iſt griechiſchen Urſprungs und hängt zuſammen mit einem Worte, welches Schwalbe bedeutet. Auf zweifache Weiſe brachte man die Schwalbe mit dieſer Pflanze in Verbindung. Bei Dioskorides heißt es: „Die Pflanze blüht zu der Zeit, in der die Schwalben wiederkommen, und welkt, wenn ſie fortfliegen.“ Und Plinius ſchreibt: „Von den Schwalben iſt die Kraft des großen Schellkrautes entdeckt worden; denn ſie geben mit Hilfe derſelben blinden Jungen im Neſte die Sehkraft wieder, und, wie manche Leute behaupten, ſelbſt in dem Falle, wo ihnen die Augen ausgeſtochen ſind.“ Unſere deutſche Benennung iſt aus dem griechiſchen Chelidonium entſtanden und muß daher Schellkraut und nicht Schöllkraut, wie man vielfach findet, geſchrieben werden.

Die Alchimiſten des Mittelalters meinten in dieſem Kraute eine ganz beſonders kräftige Pflanze entdeckt zu haben; der goldgelbe Saft derſelben ſollte alle vier Elemente enthalten, und ſie vermuteten daher, den Stein der Weiſen darin zu finden. Aus dieſem Grunde änderten ſie den Namen in Coeli donum um, d. i. Geſchenk des Himmels. In der Volksheilkunde wurde die Pflanze wegen ihres gelben Saftes, nach dem Grundſatze: Gleiches wird mit Gleichem vertrieben, gegen die Gelb-

ſucht angewendet. Schon Hier. Bock teilt in ſeinem Kräuterbuche mit: „Schölwurtz mit Aniſſamen in weißen Wein geſotten und gedruncken, eröffnet die Leber und vertreibt die Gälſucht.“ Der ätzende gelbe Saft wird äußerlich gegen Hautverletzungen, Warzen und Flechten gebraucht, und dieſe Anwendung erklärt die Volksnamen: Warzenkraut, Schwindwurz, Schinnkraut, Schindkrut u. m. a.

---

153. Der Löwenzahn.

(Leontodon taraxacum.)

Der allgemeinen Verbreitung der Pflanze entſpricht eine lange Reihe von Volksnamen, aus der wir die bezeichnendſten hervorheben. Die ſchrotſägeförmigen Blätter veranlaßten die Bezeichnung Löwenzahn. Im Kindermunde heißt ſie Ketten- oder Butterblume. Denn die hohlen Stengel werden von den Kindern zu Ketten benutzt, und die ganze Pflanze iſt ein Lieblingsfutter der Kuh und ſoll von vorteilhaftem Einfluß auf einen reichen Milchertrag ſein. Wegen der runden, ſonnengelben Korbblüten führt ſie den Namen Sonnenblume und deutet auf die Freuden des Sommers.

„De Botterblaum deip in die Bläder
Mit ehrem Sünnenangeſicht
Kikt na de Sünn — als wull ſei fragen:
Na, Schweſtern, ſegg, kan ick't woll wagen,
Un kreig wi nahgrabens beter Weder?“ Fr. Reuter.

Wenn die Samen von dem Fruchtboden entfernt ſind, bietet letzterer wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit der Tonſur eines katholiſchen Geiſtlichen, die Veranlaſſung zu dem Namen Pfaffenröhrlein gab. Die Kinder nennen den Pappus Lichtlein, weil er ſich wie ein ſolches „ausblaſen“ läßt; ſie benutzen denſelben zum Orakel, um zu erfahren, wie lange ſie noch leben. Wer imſtande iſt, ihn mit einemmal fortzublaſen, iſt ein Glückskind, ihm ſteht noch viel Angenehmeres bevor. Der Saft der Pflanze wurde früher gegen Augenkrankheiten angewandt, auch Sonnenflecken ſollte er vertreiben, und das bloße Umhängen der Wurzel Trieſaugen heilen und ſchön machen.

Lichter und Sterne. (Löwenzahn.)

Luftige Lichtlein
Stehen im Feld zuhauf,
Windige Wichtlein,
Blaſt euch nicht auf!

Wehet ein Windlein,
Macht's euch im Nu garaus,
Bricht euch ein Kindlein,
Bläſt es euch aus!

Nebelgewoben
Dunſtiger Strahlenkranz,
Plötzlich zerſtoben
Alle der Glanz!

Leichtes Gelichter,
Nichts für den Hausgebrauch,
Bin ſo ein Dichter
Leider ja auch!

Goldige Sterne,
Zwar nicht vom feinſten Gold,
Seh' euch doch gerne,
Bin euch doch hold!

Weidet ein Kindlein,
Geht ihr ſo mit im Schmaus,
Spielet ein Kindlein
Fügt's euch zum Strauß.

Seid ihr mit nichten
Sterne vom erſten Rang,
Selber fürs Dichten
Kaum von Belang,

Könnt ihr nicht werden
Sterne am Himmelszelt:
Iſt doch auf Erden
Platz noch im Feld!

Karl Gerok.

---

154. Gemeiner Hauslauch.

(Sempervivum tectorum).

Schon Theophraſtus, der um das Jahr 320 v. Chr. ein wichtiges Werk über die Pflanzen in griechiſcher Sprache verfaßte, beſchreibt unter dem Namen Aeizoon unſern Hauslauch, indem er hervorhebt, er bleibe immer ſaftig und grün, habe fleiſchige, glatte, längliche Blätter, wachſe am Boden, aber auch auf Ziegeln, wenn daſelbſt nur geringe Maſſen von Erdkrümchen zuſammengeſchwemmt ſeien. Die Römer benannten dieſelben Gewächſe Sempervivum. Beide Namen bezeichnen ein „Immerlebendes" und beziehen ſich auf die Eigentümlichkeit der Pflanze, auch bei größter Dürre und bei gänzlichem Waſſermangel doch noch wochen-, ja monatelang weiterzuleben, zu blühen und Früchte zu reifen. Dieſe Zählebigkeit hat ihren Grund in den dicken, fleiſchigen Blättern, welche auf ihren Flächen nur mit ſehr wenig Spaltöffnungen verſehen und dadurch vor überflüſſiger Waſſerverdunſtung geſchützt ſind.

Bei den Alten führte die Pflanze auch den Namen Jupiterbart (Barba Jovis), und man kann aus dieſer Bezeichnung wohl ſchließen, daß man dieſelbe bereits als ein Schutzmittel des Hauſes gegen den Blitz angeſehen hat. In Deutſchland war das Gewächs dem Donar geweiht, die roſenroten Blüten erinnerten an den Bart des Donnerers, den dieſer beim Zucken ſeiner Blitze ſchüttelte; es trug deshalb den Namen Donnerbart und Donnerwurz. Karl der Große, der in dem capitulare de villis vorgeſchrieben hat, welche Nutz-, Heil- und Zierpflanzen auf den kaiſerlichen Gütern gebaut werden ſollen, beſtimmt in Beziehung auf unſere Pflanze: „Und der Landmann habe auf ſeinem Hauſe Jupitersbart." Man ſah in der kerzengeraden Blume einen Blitzableiter, welcher das Haus während des Gewitters ſchützte. Der alte kräuterkundige Hieronymus Bock verſichert, er habe ſelbſt geſehen, wie die Pflanze bei einem großen Hagelwetter unverſehrt geblieben ſei. In der Gegenwart ſind die Namen der Pflanze allerdings proſaiſcher, ſie heißt nach ihrem Standort Dachwurz oder in anderen Gegenden in bezug auf ihre ſaftreichen Blätter Hauslauch und Hauslaub.

Wie E. L. Rochholz berichtet, iſt in der Schweiz der Donnerwurz die alte Verehrung geblieben. Man pflanzt ſie nicht oben aufs Dach,

ſondern errichtet ihr nebenan am Zaune einen Sonderpfahl mit einem Brettchen, auf dem ſie wie auf einem Altärchen fortwuchert. Wie das getrocknete Rindshaupt hängt am Firſtbalken der Heidenhäuſer, um dem Ausbruch der Seuchen und dem Blitzſchlag zu wehren, ſo hat draußen vor dem Hauſe die Donnerwurz dieſelben Dienſte zu leiſten. Man hängt ſie in den Schlot, damit keine Milchſtellerin und Hexe hindurchfährt; man ſchält ihre fleiſchigen Blätter und legt ſie auf Wunden und Quetſchungen; man verkocht ſie zu Tee gegen Schmerz und Ohrenſauſen. Treibt ſie langſtengelnde Blüten, ſo ſteht der Familie ein beſonderes Ereignis bevor; die weißblühende zeigt auf einen Todesfall, die rotſtengelnde auf einen Glücksfall. Verdorrt ſie aber gar, dann droht auch die Haushaltung bald zuſammenzuſchrumpfen oder ganz auseinanderzugehen. Wie Rochholz weiter mitteilt, heißt die Pflanze in der Saaſer Mundart in Oberwallis Frôwentrübli, d. i. Traube des Gottes Frô, nach welchem ebendaſelbſt auch der Donnerstag noch Frontag genannt wird.

Zu den dickblätterigen Pflanzen gehört ferner die Fetthenne (Sedum), ſo benannt nach den fetten, ſaftreichen Blättern. Nach Plinius empfiehlt Demokrit, Getreideſamen vor der Ausſaat mit dem Sedumſafte zu befeuchten, um ihn dadurch vor Ungeziefer zu ſchützen. Die zerquetſchten Blätter, welche neben großem Schleimgehalt auch einen ſtarken Gehalt von Kalkſalzen beſitzen, wurden ſchon bei den Alten als kühlende und heilende Mittel bei Verwundungen und Geſchwüren angewandt. So wurde Telephos, der Sohn des Herkules, von der ſchlimmen Wunde, welche er von dem Speere des Achilles erhalten, geheilt, und noch heute erinnert der wiſſenſchaftliche Name der knolligen Fetthenne (S. telephium) daran. Im Weſterwald grub man nach H. Bock am St. Johannismorgen die Pflanze aus und hing ſie in die Kammer oder ſteckte ſie in die Wand über der Türe. „Da bleibt es allzeit grün, ſchlägt ſtets aus, daß man es wohl umb Weihnacht über derſelben Türen mag grün finden, verhoffen, ſo lang das Kraut grün bleibt, ſo lang mag die Perſon, die das Kraut aufgehängt, in keine tödliche Krankheit fallen."

Ein ähnlicher Glaube knüpft ſich an Sedum Anacampseros, welche in der Schweiz und Südeuropa heimiſch und welche den ſeltſamen altfranzöſiſchen Namen Große Garten-Tripmadame (Tripe Madame) führt. Junge Eheleute ſtecken einen Zweig in eine Mauerritze ihres Hauſes und verknüpfen mit dem Gedeihen desſelben ihr eigenes Glück und ihre Lebensdauer.

---

155. Der Salbei.

(Salvia officinalis.)

Der Name Salbei iſt aus der botaniſchen Benennung Salvia entſtanden und bedeutet Heilkraut, von salvus, d. h. heil, geſund. Die Pflanze ſtand wegen ihrer Heilkräfte früher in hohem Anſehen; der Saft derſelben wurde gegen Huſten und Seitenſchmerzen, die Blätter zu

einem magenſtärkenden Tee und zu Bädern angewandt; ja man glaubte in der Pflanze ein Lebensverlängerungsmittel gefunden zu haben, wie aus folgenden Sprüchen hervorgeht:

„Contra vim mortis
Crescit Salvia in hortis.“
(Wider des Todes Gewalt
Wächſt in den Gärten der Salbei.)

„Cur moriatur homo,
Cui Salvia crescit in horto?“
(Weshalb ſollte der Menſch ſterben,
Dem Salbei wächſt im Garten?)

„Wegen des runzligen Blattes ſcheint man eine eigentümliche Sympathie des Salbei mit der runzligen Kröte angenommen zu haben; denn man ſagte, die Kröten ſäßen immer zwiſchen den Salbeiſtauden, und man müſſe Raute dazwiſchen pflanzen, um ſie zu vertreiben. Im deutſchen Märchen vom Krötenring ſitzt die in eine Kröte verwandelte Prinzeſſin immerfort im Salbeibuſch und wird daſelbſt nach der anhaltiniſchen Schloßſage von der Fürſtin gefüttert, bis ſie durch die Wohltätigkeit der letzteren erlöſt wird und ihr im Entſchweben den Krötenring reicht.“ (E. Sterne.)

Den Salbei gebrauchten nach dem Glauben des Volkes die Diebe, um Schlöſſer zu öffnen und Türen zu ſprengen; wird die Pflanze von einem Zauberer in den Bach geworfen, ſo trocknet dieſer aus. In der Gegenwart iſt das Anſehen des Salbei als Heilmittel wie das mancher andern Pflanze bedeutend geſunken; doch liefert im Orient und in Griechenland eine daſelbſt ſehr häufige Art mit Stengeln, Blättern und Blüten den dort beliebten Haupttee, Fascomilia, den Tauſende morgens mit Honig trinken, wie wir den Kaffee.

Die Blätter des Gartenſalbei verwendet man wegen des gewürzigen Geruchs auf dem Lande gern in friſchen Blumenſträußen, auch legt man ſie als Leſezeichen in Bibel und Geſangbuch. Wenn ſie dann auch alt und trocken werden, ſo duften ſie dennoch und mahnen an vergangene Zeiten. An dieſe Seite erinnern uns die ſtimmungsvollen Verſe des kleinen Gedichts „Das Blatt im Buche“ von A. Grün:

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr ſind wohl auch die Hände,
Die einſt im Lenz ihr's gepflückt;
Was mag die Alte haben?
Sie weinet, ſo oft ſie's erblickt.“

IV. Die Wiese.

„du bist kurzer, ich bin langer“,
also stritens uf dem anger
bluomen und de klê.

Walter von der Vogelweide.

Da liegt sie vor uns, die ausgedehnte Wiese, ein grüner, blumengestickter Sammetteppich! Welch ein wohltuender Anblick für Auge und Herz! — Sie steht in ruhiger, heiterer Mitte zwischen der gesunkenen Schwermut der Heide und dem kühnen Emporstreben des Waldes: gleichsam ein einfach-inniger Auslaut und Aufklang der Natur. Zunächst zieht schon die offene Weite der Wiesenfläche das Auge an sich.

„Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,“ heißt es treffend in Schillers Elegie. Der Berg droht in stolzer Höhe; seine wilden Umrisse brechen aus dem Schoß der Erde wie von feindlichen Mächten gehoben, in seinem Waldschatten bergen sich finstere Geheimnisse, aus seinen Schluchten stürzen schäumende Wasser. Wo von solchem Anblick das Auge bedrängt und erschöpft wird, da wendet es sich gern auf das ruhig ausgebreitete, frei-erschlossene Gelände; es weidet sich an seiner Lichtfülle und gibt sich jenem Eindruck der Stetigkeit hin, in welchem der Mensch sich gleichsam seiner selbst versichert. Nur wo die Ebene zum unabsehlichen, gestaltlosen Flachlande sich dehnt, da treten abermals andere Gefühle — das erhabene der Unendlichkeit oder das öde der Vereinsamung — in die Seele.

Was den Wiesen jenen innigen Reiz verleiht, ist ungleich mehr als die Bodenbildung die sie bekleidende Vegetation. — — Hier bedecken gesellig geschart die Gräser ganze Striche und deuten im Verein mit den gesellig auftretenden Haustieren gewissermaßen sinnbildlich auf das große Gemeinleben der Völker, das unter diesem Himmel seine Blüten entfaltet. Ohne Wiese ist wenigstens in unserem Norden kaum eine Landschaft denkbar, wenn sie nicht dem Gebirge oder der Heide angehört. Dicht an das märkische Bauerngehöft hin, an die Welle der Tür zieht sich der grüne Teppich, der „Wiesenhof“ — niederdeutsch Wischhoff —, von keinem Zaune oder Gehege gesperrt, sondern frei in Gebüsch, in Acker und Trift sich verlierend. Ganz Thüringen — was ist es anders als

eine grüne Aue, und wie saftquellend und ruhig senkt sie sich zwischen die goldwallenden Saaten und die rauschenden Waldkuppen hinein! —

Aber es kommt darauf an, sich näher über den eigentümlichen Eindruck zu verständigen, der die Pflanzenformation begleitet. Das Gras erscheint als eine der ersten Gestaltungen der zeugenden Naturkraft. In das Jugendalter unseres Planeten, als zuerst aus dem Ozean die Erdfeste tauchte, und nun auf ihr der Sonnenstrahl den neuen Trieb des Lebens weckte, in diese Zeit der Anfänge glauben wir uns den zarten, einfachen, unvollkommenen Formen gegenüber versetzt. Denn ein unvollkommenes Gebilde ist das Gras. Es steht höher als die kaum über den Boden sich erhebenden Geschlechter blütenloser Flechten und Moose, deren Geschäft nur scheint, anderen Gewächsen eine Stätte zu bereiten; aber dennoch ist das Gras nicht mehr als nur ein Beginn entwickelterer Gliederung. Noch hat sich hier die Pflanze nicht abgelöst von der Erde, es breitet sich keine Krone über einen fertig ausgestalteten Stamm, es tritt kein deckendes Blatt- und Zweigwerk heraus, und selbst die Blüte, die an Kraut und Blume sich so farben- und duftreich hervorzuheben pflegt, ist hier scheinlos. Die Pflanze liegt gleichsam noch als Säugling an der nährenden Mutterbrust. Vielleicht aber ist deshalb das Gefühl, welches die Grasflur in uns weckt, ein so unschuldig-inniges, kindlich-rührendes. Es ist, als schwebe über ihr der goldene Traum unserer eigenen Jugend, und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von einem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und Menschenblumen: eins mag ohne das andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den weidenden Storch und horcht träumend der fern ins Abendrot hinaus hallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung: darin liegt der tiefe Zauber der Wiese. Und den empfänglichen Sinn wird eine ähnliche Stimmung auch da anklingen, wo nicht jene Erinnerungen und Ahnungen ihren geheimen Anteil an derselben haben. — —

Wie ein leichtes, reizvoll jeder Form sich schmiegendes Gewand liegt das Gras über der Erde, eine wohltuende, für unser Gefühl fast untrennbare Hülle des Elements. Unter ihr verborgen ruht das „tote Irdische"; aber über ihr und aus ihr weht der Geist des Lebens, der unbesiegten Schöpferkraft der Natur. Wo Gräser sprossen und Wiesen sich dehnen, da ruft allenthalben den Menschen eine Heimatstimme an. Wo sie fehlen, auf dem Steinrücken der Gebirge, im Sande der Wüste, kann wohl der Eindruck des Gewaltigen die Seele ergreifen und erschüttern, aber das warme, vertraute, zuversichtliche Gefühl des Heimseins und der unvergänglichen Fülle des Lebens mag da nicht gedeihen. Über Trümmer, Gräber und Walstätten zieht das Gras die versöhnende, belebende Decke: „es ist Gras darüber gewachsen",

ſagt mit inniger und treffender Bezeichnung der Volksmund, wenn ein Leid geſtillt und vergeſſen iſt und aus dem Schmerze leiſe wieder die Freude kommt. An das Gras und die Wieſe hängt ſich des Nordländers erſte und letzte Hoffnung. Wenn nach trüben Wintertagen der Strahl wärmer und voller herabdringt, da iſt es die Wieſe, der grasumſäumte Fußpfad, der quellige Raſen, der die erſten grünen Halmſpitzen zeigt und dem harrenden Menſchen den Sieg des Lichts verkündigt. Hat Sommerglut die Flur verſengt und fallen nun die langerſehnten, befruchtenden Tropfen, ſo grünt am erſten wieder die Trift; und wenn im Spätjahr längſt alle Blumen welk und alle Bäume entblättert ſtehen, da iſt doch die Wieſe noch grün und zeigt dem gerührten Auge manche verborgene Blüte, da träumt hier der Herbſt den Traum des Frühlings noch einmal nach. Ja es ſcheint, als weiſe ſchon der Name des Graſes ſelber auf ſolche unzerſtörbare Lebenskraft der Natur. Denn Raſen und Waſen bedeutet eben nichts anderes als das Wachſende, Sproſſende, Grünende.

Und nun dieſes tauige Wieſengrün! Welches andere käme ihm gleich an Friſche und Milde! Die Wiſſenſchaft lehrt, daß im Grün die Gegenſätze der Farben zum ruhigen Gleichgewicht verſchmelzen. Auf dem ebenen, ſammetnen Teppich der Wieſe muß jedes Auge dieſen beſänftigenden und doch vollerquickenden Eindruck empfinden. Von Sonnenlicht und Erdfeuchte geſättigt, warm und goldig ſchimmernd, und hoch darüber die blaue Unendlichkeit des Äthers: wo gäbe es ein ruhigeres und in dieſer Ruhe doch ſchöneres, anregenderes Bild als die Wieſe? Reizend liegt ſie im vollen Sonnenglanz, wenn ſich aus dem rötlichen Widerſchein, der über die Halme fliegt, die ganze Fülle ſchaffender Kräfte ahnt; aber ein nicht minder ſchöner Anblick iſt es, wenn ſtille Wolkenſchatten über die Flur ſchweben und ein Wechſelſpiel der zarteſten Streiflichter entſpinnen, oder wenn aus regenduftigem Gewölk plötzlich die Sonne mit goldenem Arme herabgreift und nun das feuchte Grün im langen Strahl faſt durchſichtig glüht.

In dieſen Teppich webt nun die Blumenwelt ihre reichſten Arabesken.

„Kräftig auf blühender Au' erglänzen die wechſelnden Farben,
Aber der reizende Streit löſet in Anmut ſich auf."

H. Maſius.

Die Heuernte.

Heuernte, ſchönſte Zeit im Jahr,
Der Wald längſt grün und doch noch klar,
Die Blumen ganz im Blüh'n,
Die Saat noch hoffnungsgrün.

Grün hängt die Frucht im dichten Baum,
Halb ausgebildet, halb noch Traum;
Stillſteht des Lebens Flucht
Noch zwiſchen Blüt' und Frucht.

Nur erntereif das flücht'ge Gras,
Und friſch und duftig ſelber das.
Wohl, wenn's ans Welken geht,
Dem, der ſo ſüß verweht.

Die Luft noch nicht ſo wild durchſchwirrt,
Nur hier und dort ein Käfer irrt;
Im Grillchen kichert nur,
Im Vogel jauchzt Natur.

Vorüberſchwebt ein geiſt'ger Duft,
Ein Äther durch den Dampf der Luft!
Iſt's Engels Odem? Nein!
Es iſt der blühende Wein!

O Menſch, genieße dieſe Zeit
Und atme ſie wie Ewigkeit;
Leg' dich am Quell ins Heu,
Erbau' dein Traumgebäu!

Geſchwind, eh' dich ein Tropfen weckt,
Eh' dich ein Blitz, ein Donner ſchreckt,
Denn auch der Wonne Born
Wallt plötzlich auf im Zorn.

Dann ſät ſein Korn der Hagel aus,
Der Sturm bricht Äſte ſich zum Strauß,
Der Bach zerreißt das Land —
Frucht, Blüte, Gras verſchwand.

G. Schwab.

Das erſte Sommergras.

Ich weiß es nicht, was es wohl iſt,
Das mir zu Herzen geht,
Seh' ich das erſte Sommergras,
Vom Schnitter hingemäht.

Wohl ſprießt das neue bald ihm nach,
Und Sommer bleibt noch lang',
Doch wird mir gar ſo trüb' dabei,
Hör' ich der Sichel Klang.

Martin Greif.

Duftkräuter.

Meinen Wieſen, meinen blumigen, lieben,
Nahm nun die Senſe ihr wallendes Haar.
Nur die kurzen Duftkräuter ſind geblieben
Und umhauchen und bannen mich wunderbar.

Was hingegangen, ich will's nicht beklagen,
Zu Schönes trug ich von hier nach Haus.
Es war ein Erleben von tiefen Tagen!
Es war ein wonniger wilder Strauß.

Ein Vöglein zirpt in dunklen Hecken,
Belauſchen will ich den ſanften Laut.
Aufatmend und wohlig will ich mich ſtrecken
In der Erinnerung duftiges Kraut.

Frida Schanz.

---

156. Die Weide.

(Salix.)

Zur Bezeichnung dieſes Baumes hat die Biegſamkeit der Zweige den Anlaß gegeben. Der Name **Weide**, althochdeutſch widâ, mittelhochdeutſch wide, entſtammt mit dem altindiſchen vîtikâ = Band der Wurzel vî, welche flechten, knüpfen bedeutet. In Thüringen nennt man jede zum Binden gedrehte Rute, von welcher Gehölzart ſie auch genommen ſein mag, **Wiede**. In der Schweiz und in Öſterreich heißt die Volksbezeichnung **Felber**, es hängt dieſer Name mit „falb" zuſammen; er wird zumeiſt gebraucht von der weißen Weide (S. alba) und gründet ſich auf die mattblaugrüne Färbung des Laubes. Das Geſchlecht der Weiden iſt in zahlreichen Arten über ganz Europa verbreitet, alle

zeigen große Ähnlichkeit untereinander: dieselben rutenförmigen Zweige, dieselben schmalen, lanzettlich zugespitzten Blätter, dieselbe bewundernswürdige Lebenszähigkeit, welche jahrelanges Köpfen erträgt und noch dauert, wenn der Kern bereits zu Erde zerfallen ist.

Unsere alten Vorfahren waren der Weide nicht hold gesonnen, sie zählten dieselbe nicht zu den sogenannten glücklichen Bäumen. Der ganze Charakter der Weide hat den Baum in so üblen Ruf gebracht. In der Tat sehen die alten, verkrüppelten Weidenstrünke mit schopfartiger Krone aus langen, dünnen Zweigen im Halbdunkel geisterhaft aus; dazu kommt, daß die Weide oft an trügerischen Sümpfen und Gewässern wächst, die schon manchem Unglücklichen das Leben raubten. Sie war deshalb bei den alten Germanen das Sinnbild des Totenreichs und des Sterbens, und der germanische Todesgott Vidharr wohnte in der Unterwelt in Weidengebüsch. In alten Weiden sollten nach abergläubischer Meinung des Volkes die Gespenster und Hexen ihren Sitz haben; ja dieselben sollten sich bei Verfolgungen in solche verwandeln. Die Königin der Hexen führte eine Weidenrute als Zepter, und wenn ihre Untertanen, die Zauberweiber, den Morgentau mit roten Weidenruten abstreiften, entstanden Nachtfröste zum Verderben der Blüten. Manchem mutigen Manne ist es nach der Sage gelungen, ein Gespenst in einen hohlen Weidenstamm einzukeilen und dadurch unschädlich zu machen.

Selbst in die heilige Geschichte ist die Weide als ein Baum des Unglücks gedrungen. Judas soll sich an einer Weide erhängt haben. Zur Erinnerung hieran ist deshalb der Weidenstamm bis auf den heutigen Tag hohl. Ferner sollen die Kriegsknechte den Herrn mit Weidenruten gegeißelt haben. Die Sage knüpft sich an eine besondere Weidenart, die unter dem Namen Trauerweide ein sinniger Schmuck unsrer Friedhöfe geworden ist. A. Kopisch singt von derselben:

„Laub, Zweig' und Äste läßt die Trauerweide
Zur Erde hangen, wie vor großem Leide;
Ein stolzer Baum war sie in Jesu Tagen,
Bis man mit ihrem Zweig den Herrn geschlagen.
Als sie mißbraucht sich sah zu Gottes Hohne,
Da neigte sie vor Wehmut ihre Krone
Und kann vor Schmerz noch nicht die Zweige heben,
Läßt sie, wie Wind sich wirft, in Lüften schweben."

Schon im Alten Testament wird die Weide als Baum der Trauer erwähnt. In Erinnerung an die babylonische Gefangenschaft sangen die Juden: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsre Harfen hingen wir an die Weiden." (Psalm 137.) Noch jetzt nennen die Juden den siebenten Tag der Woche „den Weidentag". Nach neueren Forschern bezeichnet freilich das von Luther übersetzte Wort keine Weidenart, sondern die Euphratpappel.

Die Araber besitzen über die Entstehung der Trauer- oder Tränenweide eine eigene Sage, welche sich an ein Ereignis aus dem Leben des Königs David anlehnt. Der König David hatte Uria

durch das Schwert der Ammoniter getötet und die ſchöne Frau desſelben, Bathſeba, zu ſich genommen. „Eines Morgens, als er in gehobener Stimmung vor ſeiner Harfe ſaß und Pſalmen dichtete, ſah er zu ſeinem Erſtaunen plötzlich ihm gegenüber zwei Fremde ſitzen. Da er den ſtrengen Befehl gegeben, niemand vorzulaſſen, verwunderte ſich David ſehr, wie dieſelben in ſein Zimmer gekommen. Doch die Fremdlinge baten herzlich um Verzeihung, da ſie eine dringende Klage vorzubringen hätten. Aufgefordert, ihm ihre Sache zu berichten, erzählten ſie ihm den Vorgang, welchen wir in der Heiligen Schrift in der Bußpredigt des Propheten Nathan finden. Zwar fuhr David anfangs in heftigem Zorne auf, doch bald neigte er im Bewußtſein ſeiner ſchweren Schuld demütig das Haupt und erkannte in den Fremden zwei Engel des Herrn. Von der Schwere ſeiner Miſſetat überwältigt, warf er ſich, nachdem ihn die Boten Gottes verlaſſen, auf den Boden und vergoß Tränen der bitterſten Reue. So lag er vierzig Tage und vierzig Nächte auf ſeinem Angeſichte, in einem fort weinend und zitternd vor dem Gerichte des Herrn. Wieviel ſeit David bis zum Tage des Gerichtes die Menſchen über ihre Sünden Tränen der Reue vergoſſen haben und vergießen werden, ſoviel weinte David in dieſen vierzig Tagen, während welcher er die Bußpſalmen dichtete. Die Tränen ſeiner Augen formten zwei Bäche, die aus dem Zimmer auf den Altan liefen und von demſelben in den Garten hinabſtürzten. Wo ſie ſich in die Erde verliefen, entſproßten zwei Bäume, die Tränenweide und der Weihrauchbaum; die erſte klagt und trauert, der zweite weint große Tränen noch immerfort zum Andenken der wahren Reue Davids.“

Die Trauerweide hat von Linné den Namen S. babylonica bekommen, da er ſie für die von Luther im 137. Pſalm erwähnte Weide hielt. Neuere Reiſende haben jedoch die Trauerweide im Orient nirgends wild und nur ſelten angepflanzt gefunden. Die urſprüngliche Heimat dieſes Baumes iſt Japan und China. Bei uns kommt ſie auffallenderweiſe nur in weiblichen Exemplaren vor, weil alle unſre Trauerweiden von demſelben weiblichen Stockreiſe abſtammen, das zuerſt nach Europa gebracht worden iſt. Der Überlieferung nach erhielt Lady Suffolk in Twickenham bei London aus der Türkei einen aus Weidenruten geflochtenen Korb als Umhüllung einer Sendung. In demſelben entdeckte der Dichter Pope einen noch anſcheinend friſchen Zweig und veranlaßte, daß derſelbe im Garten angepflanzt wurde. Aus ihm erwuchs die Trauerweide; ſie wurde viel bewundert, und der neue Baum erhielt als „Popes Trauerweide“ eine gewiſſe Berühmtheit.

Eine Spielart der Trauerweide mit ſpiralig aufgerollten Blättern iſt die Lockenweide. Wie Th. Rümpler berichtet, hat man derſelben irrtümlicherweiſe den Namen Napoleonsweide beigelegt, in der Meinung, ſie ſei zuerſt am Grabe Napoleons angepflanzt geweſen. Tatſächlich wurde ſchon vor der Gefangennahme Napoleons der Verſuch gemacht, engliſche Gehölze auf der baumloſen Inſel St. Helena anzuſiedeln. Unter dieſen befand ſich auch die echte Trauerweide. Nur mit Mühe gelang es, einige junge Bäume dieſer Art vor den wilden Ziegen zu

schützen, welche dort oft herdenweise umherziehen und jede Vegetation niederhalten. Einem dieser Bäume hatte man einen Platz in einem lieblichen Tale an einer Quelle angewiesen; er wurde später von Napoleon oft besucht. Etwa um dieselbe Zeit, in welcher Napoleon starb, wurde die Weide von einem Sturme niedergeworfen, und Madame Bertrand, die treue Pflegerin des Verbannten, benutzte die Ruten des gefallenen Baumes zur Einfassung der Grabstätte, doch gingen die aus ihnen erwachsenen Bäumchen etwa sieben Jahre später wieder zugrunde. Man hatte aber in der Nähe des Grabes eine Anzahl anderer Bäume dieser Art angepflanzt, welche bis 1835 ein ausgezeichnetes Wachstum entwickelten, dann aber infolge ungünstiger Witterungseinflüsse zu kränkeln begannen und nach und nach zugrunde gingen. Zum Siechtum und Untergang der Bäume trug aber auch der Umstand nicht wenig bei, daß alle Fremden, welche St. Helena und das Grab Napoleons besuchten, Zweige der Trauerweiden als Andenken mit sich nahmen. Angeblich aus solchen gezogene junge Pflanzen wurden in England, wo die Namen Napoleon und Waterloo noch immer große Anziehungskraft übten, als Napoleonsweide ein vielbegehrter Handelsartikel und teuer bezahlt. Nach 1828 gab es am Grabe Napoleons keine Trauerweide mehr; an ihre Stelle trat eine neuholländische Akazienart, Acacia vestita.

Trotzdem die Weide nach dem deutschen Volksglauben ein so arger Baum war, der sich keineswegs der Vorliebe des Menschen zu erfreuen hatte, schrieb der Aberglaube ihr doch manche Heilkraft zu. Das erste Bad eines Kindes mußte mit Weidenrinde gekocht sein, damit das Kind vor bösem Zauber geschützt wäre. Auch vom Fieber konnte man sich mit Hilfe der Weide befreien, indem man die Krankheit entweder in die Weidenstämme verkeilte oder in die Weidenzweige verknotete. In der Oberpfalz kommt es vor, daß, wenn ein neugeborenes Kind einen Leibesschaden hat, man am nächsten Karfreitag eine Weide schlitzt, das Kind hindurchzieht und darauf den Spalt wieder verbindet. Sobald derselbe verwächst, soll auch das Kind gesunden. Nach dem Volksglauben in Oldenburg begibt sich ein Frauenzimmer, das eine Hexe werden will, nachts unter den Weidenbaum. Einer fertigen Hexe spricht sie die folgenden Worte nach:

„Hier sitte ick unnern Willgen
Und verswere Gott und alle Hillgen" u. s. w.,

worauf sie ihren Namen mit Blut in ein Buch schreibt. Als dem Hexenbaum hat nach böhmischen Aberglauben der Teufel der Weide besondere Anziehungskraft für Selbstmörder gegeben; an Weiden erhängen sich dieselben am liebsten. Darum soll man mit Weidenruten kein Kind schlagen, sonst bekommt es die Auszehrung.

In der katholischen Kirche werden in unseren Breiten statt der Palmen am Palmsonntage Weidenzweige mit Kätzchen geweiht. Diese heiligen „Palmzweige" sind nach dem Volksglauben in Steiermark das sicherste Mittel gegen Blitz und Hagel; der Rauch von diesen Zweigen vertreibt den bösen Feind, Hexen und Spuk. Deshalb tragen auch die Halter (Rinderhirten) in den steierischen Alpen einen gedörrten, am Palm-

sonntage geweihten Weidenkranz als Schutz vor dem Einschlagen des Blitzes auf dem Hute.

In den alten geheimnisvollen Femgerichten fand auch die Weide Verwendung. Ein Weidenstrick lag neben dem blanken Schwert bei der Eröffnung des Gerichts auf dem Tische vor dem Freigrafen, und bei „weed und reype“ (Weide und Strick) schloß derselbe alle Uneingeweihten von der Teilnahme an der Sitzung aus. Wer sich aber doch neugierig heranschlich, der mußte gewärtig sein, mit einem Weidenstrick am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden. Das Tragen einer Weide galt nach germanischen Gesetzen wie das Hundetragen für eine entehrende Strafe.

Unglücklichen Liebhabern setzte man im Mittelalter einen Kranz aus Weidenzweigen auf. Als den unheimlichen Baum unglücklicher Liebe hat auch Shakespeare die Weide mehrfach erwähnt. Von bangen Ahnungen erfüllt singt Desdemona als Schwanengesang ein altes Volkslied von einer verlassenen, klagenden Braut:

„Sie saß unterm Ahorn, ihr Leid war groß,
Singt Weide, grüne Weide!“

Und die unglückliche, von der Nacht des Wahnsinns umschattete Ophelia findet ihr feuchtes Grab, als ein trügerischer Weidenzweig bricht, den sie mit phantastischen Kränzen schmücken will.

„Es neigt ein Weidenbaum sich übern Bach
Und zeigt im klaren Strom sein grünes Laub ....
Dort, als sie aufklomm, um ihr Laubgewinde
An den gesenkten Ästen aufzuhängen,
Zerbrach ein falscher Zweig, und nieder fielen
Die rankenden Trophäen und sie selbst
Ins weinende Gewässer.“

Auch in „Viel Lärm um nichts“ und „Heinrich VI.“ benutzt der große englische Dramatiker den Volksbrauch, daß Witwen und verlassene Bräute den Weidenkranz tragen.

In alten Volksliedern ist die Weide der Trauerbaum, und als solchen feiert sie auch Alfred de Musset in den folgenden schönen Versen:

„Ihr Freunde, ruft der Tod mich ab,
Pflanzt auf den Kirchhof eine Weide!
So lieb, so traulich hängt herab
Ihr bleiches Laub in stillem Leide;
Süß werd' ich ruhn, wenn ich einst scheide,
Fällt sanft ihr Schatten auf mein Grab.“

Die Trauerweide.

Ein Kaufmann erhielt einst von einem Freunde in Kleinasien einen Korb mit Feigen zum Geschenk. Der Korb war geflochten aus Weidenzweigen, unter welchen einer noch ganz grün war. „Warte, du kleines Dinglein,“ sagte der Kaufmann, „wenn noch Leben in dir ist, so sollst du nicht vergehen.“ Er steckte den Zweig in

die Erde. Derſelbe hatte zwei Augen, die aber noch feſt geſchloſſen waren. Da der Mann ihn nun ſorgſam pflegte, ſo regte ſich bald neues Leben in dem Zweiglein; es öffnete die Augen und ſprach: „Wo bin ich? Als die Menſchen mich abſchnitten, meinte ich nicht anders, als daß ich ſterben müßte, und daß es ganz mit mir vorbei wäre — und doch lebe ich?! Aber wo lebe ich? Iſt jenes graue Zelt über mir der Himmel? Wo iſt die tiefe Bläue, die ich an ihm kenne? Wo ſind die Ölbäume, die Feigen- und Apfelſinenbäume? Nein, dies Land iſt nicht meine Heimat!“ Und traurig ſtand es da und mochte den Himmel nicht anſehen, denn es war ihm, als ob derſelbe unmittelbar auf ihm laſte; auch mochte es ſich nicht umſehen, denn nirgends bot ſich ihm ein befreundeter Anblick. Traurig ſenkte es deshalb die Zweiglein, die es trieb, zur Erde; war dieſe doch das einzige Heimatliche, das es hier wiederfand!

Der Kaufmann hatte eine kleine Tochter von fünf Jahren, die wurde krank und ſtarb, und die Eltern weinten ſehr, als die ſchwarzen Leute kamen, um ſie nach dem Friedhof zu bringen und dort zu beſtatten. Da grub der Mann die kleine Weide aus und pflanzte ſie auf das Grab ſeines Kindes, indem er ſagte: „Du biſt ja immer ſo traurig, daß du deine Heimat und deine Freunde verloren haſt; du kannſt mit uns trauern, denn wir haben unſer liebes Kind verloren, es liegt zu deinen Füßen in der Erde, wohin deine Zweige zeigen.“ „Nein,“ ſprach das Bäumchen, „das Trauern überlaßt mir allein. Freilich fühlt auch ihr euch gebeugt, eben wie ich, und der leiſeſte Anhauch von außen erregt in unſerm tiefſten Innern das Gefühl des Verluſtes, ſo daß ihr ſehr wohl meine leiſen Klagen verſteht, wie ich auch dabei eure Tränen zu deuten weiß. Aber ich werde mein Auge nie losreißen können von dem Fleckchen Erde unter meinen Füßen, dem einzigen, das mir heimatlich erſcheint; ihr dagegen werdet euren Blick erheben von dem Fleckchen Erde, welches nur die äußere Hülle birgt, zu eurer eigenen und eures Kindes wahren Heimat. Denn ich habe meine Heimat und meine Freunde für immer verloren; ihr dagegen werdet euren Liebling in eurer Heimat wiederfinden.“

Dieſes und noch manches andere redete das Bäumchen. Der Vater und die Mutter hörten es, und ſie wurden nach und nach getröſtet über ihren Verluſt. Das Bäumchen aber war während deſſen immer größer geworden, denn Tränen und Kummer waren ſeine beſte Pflege geweſen. Bald bedeckte es mit ſeinen niederhängenden Zweigen — den eigenen Gram pflegend, den fremden in ſich verſchließend — das ganze Grab, und den bleichen Leichenſtein mit der geknickten Lilie verhüllte das Blätterdach der Trauerweide aus bedeutungsvollem Grün.

Aus: Junge, „Der Dorfteich“.

Horch, die Erinnerung!

Horch, die Erinnerung ferner Jugendzeit!
Da ziehen hin des Dorfes jüngſte Söhne!
Die Weidenflöten tönen laut und weit —
Sind ſie auch rauh, ich liebe dieſe Töne.

Und kümmert ſie nicht Takt und Melodie,
Die Knaben ſind des Frühlings Muſikanten;
Es klingt wie Vogellieder-Harmonie,
Die neubegrünte Wälder hell entſandten.

Seltſame Zeit! Nicht die lebend'ge Bruſt
Allein läßt ihre laute Wonne ſchallen,
Der ſtumme Zweig ſelbſt wird erweckt zur Luſt
Und muß mit Tönen in die Freude hallen.

Wolfgang Müller v. Königswinter.

Die Trauerweide.

I.

Ich grüne, wie die Weide grünt,
Die Trauerweide,
Die aufzuſchau'n ſich nie erkühnt
In ihrem Leide.

Sie ſteht und weint und läßt hinab
Die Haare fließen,
Wo Blumen über einem Grab
Und Gräſer ſprießen.

Der Frühling hat auch ihr geſchwellt
Der Knoſpen viele:
Wann welket doch das Laub und fällt
Und iſt am Ziele?

W. Wackernagel.

II.

Als des Schöpfers Allmachtsruf
Gräſer, Kraut und Bäume ſchuf,
Ward auch eine Trauerweide,
Prangend in der Hoffnung Kleide;
Doch der Erd' entſproſſen kaum,
Schoß ſie auf im leeren Raum,
Überragend die Nachbaren,
Die doch Eich' und Tannen waren.
„Weide," tönt' es, „weil du dich
So erhebſt unwürdiglich,
Sollſt du klein und niedrig bleiben;
Lange Ruten ſollſt du treiben,
Doch nicht Äſte, ſtolz empor;

Nicht der Vögel muntrer Chor
Wird in deinen Zweigen ſingen,
Keine Früchte wirſt du bringen,
Käfer und Inſekten nur
Hegen auf der öden Flur.
In des Sumpfes faulen Gründen
Magſt du deine Nahrung finden;
Spiel der Knaben wirſt du ſein,
Keines Menſchen Blick erfreu'n;
Und es werde dir die Stelle
An der düſtern Gräber Schwelle;
Da, in der Verweſung Ort,
Trauerweide, traure fort!"

Chr. Hackenſchmidt.

III.

Lieber, ſchlanker Baum der Tränen,
Trauerweide, mußt dich lehnen
Über manches ſtille Grab;
Neigſt dein zartes Laub herab,
Daß es zittre, daß es bebe
Und im Säuſeln ſanft umwebe,
Was man dir zur Obhut gab.

Nachts, wenn alles Ird'ſche ſchweiget,
Nur der Mond wie träumend ſteiget
Aus dem Wald mit ſtillem Gang,
Scheint der Gräber Reih'n entlang,
Schickſt du Tränen auf die Erde,
Daß ſie angefeuchtet werde,
Singſt du geiſterhaften Sang.

Trauerweide, Baum der Schmerzen,
Baum der tiefbetrübten Herzen,
Du ſollſt mir der liebſte ſein,
Wenn mich Liebe läßt allein. —

Einſt, wenn ich hab' ausgelitten,
Ausgerungen und -geſtritten,
Wiegeſt du zum Schlaf mich ein.

Carmen Sylva. (Königin Eliſabeth von Rumänien.)

---

157. Die Pappel.

(Populus.)

Der Name Pappel iſt dem lateiniſchen populus nachgebildet, und er müßte deshalb den O-Laut haben wie däniſch poppel, engliſch poplar. Im Deutſchen iſt jedoch a in das Wort hineingekommen. Die breiten, ſchweren Blätter ſitzen an langen elaſtiſchen Stielen, durch den geringſten Windhauch werden ſie in ſchwingende Bewegung geſetzt, die Blattflächen ſchlagen aneinander, und man vernimmt ein Flüſtern und Liſpeln, Rauſchen und Raunen. Dieſe Naturlaute ſind jedenfalls Veranlaſſung zur Umbildung des Namens geweſen; denn das Zeitwort pappeln oder pappern heißt ſo viel wie plaudern und unnütz ſprechen.

Von Homer wird die Pappel öfters erwähnt. Im Lande der Phäaken ſtand um eine Quelle ein aus ihr gebildeter Hain, welcher der Minerva geheiligt war. Man nimmt an, daß die homeriſche Pappel die Schwarzpappel (P. nigra) ſei. Allgemein bekannt iſt die Pyramiden- oder lombardiſche Pappel (P. pyramidalis). Ob ſie eine ſelbſtändige Art oder nur eine Abart der Schwarzpappel iſt, bleibt zweifelhaft, ebenſo auch ihr Vaterland. Nach Alexander von Humboldt ſoll ſie vom Miſſiſſippi in Italien eingeführt worden ſein; andere verlegen ihre Heimat nach Perſien. Bemerkenswert iſt, daß faſt alle Pyramidenpappeln in Deutſchland männlichen Geſchlechts ſind. Schon die Alten pflanzten den Baum an Straßen und Gräben an; bei uns ſoll er namentlich ſeit Napoleon I. zur Einfaſſung von Chauſſeen verwendet worden ſein. Die Straßen erhalten dadurch ein äußerſt monotones Ausſehen, und iſt es darum nicht zu beklagen, daß dieſe Sitte immer mehr und mehr ſchwindet. Freilich läßt ſich auch nicht leugnen, daß dem ſchlanken Baume eine gewiſſe Vornehmheit eigen iſt, deren auch Schiller im „Spaziergange" gedenkt, wenn er ſingt:

„. . . . . Der Pappel ſtolze Geſchlechter
Zieh'n in geordnetem Pomp vornehm und prächtig dahin."

Die Silberpappel (P. alba) war nach Vergil dem Herkules geweiht, welchem ſie nach einer griechiſchen Sage ihre Entſtehung verdankt. Als Herkules den Cerberus aus dem Schattenreiche heraufholte, bekränzte er ſich mit dem Laube der Schwarzpappel. Von ſeinem Schweiß ward die untere Seite der Blätter weiß gefärbt. Aus dem Kranze erzog der heimkehrende Sieger die Silberpappel, mit der in der Folge die Jünglinge bei den Leibesübungen ſich ſchmückten. Nach Pauſanias lag im Haine Altis zu Olympia das Pelopium, ein heiliger Platz, welcher von Herkules dem Pelops geweiht war. Zum Opfern durfte hier nur das Holz der Silberpappel gebraucht werden.

In einigen Gegenden herrſcht der Glaube, die Pappel beſitzt die übernatürliche Kraft, das Haar wachſen zu machen. Zu dieſem Zweck pflegen eitle Mädchen ein Loch in die Pappel zu bohren und einige Haare hineinzuſtecken. „Denn“, ſagen ſie, „da die Pappel ſchnell wächſt, muß auch unſer Haar ſchnell wachſen.“ Die Knoſpen der Schwarzpappel enthalten ein balſamiſch riechendes Weichharz, welches früher als Hauptbeſtandteil der „Pappelſalbe“ als äußeres, zerteilendes Heilmittel diente. Hierauf bezieht ſich die folgende hübſche Sage, welche in Schleswig allgemein verbreitet iſt:

Ein König hatte einſt einen Baumgarten und weilte oft und gern in demſelben; denn die meiſten Bäume waren von ihm ſelbſt gepflanzt und unter ſeiner ſteten Pflege herangewachſen. Vor allen gefiel ihm aber eine Pappel, die ſchlank emporgeſproſſen war und einſt ein herrlicher Baum zu werden verſprach. Mit großer Betrübnis ſah er deshalb in einem Frühling, daß die Pappel nicht grünen wollte; und während rings die anderen Bäume ihre Knoſpen entfalteten und bald im grünen Schmucke des Frühlings prangten, verharrte die Pappel in ihrer winterlichen Tracht.

Da ward der König gar traurig und meinte, der Baum ſei erſtorben. Als er eines Tages auch in ſtillem Grame vor demſelben ſtand, trat ſein treuer Diener Hans zu ihm und ſprach: „Herr König, ich will Ihm den Baum wachſen machen, wenn Er mir alles geben will, was ich unter dem Baume in der Erde finde.“ Da antwortete der König: „Ja, Du ſollſt alles haben und ſollſt fortan mir der Liebſte auf Erden ſein.“ Nun grub Hans den Baum aus der Erde, und er fand zum Erſtaunen des Königs unter demſelben zwiſchen den Wurzeln zwei große Edelſteine und ein goldenes Buch. Sorgfältig ſetzte er nun den Baum wieder in den Boden, und dieſer begann jetzt zu treiben, daß es eine Luſt war. Die Steine aber ſteckte Hans in ſeine Taſche, und von Stund' an ward er ſo klug und weiſe, wie noch kein Menſch auf Erden war; er konnte alle geheime Schrift leſen, die in dem Buche ſtand.

Des Königs Tochter aber war blind und konnte von niemand geheilt werden. Nach einiger Zeit trat Hans zum Könige und ſprach: „Mein Herr König, ſeit nicht mehr ſo traurig über die Krankheit Eurer Tochter, ich will ſie wieder ſehend machen.“ „Ach, wenn Du das könnteſt“, entgegnete der König, „ſollteſt Du mir noch viel lieber ſein und ſollteſt meine Tochter zur Frau erhalten.“ Hans ging darauf zum Pappelbaume und pflückte ſich Blätter, die er auf die Augen der blinden Königstochter legte. Und ſiehe, ſie wurde wieder ſehend und ſpäter die glückliche Gemahlin des Hans. Es war ihnen noch ein langes, freudenreiches Leben beſchieden, und nach dem Tode des Königs beſtieg der weiſe Hans ſogar den Thron.

Die Pappel.

Da ſtehen ſie am Wege nun,
Die langen Müßiggänger,
Und haben weiter nichts zu tun,
Und werden immer länger.

Da ſteh'n ſie mit dem ſteifen Hals,
Die ungeſchlachten Pappeln,
Und wiſſen nichts zu machen, als
Mit ihren Blättern zappeln.

Sie tragen nicht, ſie ſchatten nicht
Und rauben, wo wir wallen,
Uns nur der Landſchaft Angeſicht;
Wem könnten ſie gefallen!

Fr. Rückert.

---

158. Die Erle.

(Alnus glutinosa.)

Der Name Erle oder Eller, althochdeutſch erila, mittelhochdeutſch erle, entſtammt, wie das lateiniſche alere, anſchwellen, wachſen, der Wurzel al und deutet darauf hin, daß ſich der Baum aus dem waſſerreichen Grunde raſch und kräftig erhebt. Wegen ihres düſteren Ausſehens wird ſie auch Schwarzerle genannt. In der germaniſchen Mythologie ſteht ſie neben der Eſche. Denn während aus dem Eſchenſtamme der Mann geſchaffen wurde, entſtand das Weib aus der Erle. (Vgl. S 40.)

Nach der Anſchauung des Volkes iſt die Erle ein Geſpenſterbaum, der „Erlkönigsbaum“. Ohne Zweifel hat hierzu das geiſterhafte Ausſehen der Erlenſtümpfe an Gräben und in ſumpfigen Gegenden Anlaß gegeben; manches ängſtliche Gemüt mag in halbdunkeln Nächten durch ſie ſchon in Schrecken verſetzt worden ſein. Nach altem Glauben wohnt in den Zweigen der Erle der Elbenkönig, von Goethe nach dem Vorgange Herders Erlkönig genannt, mit ſeinen Töchtern. Auch andere weiße (gute) und dunkle (böſe) Geiſter, ſowie der ſchwarze Jäger haben in denſelben ihren Sitz und lauern auf die Vorübergehenden, um ſie zu ſich zu ziehen. Unter den Erlen ſoll ſich auch der Irrwiſch aufhalten; ſchon manchen verſpäteten Wanderer ſoll derſelbe bei Nacht und Grauen in die Sümpfe und Moräſte gelockt haben. Aus alledem geht hervor, daß das Volk den Erlen nicht hold geſonnen iſt, wie dies auch ein alter Spruch bekundet: „Erlenholz und rotes Haar ſind auf gutem Grunde rar“. Zur Erklärung dieſes Spruches hat man darauf hingewieſen, daß der Verräter unſres Herrn, Judas, rote Haare gehabt habe; doch iſt dieſe Sage deutſchen Urſprungs, und ſie ſcheint geradezu erſonnen, um den alten Gott Donar in den Augen des Volkes herabzuwürdigen.

Nach Muſäus werden in Mecklenburg Geſpenſter von den Bauern in Säcken gewöhnlich in einen Ellernbruch als den geheimen Aufenthalt der Kröten und anderer Wunder getragen, worauf auch das Sprichwort deuten mag: „Er iſt beim lieben Gott im Ellernbruch“, d. h. er iſt geſtorben.

Die Alten ſchätzten die Erle als Werkholz ſehr. Sie rammten ſie an ſumpfigen Orten zur Unterlage der Fundamente ein und rühmten an ihr eine unvergängliche Dauer. So ruhten zu Ravenna faſt ſämtliche Bauwerke auf eingerammten Erlenſtämmen.

Nach einer griechiſchen Sage ſind die Heliaden, die Töchter des Sonnengottes Helios, in Erlen oder Pappeln verwandelt. Im fröhlichen Übermute hatte einſt ihr Bruder Phaeton wider den Willen des Zeus

die Leitung des Sonnenwagens für einen Tag übernommen. Doch bald vermochte er die feurigen Renner nicht mehr zu regieren, die Zügel entfielen seinen Händen, die Rosse brachen aus dem Geleise, und der feurige Wagen steckte Himmel und Erde in Brand. In der Milchstraße sind noch heute die Spuren des flammenden Weges sichtbar. Zur Strafe tötete der erzürnte Zeus den unglücklichen Phaeton mit einem Blitzstrahl und stürzte ihn in den Fluß Eridanus. In heißem Schmerze betrauerten die Schwestern das harte Schicksal des vielgeliebten Bruders. Nimmer versiegten ihre Tränen und verstummten ihre Klagen, bis endlich Zeus sie mitleidsvoll in Erlen verwandelte. Doch selbst als Bäume schwitzten sie noch goldene Tränen aus, aus welchen der Bernstein entstanden sein soll.

Im Erlenhaine rauscht der Wind
Wie eines Geist's Geflüster;
Im ganzen Waldreviere sind
Die Klagen nicht so düster.

August Graf von Württemberg.

---

159. Das Gras.

Als Gott der Herr am dritten Schöpfungstage die junge Erde mit dem grünen Pflanzenkleide schmückte, sprach er: „Die Erde lasse hervorgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume!“ Damit räumte der Schöpfer dem bescheidenen, oft mit so geringschätzigen Blicken betrachteten Grase den Ehrenplatz ein vor all den prangenden Kräutern mit den farbenprächtigen Blüten und vor all den himmelanstrebenden Bäumen mit dem schattenspendenden Gezweige. Und in der Tat gebührt ihm diese Auszeichnung. Wie freudig begrüßen wir im Frühling die ersten hervorsprießenden Grashalme, die uns nach langer, trüber Winterszeit im lebensfrischen Grün vom sonnigen Ufer des Baches entgegenlächeln. Es ist, als ob sich in jedem Jahre jenes Schöpfungswort erneute; denn ehe die übrigen Gewächse ihr Frühlingskleid entfalten, verkündet der grünende Rasen den einziehenden Frühling und entfacht frische Lebenslust in unserm Herzen. Mit Recht singt daher J. Kerner:

„Du junges Grün, du frisches Gras,
Wie manches Herz durch dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt!
O, wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon brichst du aus der Erde Nacht;
Wie dir mein Aug' entgegenlacht!
Hier, in des Waldes stillem Grund,
Drück' ich dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menschen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menschenwort;
Nur junges Grün, ans Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze stiller schlägt.“

Mit sorgfältiger Aufmerksamkeit hat der Mensch von jeher das Gedeihen der Gräser auf Feld und Wiese beachtet, und wo in früherer Zeit

in dem Wachstum derſelben außergewöhnliche Erſcheinungen auftraten, die man nach dem damaligen Stande der Naturwiſſenſchaft nicht zu deuten vermochte, da trat der Aberglaube helfend ein. Beſonders viel Kopfzerbrechen machten bei der Betrachtung der Wieſe die mageren, mit dünnem Graſe beſtandenen Flecken und die ringförmigen Stellen, an denen die Halme üppiger emporgewachſen und von dunklerer Farbe waren. Daß jene mageren Flecken nur eine naturgemäße Folge des ſchlechteren Bodens ſein ſollten, war eine zu nüchterne und deshalb zu wenig befriedigende Erklärung, man ſchrieb ſie anderen Einflüſſen zu. So ſollte ein ſolcher kahler Fleck auf einer Wieſe in Schleswig dadurch entſtanden ſein, daß ſich einſt einige Männer an dieſer Stelle verabredeten, Waiſenkindern einen ihnen gehörenden Acker abzuſchwören. Von jener Stunde an verdorrte der Fleck und war unempfänglich für Tau und Regen.

Für jene dunkeln, üppigen Grasringe hatte man die verſchiedenſten Erklärungen. Man behauptete, geiſterhafte Weſen führten dort um Mitternacht beim Mondſchein ihre Tänze auf. In England, Schweden und anderen nördlichen Ländern ſollten es die Elben ſein, die dort ihren Reigen tanzten; man nannte ſie daher Elbenringe. In Deutſchland führten ſie meiſt den Namen Hexenringe. Ehe man die Schwämme und Pilze als die alleinige Urſache dieſer Ringe erkannt hatte, brachten ſelbſt die Gelehrten die wunderbarſten Erklärungen. Entweder hatten mutwillige Kuhhirten Grasſamen hier im Kreiſe ausgeſtreut, oder der Wirbelwind wurde als Urſache der Ringe ausgegeben; ja es ſollten ſogar Erddämpfe oder Erdſäfte ſein, die von einem Mittelpunkte ausgingen und dadurch die Ringform hervorriefen.

Aber auch noch in mancher andern Weiſe hat der Glaube des Volkes das Gras in ſeinen Dienſt geſtellt. Wollte man einem Abweſenden Schaden zufügen, ohne daß derſelbe wußte, von wem und woher das Unheil kam, ſo nahm man ein Stück Raſen, auf welchem der zu Kränkende geſtanden, und hing es in den Rauch. Die Folge hiervon ſollte ſein, daß der Betreffende ſo lange in Siechtum verfiel, bis der Raſen wieder aus dem Schornſtein entfernt war. Litt man an Kopfſchmerz, ſo galt als einfaches Mittel, ſich desſelben zu entledigen, einen Grashalm mit ſieben Knoten um den Kopf zu binden. Ein bis in die heutige Zeit erhaltener Brauch iſt das ſogenannte Halmziehen, welches darin beſteht, daß man zur Entſcheidung eines Streites oder einer andern Angelegenheit einen von zwei halbverdeckten Grashalmen zieht; wer den kürzeren ergreift, hat verloren.

Auch Sage und Märchen beſchäftigen ſich mit dem unſcheinbaren Graſe. Nach einer altfrieſiſchen Sage ſchuf Gott die Knochen des Adam aus Steinen, das Gehirn aus Wolken, den Schweiß aus Tau und das Haar aus Gras. Von der Grasprinzeſſin erzählt das Märchen:

„Auf der Wieſe, wo das grüne Gras ſteht und die bunten Blumen wachſen, lebt eine kleine Prinzeſſin in einem niedlichen Schlößchen, das ſo klein iſt, daß ſelbſt das Gras darüberreicht. Wenn es Morgen iſt und die Sonne aufgeht und die Vögelchen aufwachen, dann wacht auch die Prinzeſſin auf und ſpringt munter aus ihrem kleinen Bettchen.

Darauf geht sie hin zum Tautröpfchen und sagt: ‚Ich will mich waschen‘; und zugleich sagt die Blume: ‚Ich will dein Waschnäpfchen sein‘. Und wenn sie sich gewaschen hat, geht sie zum Brünnchen, das sagt: ‚Ich will dein Spiegel sein‘. Und wenn sie sich frisiert und geputzt hat und so rein und so schön ist, da sagt das Blättchen: ‚Ich will dein Sonnenschirm sein‘. Die Prinzessin ist es zufrieden und geht auf der Wiese spazieren. Da kommt der Schmetterling und sagt: ‚Du sollst nicht gehen, ich will dein Pferdchen sein‘. Und der Schmetterling nimmt sie auf den Rücken und fliegt auf die Halme und auf die Blätter und schaukelt sie so lange hin und her, bis sie müde und hungrig ist. Dann trägt er sie nach Hause. Nun bringt das Bienchen Honig auf ihren Tisch, und der Goldkäfer trägt ein goldenes Löffelchen herbei, womit sie ißt. Dann macht ihr das Gras Schatten, und die Vöglein singen, daß sie schlafen kann, bis die Hitze vorüber ist. So geht es des Vormittags in dem Schlößchen der Grasprinzessin, und des Nachmittags und des Abends geht es fast noch schöner zu.“

Außer den ausführlich behandelten wichtigen Zerealien seien hier noch einige Gräser besonders erwähnt. Allgemein bekannt ist die Binse. Obgleich dieselbe manche Ähnlichkeit mit den Gräsern hat, so rechnet der Botaniker sie nur zu den Halbgräsern. Ihr Name hängt zusammen mit dem Worte binden, weil sie vermöge ihres zähen Stengels viel zum Binden benutzt wird. Sie war früher von den Elben sehr geschätzt; diese bedienten sich eines Binsenstengels, um auf demselben auf der Erde und in der Luft umherzureiten. Ein Binsenstengel brauchte von ihrer Hand nur berührt zu werden, und sofort war derselbe in ein kleines, munteres Pferdchen verwandelt. Die meist welke Spitze der Binse sollte davon herrühren, daß Gott der Blindschleiche mit derselben die Augen ausgestochen habe, oder daß ein Teufel auf diese Spitze gebannt sei. Aus dem letzteren Grunde war es auch nicht ratsam, mit einer Binse die Zähne zu reinigen; denn auf diese Weise könnte leicht ein böser Geist in den Menschen kommen, der nur schwer wieder zu entfernen wäre. Bei einigen germanischen Völkern hieß die Binse Juelhalm und wurde beim Julfeste auf die Fußböden gestreut.

Die Schmiele oder Schmele (Aira) hat ihren Namen vielleicht von den schmalen, dünnen Blättern. In Tirol benutzt man sie als Schutzmittel gegen die Wespen. Man legt zu diesem Zwecke zwei blühende Schmielen kreuzweise unter die Zunge und spricht:

„Wesp, Wesp, i bann di,
Beißt du mi, so zann (wiederbeißen) i di.“

Es findet dies seine natürliche Erklärung darin, daß jemand, der zuversichtlich ein solches Schmielenkreuz unter die Zunge nimmt, in dem guten Glauben an Schutz ruhig bleibt, wenn Wespen in seine Nähe kommen, und die Tiere nicht durch ängstliches Umherschlagen zum Stechen reizt. Gleichwie in die Spitze der Binse war der Teufel auch oft in dieses Gras gebannt oder doch von einem Besessenen in dasselbe gefahren, weil er von hier leicht in das Vieh und von diesem wieder in den Menschen

gelangen konnte. Deshalb sollte man sich auch solcher Grashalme nicht als Zahnstocher bedienen.

Das Schilf (Phragmites) ist ein am Ufer der Gewässer wachsendes hohes Gras. Das fortwährende Hin- und Herrauschen des Schilfes gibt den Teichen und Seen einen schwermütigen Charakter. Nach einer griechischen Sage ist dies fortwährende Rauschen des Schilfes dadurch entstanden, daß der Barbier des Königs Midas das Geheimnis desselben — daß er Eselsohren habe — in das Loch hineingeflüstert habe, aus dem hernach das Schilf emporgewachsen sei. Im Altertum war das Schilf, welches auch Rohr genannt wird, ein Sinnbild eines unbeständigen Menschen und des Schwachen. Deshalb gaben die Kriegsknechte dem Herrn einen Schilfstengel als Zepter in die Hand. Schilfstengel waren es, die jenes Kästchen mit dem kleinen Mose am Ufer des Nils vor dem Fortschwimmen schützten.

Allgemein bekannt ist auch der in Teichen und Sümpfen wachsende Rohrkolben (Typha). Die Kinder nennen diese Pflanze auch Bumskeule, weil sie sich mit dem kolbenförmigen Blütenstande klopfen. Im Mittelalter nannte man diese Kolben Doderkolben, weil man der Meinung war, daß der Tod mit derselben den, der am Hitzschlag starb, auf den Kopf schlüge.

In der nordischen Sage hat das Rohr eine andere Bedeutung. Als einst der Schwedenkönig Erik seinem Feinde auf dem Kampfplatz ohne Hoffnung auf Sieg gegenüberstand, gelobte er sich dem Odin und bestimmte die Zeit seines Lebens noch auf zehn Winter. Da kam Odin in der Gestalt eines großen Mannes mit einem breiten Hut herbei und gab dem König einen Rohrstengel mit dem Befehl, denselben mit den Worten „Odin hat euch alle!" über das feindliche Heer zu werfen. Als Erik den Befehl Odins vollführte, verwandelte sich das Rohr in einen Speer, der über das feindliche Heer dahinflog und dasselbe mitsamt seinem König so mit Blindheit schlug, daß König Erik gewann.

Die Ackerquecke ist die Schwester des Weizens. Aber in demselben Grade, wie letzterer geachtet und kultiviert, wird die Quecke verachtet und verfolgt. Sie ist dem Landwirt eines der lästigsten Unkräuter und wuchert mit Ausnahme des Moorbodens auf jedem Boden und saugt denselben zum Schaden der Kulturpflanzen aus. Ihre Ausrottung ist schwer; denn die langen, kriechenden Wurzeln besitzen eine außergewöhnliche Lebenszähigkeit, so daß sie sowohl dem heißesten Sonnenbrande als der Nässe längere Zeit ausgesetzt sein können, ohne ihre Lebenskraft zu verlieren. Dasselbe drückt auch der Name aus; denn derselbe kommt von dem alten Worte „quick", das soviel als lebendig heißt. Dieselbe Ableitung finden wir in dem Worte Quecksilber, welches lebendiges, munteres Silber bedeutet.

Ein ebenso lästiges und häufiges Unkraut der Saat ist die gemeine Trespe (Bromus secalinus), auch Dohrt, Dorst, Durd und Tort genannt. Nach E. Meyer liegt diesen Bezeichnungen der Begriff der Dürre und Trockenheit zugrunde. Der harte Same liegt oft 2—3 Jahre in der Erde, ehe er aufgeht; daher kommt es, daß oft, wenn man auch

den reinſten Samen ausſät, doch auf dem Acker ſich ſehr viele Treſpe einfindet; dieſes iſt beſonders in naſſen Jahren der Fall, wo das Korn an niedrigen Stellen ſehr zurückbleibt, und der Treſpenſame ſich beſſer entwickelt und aufgeht. Hierdurch iſt der Aberglaube entſtanden, daß Roggen oder Weizen ſich in Treſpe verwandle.

Ferner ſei noch des niedlichen Zittergraſes (Briza media) gedacht, welches wegen ſeiner zierlichen, leichten Geſtalt ein Liebling vieler geworden iſt. In früherer Zeit hieß es Liebes- oder Jungfrauengras. Wie H. Bock mitteilt, hatten „die Maidlin ihre Kurzweil daran", indem ſie es zum Liebesorakel benutzten. Und dazu eignen ſich auch die glänzend-braunen, herzförmigen Ährchen an den haardünnen Stielen ſehr gut.

Sehr zerſtreut kommt bei uns das Feder- oder Reihergras vor, welches in Ungarn Waiſenmädchenhaar heißt. Fr. Wönig ſchreibt von dieſem in der „Pußtenflora": Die Steppe gewährt einen reizvollen, zauberhaften Anblick, wenn zur Blütezeit im Mai das leuchtende Gold der warmen Frühlingsſonne über das flutende, ſilberne Grannenmeer hinzittert, wenn es der Glanz des Mondes bald mit bleichen, bald mit violetten Lichtern magiſch verklärt, wenn es die purpurne Morgenröte gleichſam in Ströme roten, wallenden Blutes verwandelt. Die erſten blühenden Halme ſammelt der junge Roßhirt und bringt ſie ſeinem Lieb als Zeichen ewiger Treue. Er ſelbſt aber ſchmückt mit den langen weißen Fäden des Reihergraſes ſeinen Hut.

An dem Hute trag als Schmuck ich
Einen Strauß von Waiſenmädchenhaar.
Eine Waiſe iſt das Mädchen,
Die ich liebe ewig, treu und wahr.
Jenes hab' ich auf der Pußta,
Auf der Pußta mir gepflückt,
Dieſes wählt' ich mir im Dorfe,
Weil's mein ganzes Sein beglückt.

---

160. Die Blumenbinſe.

(Butomus umbellatus.)

Die Blumenbinſe oder Schwanenblume war die Lieblingspflanze der Blumengöttin Flora. Über ihre Entſtehung wird folgendes erzählt:

„Der blühende Jüngling Azis hatte ſich die Galathea, die ſchönſte aller Nymphen, zu ſeiner Braut erkoren und liebte ſie mit der ganzen Glut ſeines Herzens. Auch Galathea war ihm herzlich zugetan, und manche fröhliche Stunde hatten ſie beide in ſeliger Gemeinſchaft verſcherzt und vertändelt. Doch der rieſige Zyklop Polyphem liebte die reizende Nymphe auch, und da alle ſeine Bemühungen um die Gunſt derſelben

von dieſer mit Spott und Hohn zurückgewieſen wurden, verwandelte ſich ſeine Zuneigung in tötlichen Haß.

Einſt erblickte er das ſchöne Paar ſcherzend und koſend in dem Schatten eines Hains. Eiferſucht erfüllte ihn, und voll Ingrimm warf er einen ungeheuern Felsblock nach den beiden Glücklichen. Der göttlichen Nymphe gelang es, dem tödlichen Wurfe auszuweichen, ſie tauchte in die nahe Flut und entſchwand; doch der liebliche Jüngling war getroffen und unter dem Felsblock begraben. Auf Bitten der Galathea wurde er in einen Bach gleichen Namens verwandelt, der unter dem Felſen plätſchernd hervorſprudelte. In den murmelnden Wellen des klaren Bächleins erſchien der unglückliche Azis ſelber, aber verwandelt in die ſchöne, roſenrote Blumenbinſe. Zwiſchen hochaufgeſchoſſenem Schilf erhebt er auf ſchlankem Stengel ſein jugendſchönes Blumenhaupt. Wie in ſüßen Träumen wiegt er es hin und her und neigt es hinab zu den rauſchenden Wellen, heimliche Zwieſprache haltend mit der ihn beſuchenden treuen Nymphe Galathea."

---

161. Roter Wieſenklee.

(Trifolium pratense.)

Der Name Klee, althochdeutſch chlêo, mittelhochdeutſch kle, holländiſch klaver, engliſch clover, niederſächſiſch klever, heißt ſo viel wie Spaltblatt und hängt zuſammen mit klieben, niederdeutſch klöwen, d. i. ſpalten; er bezieht ſich auf das dreizählige Blatt, welches gleichſam in drei Teile geſpalten iſt. In Thüringen heißt er Dreiblatt und in Schwaben und in der Schweiz in Beziehung auf ſeine Bedeutung als Maſtfutter Herrgottsbrot, Himmelsbrot und im Hinblick auf ſeine ſüßen Blumen Zuckerbrot und Zuckerbrödli.

Die Dreizahl der Blätter zeichnet die Pflanze vor vielen anderen aus und war die Veranlaſſung einer beſonderen Beachtung derſelben; den keltiſchen Prieſtern, den Druiden, war der Klee eine heilige Pflanze, und bei den alten Römern waren Kleeblätter ein Symbol des Sommers. In einem Grabmale in der Nähe Roms, wo Gipsfiguren die Jahreszeiten darſtellten, trug der Sommer ein Kleeblatt. Fromme Chriſten fanden in der Dreizahl der Blätter ein Sinnbild der heiligen Dreieinigkeit, und im Mittelalter galten Kleeblätter für ein Symbol der in Demut harrenden Minne, ſowohl der irdiſchen als der Gottesminne. In der Ornamentik der gotiſchen Baukunſt hat das Kleeblatt eine ungemein häufige Verwendung erfahren, und noch heute wählt man das „Kleekreuz" (ein Kreuz, deſſen vier Enden die Form der Kleeblätter haben) zu Leichenſteinen. Das Dreiblatt des kriechenden Klees (Tr. repens) iſt das Nationalzeichen der Irländer und wird zu Ehren ihres Schutzheiligen St. Patrick, der es dazu erhoben, viel getragen. Wie die fromme Sage erzählt, konnten die heidniſchen Iren die Lehre von der Dreieinig-

keit nicht faſſen, bis ihr Apoſtel, der heilige Patrick, ein Kleeblatt pflückte und ihnen den Begriff an den drei Blättern, die einem Stiele entwachſen, veranſchaulichte und erläuterte.

Mit dem Naturgefühl der Deutſchen iſt der Klee ſeit alter Zeit auf das innigſte verbunden. Die mittelalterlichen Minneſänger wurden nicht müde, den Klee in ihren Liedern immer wieder zu preiſen; er bildete den Teppich der Wieſen und Auen, den bunte Blumen durchwirkten. Die Zuſammenſtellung „bluomen unde klê" iſt eine häufig wiederkehrende. So ſingt Walter von der Vogelweide:

„Ich ſaß auf einer grünen Höh',
Da ſproßten Blumen auf Klee."

Und in dem Gedicht „Frühlingserinnerungen" heißt es:

„Da ſah ich Blumen ſtreiten mit dem Klee,
Wer wohl länger wäre."

Chriſtian von Hamle ſchließt ein Lied mit dem Ausruf:

„So grünet mein Herz wie junger Klee!"

Wie in früherer abergläubiſcher Zeit jede unregelmäßige und auffallende Bildung im Pflanzenreich für einen Fingerzeig Gottes auf die der Pflanze eigene Wunderkraft galt, ſo wurde auch das vierblätterige Kleeblatt als eine in die Augen fallende Abweichung von der Regel als ein ſolcher Hinweis angeſehen. Das vierblätterige Kleeblatt ſtand im hohen Anſehen und gilt überall noch heute als ein glückbringendes Zeichen, an welches ſich mancherlei Aberglaube knüpft. Wem es unbewußt vor Antritt einer Reiſe in die Kleider genäht wird, den bewahrt es vor Unfall und Gefahr und gibt ihm Heil und Segen zu ſeinem Vorhaben. Auch der Spieler ſuchte ſich die geheimnisvolle Kraft zunutze zu machen, indem er es beim Spiel bei ſich trug. Um die Wunderwirkung des Krautes noch zu erhöhen, muß man es im Geſangbuch ſonntäglich mit in die Kirche nehmen.

Daß das vierblätterige Kleeblatt auch in der Hexerei und allen ſonſtigen Zauberkünſten eine Rolle ſpielt, iſt bei dem hohen Anſehen, in dem es ſtand, nicht zu verwundern; es galt für ein wirkſames Mittel, ſolche zu offenbaren und aufzuheben. So wird von Rottweil in Schwaben folgendes erzählt: Einſt hatte ſich daſelbſt ein ſogenannter Schwarzkünſtler eingefunden; er verrichtete vor der verſammelten Menge ſtaunen- und grauſenerregende Taten. So ſchlüpfte er durch eine Eiche und beſchritt ein hohes Seil, während er einen ungeheuern Baum auf der Naſe balancierte. Es war unter den Zuſchauern kein Zweifel, er ſtand mit dem Teufel im Bunde; wie ſollten ihm denn ſonſt ſolche Sachen gelingen! Zufällig kam eine Magd mit einem Korbe Klee an dem Schauplatz vorüber; ſie hatte auf dem Felde ein vierblätteriges Kleeblatt gefunden und trug es ſtolz in der Hand. Als ſie die ſtaunenden Geſichter der Zuſchauer ſah, konnte ſie nicht anders, als herzlich laut über ihre Täu-

schung lachen; denn der vermeintliche Baum auf der Nase war nur ein schwankes Gertchen. Sie klärte die Leute über den Betrug auf, und schon drohte sich der Unwille des Volkes gegen den Künstler zu wenden, als dieser der Magd geschickt das Kleeblatt entwendete und dieser nun vorzauberte, sie müsse durch einen tiefen Bach waten. Die Magd gebärdete sich mit einemmal ganz unverständlich für alle Umstehenden und traf so eigentümliche Veranstaltungen, daß der Zauberer alle Lacher auf seiner Seite hatte.

Noch in mancher andern Sage nimmt das vierblätterige Kleeblatt eine nicht unbedeutende Stelle ein; doch wir erinnern hier nur noch an eine Geschichte, wie es seinen glücklichen Finder vor dem sicheren Tode bewahrt hat. Nach mancherlei trüben Erfahrungen und bitteren Mißgeschicken faßte ein Mann den Entschluß, die alte Heimat zu verlassen und in der Neuen Welt das Glück zu versuchen. Der Fahrschein war bereits gelöst, und in kurzer Zeit sollte die Abfahrt beginnen. Die wenige Zeit wollte der Scheidende noch benutzen, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen. Er durchwanderte die Straßen und kam auch in einen botanischen Garten. Hier gewahrte er plötzlich ein vierblätteriges Kleeblatt, und weil er hierin ein glückliches Vorzeichen für seine Reise sah, betrat er das Beet, um sich das Blatt anzueignen. Doch ein Aufseher, der in der Nähe weilte, bemerkte dieses, und weil es mit den in dem Garten geltenden Bestimmungen in Widerspruch stand, veranlaßte er den Fremden, ihm zur Direktion zu seiner Verantwortung zu folgen. Doch nun war es auch die höchste Zeit geworden, daß der Europamüde sich nach dem Hafen verfügte; denn die Stunde der Abfahrt seines Schiffes war gekommen. Allein der Aufseher führte in treuer Pflichterfüllung den lebhaft Protestierenden zunächst vor seinen Richter, und während dieser Zeit dampfte das Schiff von dannen. Im höchsten Grade mißmutig und bitter klagend über die versäumte Zeit sah er sich genötigt, auf ein anderes Schiff zu warten. Ärgerlich hatte er das glückbringende Kleeblatt von sich geworfen; war dasselbe doch an allem Unheil schuld. Und trotzdem war der Fund des Blattes für ihn von größtem Segen; denn nach einiger Zeit lief die Nachricht ein, daß sein Schiff mit sämtlicher Mannschaft bei einem heftigen Sturm im Kanal verunglückt sei.

Der Anbau des Klees als Futterpflanze, welcher uns heute so selbstverständlich und für die Viehzucht so unentbehrlich erscheint, stammt erst aus dem achtzehnten Jahrhundert; er ist zumeist durch die rastlosen Bemühungen von J. Christian Schubert (1734—1787) bekannt und eingeführt worden. Dieser Apostel des Kleebaues, welcher durch die Einführung desselben eine völlige Umwälzung der damaligen Landwirtschaft hervorrief, hatte einen sehr wechselvollen und unsteten Lebenslauf. Er war anfangs Leinweber, dann Kopist und Sekretär und erwarb 1769 das Rittergut Würchwitz bei Zeitz, zu welchem er später noch Pobles und Kreischa kaufte. Hier führte er zuerst den Kleebau und das Gipsen ein; sein Schriftchen: „Zuruf an alle Bauern, welche Futtermangel leiden", in welchem er den Futterkräuterbau empfahl, trug seinen Namen in die

weiteſten Kreiſe, zumal er dasſelbe in zahlreichen Exemplaren unentgeltlich verteilte. Die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften krönte die Schrift mit einem Preiſe, und Kaiſer Joſef II. erhob ihn unter dem Namen „Edler von Kleefeld“ in den Adelsſtand.

Die Befruchtung des Klees zeigt uns ſo recht, wie in dem Organismus der Natur eins in das andere greift, und wie das eine dem andern dient. Darwin fand, daß der rote Klee nur durch den Beſuch von Bienen befruchtet wird. Es ergaben 100 freiwachſende Exemplare roten Klees 2700 Samen, während die gleiche Anzahl von vor Immen geſchützten Kleepflanzen nicht einen trug. Unter der kleinen Zahl von Immen, welche den Klee überhaupt beſuchen, teils um Honig, teils um Pollen zu ſammeln, nehmen die Hummeln den erſten Platz ein. Wo daher die Hummeln ſelten ſind oder fehlen, wird der rote Klee weniger fruchtbar und, ſoweit er wild wächſt, weniger zahlreich ſein, als wo es viele Hummeln gibt. Die Hauptfeinde der Hummeln ſind aber die Feldmäuſe, welche die Hummelneſter aufſuchen und zerſtören. Wo viele Feldmäuſe ſind, werden daher die Hummeln ſich ſparſam vermehren; wo aber die Feldmäuſe durch irgendein Raubtier ſtark vertilgt werden, da können die Hummeln gut fortkommen und den roten Klee reichlich zur Befruchtung bringen.

So hängt die Fruchtbarkeit des roten Klees und ſomit ſeine Häufigkeit im wilden Zuſtande indirekt von der Häufigkeit mäuſevertilgender Tiere ab, alſo beiſpielsweiſe in England von der Zahl der Hauskatzen.

Rätſel.

Die erſte blüht im weiten Raum
Der lachenden Gefilde,
Die zweite zeigt uns Buch und Baum,
Auch iſt's ein Stück vom Wilde;
Das Ganze dienet weit und breit
Zum Sinnbild der Dreieinigkeit.

Nach Kellner.

Herrgottsbrot. (Rotblühender Klee.)

Herrgottsbrot, Herrgottsbrot,
Blühſt im Klee ſo rund und rot;
Manna wächſt auf allen Fluren
Für viel tauſend Kreaturen,
Keine leidet Hungersnot.

Bienchen irrt, Mückchen ſchwirrt,
Bis da ſatt ein jedes wird,
Falter, der im Felde gaukelt,
Käfer, der am Halme ſchaukelt,
Jedes zecht bei ſeinem Wirt.

Kindelein, greif nur drein,
Dein ſoll auch dies Blümchen ſein,
Läßt dich aus verborgnen Flaſchen
Honig ſchlürfen, Zucker naſchen,
Gelt, das ſchmeckt ſo wunderfein?

Herrgottsbrot, Herrgottsbrot,
Nein, da hat es keine Not,
Manna wächſt auf allen Fluren
Für viel tauſend Kreaturen,
Das der Herrgott ſelber bot!

Karl Gerok.

Das Vierblatt.

(Ein Ereignis aus der Schlacht bei Königgrätz.)

Heiß war der Tag, doch noch heißer die Schlacht;
Wie hat sie geblitzt, gedonnert, gekracht!

Auf off'nem Kleefeld im freien Tal
Hielten und harrten wir still aufs Signal.

Wahrlich, uns war nicht lustig zumut,
Von drüben schossen sie allzugut.

Hier fiel ein Mann, und dort fiel ein Mann,
Jeder wohl dachte: Jetzt kommst du daran.

Jedem wohl pochte nicht schlecht das Herz;
Auch ich schaute betend still niederwärts

Und dachte: „Was wird aus Weib und Kind!"
Und plötzlich, denkt, was ich vor mir find'!

Grad auf der Stelle, wohin ich seh',
Werd' ich ein Vierblatt gewahr im Klee. —

„Ein Vierblatt", denk' ich, „bedeutet ja Glück!
Pflück's deinen Lieben." — Und als ich mich bück',

Pfeift eine Kugel, genau wo ich bin,
Kaum vier Fuß über den Boden hin —

Und zugleich bricht zusammen, hinter mir grad',
Zum Tode getroffen ein Kamerad.

Herm. Allmers.

---

162. Sumpfdotterblume und Wiesenschaumkraut.

(Caltha palustris et Cardamine pratense.)

Die Namen beider Pflanzen sind so leicht verständlich, daß wir davon absehen, eine Erklärung zu geben. Sage und Volksglauben haben sich ihrer nicht bemächtigt, doch in einer alten Volkssitte, deren Ursprung in die heidnische Vorzeit zurückführt, haben beide Verwertung gefunden.

In einigen Gegenden Hannovers werden zum lieblichen Pfingstfeste nicht nur die Häuser und Wohnungen mit frischen Maien geschmückt, sondern es findet auch von der Schuljugend ein eigentümlicher Umzug statt, der an die Feste zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara erinnert. Die Knaben wählen sich nämlich einen Maigrafen oder „Vizemeier" und hüllen denselben ganz in grünes Laub. Eine Krone, nur aus Dotterblumen und Wiesenschaumkraut angefertigt, schmückt sein Haupt, und buntfarbige Bänder wallen von der Spitze derselben auf den Erdboden herab. Den Vizemeier in der Mitte, zieht die muntere Schar der Knaben von Haus zu Haus. Vor jeder Tür hält der Zug. Alsdann tritt der Erwählte des Tages hervor und führt unter dem dort angebrachten Mai-

baume seinen Reigen auf, bei dem er mit einem Degen nach den grünen Zweigen schlägt. Die begleitende Menge stimmt während der Zeit einen eintönigen Gesang an, der mit einem schrillen Mißton endet. Nach Empfang einer Gabe zieht die fröhliche Schar weiter, bis das letzte Haus des Dorfes von ihnen besucht worden ist. Nach beendetem Rundgang aber werden bei heiteren Spielen die Gaben, welche freundliche Hände ihnen boten, je nach ihrer Art vertan. (Vgl. Schwertlilie.)

163. Die Feigwurz.

(Ficaria ranunculoides.)

Die Namen Feigwurz und Scharbockskraut deutet schon Camerarius, indem er schreibt: „Die Erfahrung gibt, daß dieses Kraut eine absonderliche Eigenschaft habe, die Feigwarzen zu vertreiben — dannenhero es auch den Namen führet — so man die frische Wurzel mit Blättern zerstoßet und überlegt oder das Pulver darauf streut. Die Wurzel, wohl zerstoßen und mit einem süßen gebratenen Apfel vermischt und wie ein Pflaster übergeschlagen, stillet wunderlich die Schmerzen der Feigwarzen.“ Die Pflanze müßte also eigentlich Feigwarzenwurz heißen; doch ist hieraus die verkürzte Form Feigwurz geworden. Camerarius teilt ferner mit: „Die Blätter dieses Krautes unter dem Salat gegessen, sind gut wider den Scharbock“. Darum also Scharbockskraut. Das Wort Scharbock aber ist aus Skorbut entstanden, das zuerst niederdeutsch scharbûk (bûk = Bauch) wurde und sodann in das Hochdeutsche als Scharbock mit volksetymologischer Anlehnung an Bock überging. In Österreich heißt die Pflanze Erdgerste und Himmelbrot. Die Namen knüpfen an die Eigentümlichkeit an, daß die flachliegenden kleinen Wurzelknollen durch einen heftigen Regen bisweilen bloßgelegt werden und dann wie Gerstenkörner den Boden bedecken. Plötzlich und unerwartet sind sie da, wie Brot, das der Herrgott selbst aus dem Himmel auf die Erde ausgestreut hat. Nach der Blütenform nennt der Schwabe unsere Pflanze Sternblümle.

164. Die Herbstzeitlose.

(Colchicum autumnale.)

Die Herbstzeitlose ist eine der letzten Blumengaben, welche Flora uns im Laufe des Jahres spendet. Weil sie so zur Unzeit blüht, hat sie den Namen Zeitlose empfangen. Die alten Kräuterkundigen, die das Leben dieser Pflanze noch nicht genügend erforscht hatten, waren der Meinung, die Frucht erscheine vor der sich erst im Herbste zeigenden Blüte, und nannten sie deshalb Filius ante patrem, der Sohn vor dem Vater. Der sehr giftigen Zwiebel gaben die Alten den Namen Ephemeron, weil sie glaubten, daß der Genuß derselben noch an demselben Tage den Tod herbeiführe. Nach einer Sage verjüngte Medea

bei der Rückkehr der Argonauten den alten Jason, König von Jolkus, durch einen Zaubertrank, von dem einige Tropfen zur Erde fielen, aus denen die Herbstzeitlose emporkeimte, welche ursprünglich aus Kolchis am Schwarzen Meere stammen soll und hiernach auch ihren botanischen Namen Colchicum erhielt.

Die Herbstzeitlose erinnert durch ihre Gestalt und Form an die ersten Frühlingsblumen in unseren Gärten, an den Safran, und da sie im nächsten Frühjahr erst Blätter und Früchte treibt, so reicht in der Herbstzeitlose gleichsam das eine Jahr dem andern die Hand.

Herbstzeitlose.

I.

Blühst du wieder, Herbstzeitlose,
Blaßgefärbte, düftelose,
Großgewiegt vom rauhen Wind,
Du, des Sommers letztes Kind?
Blühst auf herbstlich feuchten Matten
In des Waldtals stillen Schatten,
Wo die grauen Weiden stehen,
Wo die leisen Bächlein gehen.
Blühst auf blumenleeren Auen
Nicht zum Pflücken, nur zum Schauen,
Arm an Reiz und klein von Wuchs,
Nackt und bar des Blätterschmucks.
Sollst ja Gift im Kelche führen,
Ich bekam es nie zu spüren,
Fühle nur ein süßes Weh,
Wenn ich deine Farben seh'.

Wenn im Lenz die Veilchen blühen,
Rosen duften, Nelken glühen,
Mitten in des Jahres Pracht, —
Niemand hätte deiner Acht.
Aber nun das Jahr im Sterben,
Schon die Wälder sich entfärben:
Vom geschor'nen Wiesenplan
Blickst du mich noch tröstlich an.
Lenz und Sommer sind verronnen,
Durchgeschwelgt des Jahres Wonnen,
Vom verrauschten Freudenfest
Schlürf' ich noch den letzten Rest.
Schlürf' aus diesen kleinen Kelchen
Mit dem zarten Fußgestellchen
Noch zum Schluß mit stillem Dank
Wehmutsvoll den Abschiedstrank.

Karl Gerok.

II.

Blattlos in des Herbstes Sonnenstrahl
Schmückt sie Anger und Wiesental.
Der Himmel weiß, sie ist geduldig,
Bleibt ihr das grüne Röcklein schuldig.

Joh. Trojan.

III.

Die letzte von den tausend Blüten allen
Blüht jetzt, die Herbstzeitlose, auf der Flur,
Als fände sie ein einziges Gefallen
Allein zu stehn im Sterben der Natur,
Da Ernst und Trauer durch die Räume wallen,
Das Land erschauert unterm Todeskuß,
Läßt ihre Blüte auf das Lager fallen
Der müden Mutter sie als — Scheidegruß.

E. J. Kastner.

165. Die Orchideen.

(Orchideae.)

Die Orchideen, die ein Blumenfreund die „Ariſtokraten unter den Pflanzen" genannt hat, bilden den ſchönſten Schmuck unſerer Wieſen und Laubwälder. Durch die wunderbaren Formen der Blüte, die ſeltene Farbenpracht, den ſtarken Duft ſo mancher Arten und die eigentümliche Geſtaltung der Knollen haben ſie von jeher die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf ſich gezogen und das Nachdenken und die Phantaſie des Volkes angeregt. Unter den heimiſchen Orchideen ſteht der prachtvolle Frauenſchuh voran mit einer Blume, deren Unterlippe in einen goldgelb gefärbten ſchuhartigen Sack umgewandelt iſt, während die übrigen Teile wie purpurgefärbte Bänder ihn zieren. Dann folgen die ſeltſamen Inſektenträger: die Fliegen-, Bienen-, Hummel- und Spinnenorchis, deren Namen auf die auffallende Bildung der Blüte hinweiſen. Von der fliegentragenden Orchis ſagte ſelbſt Vater Linné, daß ſie einer Schmeißfliege ähnlich ſei, der nur das Geſurr fehle. Die ſchmarotzende Neſtwurz (Neottia nidus avis) dagegen erſchien dem berühmten Orchideenkenner Reichenbach wie „ein braunes Geſpenſt zwiſchen den friſchgrünen Pflanzen".

Der Name Orchis ſtammt aus dem Griechiſchen und bezieht ſich auf die rundliche Form der Knollen. Dieſe runden Körper galten als ein Symbol der Fruchtbarkeit, und hierauf beziehen ſich die Namen Heiratswurz und Knabenkraut.

In manchen Gegenden heißt die Blume Kuckucksblume, weil ſich an ihr häufig der Saft der Schaumzikade findet, den man für Kuckucksſpeichel hält.

Die Griechen ſchätzten ſie als Lieblingsblume der Ceres und ſchmückten ihr Bildnis damit. Sie waren der Meinung, die Göttin bediene ſich derſelben als Schuh, wenn ſie ſegnend über die Felder ſchreite. Man nannte unſern Frauenſchuh deshalb „Weltſandale". Im germaniſchen Altertum war die gefleckte Orchis (Orchis maculatum) der Göttin der Liebe, der Frigga, geweiht. Sie reichte auf ihren Umzügen den Jünglingen und Mädchen Orchideen dar, welche deshalb auch Friggagras genannt wurden. Als ſpäter das Chriſtentum in Deutſchland Eingang gefunden hatte, wurde die Orchis mit ihren geheimen Kräften in den Marienkultus verwoben, und der Aberglaube hielt dieſe Pflanze lange in ſeinen Dienſten. Aus der Orchidee, die zur Zeit des Heidentums als Weltſandale oder Venusſchuh bezeichnet worden war, wurde in chriſtlicher Zeit Marienſchuh und in einigen Gegenden Herrgottsſchuh, die gefleckte Orchis wurde Marientränе oder Unſrer lieben Frauen Zähre genannt; denn man meinte, die ſchwarzen Flecke der Blätter ſeien durch die heißen, bitteren Tränen der Maria entſtanden, welche auf dieſelben gefallen. Die ſpinnenähnliche Orchis (Ophrys arachnites) heißt in Schwaben auch der Totenkopf von Urach. Von ihr geht die Sage, ſie ſei durch den Tod des gekrönten Dichters Nik. Friſchlin entſtanden. Er hatte eine freimütige Rede ge-

bei der Rückkehr der Argonauten den alten Jason, König von Jolkus, durch einen Zaubertrank, von dem einige Tropfen zur Erde fielen, aus denen die Herbstzeitlose emporkeimte, welche ursprünglich aus Kolchis am Schwarzen Meere stammen soll und hiernach auch ihren botanischen Namen Colchicum erhielt.

Die Herbstzeitlose erinnert durch ihre Gestalt und Form an die ersten Frühlingsblumen in unseren Gärten, an den Safran, und da sie im nächsten Frühjahr erst Blätter und Früchte treibt, so reicht in der Herbstzeitlose gleichsam das eine Jahr dem andern die Hand.

Herbstzeitlose.

I.

Blühst du wieder, Herbstzeitlose,
Blaßgefärbte, düftelose,
Großgewiegt vom rauhen Wind,
Du, des Sommers letztes Kind?
Blühst auf herbstlich feuchten Matten
In des Waldtals stillen Schatten,
Wo die grauen Weiden stehen,
Wo die leisen Bächlein gehen.
Blühst auf blumenleeren Auen
Nicht zum Pflücken, nur zum Schauen,
Arm an Reiz und klein von Wuchs,
Nackt und bar des Blätterschmucks.
Sollst ja Gift im Kelche führen,
Ich bekam es nie zu spüren,
Fühle nur ein süßes Weh,
Wenn ich deine Farben seh'.

Wenn im Lenz die Veilchen blühen,
Rosen duften, Nelken glühen,
Mitten in des Jahres Pracht, —
Niemand hätte deiner Acht.
Aber nun das Jahr im Sterben,
Schon die Wälder sich entfärben:
Vom geschor'nen Wiesenplan
Blickst du mich noch tröstlich an.
Lenz und Sommer sind verronnen,
Durchgeschwelgt des Jahres Wonnen,
Vom verrauschten Freudenfest
Schlürf' ich noch den letzten Rest.
Schlürf' aus diesen kleinen Kelchen
Mit dem zarten Fußgestellchen
Noch zum Schluß mit stillem Dank
Wehmutsvoll den Abschiedstrank.

Karl Gerok.

II.

Blattlos in des Herbstes Sonnenstrahl
Schmückt sie Anger und Wiesental.
Der Himmel weiß, sie ist geduldig,
Bleibt ihr das grüne Röcklein schuldig.

Joh. Trojan.

III.

Die letzte von den tausend Blüten allen
Blüht jetzt, die Herbstzeitlose, auf der Flur,
Als fände sie ein einziges Gefallen
Allein zu stehn im Sterben der Natur,
Da Ernst und Trauer durch die Räume wallen,
Das Land erschauert unterm Todeskuß,
Läßt ihre Blüte auf das Lager fallen
Der müden Mutter sie als — Scheidegruß.

E. F. Kastner.

165. Die Orchideen.

(Orchideae.)

Die Orchideen, die ein Blumenfreund die „Ariſtokraten unter den Pflanzen" genannt hat, bilden den ſchönſten Schmuck unſerer Wieſen und Laubwälder. Durch die wunderbaren Formen der Blüte, die ſeltene Farbenpracht, den ſtarken Duft ſo mancher Arten und die eigentümliche Geſtaltung der Knollen haben ſie von jeher die Aufmerkſamkeit des Menſchen auf ſich gezogen und das Nachdenken und die Phantaſie des Volkes angeregt. Unter den heimiſchen Orchideen ſteht der prachtvolle Frauenſchuh voran mit einer Blume, deren Unterlippe in einen goldgelb gefärbten ſchuhartigen Sack umgewandelt iſt, während die übrigen Teile wie purpurgefärbte Bänder ihn zieren. Dann folgen die ſeltſamen Inſektenträger: die Fliegen-, Bienen-, Hummel- und Spinnenorchis, deren Namen auf die auffallende Bildung der Blüte hinweiſen. Von der fliegentragenden Orchis ſagte ſelbſt Vater Linné, daß ſie einer Schmeißfliege ähnlich ſei, der nur das Geſurr fehle. Die ſchmarotzende Neſtwurz (Neottia nidus avis) dagegen erſchien dem berühmten Orchideenkenner Reichenbach wie „ein braunes Geſpenſt zwiſchen den friſchgrünen Pflanzen".

Der Name Orchis ſtammt aus dem Griechiſchen und bezieht ſich auf die rundliche Form der Knollen. Dieſe runden Körper galten als ein Symbol der Fruchtbarkeit, und hierauf beziehen ſich die Namen Heiratswurz und Knabenkraut.

In manchen Gegenden heißt die Blume Kuckucksblume, weil ſich an ihr häufig der Saft der Schaumzikade findet, den man für Kuckucksſpeichel hält.

Die Griechen ſchätzten ſie als Lieblingsblume der Ceres und ſchmückten ihr Bildnis damit. Sie waren der Meinung, die Göttin bediene ſich derſelben als Schuh, wenn ſie ſegnend über die Felder ſchreite. Man nannte unſern Frauenſchuh deshalb „Weltſandale". Im germaniſchen Altertum war die gefleckte Orchis (Orchis maculatum) der Göttin der Liebe, der Frigga, geweiht. Sie reichte auf ihren Umzügen den Jünglingen und Mädchen Orchideen dar, welche deshalb auch Friggagras genannt wurden. Als ſpäter das Chriſtentum in Deutſchland Eingang gefunden hatte, wurde die Orchis mit ihren geheimen Kräften in den Marienkultus verwoben, und der Aberglaube hielt dieſe Pflanze lange in ſeinen Dienſten. Aus der Orchidee, die zur Zeit des Heidentums als Weltſandale oder Venusſchuh bezeichnet worden war, wurde in chriſtlicher Zeit Marienſchuh und in einigen Gegenden Herrgottsſchuh, die gefleckte Orchis wurde Marientränе oder Unſrer lieben Frauen Zähre genannt; denn man meinte, die ſchwarzen Flecke der Blätter ſeien durch die heißen, bitteren Tränen der Maria entſtanden, welche auf dieſelben gefallen. Die ſpinnenähnliche Orchis (Ophrys arachnites) heißt in Schwaben auch der Totenkopf von Urach. Von ihr geht die Sage, ſie ſei durch den Tod des gekrönten Dichters Nik. Friſchlin entſtanden. Er hatte eine freimütige Rede ge-

halten und ſaß infolge derſelben auf Hohenurach gefangen. Um ſich zu befreien, drehte er aus ſeinem Betttuch ein Seil und ließ ſich über die Mauer hinab; aber leider war es zu kurz, er ſtürzte zwiſchen die Felſen hinab, und man fand ihn mit zerſchmettertem Haupte am 20. November 1590. An jener Stelle aber erblühte der Totenkopf.

Auch die handförmigen Wurzeln gaben Anlaß zu abergläubiſcher Deutung. War die Wurzel weiß, ſo nannte man ſie Marienhand, Gotteshand oder Unſrer lieben Frauen Händlein; war ſie aber ſchwarz, ſo hieß man ſie Teufelshand oder Satansfinger. Wenn man beide Wurzeln zu gleicher Zeit unter einer Orchidee fand, ſo legte man ſie wohl aufs Waſſer, wobei man mit Grauſen ſah, wie die weiße Wurzel ſchwamm, während die ſchwarze unterging. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich einfach aus dem Umſtande, daß die Orchideen neben der friſchen diesjährigen, vollſaftigen Wurzel noch die zuſammengeſchrumpfte vorjährige haben. Den alten Kräuterkundigen war aber dieſer natürliche Unterſchied der beiden Knollen nicht bekannt, ſie glaubten deswegen, zwei verſchiedene Eigenſchaften in dem Safte der Knollen entdecken zu müſſen, die in ihrer Wirkung einander entgegengeſetzt wären wie Gift und Gegengift.

Über verſchiedene abergläubiſche Gebräuche berichtet R. Pieper in ſeiner „Volksbotanik“ folgendes: Soll ein krankes Glied geſund werden, ſo muß man es mittags am Johannistage mit der Gotteshand beſtreichen, und zwar muß man den erſten Strich quer über das Glied und den zweiten vom Körper nach dem Ende des erkrankten Teiles unter Anrufen der Sonne, als Auge Gottes, ziehen. Alsdann muß das Kraut heimlich dem Kranken in die Kleider geſteckt werden und dort verbleiben, bis es in Staub zerfällt. Beſtreicht man jedoch irgendeinen Körperteil dreimal in umgekehrter Reihenfolge und Richtung mit der Teufelshand, ſo erkrankt er bald. Eine fünfteilige Hand, am Johannistage mittags 12 Uhr gegraben, iſt beſonders glückbringend. In einigen Gegenden, wie in der Niederlauſitz, müſſen die Knollen jedoch nachts zwiſchen 11—12 Uhr gehoben werden. Der Suchende hat dabei zu ſprechen:

„Ich grabe dich für mich
Zur Liebe und zum Glück!“

Handtmann erzählt von dieſen Händen: Wenn jemand von ſeiner Liebſten verlaſſen iſt und ſchweren Kummer darüber empfindet, ſo gehe er am Mittag des Johannistages zu einer ſtillen Wieſe und ziehe drei Handelwurz aus. Iſt er reines Herzens, ſo findet er an den Wurzeln eine weiße Knolle, die Hand Chriſti. Dieſe küſſe er und werfe ſie über ſich in fließendes Waſſer. Sein Kummer und Leid ſchwinden damit. Wenn der Betreffende aber unlauteren Sinnes iſt, ſo findet er Teufelshände. Dann mag er in ſich gehn, übers Jahr wiederkommen und ſein Heil nochmals verſuchen. Gräbt man mittags am 24. Juni eine Handelwurz aus, ohne ſie jedoch mit den Fingern zu berühren, und trägt ſie bei ſich, ſo hat man Glück im Spiel und ſtets Geld im Beutel. Im Hauſe darf man ſie aber nicht aufbewahren, ſonſt ſchwindet den Kühen die Milch.

Die tropiſchen Orchideen ſind erſt durch A. von Humboldt und Bonpland zu uns gekommen und wurden als wahre Wunder angeſtaunt. Ihre Schönheit und Pracht ſchildert Schenkling-Prévôt im „Univerſum“ in anziehender Weiſe: Schon bei den Ophrysarten unſrer Wälder finden wir das Bild der Biene, der Fliege, der Spinne nachgeahmt; unter den Tropen aber ſcheinen an Stelle der Blüten große, buntgefärbte Schmetterlinge mit ausgebreiteten Flügeln und langen Fühlfäden (ſo Oncidium papilio von der Inſel Trinidad) zu ſchweben, glänzende Käfer ſcheinen, Honig naſchend, den Saugrüſſel in den geöffneten Kelch der Blumen zu tauchen. An einer andern Stelle wähnt das Auge ein Kolibripärchen in zärtlichſter Innigkeit zu erblicken, aber es iſt nur ein Kolibri, welcher, angezogen von Blütenduft und Blütenhonig, den Nektar nippt, den ihm die Natur aus dem wundervollſten Kelche, ſeinem treuen Ebenbild im Pflanzenreich, kredenzt. Bald ähnelt die Blüte dem niedlichſten Pantoffel mit Band und Schleifen, Rubinen, Smaragden, Topaſen und andern Kleinodien geſchmückt, wie ſie lieblicher kaum die Märchenpoeſie von „Tauſendundeiner Nacht“ hervorzaubern kann; bald ſcheint die Ähre die niedlichſten Nippſachen von Porzellan zu tragen. Acineta humboldtii gleicht auffallend einem Totenkopf, der aus einer braunen Mönchskapuze hervorſchaut; am ſeltſamſten ſcheint Uropedium lindenii, bei welcher die drei inneren Blätter der Blütenkrone in lange, lineale, bis zum Boden herabreichende Zipfel verlängert ſind. Faſt unendlich in Farben- und Geſtaltverſchiedenheit treten uns dieſe Gebilde entgegen. „Das Leben eines Malers wäre nicht hinreichend, um, auch nur einen beſchränkten Raum durchmuſternd, die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tief ausgefurchten Gebirgstäler der peruaniſchen Andenkette zieren“, ſagt A. von Humboldt. Man hat die Falter wohl „fliegende Blüten“ genannt — „erſtarrte Schmetterlinge“ könnte man nicht unpaſſend zahlreiche Orchideenblüten nennen.

Seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts begannen engliſche und belgiſche Handelsgärtner mit der Ausrüſtung koſtſpieliger Expeditionen, um die Urwälder der Alten und Neuen Welt nach Orchideen abſuchen zu laſſen. Von den Tauſenden der Knollen, die, von den Mutterſtämmen losgeriſſen, aus ihrer ſonnigen Heimat in die Nebelatmoſphäre Englands und Belgiens verſetzt wurden, gingen freilich die meiſten zugrunde, denn die Gärtner, damals noch wenig vertraut mit den Lebensbedingungen dieſer Pflanzen, glaubten ihnen ihr Haus nicht heiß genug machen zu können. Erſt allmählich gelang es den engliſchen Gärtnern, die Kultur dieſer ſonderbaren Blumen in die rechte Bahn zu lenken, und von England aus hat ſie ſich über den ganzen Kontinent verbreitet.

Um die Wünſche der Liebhaber nach ſeltenen Arten zu befriedigen, bildete ſich eine eigene Zunft, die der Orchideenjäger, welche dem kanadiſchen Pelzjäger, als dem Ausbund aller romantiſchen Jägerei, den Ruhm wohl ſtreitig machte. Förmliche Jagdzüge wurden auf ſeltene Orchideen unternommen. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, da verſetzte die zartweiße Masdevallia tovarensis, die ein Deutſcher aus Neugranada ge-

schickt, die gesamte Liebhaberwelt, vornehmlich die englische, in die höchste Aufregung. Ein findiger Gärtner sandte seinen besten Sammler in die Heimat der Pflanze. Noch ehe dieser Caracas erreicht hatte, lernte er einen jungen Mann kennen, dem er nichts ahnend vom Zweck seiner Reise Mitteilung machte; der Eingeweihte, gleichfalls ein Orchideensammler, reiste stracks nach dem Fundort der gesuchten Masdevallia. Unser Sammler zog ohne Säumen ihm nach. In einer Indianerhütte holte er ihn ein; er schloß die Tür, holte eine Pistole hervor und erklärte: „Einer muß sterben!“ Der Konkurrent verzichtete auf die Weiterreise, und Arnold, so hieß der Abgesandte, konnte 40000 Stück der bis dahin so seltenen Orchidee nach England senden; das glänzendste Geschäft war gemacht.

Ein anderer Sammler (Micheliz) desselben Händlers (Sander) sollte nach der Heimat des um 35 Pfund Sterling gekauften und nur in wenigen Exemplaren vorhanden Dendrobium phalänopsis schröderianum fahnden. In Neuguinea fand er die Art und hatte seine Sammlung bereits verladen, um nach England zurückzukehren. Das Schiff ging in Flammen auf, und der Sammler rettete nur das nackte Leben. Auf seine Drahtung erfolgte nur ein kategorisches „Zurückgehen!“ Da mittlerweile die Regenzeit angebrochen war, machte er sich mit schwerem Herzen auf den Weg. Er hatte Glück, denn er fand viele und bessere Dendrobien — aber sie wuchsen auf einer Begräbnisstätte der Eingeborenen. Nur mit größter Mühe gelang es ihm, das reichblühende Orchideenfeld aus der Entfernung zu betrachten, und erst reiche Geschenke erweichten die Herzen der Papuas, die nun dem Weißgesicht das Sammeln gestatteten, aber nur unter der Bedingung, daß ein Götzenbild der Sammlung beigefügt wurde. Eine prachtvolle Sendung kam in London an und erregte gerechtes Aufsehen. Das Götzenbild der Papuas aber hat auf Sanders Geldschrank einen Ehrenplatz erhalten.

Es ist nicht leicht, sich einen Begriff von den Kosten einer derartigen Expedition zu machen. Der Sammler Seyler bezahlte für eine Reise von 3½ Monaten mehr als 2500 Dollar; nebenbei hatte er sich dabei durch den Splitter eines verfaulten Baumstammes den Fuß vergiftet, so daß er vier Monate lang in heftigen Schmerzen darniederlag.

So lange die Orchideen nur in den Gewächshäusern einzelner Bevorzugter ihre Blütenpracht entfalteten, war ihre Bedeutung für den gärtnerischen Handel eine sehr geringe, sagt Stein in seinem Orchideenbuch. Es klingt zwar nach etwas, wenn man hört, daß diese oder jene Orchidee mit 3000—10000, ja bis 20000 Mark bewertet wird; aber ein solcher Verkauf gehört immer zu den seltenen Ausnahmen. Soll eine Pflanze Handelswert haben, so muß sie tausendweis zu verhältnismäßig niedrigen Preisen in Umsatz kommen.

Das ist heute für die Orchideen erreicht; daß es erreicht werden konnte, beruht auf der vielseitigen Verwendbarkeit der Orchideenblüte. Kaum eine zweite Pflanzenfamilie gibt es, welche uns gleich ausdauernde Blüten liefert; denn mit wenigen Ausnahmen halten die Orchideen-

blüten auch abgeschnitten sich noch wochenlang frisch. Anderseits sind die Blüten einzelner Arten so ungemein zart, andere so farbenprächtig, dritte so duftend, daß sie förmlich einladen zur Verwendung in der Binderei.

---

166. Der Teufelsabbiß.

(Scabiosa succisa.)

Der Name dieser Pflanze wird durch folgende Sage erklärt: Einst hatte ein junger Mann mit dem Teufel einen Pakt geschlossen, daß ihm dieser die Heilkräfte aller Pflanzen offenbaren sollte. Da aber der junge Arzt zu geschickt wurde, glaubte der Teufel, er werde der Hölle zuviel Abbruch tun, und machte ihn daher blind. Der junge Mann wußte aber doch das Kraut zu finden, dessen Wurzel ihm heilsam war, und wurde sehend. Da ergrimmte der Teufel, der selbst den Vertrag gebrochen hatte, und biß die augenheilende Wurzel ab. Seitdem ist die Pflanze an der Wurzel stets wie abgebissen und führt den Namen Teufelsabbiß.

Nach anderer Lesart trieb der Teufel mit diesem Kraut solchen Unfug, daß die Mutter Gottes Erbarmen hatte und ihm die Macht nahm. Ergrimmt biß er die Wurzel unten ab, und so wächst sie noch heute.

Da sich die eigentümliche Form der Wurzel erst bei weiterer Entwickelung der Pflanze zeigt, so hieß es, vor dem Johannistage sei sie noch unabgebissen. Man bediente sich dieser Wurzel besonders als Schutzmittel gegen Zauberei und Hexen. Nach Petrus Hispanus soll diese Pflanze dem Bonifatius durch einen Engel als ein Mittel gegen Halsleiden empfohlen worden sein. Sogar auf das Gemüt der Menschen sollte die Pflanze Einfluß üben. Warf man sie bei einem Gastmahl unter den Tisch, so sollte sich Zank und Streit unter den Gästen erheben.

---

167. Der Gundermann.

(Glechoma hederacea.)

Der Stamm des Wortes Gundermann, auch Gundelrebe, Gundrebe und Donnerrebe genannt, führt nach J. Grimm auf die Schlachtenjungfrau, die altnordische Walküre Gumir, althochdeutsch Gundja, und den Gott Donar zurück, wie denn auch in alter Zeit die Pflanze besonders als Wundmittel gebraucht wurde. Nach Schmeller kommt der Stamm von dem alten Worte gund = tabes, d. h. Feuchtigkeit, her; danach bezöge sich der Name auf den Standort der Pflanze. Der Vollständigkeit wegen sei noch bemerkt, daß nach einer Mitteilung von F. Scherer in „Wahrheit und Wahn" die Pflanze nach dem Magister Gundermann ihren Namen erhalten haben soll, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig gelebt hat und auch ein namhafter Botaniker gewesen sein soll.

Wegen der blauen Blüten, in denen man die Farbe des Blitzes wiederſah, war die Pflanze dem Donar geheiligt; ſie ſchützte vor dem Gewitter und allem Zauber. Auch glaubte man, alle Hexen zu erkennen, wenn man am Walpurgistage einen Kranz von dieſer Pflanze aufſetzte und damit zur Kirche ginge. Ferner melkte man die Kühe, wenn ſie im Frühjahr zum erſtenmal ausgetrieben wurden, durch einen ſolchen Kranz, um den Milchertrag dadurch zu ſteigern und ſie vor allem Schaden in der Zukunft zu ſichern.

Auch gegen Zahnſchmerz ſollte die Gundelrebe ein Mittel ſein, und zwar ſoll ſie nach der Legende vom Herrn Jeſus ſelbſt hiergegen empfohlen worden ſein. Es wird berichtet: Als einſt Petrus ſehr heftig an Zahnſchmerz litt, ſprach der Herr zu ihm:

„Nimm drei Gundelreben
Und laß ſie deinen Mund umſchweben!“

Petrus tat nach den Worten des Herrn, und ſofort ließen die Schmerzen nach. Man nahm gewöhnlich drei Stengel der Pflanze, beſtrich damit die ſchmerzende Stelle und hing ſie dann im Schornſtein auf.

---

168. Der Sonnentau.

(Drosera rotundifolia.)

Die Blätter der Pflanze ſind auf der oberen Seite und am Blattrand mit geſtielten Drüſen beſetzt, welche im Sonnenſchein wie helle Tautropfen erglänzen und Veranlaſſung zu dem Namen Sonnentau gegeben haben. In dem Kräuterbuche von Dietrichs vom Jahre 1737 heißt es: „Die Pflanze iſt Sonnentau genannt, ſintemalen das Kräutlein auch bei dem Sonnenſchein und zu jeder Zeit mit ſchönen hellen Waſſertröpflein gefunden wird, als wenn es darauf getauet hätte.“

Die waſſerhellen Abſonderungen der Drüſen, welche im Sonnenſchein glänzen und ſchimmern, wurden früher für Tau gehalten, und in Erinnerung an das betaute Fell des Richters Gideon (Richter 6, 37. 38) heißt die Pflanze in Schwaben Gideonswurz. Die vermeintlichen Tauperlen ſelbſt nannte man Tränen der Frigga und in ſpäterer Zeit, als die Bedeutung der Frigga ſchwand, und chriſtliche Anſchauungen und Vorſtellungen die frommen Landleute erfüllten, Tränen der Maria. Am Niederrhein führt die Pflanze den Namen Fricktau oder Brockkraut, d. i. Brunſtkraut; ſie wird den Kühen unter das Futter gemiſcht und gilt als Reizmittel des Geſchlechtstriebes. Aus letzterem Grunde nennt man in Mecklenburg unſere Pflanze Bullkrut.

Der lange anhaltende „Tau“ hatte auch die Augen der Alchimiſten und Deſtillatoren auf ſich gezogen, ſie ſahen in dieſer Abweichung vom Gewöhnlichen ein „groß Miraculum Dei“ und wußten ihn mitſamt der Pflanze bei ihren geheimnisvollen Arbeiten zu verwenden. Kimrath berichtet hierüber: „Legſt du das Kraut in ein Glas mit Wein, da ein

Gift vermischt ist, alsbald soll das Glas zerbrechen. Ist aber das Gefäß steinern oder aus Alabaster oder dergleichen, so wird der Wein also stark siedend, als wäre ein gewaltig Feuer darunter, daß auch der Wein herausspringt.“ Auch Arzeneien wurden aus den betauten Blättern der Pflanze bereitet, welche Linderung und Heilung gegen Kopfschmerz, Stiche des Herzens, Krebs, Leberleiden usw. gewähren sollten. Ein früher unter dem Namen Goldwasser (Aqua auri) viel angepriesenes und berühmtes Universalmittel bestand größtenteils aus den Blättern dieser Pflanze.

Wie Wermut war auch der Sonnentau ein wichtiges Kräutlein für die Jäger; wer ihn bei sich trug, hatte einen so sicheren Schuß, als wenn er eine Freikugel in seiner Büchse hätte; doch durfte er das Geheimnis keinem Nichtjäger verraten, wenn er nicht des großen Nutzens verlustig gehen wollte. Mittelalterliche Schriftsteller sagen, man solle das Kraut gegen Zauberei bei sich führen, und wer dies tue, dem vermöchten selbst seine Feinde nicht zu schaden, sondern würden ihm Freundschaftsdienste leisten.

In neuerer Zeit ist der Sonnentau durch Darwins veröffentlichte Beobachtungen über „insektenfressende Pflanzen“ zu einer ebenso interessanten wie gesuchten Pflanze geworden. Wie schon eingangs bemerkt, sind die oberen Blattseiten und der Blattrand mit weichen, weinroten, an dem freien Ende kolbenförmig verdickten und mit einem glänzenden Tröpfchen besetzten Wimpern bedeckt. Die untere Blattseite ist glatt und kahl und liegt auf dem feuchten, moosigen Boden auf. Die Wimpern sind von ungleicher Größe, am kürzesten sind jene, welche senkrecht vom Mittelfelde aufragen, am längsten diejenigen, welche am äußersten Rande strahlenförmig abstehen. Die kolbenförmigen Köpfchen, die Drüsen, sondern eine helle, klebrige, zähflüssige Masse ab. Wenn man einen Splitter von Glas, Kohle, Gummi oder überhaupt einen stickstofffreien Körper mit den Drüsen in Berührung bringt, so nimmt die Ausscheidung von Flüssigkeit zu, auch wird dieselbe sauer; aber es erfolgt keine Absonderung von Pepsin und keine merkbare Veränderung in der Richtung der Wimpern. Sobald aber ein kleines Insekt, welches die glänzenden Perlen für Honigtröpfchen hält, herbeigeflogen kommt, sich auf das Blatt niederläßt und dabei die Drüsen berührt, so erfolgt eine vermehrte Ausscheidung der sauren Flüssigkeit und die Absonderung eines Stoffes, welcher mit dem Pepsin in seiner Wirkung auf eiweißartige Verbindungen ganz übereinstimmt und auch als Pepsin bezeichnet werden kann. Die angeflogenen kleinen Insekten, welche an der klebrigen Flüssigkeit hängen geblieben sind, suchen sich derselben zu erledigen und mit den Beinen die zähflüssige Masse abzustreifen; dadurch besudeln sie sich aber immer mehr, verstopfen die Öffnungen der Atmungsorgane und erleiden in kurzer Zeit den Erstickungstod. Und nun beugen sich langsam die Wimpern nach einwärts, dem toten Körper zu, und im Verlaufe bis zu drei Stunden sind die sämtlichen dem gemeinsamen Ziele zugeneigt. Mit den aus den zahlreichen Drüsen fließenden Ausscheidungen wird die Beute versetzt, sie löst sich auf und wird zur Auffaugung, Ernährung geeignet. War das er-

beutete Tier von ſehr geringem Umfange, dann iſt die Auflöſung und Auffangung ſchon nach ein paar Tagen vollendet; die Wimpern heben ſich empor, ſtrecken ſich gerade und nehmen ihre urſprüngliche Lage wieder ein. Wie groß die Zahl der von dem Sonnentau erbeuteten Tiere iſt, mag danach berechnet werden, daß man einmal auf einem einzigen Blatt die Reſte (Flügel, Kiefer, Fazettenaugen, Beinſchienen) von 13 verſchiedenen Inſekten gefunden hat.

---

169. Der Ehrenpreis.

(Veronica.)

Zu dem Namen Ehrenpreis ſoll die Pflanze durch folgendes Ereignis gekommen ſein: Ein König von Frankreich litt einſt drei Jahre an einem böſen Ausſatz, von dem ihn kein Arzt befreien konnte. Zu dieſer Zeit machte ein Hirt die Beobachtung, daß ein Hirſch, der von einem Wolf gebiſſen war, ſeine Wunde durch dieſes Kraut binnen acht Tagen heilte, indem er dieſes Kraut fraß und ſich mit der Wunde auf dasſelbe legte. Als der Hirt von der traurigen Lage ſeines Königs hörte, bereitete er aus dem Ehrenpreis einen Saft und bot ihn dem König an. Der König erprobte das Mittel zunächſt an einem Fuße, den er mit dem Safte einrieb. In der Nacht empfand er an demſelben ſo gewaltige Schmerzen, daß er ſeinen Dienern zurief, nach dem Fuße zu ſehen. Zu ihrer Verwunderung gewahrten ſie, daß der Schorf von dem Fuße gefallen war. Der König rieb nun den übrigen Körper mit dem Safte ein und wurde wieder geſund. Zum Andenken an dieſe Heilung bekam die Pflanze den Namen Ehrenpreis. Auch ähnliche Namen, wie Grundheil, Heil aller Schäden, Heil aller Welt, wurden der Pflanze beigelegt.

Der botaniſche Name der Pflanze lautet Veronica. Denſelben ſoll ſie zu Ehren der heiligen Veronika führen, von der die Legende erzählt, daß ſie ihr Schweißtuch dem Herrn dargereicht habe, als er nach Golgatha hinaufging, damit er ſein Antlitz darin kühle. Zum Dank für dieſen Liebesdienſt ſoll ſich des Herrn Angeſicht darauf abgebildet haben. Die Jungfrau aber wurde vera unica virgo, d. i. die wahrhaft einzige Jungfrau, genannt. Aus dieſem vera unica ſoll veronica entſtanden ſein. Nach anderer Erklärung ſoll veronica aus dem griechiſchen phero, bringe und nike, Sieg entſtanden ſein. Die Pflanze ſollte bei allen Krankheiten Hilfe bringen.

Der Gamander-Ehrenpreis (V. chamaedrys) heißt auch Nimmerweh. Davon erzählt nach O. Dähnhardt, „Naturgeſchichtl. Volksmärchen“ das Volk ſo: Ein Waldfräulein gab einem armen kranken Tagelöhnerweib, das große Schmerzen hatte, die Blume Nimmerweh, und ſofort waren Angſt und Leiden verſchwunden. Das Weib half nun mit dem Kraute vielen Frauen und hatte dadurch großen Verdienſt. Ihr Mann freute ſich deſſen, fürchtete aber, das Waldfräulein könnte auch

anderen von der Kraft der Pflanze Mitteilung machen und so seine Einnahmen schmälern. Er suchte daher die gütige Fee auf und erschlug sie. Seine Frau, die Böses ahnte, war ihm nachgegangen und kam gerade hinzu, wie die Sterbende rief: „O Nimmerweh, blüh nimmermeh, jetzt bist du Immerweh.“ Da bat sie unter Tränen, der Pflanze wenigstens an den Nebenzweigen Blüten zu belassen. Das bewilligte das Waldfräulein und verschied. Seitdem treibt die Hauptachse des Krauts keine Blüten mehr.

Ehrenpreis.

Ehrenpreis ist eine Pflanze, die trägt Ehr'
An jedem Reis;
Die soll mir wachsen immer mehr,
Nichts ihr bringe Fahr und Sehr!
Lüfte leis,
Wieget mein Ehrenpreis!

Fr. Rückert.

---

170. Der Alant.

(Inula.)

Der Name Alant ist sehr alt, er findet sich schon im 11. Jahrhundert; er ist wahrscheinlich aus der lateinischen Benennung Inula, das von dem griechischen inaein = reinigen stammen soll, entstanden. Der wahre Alant (I. Helenium) ist nach griechischer Sage aus den Tränen der entführten Helena erwachsen, als sie auf der Insel Helena ausstieg; hier sollte er auch am schönsten gedeihen. Volksnamen der Pflanze sind Odinskopf, Odinsauge, Wodanshaupt; sie beziehen sich auf Gestalt und Farbe der Blüten, die der Sonnenblume ähnlich sind und in denen man ein Sinnbild der Sonne und des Antlitzes Wodans sah. Wie Montanus vom Niederrhein mitteilt, bildete der Alant den Hauptbestandteil des sogenannten Neunerleikrautes, aus welchem ein Heiltrank gegen allerlei Beherzung gekocht wurde. Auch in den Krautwischen (vgl. Königskerze) machte er einen Hauptbestandteil aus und wurde in der Mitte derselben, die anderen Blumen überragend, angebracht. In Nachahmung der Alten wurde die Wurzel in der früheren Arzneikunde gegen Verschleimung und Engbrüstigkeit angewandt. Nach dem Berichte des Plinius soll Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, sie täglich als magenstärkendes Mittel gebraucht haben.

Der gemeine Alant (I. Britannica) findet sich sehr häufig auf feuchten Wiesen. Er erhielt den Beinamen Britannica, weil man in ihm die Pflanze sieht, welche nach dem Berichte des Plinius ehemals auf den zwischen Germanien und Britannien liegenden Inseln in großer Menge wuchs. Die Bewohner dieser Gegenden brauchten sie als Schutzmittel gegen Halsleiden und Schlangen, doch mußte sie, um heilkräftig zu sein, vor dem ersten Donner gesammelt werden. Als Cäsar sich mit

seinem Heere in der Gegend des unteren Rheins aufhielt, traf er eine Quelle, deren Wasser so ungesund war, daß der längere Genuß desselben böse Krankheiten unter seinen Soldaten hervorrief, wogegen nur der Alant half. Schon längst war den Friesen die heilende Kraft des Alants bekannt, und sie empfahlen den Gebrauch desselben den erkrankten Römern.

---

171. Der Baldrian.

(Valeriana officinalis.)

Ob der Name Baldrian mit Baldr, dem einzigen Sohn der Frigga, dem allbeliebten und allbeweinten Gott des Lichtes, zusammenhängt, ist eine offene Frage, über welche sich die Mythologen noch nicht haben einigen können. In der germanischen Götterlehre wird die Pflanze erwähnt; die Göttin Hertha trug einen Baldrianstengel als Reitgerte, wenn sie auf ihrem mit Hopfenranken gezäumten Edelhirsch ritt. Nach Weigand ist der Name Baldrian aus der neulateinischen Bezeichnung Valeriana (von valere = gesund, kräftig sein) entstanden. Im nordischen Altertum führt unsere Pflanze nach J. Grimm wegen ihrer Heilkraft den mythischen Namen Velandsurt, d. h. Wielandswurz, nach dem göttlichen Schmied Wieland, dem Sohne des Heilgottes. Die Serben nennen sie Odoljan (von odoljeti = überwältigen), die Böhmen Odolen, und in einem Vilalied heißt es: „Wüßte jede Frau, was Odoljankraut ist, sie würde es immer sammeln, in den Gürtel nähen und bei sich tragen; dies kostbare Kraut zu vernachlässigen, warnt die Vila."

Eine merkwürdige Vorliebe zeigen die Katzen für den Baldrian; wenn die Stauden als beliebtes Volksheilmittel zum Trocknen gesammelt werden, gehen die Katzen denselben nach, wälzen sich mit großem Geschrei darauf umher und geraten durch den Geruch scheinbar in Verzückung. Aus diesem Umstande erklären sich auch die Namen Kattenkrut, Katzenkraut, Katzenlieb, Katzenwurzel u. a.

Die Heilkräfte der Pflanze waren schon früh bekannt und geschätzt; in der Achtung der Landleute steht dieselbe noch heute sehr hoch. Auch im Aberglauben spielt dieselbe eine nicht unbedeutende Rolle. Am Hochzeitstage soll der Bräutigam Baldrian in der Tasche tragen. Vereint mit der Bibernell (Pimpinella) bot er das beste Mittel gegen die Pest.

„Baldrian und Bibernell
Hält die Pestilenz zur Stell'."

Die Blüten der Blume schützen gegen den Teufel und alle Unholde. Als einst jemand dem sich nahenden Teufel beherzt einen Baldrianstengel entgegenhielt, rief dieser voll Zorn:

„Seg ick nich den Bullergan (Baldrian),
Ick wull mit di hen nat plücken gan,
Dat di de Ogen in Nacken fölln stan."

In manchen Bauernwirtſchaften hat ſich bis in die Gegenwart folgender Aberglaube erhalten: Milch, welche nicht zu Butter werden will, weil ſie eben nach der Meinung der Landleute behext iſt, wird durch einen Kranz von Baldrian gegoſſen; hierdurch wird die Behexung gehoben. Nach Schambach wird beim Ausgraben der Wurzel in Mecklenburg geſungen:

„Balderjan! Moſt upeſtan,
Moſt hengan,
Moſt helpen allen Minſchenkindern
Un allen Naversrindern!“

In der Volksheilkunde wird der Baldrian beſonders als krampfſtillendes Mittel geſchätzt, und dieſes mit Recht. Die Pflanze verdankt ihren Ruf dem neapolitaniſchen Gelehrten Fabius Colanna (um 1600), der, an Epilepſie leidend, durch Anwendung derſelben Linderung ſeiner Krankheit fand und deren Gebrauch deshalb empfahl.

---

172. Das Vergißmeinnicht.

(Myosotis palustris.)

An dem murmelnden Bache finden wir das zarte Blümchen Vergißmeinnicht, und aus dem herrlichen Blau ſeiner Blüten leuchtet uns ein gelber Stern freundlich entgegen, er winkt und zieht uns gleichſam hernieder, daß wir das trauliche Pflänzchen brechen und zum ſüßen, lieben Angedenken an die blumige Wieſe mitnehmen in die enge Stube. Ja, es wohnt ein ſtiller Zauber in der Pflanze, und er wirkt auf das Gemüt eines jeden gefühlvollen Menſchen; Dichter und Sänger haben darum auch ſchon ſeit alter Zeit das Vergißmeinnicht beſungen und es als ein Sinnbild herzlicher Liebe und treuer Anhänglichkeit gefeiert. Und wie aus dem Namen hervorgeht, iſt die ſinnige Bedeutung bei allen germaniſchen Völkern verbreitet; denn die Engländer nennen das Blümchen forget-me-not, die Schweden forgaet-mig-ej, die Norweger forglemm-mig-ikke, die Dänen forget-mig-ej. Myosotis bedeutet Mauſeohr. Die vorn abgerundeten und behaarten Blätter ſehen dem Ohre einer Maus ähnlich.

Über die Entſtehung des Blümchens erzählt Wilhelm Müller folgende Sage: Lykas und Egle waren das ſchönſte Paar unter den Schäfern und Schäferinnen Arkadiens, ihre Liebe und Treue war an den Ufern des Alpheus zum Sprichwort geworden. Da rief eines Tages der ſtrenge Befehl ſeines Vaters den jungen Hirten nach der Stadt, um den Segen und die Erbſchaft eines ſterbenden Oheims zu empfangen. Egle zitterte für die Treue ihres Geliebten, weil er jetzt reicher wurde als ſie, aber noch weit mehr, weil er zum erſtenmal nach der Stadt gehen ſollte, von deren verführeriſchen Schönheiten die alten Schäfer ſo viel zu erzählen wußten. Sie wagte es aber nicht, ihm ihre

Besorgnis zu entdecken und ihn zu warnen: denn ihr Argwohn konnte ihn ja kränken. Doch als sie beim Abschied ihm die Hand reichen und ihn umarmen wollte, da quoll eine Träne aus ihrem hellblauen Auge und fiel auf das Ufergras zu ihren Füßen. Und siehe, eine Blume, mit der noch keine Schäferin sich geschmückt hatte, sproßte augenblicklich wie ein Wunder aus dem benetzten Rasen empor, und auf ihren kleinen Blättern trug sie die Augenfarbe der Weinenden. Sie pflückte die erste und gab sie schweigend ihrem Geliebten; aber Lykas verstand sie und nannte das Blümchen: Vergißmeinnicht!

Über den Ursprung des Namens weiß ein Dichter folgendes zu berichten:

„Als unser Herr einst Blumen schuf,
Und jede folgte seinem Ruf,
Und alle im bunten Gewande kamen
Und fragten, sich neigend, nach ihrem Namen,
Da benannte der Herr die tausend Gestalten,
Befahl die Namen wohl zu behalten.
Doch am Schlusse kehrte ein Blümlein zurück
Und klagte mit einer Träne im Blick:
‚Ich habe in dem großen Verein
Vergessen, Herr, den Namen mein!‘
Der Herr mit ernstem Angesicht
Zum Blümlein freundlich drohend spricht:
‚Vergiß mein nicht!‘

Das Blümlein dachte der Rede nach,
Zog sich zurück an den stillen Bach,
Sein freundlich Blau, sein heller Stern
Glänzt anspruchslos, von Menschen fern.
Wenn gute Menschen vorübergeh'n
Und dieses freundliche Blümchen seh'n,
Wenn Lieb' und Freundschaft es sinnend bricht,
Aus ihm noch die himmlische Stimme spricht:
‚Vergiß mein nicht!‘

Eine österreichische Sage, die von Platen in einem Gedichte behandelt worden ist, führt den Namen auf folgendes Begebnis zurück: Einst lustwandelten an dem Ufer der Donau in trautem Gespräch zwei Liebende. Plötzlich sah die Braut an dem äußersten Rande des Stromes eine herrliche Blume, die sie vorher noch nie bemerkt, und äußerte den Wunsch, dieselbe zu besitzen. Um denselben zu erfüllen, stieg der Bräutigam vorsichtig das steile Ufer hinab; schon hatte er die Blüten gepflückt, da löste sich ein Stein, auf dem er vor allem stand, und er stürzte hinab in die Wogen. Vergebens waren seine Anstrengungen, dem kühlen Grabe der Wellen zu entrinnen; noch einmal tauchte er empor, die Blumen krampfhaft in der Hand haltend und seiner Braut zurufend: „Vergiß mein nicht!“ dann sank er hinunter. Jammernd und klagend stand die Jungfrau am Ufer, flehentlich rang sie die Hände und rief um Hilfe.

Doch erſt nach einigen Tagen wurde die Leiche von Fiſchern gefunden und der trauernden Braut gebracht, die ſie feierlich beſtatten ließ. Den friſchen Grabhügel aber bepflanzte ſie mit den blauen Blumen und benannte ſie nach den letzten Worten ihres vielgeliebten, unglücklichen Verlobten: Vergißmeinnicht.

Nach altem Glauben ſoll das Vergißmeinnicht gleichbedeutend ſein mit jener blauen Blume, die in ſo vielen Sagen erwähnt wird. Die Sagen ſind in Einzelheiten verſchieden und ausgeſchmückt; der Hauptinhalt jedoch iſt immer derſelbe. Ein Hirt, Bauer oder Knabe findet zufällig oder erhält von einer ſchönen Jungfrau die Wunderblume. Er berührt damit den Felſen, und plötzlich ſpringt eine Tür auf, die er vorher nie geſehen; ein weites Gemach breitet ſich vor den erſtaunten Blicken aus, angefüllt mit den koſtbarſten Schätzen und ſeltenſten Kleinodien. Eine Stimme fordert den fröhlich Erſtaunten auf, von den Herrlichkeiten nach Belieben zu nehmen; doch mahnt ſie ihn auch zugleich, das Beſte nicht zu vergeſſen. Das Glückskind iſt von dem Anblick ganz berauſcht, es legt die Blume zur Seite und füllt behende alle ſeine Taſchen. Schon ſchickt es ſich zur Heimkehr an, da erſchallt noch einmal hinter dem Forteilenden die warnende Stimme: „Vergiß das Beſte nicht!“ Doch es iſt umſonſt und zu ſpät; ſchon iſt die Schwelle überſchritten, und unter lautem Krachen ſchlägt die ſchwere eiſerne Türe zu. Alles iſt im Nu verſchwunden, graue Felſen ſtarren ſtatt der Zinnen und Türme in die Luft, die Schätze und Kleinodien in den Taſchen erweiſen ſich als gewöhnliche Steine, und der Pfad in den Berg iſt nimmermehr zu finden; denn die Blume, die blaue Wunderblume, die den Felſen öffnete und all' die Herrlichkeiten hervorzauberte, befindet ſich nicht mehr im Beſitz des Menſchen, er hat ſie in treuloſer Vergeßlichkeit in der Schatzkammer zurückgelaſſen. Dieſe Naturmythe wird in folgender Weiſe gedeutet: Gott Donar, der Hirt der als Kühe dargeſtellten Wolken, welche ihre Milch, den Regen, der Erde ſpenden, öffnet mit der roten oder blauen Blume, dem Blitze, den Wolkenberg und gewinnt Zugang zum Schatze. Hinkend fährt er hinaus, wie auch der griechiſche Hephäſtos lahmt; dies deutet auf das Zucken des niederfahrenden Blitzes. Von der blauen, gelben oder roten Blitzesblume aber, die im Sommer den Wolkenberg erſchließt, um ihr den Schatz des ſegenſpendenden Regens zu entlocken, glaubte man in irdiſchen Pflanzen Abbilder zu ſehen, und zu dieſen gehören das Vergißmeinnicht und die Schlüſſelblume.

Und wie die Pflanze alle Schätze des Erdinnern erſchließt, ſo wurde ſie zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts als tiefſinniges Symbol ſogar der Inbegriff höchſter menſchlicher Sehnſucht. Das Vergißmeinnicht — denn nur dieſes lag, wenn auch nicht ausgeſprochenerweiſe, dieſer myſtiſch-romantiſchen Anſchauung zugrunde — wurde als Kultusgegenſtand idealſten Charakters in eine ſeltſame Geiſtesrichtung hineingezogen, welche die meiſten Dichter und Gebildeten jahrzehntelang beherrſchte. Es war „die blaue Blume“ der Romantik, derjenigen Richtung in unſerer deutſchen Poeſie und Literatur, welche ihr Ideal in dem von phantaſtiſchem Dämmerlichte umfloſſenen Leben

und Treiben des Mittelalters fand, welche die poetische Träumerei für die lebensfrische Wirklichkeit nahm und den reizvollen Schimmer phantasievollen Denkens für wahrhaftiges Licht hielt. Die Summe und der Inbegriff dieses Unendlichen und Ahnungsvollen, Wunderbaren und Phantastischen war die blaue Blume, nach der Heinrich v. Ofterdingens armes Herz (in dem gleichnamigen Roman von Hardenberg-Novalis) schmachtete.

An manchen Orten schenkt man dem Waldvergißmeinnicht eine ganz besondere Aufmerksamkeit. In einem Orte an der Mulde pflegt die liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer „in die Blümlein zu gehen". Die Nachmittagsschule wird freigegeben, und im milden Sonnenschein wandert die muntere Schar mit Gesang in einen nahen Wald, wo dies Vergißmeinnicht in überschwenglicher Fülle wächst. Dort angekommen, hat nach herkömmlicher Sitte erst jeder einen mächtigen Strauß zu pflücken und Mützen und Knopflöcher zu bestecken. Unter manchem frohen Spiel im Freien wird der Nachmittag verbracht, und der Abend kommt heran, ehe man an die Rückkehr denkt. Nun geht's heim, jedes Kind einen Blümleinstrauß stolz in der Hand, der zu Hause feierlich einem Wasserglase anvertraut wird. Ebenso sucht dort fast jede Familie sich einen Tag aus, an welchem alt und jung „in die Blümlein" geht, und das sind nicht zufällige, sondern herkömmliche, jährliche Ausflüge, bei denen Vater und Mutter, Kind und Magd im Grünen und blühenden Blau sich ergötzen, sich tummeln und lagern, Blumen pflücken und darin miteinander wetteifern; es wird draußen Kaffee gekocht, getrunken, Kuchen dazu gegessen, und die ganze Gesellschaft ist dabei einmal so fröhlich, wie das ganze Jahr kaum wieder. Man reinigt sich da von dem niedrigen, staubigen Erdenleben an Herz und Seele.

Zum Schluß sei noch ein abergläubischer Brauch aus Steiermark erzählt, den P. K. Rosegger berichtet, und in welchem unser Blümchen ebenfalls bezeichnende Beachtung erhalten hat. Es geschieht mitunter, daß, wenn sich ein Jüngling in ein Mädchen verliebt, er von ihr nicht lassen kann und mag um alles in der Welt. Aber manchmal kommen die Eltern und wollen die Heirat nicht, und der Jüngling muß dann wählen zwischen Entsagung und Elternfluch. Er wählt vielleicht das erstere; aber er beginnt nun zu siechen an Leib und Seele. Er müßte hinsterben in Liebesweh, wenn es nicht ein Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen. Zu diesem Zwecke geht er am Tage Johannis des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume oder sonst ein kleines Gedenken, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf, und unter dem Spruche:

„Liebe, ich hab' dich,
Lieb', ich vergrab' dich,
Vergeh' mir von Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!"

gräbt er den Gegenstand in die Erde. Ist die Liebe auf diese Art echt und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruhe. Nicht selten aber

wächst im Walde, dort, wo die Liebe begraben ist, ein **Vergißmeinnicht** empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben.

Das Vergißmeinnicht.

I.

Ich kenn' ein Blümlein zart und blau,
Es blüht so gern am klaren Quell;
Es blüht auf grüner Frühlingsau'
So freundlich und so hell.

Es blüht umrauscht von klarer Flut,
Schaut sinnig in der Wellen Spiel;
Rings kosen wohl mit frohem Mut
Der Schmetterlinge viel.

Wohl liegt der Tau in Tränen drauf,
So silbern und so klar;
Doch schaut's in Sehnsucht himmelauf,
Freut nicht sich an der Schar.

Vom Stengel strahlet Hoffnungsgrün,
Zum Trost für das bewegte Herz;
Denn Hoffnung muß in Schmerzen blüh'n,
Und Freude keimt aus Schmerz.

Oft wenn uns Trennung schmerzlich naht
Und treulos jedes Glück entschwand,
Dann blüht es still auf unserm Pfad
Als der Erinn'rung Pfand.

Wilhelmine Hensel.

II.

Freundlich glänzt an stiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle;
O, verkenn' dies Blümchen nicht!

Schimmernd wie des Äthers Bläue,
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Ist es ein Symbol der Treue,
Das zum Herzen tröstend spricht.

Wenn der Trennung Zähren fließen,
Folgsam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entsprießen,
Bittend: Ach, vergiß mein nicht!

Mild wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Augen Licht
Ruft es warnend aus der Ferne:
O vergiß, vergiß mein nicht!

C. Mächler.

III.

Es blüht ein schönes Blümchen
Auf unsrer grünen Au';
Sein Aug' ist wie der Himmel,
So heiter und so blau.
Es weiß nicht viel zu reden,
Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe,
Ist nur: Vergißmeinnicht! —

Wenn ich zwei Äuglein sehe,
So heiter und so blau,
So denk' ich an das Blümchen
Auf unsrer grünen Au'.
Da kann ich auch nicht reden,
Und nur mein Herze spricht
So bange nur, so leise,
Und nur: Vergißmeinnicht!

Hoffmann von Fallersleben.

IV.

Das Kindlein schleicht am Wiesenbach
Den Blumen nach,
Da winkt ein Blümlein himmelblau,
Beperlt von Tau.

Fünf Blättchen stehn gereiht als Stern
Um goldnen Kern.
Das Blümlein spricht zum Kind: „Ich bitt',
O nimm mich mit!

Ich bleibe dir daheim am Tiſch
Im Glaſe friſch,
Ich blühe dir allmorgens neu
In ſtiller Treu,
Mein Herz iſt fromm und ſanft mein Licht,
Vergiß mein nicht!"

Der Jüngling greift im Wandermut
Nach Stab und Hut,
Ihn zieht es fern vom Vaterhaus
Zur Welt hinaus,
Und Freund und Freund die Hand ihm bot:
„Behüt dich Gott!"
Ein Mägdlein ſtill bei Seite ſtund,
Es ſchweigt ihr Mund,
Ihr Auge ſchimmert himmelblau
Beperlt von Tau:
„Dein denk' ich alle Morgen neu
In ſtiller Treu,
Mein Herz iſt fromm und ſanft mein Licht,
Vergiß mein nicht!"

Es ſteht der Mann im Weltgewühl,
Der Tag iſt ſchwül,
Der Hammer pocht, die Räder drehn,
Die Mühlen gehn,
Zum Beten hat er wenig Zeit
In Müh' und Streit,
Zum Himmel blickt er kaum hinauf
Im Tageslauf.
Da bricht ein Fleckchen Himmelblau
Durchs Wolkengrau:
„Dir lebt ein Gott, des Lieb' und Treu
Allmorgens neu,
Drum himmelan dein Angeſicht,
Vergiß mein nicht!"

Still ſitzt der Greis im Kämmerlein
Bei Lampenſchein,
Er lieſt, es blättert leis die Hand
Im alten Band,
Und plötzlich aus dem Auge feucht
Ein Tropfen ſchleicht,
Er fand ein Blümlein welk und platt,
Verſteckt im Blatt.
Der Zeit gedenkt er ſtill und treu,
Wo's friſch und neu,
Der Hand gedenkt er tiefbewegt,
Die's eingelegt;
Das blaſſe blaue Blümlein ſpricht:
„Vergiß mein nicht!"

Karl Gerok.

173. Das Marienblümchen.

(Bellis perennis.)

Es gibt nur wenige deutſche Pflanzen, welche das Volk mit einer ſo reichen Anzahl von Namen bedacht hat wie das Marienblümchen; die große Verbreitung und das häufige Vorkommen, das unermüdliche Blühen vom erſten Strahl des Frühlings bis tief in den eiſigen Winter hinein und die niedliche, jedermann anſprechende Geſtaltung der Pflanze in Blatt und Blüte mögen wohl die Veranlaſſung hierzu geweſen ſein.

Der Name Marienblümchen gibt uns ſogleich Aufſchluß über die Entſtehung des lieblichen Blümchens und erklärt die purpurrote Färbung, welche die weißen Strahlblumen ſo häufig auf der Rückſeite zeigen. Die Legende erzählt: Maria habe im Winter zu Chriſti Geburtstag künſtliche Blumen machen wollen, und dabei ſei am ſchönſten eine mit goldener Scheibe und weißen Strahlen geraten; ſie habe ſich aber dabei in die Finger geſtochen, und von ihrem Blut ſeien einige Strahlblumen rot angelaufen. Das Chriſtkind hatte eine ſo große Freude

daran, daß es der Blume Leben verlieh, und nun blüht sie zur Freude der Kinder in der ganzen Welt von einem Schnee zum andern.

Nach dem Standort auf Gänseangern heißt die Blume Gänseblümchen; freilich, die Kinder wissen noch eine andere Erklärung hierfür, sie geben auf die Frage: „Warum heißt sie Gänseblümchen?" die Antwort: „Weil die Blume wie die Gans auf einem Bein steht."

Der Name Tausendschön besagt dasselbe wie der lateinische Bellis: eine schöne, recht schöne Blume.

Bei der Bezeichnung Masliebchen denken wir wohl zunächst an das bekannte Zupf- und Fragespiel „Er liebt mich", „er liebt mich nicht", wie es auch Goethe im Faust uns vorführt, und doch hat diese Benennung noch einen andern Grund. Man hat die Silbe „Mas" aus dem Keltischen zu erklären gesucht, wo mas so viel wie Feld bedeutet; unser Masliebchen wäre demnach eine dem Menschen liebe, auf Feldern blühende Pflanze. In einigen Gegenden treiben die Kinder mit dem Masliebchen ein besonderes Spiel, sie benutzen die Blume als Orakel. Um nämlich die Art und Weise des Empfanges von seiten der Eltern nach einem längeren Fortbleiben vom väterlichen Hause im voraus zu erfahren, sprechen sie, ein Blättchen nach dem andern abpflückend: „Schläge, Schelte, gute Worte." Solche tändelnde Fragespiele sind von jeher unter den Deutschen bei klein und groß beliebt gewesen, nur in den orakelverkündenden Blumen ist im Laufe der Zeiten ein Wechsel eingetreten. Im Mittelalter benutzte man statt des Marienblümchens zu dieser Tändelei den Grashalm mit seinen Knoten. Wir besitzen ein reizendes Gedicht von Walter von der Vogelweide: „Das Halmmessen", welches uns lebhaft an die angezogene Stelle in Goethes Faust erinnert, und in dem wir auch bereits fast dieselben Worte finden, welche in jener Dichtung Gretchen in den Mund gelegt werden. Es heißt in dem Gedichte:

„Mich hat ein Halm gemachet froh:
Er sagt, ich sollte Gnade finden.
Ich maß ein kleines Stückchen Stroh,
Wie ich zuvor es sah bei Kindern.
Nun höret zu und merket auf, ob sie es tu':
‚Sie tut, tut's nicht, sie tut, tut's nicht, sie tut.'
Wie oft ich messen mocht', stets war das Ende gut.
Das tröstet mich; doch Glaub' gehöret auch dazu."

In Frankreich heißt die Blume Silberschild, mehr noch aber Marguerite, d. i. Perlblume, weil die aufgehenden Knöspchen mit ihrem matten Weiß einer Perle ähnlich gefunden wurden. Gleich der Lilie kam sie hoch zu Ehren. Ludwig IX. setzte sie mit einer Lilie zusammen in sein Wappen als Anspielung auf den Namen seiner Gemahlin. Sein Ring war mit einem Kranze aus Lilien und Marienblumen geziert. Dieser Ring repräsentierte ihm alles, was ihm lieb und teuer war: die Religion, Frankreich und seine Gemahlin.

In der nordiſchen Mythologie iſt die Blume der Oſtara geweiht, der Göttin des Frühlings und der Auferſtehung. Aus dieſem Grunde hieß ſie auch Oſterblume. Bei dem der Oſtara zu Ehren abgehaltenen Feſtmahl war der Oſterpokal mit Marienblumen geſchmückt.

Daß eine Pflanze wie die Marienblume, die ſich eines ſo hohen, himmliſchen Urſprungs rühmen konnte, auch mit wundertätigen Kräften ausgeſtattet ſein mußte, war nach früherer Meinung ſelbſtverſtändlich. Die Blätter wurden als Salat gegeſſen und ſollten ein vorzügliches Mittel gegen die Auszehrung ſein. In einer Schrift aus damaliger Zeit, in der alles zuſammengefaßt iſt, heißt es: „Das Maslieb iſt ein gut Leber-, Milz-, Bruſt-, Wund- und Gichtkräutlein, ſo immer ſeine Wirkung tut.“

Als Kurioſum ſei noch mitgeteilt, daß im Jahre 1739 das Gänſeblümchen in Gefahr ſchwebte, bei uns zu verſchwinden. Man hielt es mit der weißen Wucherblume und Hundskamille für ein überaus ſchädliches Unkraut, und es war ein obrigkeitlicher Befehl ergangen, es nach Kräften auszurotten. Doch ſei es, daß es ſich ſchon zu allgemein verbreitet, oder daß es ſich ſchon zu feſt eingeniſtet, die Anordnung hatte keinen Erfolg.

Marienblümchen.

Es blüht ein ſchönes Blümelein,
Das wächſt auf grünen Auen,
Von innen und von außen fein,
Gar lieblich anzuſchauen,
Bald bunt, bald rot und bald ſchneeweiß
Iſt es des Lenzes frühſter Preis,
Des Herbſtes letzte Freude.

Die kleinen Kinder, die es ſeh'n,
Die klatſchen in die Hände
Und ſchmeicheln: „Gänſeblümchen ſchön!
O Tauſendſchön!“ ohn' Ende.
Sie winden es in jeden Kranz,
Sie treten drauf bei jedem Tanz —
Das ſüße Tauſendſchönchen.

Und ſiehet es ein zärtlich Herz
Auf grünem Anger prangen,
So fühlt es ſich von ſüßem Schmerz
Und ſüßer Luſt gefangen.
„Masliebchen!“ ruft es, „her zu mir!
Und lehre mich der Tugend Zier
In Freude rein bewahren!“

Und ſieht es eine fromme Frau,
Sie nennt's Marienblümchen
Und herzt es: „Schönſtes Kind der Au'
Und kleines Himmelsmühmchen!“
Und betet zu dem Sternenglanz:
„Laß mich, o Gott, im Engelkranz
So ſtill demütig ſtehen.“

So glüht das ſchöne Blümelein,
Das viele Namen träget
Und in der Demut ſtillem Schein
So hohe Wunder heget.
Du, der das Blümchen ſchön gemacht,
Nimm deine Blümlein all' in acht,
Daß ſie ſo lieblich blühen!

E. M. Arndt.

Maßliebchen.

I.

Dort, wo dein Aug' die Trift erblickt,
Wo Dolde ſchwankt und Riſpe nickt,
Der Storch, ernſt ſchreitend, oft ſich bückt,
Siehſt du ſie blühn;
Vieltauſend ſind rot-weiß geſtickt
Ins ſamtne Grün.

Sie ſitzen da ſo niedlich, wie
Dorfkinder, die am Sonntag früh
Zum Kirchgang ſind geputzt mit Müh'.
Sie warten ſtill,
Ob Sonnenſchein, ob Regen ſie
Beglücken will.

Früh, wenn der junge Tag erglüht,
Weckt ſie vom Schlaf der Lerche Lied,
Die jubelnd auf ſie niederſieht
Hoch aus dem Blau.
Froh ſchauern ſie, ganz überſprüht
Von klarem Tau.

Doch wenn der Tag die Flur verläßt,
Der müde Vogel ſucht ſein Neſt,
Kornblum' und Mohn ſich wiegt im Weſt:
Dann ſenkt zur Ruh'
Sein Köpfchen jedes und ſchließt feſt
Die Augen zu.

Viel andre küßt das Sonnenlicht,
Die ſtolzer blühn, doch holder nicht,
Die ſo beſcheiden, die ſo ſchlicht
Im Grünen ſtehn:
Was rührend uns zum Herzen ſpricht,
Macht ſie ſo ſchön.

Joh. Trojan.

II.

Ihr Sternlein weiß am grünen Rain,
Habt ihr euch ſchon erſchloſſen,
Da kaum im Märzenſonnenſchein
Der letzte Schnee zerfloſſen?
Hat man vom Glashaus euch gebracht?
Wie, oder ſeid ihr über Nacht
Vom Himmel gar gefallen?

Wir kommen nicht vom gläſern Haus,
Vom Himmel her noch minder.
Wir ſchlüpfen aus dem Boden aus,
Des Frühlings erſte Kinder,
Wir haben weiße Kräglein an,
Ein roſenrotes Säumchen dran,
Und drin ein goldnes Knöpfchen.

Gänsblümchen ſind wir, wohlbekannt
Als Einfalt von dem Lande,
Auch Margueritchen zubenannt
Und nicht von hohem Stande.
Wir brauchen keine Stubenluft,
Wir hauchen keinen Balſamduft
Wie herrliche Narziſſen.

Doch hinterm Dorf auf grünem Plan,
Wo kleine Kinder ſpielen,
Da ſehn wir gern das Spiel mit an
Auf unſern kurzen Stielen,
Und ſind wir ſelber arm und klein,
Doch freu'n wir uns im Sonnenſchein,
Wie Kinder unſres Lebens.

Karl Gerok.

---

174. Augentroſt.

(Euphrasia officinalis.)

Eine der lieblichſten Blumen, welche Spätſommer und Herbſt uns bieten, iſt der Augentroſt. Der Anblick der freundlichen Blüten wirkt herzerfreuend auf das Gemüt des Naturfreundes, und darauf weiſt der

botaniſche Name, welcher Frohſinn bedeutet. Aber noch in anderer Beziehung ſteht die Pflanze zu den Augen. Dioskorides berichtet: „Augentroſtwaſſer in die Augen getan und darumb geſtrichen macht ein hell Geſicht und hilft den Augen aller Schmertzen ab, ſtärcket und behelt das Geſicht vor allen erlittenen Krankheiten.“ Darum ließen ſich Blinde aus den Blättern des Krautes einen Aufguß auf Wein oder Bier bereiten und genoſſen ihn in der feſten Überzeugung, dadurch die Sehkraft wiederzuerhalten. Die Ärzte ſtreuten die gepulverte Pflanze in die Augen gegen den Star. In den Alpen heißt die Blume Milchdieb; die Tiroler und Schweizer glauben, daß das Vieh ſeine Milch verliere, wenn es Milchdiebkraut fräße.

In der Bedeutung der Blumen heißt es: „Wer allezeit ein Wohlgefallen hat an ſeinem Liebſten und nichts an ihm ſieht, als was ihm wohlgefällt, und dadurch Mut und Freude hat, der ſoll Augenweide tragen; denn Augenweide iſt allezeit ein luſtiges Blümel.“

„Ich kenn' ein kraut, heiſt augentroſt,
hat manches herzenlieb erloſt,
für trawren gut, mach' frewd und mut,
die Liebe tut
alle Dinge überwinden.“

Volkslied.

Augentroſt.

Tauſend Blumen auf der Heide
Glänzen jetzt und auf dem Rain,
Angetan mit buntem Kleide,
Lachen ſie im Sonnenſchein,
Von der linden Luft umkoſt.
Meine Blum' heißt Augentroſt.

Niedrig iſt ſie und beſcheiden,
Eine kleine Blume bloß,
Doch ich mag ſie lieber leiden
Als ſo manche ſtolz und groß.
Ja, ſie wuchs nun einmal ſo
Mir ans Herz und macht mich froh.

Andern mögen andre taugen,
Mir gefällt ihr ſchlichtes Blühn,
Wenn ſie wie mit Kinderaugen
Zu mir aufblickt aus dem Grün.
Ins Geſichtchen ihr zu ſehn,
Bleib' ich oft vergnüglich ſtehn.

Tau und Regen woll' erquicken
Meine Blume für und für,
Sonne freundlich auf ſie blicken —
Traute Vöglein, ſinget ihr!
Und wenn Wind und Wetter toſt,
Schütz' mir Gott den Augentroſt.

Joh. Trojan.

---

175. Die Waſſerpeſt.

(Anacharis alsinasteum oder Elodea canadensis.)

Mit den unheimlich klingenden Namen Waſſerpeſt und Waſſerhydra wird eine vor noch nicht gar langer Zeit bei uns aus Kanada

eingewanderte Waſſerpflanze bezeichnet, die bei ihrem erſten Auftreten in Europa große Befürchtungen wachrief. Den Namen Waſſerpeſt führt ſie nicht etwa deshalb, weil ſie das Waſſer verpeſtet oder ungenießbar macht, ſondern wegen der rapiden Geſchwindigkeit, mit der ſie gleich jener Krankheit ſich ausbreitet; den Namen Hydra trägt ſie, weil ſie wie eine Schlange alle ihr nahe kommenden Gegenſtände im Waſſer mit ihren blätterreichen Stengeln umklammert. Als dieſe niedliche Waſſerpflanze zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in England auftauchte, drangen fabelhaft klingende Gerüchte von dort zu uns herüber. Ein Blumenfreund, hieß es unter anderm, habe ſie in ſeinem Fiſchteiche angepflanzt; aber „nach einigen Minuten fand ſich die Lotosblume, die in dem Teiche wuchs, feſt umarmt, nach Verlauf von 35 Minuten lag ſie auf der Waſſerfläche, ein erwürgter Leichnam; nach einigen Stunden war der ganze Teich im Sturmſchritt erobert und angefüllt, alle anderen Gewächſe waren vollſtändig vernichtet. Am nächſten Tage bildete der Teich nur noch eine ſtarre, grüne Maſſe, und das Gewächs war bereits durch die Eiſenröhre, vermittelſt welcher das Becken aus dem benachbarten Kanale geſpeiſt wurde, in den letzteren gedrungen.“ Von hier hat ſich die Pflanze dann ſo ſchnell verbreitet, daß man glaubte befürchten zu müſſen, die ganze Schiffahrt werde durch dieſelbe ins Stocken geraten. Zum Glück hat ſich aber im Laufe der Zeit herausgeſtellt, daß die Waſſerpeſt trotz ihrer rapiden Vermehrung doch nicht ſo ſchlimm iſt, obgleich ſie da, wo ſie auftritt, recht ſtörend ſein kann. Im Jahre 1836 wurde ſie zuerſt in einem Teiche zu Warringtown in Irland beobachtet, obgleich niemand weiß, wie ſie von Amerika dorthin gelangt iſt. Auch zu uns auf das Feſtland iſt die Pflanze gekommen; nach dem Jahre 1860 iſt ſie wildwachſend angetroffen worden. Wahrſcheinlich iſt ſie aus den botaniſchen Gärten oder Aquarien ins Freie gelangt. Die Pflanze kommt bei uns nur in weiblichen Exemplaren vor und kann ſich daher nicht durch Samen fortpflanzen; dafür beſitzt ſie aber eine überreichliche Sproſſenbildung und eine große Zähigkeit der Lebenskraft, infolgedeſſen ſie ſich mit ſo ungewöhnlicher Schnelligkeit ausbreitet. Durch zweierlei hat nun die Natur ſelbſt dafür geſorgt, daß die Ausbreitung dieſer Pflanze keine unbeſchränkte iſt. Einmal ſiedelt ſie ſich nur in flacheren Gewäſſern an und vermeidet tiefere Flüſſe und Teiche, und zum andern gedeiht ſie nicht auf moorigem oder torfigem Boden. Jedoch iſt auch dieſe arg verpönte Pflanze nicht ohne Nutzen. Die junge Fiſchbrut gedeiht prächtig in ihrem dichten Schutze, und in dem großen Kalkgehalte liefert die Waſſerpeſt einen trefflichen Dünger. Ganz beſonders iſt aber eine Beobachtung zu erwähnen, nach welcher unſere Pflanze in geſundheitlicher Beziehung von großem Segen werden kann. Man hat nämlich in Hitzacker, wo ſeit langer Zeit Wechſelfieber und Ruhr ſtark epidemiſch herrſchten, die Beobachtung gemacht, daß die genannten Krankheiten völlig verſchwunden ſind, ſeitdem in der dortigen Gegend die Waſſerpeſt ſich angeſiedelt hat. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Krankheiten aus der Verweſung pflanzlicher Stoffe in ſtagnierenden Gewäſſern entſtehen, und daß dieſe ſchädlichen, fauligen Stoffe von der in Maſſe in den Gewäſſern

wuchernden Waſſerpeſt als Nahrung verzehrt werden. Die Pflanze wäre, wenn ſich dieſe Beobachtung beſtätigte, von einer ähnlichen heilbringenden Wirkung wie der auſtraliſche Fieberbaum (Eucalyptus).

---

176. Die Seerose.

(Nymphaea alba.)

Die Seeroſen ſind ein köſtlicher Schmuck unſerer lauſchig-ſtillen, von Schilf und Büſchen umſtandenen Waldſeen; die großen, faſt kreisrunden, auf dem blauen, klaren Waſſerſpiegel ſchwimmenden Blätter und die prachtvollen Silberhäupter der Blüten geben dem verborgenen Teiche ein phantaſtiſches Anſehen und verleihen ihm den Ausdruck eines ſchwermütigen deutſchen Naturbildes. Die Phantaſie wird unwillkürlich rege beim Blick auf den mit Waſſerroſen überblühten Weiher, und wir verſtehen die Anſchauung der Vorzeit, wonach Elfen und Nymphen ſich der Seeroſenblätter als Schiffchen bedienen, um auf denſelben bei ruhiger Luft über die klaren Fluten zu gleiten. Andere Namen der Blume ſind: Waſſerlilie, Seelilie, Schwanenblume, Nixblume, Mümmel, Mümmelken, Mummelkrone u. a. In bezug auf die letzteren Bezeichnungen heißt es in J. Grimms Mythologie: „Die Waſſerlilie wird bei uns auch genannt Waſſermännlein und Mummel, Mümmelchen = Müemel, Mühmchen, Waſſermuhme, wie im alten Lied die Meerminne ausdrücklich Morolts ‚liebe muome‘ angeredet, und noch heute in Weſtfalen ‚Watermöme‘ ein geiſterhaftes Weſen iſt.“ Mehrere von den Nixen bewohnte Seen heißen darum auch Mummelſee.

Wie Plinius berichtet, ſoll die Teichroſe aus einer Nymphe entſtanden ſein, welche aus heißer, unerwiderter Liebe zu Herkules ſtarb, weshalb die Blume auch bei den Alten Herakleios hieß. Das deutſche Volk hat zwar die Nymphenblume nicht als eine heilige Pflanze verehrt, doch iſt der deutſche Sinn von altersher von ihr angeſprochen worden. Noch manche alte Sage weiß zu erzählen von der geheimnisvollen, auch unheimlichen Macht, mit der ſie als Königin mitten im Reich der Gewäſſer waltet. Wo dieſe tief ſind, iſt ſie ja nur anzutreffen. Selten nähert ſie ſich dem Uferrande. Es iſt ihr da zu flach, nur in angemeſſener Tiefe kann ſie ſich einwurzeln und ihre mächtigen Glieder entwickeln. Darum warnt auch die alte Volksſage vor der weißen Seeroſe, und mancher ſchon, der ſich unvorſichtig doch bis zu ihr heranwagte, iſt ihr als Opfer verfallen. Denn ihre Wurzel und ihr Wurzelſtock, von dem die langgeſtielten Blätter und Blumen emporſteigen, ruhen in Schlamm eingebettet oft in jäher Untiefe; der Fuß gleitet hinein, die ſtrangartigen, zahllos heraufſteigenden Stengel verſtricken den ſchon halb Verſinkenden und halten ihn feſt, bis er erſtickt iſt. Sie iſt ſo die bezaubernde Sirene, und unter ihr wohnen das Grauen und der Tod. Nach der Meinung der Vorzeit iſt ſie auch nicht eine Blume wie andere Blumen, ſondern vielmehr eine verwandelte Seejungfrau, und wenn die

Mitternacht kommt, und der Mond scheint über die Wasser, dann tanzt und spielt sie auf der silbernen, zitternden Spiegelfläche; unter ihren Blättern aber hat sich lauernd dann der Nix versteckt und schaut ihr zu. Dieser Nix bewacht sie eifersüchtig und duldet nicht, daß jemand ihr nahe. Wer sie dann besitzen will, muß es nach dem Volksglauben gar vorsichtig anfangen. Es muß ihr erst freundlich zugesprochen sein, und mit der Hand muß man sie dann rasch brechen; doch darf ihr Stengel nicht mit einem Messer durchschnitten werden, denn sonst fließt Blut aus ihr heraus. Wer es anders anfängt, den zieht eine dunkle Gestalt in die schaurige Tiefe.

Nach Montanus wurde die Blume zu bestimmten Stunden und mit verstopften Ohren und nach bittweiser Besprechung der Pflanze abgepflückt, im Schatten gegen Norden getrocknet und als zauberkräftiges Mittel aufbewahrt. Gegen Schwindel, Krämpfe und Hautweh hing man sie an die Wand, gegenüber dem Bette der Kranken, welche durch den unverwandten Anblick derselben Heilung zu finden hofften. Im Altertum galt sie in Anlehnung an den von Plinius oben bereits erwähnten Mythus für ein Symbol der Keuschheit und für ein Mittel, dieselbe zu befördern, weshalb auch im Mittelalter den Mönchen und Nonnen der Genuß ihrer Samen und Wurzeln empfohlen wurde.

Als die Blume, nach der eine geheimnisvolle Sehnsucht jedes Wesen zieht, wenn der Mond auf sie niederscheint, hat sie in duftiger Weise E. v. Geibel besungen:

„Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen goldnen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schoß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise
Und will in Singen vergeh'n —
O Blume, weiße Blume,
Kannst du das Lied versteh'n?"

Doch leider ist das schöne Gedicht nicht naturwahr; denn wie in den weiter unten mitgeteilten Beobachtungen Linnés nachzulesen, schließt die Seerose am Abend ihre Blüte und verbirgt dieselbe während der Nacht unter dem Wasserspiegel.

Mit der größten Naturwahrheit hat dagegen Fr. v. Gaudy den Eindruck geschildert, den ein von Seerosen überblühter Waldteich bei sinkender Sonne auf den gemütvollen Beschauer macht:

„In waldesdüsterm Grunde ein stiller Weiher ruht,
Von Abendsonnenstrahlen glimmt rosigrot die Flut,
Viel breite, glänzende Blätter, die schwimmen auf dem Teich,
Und träumend schließt die Krone die Wasserrose bleich."

Lebenskräftiger als andere Wasserpflanzen und wie seelenbegabt schwimmt sie auf dem Spiegel, reckt sich im Sonnenschein immer höher empor, das Licht immer voller zu trinken. Der Professor Fechner ist

durch den Anblick gerade dieſer Pflanze zu ſeinem Glauben an ein Seelenleben der Pflanzen gekommen. Er ſagt: „Ich ſtand einſt an einem heißen Sommertage an einem Teiche und betrachtete eine Waſſerlilie, die ihre Blätter platt über das Waſſer ausgebreitet hatte und mit offener Blüte ſich im Lichte ſonnte. Wie ausnehmend wohl müßte es dieſer Pflanze ſein, dachte ich, die eben in das Waſſer untertaucht, wenn ſie von der Sonne und dem Bade etwas empfände! Und warum, fragte ich mich, ſollte es nicht? Es ſchien mir, daß die Natur wohl nicht ein Geſchöpf für ſolche Verhältniſſe ſo ſchön und ſorgſam gebaut hätte, um es bloß als Gegenſtand müßiger Betrachtung darzuſtellen, zumal tauſend Waſſerlilien verblühen, ohne daß ſie jemand betrachtet; vielmehr mutete mich der Gedanke an, ſie habe die Waſſerlilie ſo gebaut, um die vollſte Luft, die ſich aus dem Bade im Waſſer und Lichte zugleich ſchöpfen läßt, auch einem Geſchöpfe im vollſten Maße zugute kommen, von ihm recht rein durchempfinden zu laſſen. Wie lieblich erſcheint unter ſolcher Vorausſetzung das ganze Leben dieſer Blume!“

Sind in dieſer Betrachtung eines Philoſophen auch Wahrheit und Dichtung innig miteinander gemiſcht, es bleibt doch auch für den nüchternen Botaniker noch Seltſames genug von der Seeroſe zu erzählen übrig. Schon Linné beobachtete: „Die weiße Seeroſe erhebt ſich in der Morgenfrühe aus dem Waſſer, wobei ſie zugleich allmählich ihre Blume öffnet, daß um die Mittagszeit ihr Blumenſtengel an 8 cm über den Waſſerſpiegel emporgetragen iſt. Wenn der Abend hereinbricht, ſo ſchließt ſie ſich nicht nur wieder völlig, ſondern taucht auch bis unter den Waſſerſpiegel in die Flut zurück. Es beginnt ihre Blume ungefähr um vier Uhr nachmittags ſchon ſich einzuziehen und bringt die ganze Nacht unter dem Waſſer zu.“ Die Lotosblume Ägyptens und die indiſche, beide Schweſtern unſrer Seeroſe, machen es ebenſo. Dieſe geheimnisvolle Erſcheinung iſt vielleicht Veranlaſſung geworden, daß die bewegliche Phantaſie des Morgenländers ein göttliches Weſen in der Lotosblume erblickte und ſie mit religiöſer Verehrung betrachtete, ja, daß man ſie als götterverwandtes, geheimnisvolles Waſſerweſen unter dem beſonderen Schutze der Götter ſah, indem die ſinnige Religion des Inders dem Sonnengotte Wiſchnu als blühendes Symbol die Lotosblume unterſtellte. Den Sonnengott wie ſeine Blume ſah man ja in gleicher Weiſe täglich auf- und niedergehen.

„Am Ganges duftet's und leuchtet's,
Und Rieſenbäume blüh'n,
Und ſchöne, ſtille Menſchen
Vor Lotosblumen knie'n.“ H. Heine.

Zu den Seeroſen gehört auch die gewaltigſte und berühmteſte Pflanze der Gewäſſer, die unbeſtrittene Königin derſelben, Victoria regia. Sie iſt das impoſanteſte Gebilde der Blumenwelt auf Erden, mit Blättern von der Größe einer Tiſchplatte, welche oben hellgrün und auf der Unterſeite karmeſinrötlich gefärbt ſind, und Blüten auf armdicken, dornigen Stielen, deren Umfang über 1 m beträgt und deren Hunderte von Blütenblättern aus dem zarteſten Weiß in das edelſte Roſa übergehen.

Die Seerose.

Schwanenweiß der Flut entſtiegen,
In der Welle ſanftem Wiegen
Auf dem See die Roſe ſchwebt,
Die, dem Blick der Nacht verſchloſſen,
Von des Morgens Licht umfloſſen
Ihren Kelch zur Sonne hebt.
Jugendfriſch, ein Kind der Wogen,
Strahlt die Blüte, glanzumzogen.

Welkt die Flur in Mittagsgluten,
Aus der Tiefe kühlen Fluten
Saugt die Blume Lebenskraft.
Treibt der Sturm ſie auf und nieder,
Mit der Welle kehrt ſie wieder,
Weil im Grund die Wurzel ſchafft,
Bis am Abend, wonnetrunken,
Schlummernd ſie im Traum verſunken.

Gleich der Roſ' auf Wogenauen,
Nimm, o Herz, im ſel'gen Schauen
Sehnend auf das Himmelslicht!
Auf des Lebens Waſſern ſchwebe
Und vertrauend dich erhebe,
Wankt des Glaubens Stütze nicht!
Vor dem Hauch der Nacht behüte
Deines Innern zarte Blüte.

Herzog Eugen von Württemberg.

Alphabetiſches Regiſter der Pflanzennamen.

Die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.

Aaronsſtab 106.
Abthon 112.
Acer 37.
Achillea 178.
Ackerbohne 328.
Ackerkratzdiſtel 181.
Ackerquecke 378.
Ackerwinde 164.
Aconitum 306.
Actaea 84.
Adamsbaum 41.
Adebarblom 290.
Aderkraut 172.
Adlerfarn 112.
Adonis 165.
Aesculus 232.
Aglei 97.
Ahorn 37.
Aira 377.
Akazie, falſche 220.
Akelei 97.
Alant 395.
Albrauch 187.
Alchemilla 102.
Alchimiſtenkraut 103.
Allermannsharniſch 337.
Allium 335.
Alnus 374.
Alpenranke 355.
Alpenroſe 197.
Alpſtrauch 235.
Alraunwurzel 356.
Amſelblümli 241.
Anacharis 406.
Anagallis 166.
Anastatica 263.
Andorn 353.
Anemone 95.
Anethum 334.
Antirrhinum 303.
Apfelbaum 205.
Apium 333.
Aprikoſe 222.
Aquilegia 97.
Armer Leute Wetterglas 166.
Artemisia 193.
Arum 106.
Asperula 90.
Asplenium 112.
Aſter 311.
Atropa 108.
Augentroſt 405.
Avena 139.
Aurikel 94.

Bäberpappel 45.
Baldgreis 189.
Baldrian 396.
Bangenkraut 171.
Bappel 194.
Bärenlauch 337.
Bärlapp 115.
Bartnelke 292.
Baum der Hexen 224.
Beifuß 193.
Belinuntia 168.
Bellis 402.
Bergeppich 333.
Berufskraut 189.
Beſenginſter 199.
Betula 29.
Beutelſchneider 187.
Beutelſchneiderkraut 187.
Beutelſchnötterkraut 187.
Bibernelle 103.
Bienenorchis 387.
Bifot 193.
Bilſenkraut 168.
Bingelkraut 171.
Binſe 377.
Birke 29.
Birnbaum 212.
Birnbaum, eiſerner 214.
Biſamdiſtel 179.
Bitterſüß 355.
Blumenbinſe 379.
Blutauge 165.
Blutbuche 15.
Blutströpfle 165.
Bohne 328.
Bolle 337.
Böſer Heinrich 171.
Boviſt 117.
Brachdiſtel 180.
Bram 199.
Brassica 342.
Braut in Haaren 301.
Brautkraut 186.
Brennende Liebe 292.
Brenneſſel 351.
Briza 379.
Brochkraut 392.
Bromus 378.
Bryonia 355.
Buche 13.
Buchsbaum 284.
Buchweizen 145.
Buffbohne 328.
Bullkraut 392.
Buſchwindröschen 95.
Bütelbetrüger 187.
Butomus 379.
Butterblume 358.
Buxus 284.

Calendula 307.
Caltha 384.
Campanula 101.
Cannabis 152.
Capsella 187.
Cardamine 384.
Carduus 179.
Carlina 178.
Carum 156.
Castanea 233.
Centaurea 157.
Cheiranthus 296.
Chelidonium 357.
Chenopodium 171.
Chriſtblume 239.
Chriſtophskraut 84.
Chrysanthemum 184.
Cichorium 174.
Cicuta 171.
Cirsium 181.
Cochlearia 341.
Colchicum 385.
Conium 170.
Convallaria 85.
Convolvulus 164.
Cornus 221.
Corylus 69.
Crataegus 66.
Crocus 243.
Cucurbita 349.
Cupressus 237.

Dachwurz 359.
Dahlia 310.
Daphne 108.
Datura 167.
Daucus 340.
Delphinium 160.
Deutſche Sonne 310.
Dianthus 292.
Dictamnus 100.
Digitalis 110.
Dill 334.
Dipsacus 179.
Diptam 100.
Dirlitze 222.
Diſtel 178.
Dodecatheon 93.
Doderkolben 378.
Dohrt 378.
Donnerbart 359.
Donnerneſſel 351.
Donnerrebe 391.
Donnerroſe 197.

Donnerwurz 359.
Dorant 359.
Dörling 222.
Dort 378.
Dorst 378.
Doſt 104.
Doſten 104.
Drachenbaum 48. 235.
Dreiblatt 380.
Dreifaltigkeitsblümchen 260.
Drosera 391.
Düllkraut 171.
Durant 354.
Dürlitze 222.
Durd 378.
Duft 104.

Ebereſche 48.
Eberraute 193.
Eberwurz 178.
Echium 166.
Edelweiß 201.
Efeu 82.
Ehrenpreis 394.
Eibe 60.
Eiche 6.
Eiſenhut 306.
Eiſenkraut 191.
Elfenbaum 235.
Elfenblut 176.
Elfenhandſchuh 98.
Elfenrauch 187.
Elfenſchuh 97.
Eller 374.
Elme 42.
Elodea 406.
Engelsblümchen 201.
Engelſüß 112.
Enzian 98.
Eppich 333.
Erbſe 326.
Erdgerſte 385.
Erdbeere 87.
Erdrauch 186.
Erica 195.
Erigeron 189.
Erle 374.
Ervum 332.
Eryngium 180.
Erythraea 106.
Eſche 39.
Eſelpflaume 220.
Eſpe 45.
Euphrasia 405.
Ewigheu 82.

Fagus 13.
Färberwaid 154.
Färberwau 299.
Farnkraut 111.
Faſeln 330.
Faſſeln 330.
Faules Lieschen 166.
Federgras 379.
Feigwurz 385.
Felber 365.
Feldahorn 37.
Feldmohn 162.
Feldpoleich 185.
Feldritterſporn 160.
Feldröslein 165.
Feld-Thymian 184.
Fetthenne 360.
Feuerröſel 165.
Ficaria 385.
Fichte 49.
Fiſaderbläder 172.
Filices 111.
Fingerhut 110.
Fiſolen 330.
Flachs 145.
Flatterpappel 45.
Fleuchteufel 176.
Flieder 227, 233.
Fliegenorchis 387.
Flitterpappel 45.
Föhre 87.
Fragaria 87.
Frauenmantel 102.
Frauenſchuh 387.
Frauentreue 290.
Fraxinus 39.
Freier Baum 237.
Freierkraut 186.
Fricktau 392.
Friggagras 387.
Fritillaria 251.
Frowentrübli 360.
Frühlingshungerblümchen 187.
Frühlingsruhrkraut 201.
Fuchsglocke 110.
Fumaria 186.
Fungi 116.
Fürblom 162.
Fußtapfen der Weißen 173.

Galanthus 240.
Galium 187.
Gänſeblume 403.
Gartenbohne 330.
Gartenritterſporn 160.
Gauchheil 166.
Geerkraut 98.
Gefleckter Schierling 170.
Geißblatt 304.
Gelbweiglein 296.
Geldbeutel 187.
Genista 198.
Gentiana 98.
Georgine 310.
Geranium 190.
Gerſte 136.
Gerſtenpflaume 220.
Geweihtes Kraut 192.
Gichtbaum 325.
Gichtbeere 325.
Gichtroſe 296.
Gichtſtock 325.
Gideonswurz 392.
Ginſter 198.
Glechoma 391.
Glockenblume 101.
Glücksmännlein 337.
Gnaphalium 201.
Godeskrut 308.
Goldlack 296.
Goldwurz 109.
Götterhilfe 339.
Gottesgnadenkraut 191.
Gotteshand 388.
Gotteshemdchen 164.
Gotteshilfe 354.
Gottvergeß 354.
Grabblume 194.
Grangelbeere 200.
Grannbeere 200.
Gras 375.
Greiſenkraut 189.
Greiskraut 189.
Greiswurz 189.
Gretel im Buſch 302.
Grundheil 394.
Gundelrebe 391.
Gundermann 391.
Gundrebe 391.
Gürtelkraut 116.
Guter Heinrich 171.
Gutkraut 354.

Haarfarn 112.
Haſer 139.
Hagroſe 268.
Halbmenſchpflanze 356.
Hanf 152.
Hanſel am Weg 172.
Hartenaue 176.
Hartheu 176.
Hartriegel 222.
Haſelſtrauch 69.
Haſenampfer 107.
Haſenklee 107.
Hauslaub 359.
Hauslauch 359.
Heckenroſe 268.
Hedera 82.
Heidekraut 195.
Heidenkorn 145.
Heil aller Schaden 98. 394.
Heil aller Welt 394.
Heilige Pflanze 192.
Heiratswurz 387.
Helfkraut 354.
Helianthus 308.
Heliotropium 308.
Helleborus 239.
Herbſtzeitloſe 385.
Herlitze 222.
Hernſchen 222.
Herrgottsbrot 380.
Herrgottsſchuh 387.
Herzfreude 90.
Hesperis 305.
Hexenbaum 235.
Hexenkraut 356.
Hilfswurz 337.
Himmelbrand 182.
Himmelfahrtsblume 201.
Himmelsbrot 380. 385.
Himmelsſchwertel 290.
Himmelsſtengel 98.
Himmelströpfchen 96.
Hirtentäſchelkraut 187.
Hollerkenſtruk 227.
Holunder 227.
Hopfen 347.
Hordeum 136.
Hörlitze 222.
Hornſtrauch 222.
Hornungsblume 241.
Hühnertod 168.
Hülſebuſch 75.

Hummelorchis 387.
Humulus 347.
Hundsbeere 355.
Hyacinthe 244.
Hyoscyamus 168.
Hypericum 176.

Ilex 74.
Ilme 42.
Immergrün 82. 313.
Immortelle 201.
Inula 395.
Iris 290.
Irrkraut 115.
Isatis 154.
Isenkraut 191.
Isere 119.

Jageteufel 176.
Jelängerjelieber 304. 355.
Jesus-Christus-Wurzel 112.
Johannisbeere 325.
Johannisblume 184.
Johannisblut 176.
Johanniskraut 176.
Juelhalm 377.
Juglans 223.
Jungfer im Busch 301.
Jungfer im Grünen 301.
Jungfernkrone 313.
Jungfrauengras 379.
Juniperus 64.
Junoträne 191.
Jupiterbart 359.
Jupiterblume 260.

Kaddig 64.
Kaddichneſtrauch 64.
Kaiſerkrone 251.
Kandelkraut 184.
Kardendiſtel 179.
Karlsdiſtel 178.
Kartoffel 140.
Karwendel 185.
Käſepappel 195.
Kattenkrut 396.
Kattik 64.
Katzenkraut 396.
Katzenlieb 396.
Katzenwurzel 396.
Keiletenbaum 228.
Keiſeken 228.
Kellerhals 108.
Kerze 182.
Kettenblume 358.
Kiefer 58.
Kirſche 216.
Klapperblume 162.
Klapperroſe 162.
Klatſchblume 162.
Klatſchmohn 162.
Klatſchroſe 162.
Klee 380.
Knabenkraut 387.
Knickel 64.
Kniel 64.
Knirk 64.
Knoblauch 339.
Kohl 342.
Königskerze 182.
Körſchenswurz 355.
Kornblume 157.
Kornelkirſche 221.
Kranewete 64.
Kranewitt 64.
Kranewitſtaude 64.
Krannwitt 64.
Kraut 342.
Kreuzenzian 98.
Kreuzkraut 189.
Kreuzwurz 98.
Kronsbeere 200.
Küchenſchelle 95.
Kuckucksblume 387.
Kuckuckskraut 107.
Kuckucksſalat 107.
Kudlkraut 184.
Kümmel 156.
Kürbis 349.

Labkraut 187.
Lactuca 334.
Lambertsnuß 70.
Lattich 334.
Lauch 334.
Laufende Diſtel 180.
Lebensbaum 225.
Leberblume 95.
Leberkraut 91.
Lein 145.
Leontodon 358.
Leuchte, weiße 354.
Levkoje 297.
Liebesgras 379.
Lilie 285.
Lilium 109. 285.
Linde 18.
Linſe 332.
Linum 145.
Lithospermum 166.
Lockenweide 367.
Lonicera 304.
Löwenmaul 303.
Löwenzahn 358.
Lungenkraut 90.
Lycopodium 115.

Machandelbom 64.
Macholder 64.
Macholler 64.
Magdalenenroſe 267.
Magyarenbaum 221.
Maiblume 85.
Majoran 105.
Malve 194
Mandragora 356.
Männertreu 183.
Marguerite 403.
Marienblume 402.
Mariendiſtel 179.
Marienhand 388.
Marienſchuh 387.
Marientränе 387.
Marrubium 353.
Masliebchen 403.
Maßholder 37.
Matthiola 297.
Mauerraute 112.
Maulbeerbaum 236.
Meerrettich 341.
Meeßke 91.
Meiſerich 91.
Melanchthonbirne 214.
Mercurialis 171.
Meſerich 91.
Milchdieb 406.
Miſtel 76.
Modelgeer 98.
Mohn 162.
Möhre 340.
Monatsroſe 270.
Monſtranz-Fiſolen 331.
Moos 117.
Morus 236.
Möſch 91.
Möske 91.
Mugwurz 193.
Mummel 408.
Mummelkrone 408.
Mümmel 408.
Mümmelchen 408.
Mümmelken 408.
Musci 117.
Mutter Gottes Trinkbecher 164.
Mutterkraut 354.
Myosotis 397.
Myrte 281.
Myrtus 281.

Nachtſchatten 354.
Nachtviole 305.
Napoleonsweide 367.
Narciſſe 246.
Narcissus 246.
Natternkopf 166.
Nelke 292.
Neottia 387.
Neſſel 351.
Neſtwurz 387.
Nießwurz 239.
Nigella 301.
Nimmerweh 394.
Nixblume 408.
Nußpflaume 220.
Nymphaea 408.

Odinsauge 395.
Odinskopf 395.
Odolen 396.
Odoljan 396.
Orchideae 387.
Origanum 103.
Oſterblume 96.
Ottilienkraut 161.
Oxalis 107.

Paeonia 296.
Papaver 162.
Pappel 194. 372.
Paproſchkraut 115.
Pensée 260.
Perlblume 403.
Perunica 290.
Peterſilie 339.
Pfaffenröhrlein 358.
Pfingſtroſe 296.
Pflaumenbaum 220.
Pfriemenkraut 199.
Phaseolus 328.
Phragmites 378.
Picea 49.
Pimpinella 103.
Pinus 58.
Pirus 205.
Pisum 326.
Plantago 172.
Polei 184.
Polygonum 145.
Polypodium 112.

Populus 45. 372.
Preißelbeere 200.
Priesterkragen 184.
Primula 92.
Prunus 216. 220.
Pteris 112.
Pulmonaria 90.
Putenje 296.
Pyramidenpappel 372.

Quandel 184.
Queckenbom 48.
Queckholder 64.
Quendel 184.
Quercus 6.
Quickenbaum 48.
Quitschbeerbaum 48.
Quitsche 48.

Raddistel 180.
Radieschen 341.
Rainette 205.
Ramschel 337.
Raphanus 341.
Rapistrum 180.
Rasewurzel 168.
Rauschpappel 45.
Rechbaum 64.
Recholder 64.
Regenblume 307.
Reihergras 379.
Relek 178.
Relitz 178.
Rels 178.
Reseda 298.
Rettich 341.
Rhabarber 335.
Rheum 335.
Rhododendron 197.
Ribbkenblatt 172.
Ribes 325.
Ricinus 349.
Ringelblume 307.
Robinia 220.
Roggen 125.
Röhlk 178.
Rohrkolben 378.
Rölleke 178.
Rosa 261.
Rose 261.
Rose von Jericho 263.
Rosenprophet 254.
Rosmarin 299.
Rosmarinus 299.
Roßkastanie 233.
Roßpappel 199.
Rote Miere 166.
Roter Hühnerdarm 166.
Roter Steinbrech 112.
Ruhrkraut 201.
Rübe, gelbe 341.
Ruprechtskraut 191.
Rüster 43.

Saat-Wucherblume 184.
Safran 241.
Salat 334.
Salatbohne 330.
Salbei 360.
Salix 365.
Salomonssiegel 186.
Salvia 360.
Sambucus 227.
Saponaria 292.
Satansfinger 388.
Saubohne 328.
Sauerkirsche 216.
Sauerklee 107.
Saurebe 355.
Saxifraga 167.
Scabiosa 391.
Schafgarbe 178.
Schalotte 336.
Scharbockskraut 385.
Schellkraut 357.
Schierling 170.
Schilf 378.
Schindkraut 358.
Schinken 187.
Schinkenkraut 187.
Schinnkraut 358.
Schlafkraut 168.
Schlüsselblume 92.
Schmele 377.
Schmiele 377.
Schneeglöckchen 240.
Schneerose 239.
Schnittbohne 330.
Schuppenfarn 112.
Schwalbenwurz 357.
Schwämme 116.
Schwanenblume 379. 408.
Schwarzdorn 66.
Schwarzerle 374.
Schwarzpappel 372.
Schwertbohne 330.
Schwertlilie 290.
Schwindwurz 358.
Schwulstkraut 189.
Secale 125.
Seckeldieb 187.
Sedum 360.
Seelilie 408.
Seerose 408.
Seidelbast 108.
Seifenkraut 292.
Seifenwurzel 292.
Sellerie 333.
Sempervivum 359.
Senecio 189.
Sieglauch 337.
Siegmünze 354.
Siegwurz 337.
Silberpappel 372.
Silberschild 403.
Silybum 179.
Simeonswurz 195.
Sinau 102.
Sindau 102.
Singrün 313.
Sinnau 102.
Sohlenkraut 172.
Sohn vor dem Vater 385.
Solanum 140. 354.
Sommeradonisröschen 165.
Sonnenblume 308. 358.
Sonnentau 102. 392.
Sonnenwende 308.
Sorbus 48.
Spartium 198.
Spechtwurz 101.
Speerenstich 98.
Spinnenorchis 387.
Springwurz 86.
Springwurzel 101.
Stabwurz 193.
Stangenbohne 330.
Stechapfel 167.
Stecheiche 74.
Stechpalme 74.
Steenblom 201.
Steinbrech 167.
Steineppich 333.
Steinsame 166.
Steinsilge 333.
Sternleberkraut 91.
Stiefmütterchen 259.
Stinkteufel 355.
Storchblume 290.
Storchschnabel 190.
Strauchkohl 342.
Studentennelke 292.
Sumpfdotterblume 284.
Sumpfeppich 333.
Syringa 233.

Tanne 49.
Taschendieb 187.
Täschlikraut 187.
Tatarenseife 292.
Taterkorn 145.
Täuberle im Nest 306.
Taurant 354.
Tauschüsseli 102.
Tausendgüldenkraut 106.
Tausendschön 402.
Taxus 60.
Teichrose 408.
Teufelsabbiß 391.
Teufelsauge 168.
Teufelshand 388.
Teufelspeterling 171.
Thorhelm 306.
Thorhut 306.
Tränen der Frigga 392.
Tränen der Isis 191.
Tränen der Maria 392.
Tränenweide 367.
Thrudenbeutel 117.
Thuja 225.
Thymus 184.
Tilia 18.
Tollkirsche 108.
Tollkörsel 171.
Tollkraut 168.
Tort 378.
Totenblätter 313.
Totenblume 307.
Totenblümli 313.
Totenkopf von Urach 387.
Totenkraut 313.
Totenmyrte 313.
Totenviole 313.
Traubenkirsche 235.
Trauerweide 366.
Trespe 378.
Trifolium 380.
Tripmadame 360.
Triticum 133.
Tulipa 248.
Tulpe 248.

Tintenbaum 149.
Tintenstein 145.
Tirpel 217.
Typha 378.
Tirtelm 396.

Ulme 42.
Ulmus 42.
Unholdenbaum 250.
Unholdenkerze 182.
Unruh 189.
Unserer lieben Frauen Bettstroh 188.
Unserer lieben Frauen Händlein 398.
Unserer lieben Frauen Handschuh 97.
Unserer lieben Frauen Zähre 387.
Urtica 351.

Vaccinium 200.
Valeriana 396.
Veilchen 253.
Velandsurt 396.
Venusader 191.
Venusschuh 387.
Venuswagen 306.
Verbascum 182.
Verbena 191.
Verfrauenkraut 351.
Veronica 394.
Viola 328.
Vitex 313.
Viola 253.
Viscum 75.
Vitis 314.
Vogelbeere 48.
Vogelsalterich 172.
Vogelnest 340.

Wachholder 64.
Wachsmädchenhaar 379.
Waldmeister 90.
Walderbeere 109.
Walnußbaum 223.
Wandelbare 288.
Warzenkraut 358.
Weichkraut 292.
Waßerhydra 408.
Waßerlilie 405.
Waßermännlein 408.
Waßerpest 406.
Wegblätter 172.
Wegebreit 172.
Wegerich 172.
Wegewarte 174.
Weide 254.
Weidenn 172.
Weichsel 217.
Weide 365.
Wenkraut 116.
Werrlied 314.
Wetzdorn 66.
Weiße Lerchre 354.
Weißes Mädchen 184.
Weizen 133.
Welschnadele 387.
Wendewurz 239.
Werrnut 193.
Wetterhahn 107.
Wetterröslein 195.
Wevedeln 65.
Wemmusfieber 59.
Wiederthon 112.
Wiesenkraut 194.
Wiesenklee 380.
Wiesenschaumkraut 384.
Winde 164.
Windsdock 180.
Wintergrün 82.
Wodanshaupt 395.
Wohlgemut 105.
Woldmeester 91.
Wolfskraut 306.
Wolfswurz 306.
Wollkraut 183.
Wunderblume 184.
Wundbaum 40.
Wunderbaum 349.
Wurzkraut 192.
Würzelrose 72.
Würzelsesame 113.
Würzkraut 105.
Würzrich 171.

Zahnwurzelle 296.
Zauberpflanze der Circe 356.
Zauberwurzel 356.
Zaunrübe 355.
Zehrwurz 107.
Zeigwurz 107.
Zeitlose 385.
Zellernuß 70.
Ziegenmelkkraut 168.
Zittergras 379.
Zitterpappel 45.
Zuckerbrot 380.
Zuckerbrötli 380.
Zwergbohne 330.
Zwetsche 220.
Zwiebel 337.
Zwiesel 217.
Zwölfgötterblume 93.
Zypreße 237.

Druck der Engelhard-Reyherschen Hofbuchdruckerei in Gotha.

THE BORROWER WILL BE CHARGED THE COST OF OVERDUE NOTIFICATION IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

BOOK DUE WID
683-7045
NOV 12 1979
CANCELLED
FEB 2 1980

NOV 6 '79
OVERDUE
JUL 5 1985
1465689
CANCELLED
FEB 2 1980

DNOF 2-18-85
DNOF 2/20/85

25228.34.1.4
Unsere Pflanzen nach ihren deutsche
Widener Library 003522179
3 2044 089 049 936